Princeton University Library
32101 064061490

Google

912
.47
5. No. 1-5

Library of

Princeton University.

# Heidelbergische

# Jahrbücher

der

# Litteratur.

---

Fünfter Jahrgang.

Erstes Heft. Januar.

---

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1812.

No. 1. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der juristischen Encyklopädie vom Professor Ritter Hugo in Göttingen. Vierter, größtentheils neu ausgearbeiteter Versuch. Berlin, bey A. Mylius. 1811. 339 S. in kl. 8.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus. Erster Band, welcher als allgemeine Einleitung die juristische Encyklopädie enthält.

Bey der Anzeige der vorliegenden vierten Ausgabe der Hugoischen Encyklopädie wird es hauptsächlich darauf ankommen, dasjenige genau anzugeben, wodurch sie sich von den vorigen Ausgaben unterscheidet. Und deshalb wird es nöthig seyn, an die Eigenthümlichkeiten dieser Ausgaben zu erinnern.

Schon früher, als die erste Ausgabe erschien, erklärte der Verf. (im civil. Magaz. Th. I. S. 384 bis 390): Sein Collegium über juristische Encyklopädie solle gar nichts bloß gelehrtes oder antiquarisches enthalten; sondern vorläufige Notizen über jeden Theil der damals anwendbaren Rechtsgelehrsamkeit, von den Büchern, woraus er geschöpft werden müsse, von den wichtigsten Begriffen und Sätzen, woraus er bestehe, und von der Ordnung und Art, ihn zu studiren; also mehr, als die Pütterische Encyklopädie (welche sich nicht auf eine genaue Angabe des Inhals eines jeden Theils der Jurisprudenz einläßt, mithin blos eine äußere Encyklopädie ist); aber weniger als die Reitenetterische (welche die äußere und innere Geschichte des Rechts mitnimmt; also bey jedem Theile desselben auch seine Alterthümer vorträgt, und zeigt, wie aus dem ehemaligen Zustande der (damals) neueste sich gebildet hatte); denn er (der Verf.) sey überzeugt, daß bey der damaligen Lage der gelehrten Erziehung für den bey weitem größten Theil der Lernenden auf Universitäten der Anfang nicht mit dem Gelehrten, sondern mit dem Praktischen; nicht mit den Beweisen, sondern mit den Sätzen gemacht werden



779886
(RECAP)

müſſe. — Dieſe Ideen liegen bey der erſten Ausgabe zum Grunde, die im J. 1792 erſchien. Sie geht alle, oder doch die meiſten Theile der damals geltenden Rechtsgelehrſamkeit durch, und gibt bey jedem (wie auch auf ihrem Titel ausdrücklich geſagt iſt) die Quellen, die Anfangsgründe und die Lehrarten an. Innere Rechtsgeſchichte kommt in ihr gar nicht vor, und von der äußern nur etwas über die damals in Deutſchland geltenden Rechtsquellen. — Sie enthält, außer einer ſehr kurzen Einleitung (über Encyklopädie und Jurisprudenz), drey Theile: 1) Jus publicum, 2) Privatrecht, und 3) Vorleſungen, welche dem Staats- und Privatrechte gemeinſchaftlich ſind), und zwey Anhänge (über: 1) nicht juriſtiſche Collegien, und 2) die Art zu ſtudiren überhaupt). — Der erſte Theil (das Jus publicum) beſteht aus ſechs Büchern, welche überſchrieben ſind: 1) Eigentliches Staatsrecht, 2) Kirchenrecht, 3) Reichsprozeß, 4) Cameral- und Polizeyrecht, 5) Criminalrecht, und 6) Europäiſches Völkerrecht. — Jedes dieſer ſechs Bücher hat, zufolge des angegebnen Plans, die drey Abſchnitte: Quellen, Syſtem und Methode. Bey den Syſtemen des Kirchenrechts, des Reichsprozeſſes, des Criminalrechts und des Völkerrechts liegen die Lehrbücher von G. L. Böhmer, Pütter, G. J. F. Meiſter, und Martens zum Grunde; doch wird man wohl nicht ſagen können, der Verf. habe hier bloß Auszüge dieſer Lehrbücher geliefert. Das Syſtem des Staatsrechts, ſo wie das des Cameral- und Polizeyrechts, rührt ohne Zweifel ganz vom Verf. her. — Im dritten Buch (mit der Rubrik: Reichsprozeß) iſt hauptſächlich, wie eben auch dieſe Rubrik erwarten läßt, nur vom Reichsjuſtizweſen die Rede; der Verf. glaubte (vergl. §. 116.), es ſey genug, dieſes ausführlich abzuhandeln, weil das Landesjuſtizweſen ſo mannigfaltig ſey, und meiſt nur in dem übereinſtimme, worin es ſich nach dem Rechsjuſtizweſen gebildet habe. Am Ende dieſes dritten Buchs iſt indeſſen doch noch etwas über die Gerichte in den Territorien geſagt, und im dritten Abſchnitt des Privatrechts (der in dieſer Ausgabe die Rubrik: „Prozeß“ hat) ſind die Lehren von der Selbſthülfe, von der Transaction, vom Compromiß, vom Richter, von den ſtreitenden Theilen, von den Rechtsmitteln und von den prozeſſualiſchen

Handlungen wenigstens berührt. — Der zweyte Theil (das Privatrecht) handelt wieder zuerst von den Quellen des damals (1792) in Deutschland geltenden Privatrechts. Dann folgt ein System dieses Rechts, welches aus Sätzen des Römischen, Canonischen und Deutschen, auch des Lehnrechts zusammengesetzt, und in die drey Abschnitte: Personenrecht, Sachenrecht und Prozeß abgetheilt ist. — Das Sachenrecht begreift in dieser Ausgabe noch das Jus in rem und die Obligationen. Und in Rücksicht des Prozesses ist (§. 229) bemerkt: In dem ihm gewidmeten Abschnitte solle von der gerichtlichen Verfolgung der Rechte (auch die außergerichtliche kommt, wie schon bemerkt ist, vor) so weit die Rede seyn, als dieß nicht zur Justizverfassung gehöre; es sey aber an sich sehr zweifelhaft, ob der Ausdruck: Jus actionum, wie dieß gewöhnlich geschehe, durch Prozeß übersetzt werden dürfe. In dem letzten Abschnitte des Privatrechts (Methode) werden die Collegien, in welchen damals das in Deutschland geltende Privatrecht vorgetragen wurde, einzeln durchgegangen; namentlich die Institutionen und Pandecten, die Römischen Antiquitäten und die Geschichte des Römischen Rechts, der Cursus des Verf., die Collegien über das Deutsche Recht, über das Lehnrecht und über den Prozeß. Bey jedem dieser Collegien sind die Materien, welche in ihm vorkommen, mehr oder weniger weitläuftig angegeben; am weitläuftigsten ist der dem Lehnrechte gewidmete Abschnitt, der einen Auszug aus den Böhmerischen principiis jur. feudalis enthält. — Im dritten Theile (Vorlesungen, welche dem Staats- und Privatrechte gemeinschaftlich sind) ist sehr kurz die Rede von der Geschichte aller in Deutschland geltenden Rechte, von der juristischen Hermeneutik, von der juristischen Literärgeschichte, von der juristischen Encyklopädie (remissive) und von den praktischen Collegien.

Die zweyte Ausgabe, von welcher aber nur die ersten sechs Bogen abgedruckt wurden, ist ganz von neuem ausgearbeitet, und hat mit der ersten fast gar keine Aehnlichkeit (vergl. die Umschläge der zweyten und dritten Ausgabe, und die Vorrede der vierten). Sie unterscheidet sich von ihr besonders in folgenden theils mehr, theils weniger wesentlichen Puncten: 1) auf die Einleitung folgt nicht, wie in der ersten Ausgabe, das Jus publicum (welches in dieser und den fol-

Forrestal ANNEX

genden Ausgaben öffentliches Recht heißt), ſondern gleich das Privatrecht. Die Gründe, welche den Verf. zu dieſer, wohl weniger bedeutenden Aenderung bewogen, ſind im §. 23 angegeben. 2) Auf das Privatrecht ſollte das öffentliche Recht folgen; es erſchien aber wegen der damaligen Lage des Deutſchen Reichs überall nicht; und ſo bricht denn dieſe Ausgabe mit dem Privatrechte ab. 3) Die Einleitung iſt hier viel weitläuftiger, als in der erſten Ausgabe. Ihr Inhalt läßt ſich etwa unter folgende (gröſtentheils vom Verf. ſelbſt bey der vierten Ausgabe gebrauchten) Rubriken bringen: Encyklopädie überhaupt; Begriff, Theile, Quellen, Studium des Rechts; Seiten dieſes Studiums (die dogmatiſche, philoſophiſche und hiſtoriſche); juriſtiſche Collegien im allgemeinen und inſonderheit juriſtiſche Encyklopädie. — Die Theile des Rechts ſind hier (§. 5) ſo angegeben: a) Privatrecht, b) Oeffentliches Recht: α) Staatsrecht, β) Regierungsrecht: aa) Kirchenrecht, bb) Juſtizrecht, cc) Cameral- und Polizeyrecht, und dd) Criminalrecht. — Das Völkerrecht (dem in der erſten Ausgabe ein eigner Abſchnitt gewidmet iſt) iſt nicht genannt, und in der Note iſt geſagt: warum dieß nicht geſchehen ſey, werde in der Folge deutlich werden. Wahrſcheinlich wollte ſich der Verf. hierüber in dem Theile des Buchs, der nicht erſchienen iſt, weiter erklären. 4) Beym Privatrechte iſt ganz gegen die ältern, vorhin angegebenen Ideen des Verf. auch die Geſchichte des Römiſchen und Deutſchen Privatrechts mitgenommen; und zwar nicht bloß die äußere, ſondern auch die innere (vergl. §. 43 Note in der vierten Ausg.). Zum Grunde liegt die Geſchichte des Deutſchen Rechts; und in dieſe iſt da, wo bemerkt wird, daß man (im Mittelalter) auch in Deutſchland angefangen habe, über das Römiſche Recht nach der Juſtinianiſchen Compilation zu leſen, die Geſchichte des Römiſchen Rechts eingeſchoben. — Ueber die Gründe, aus denen der Verf. in den Plan dieſer Ausgabe auch die Rechtsgeſchichte aufgenommen hat, hat er ſich, ſo viel Rec. bemerkt hat, nirgends ausdrücklich erklärt; man ſieht aber aus zwey Stellen dieſer Ausgabe, daß der Verf., als er ſie beſorgte, über die Zeit, zu welcher die Rechtsgeſchichte getrieben werden könne, nicht ganz mehr ſo dachte, als anfangs. Er bemerkt nämlich

erſtlich in der Einleitung (§. 17. — vergl. Ausg. 3 §. 19 u. Ausg. 4 §. 38), wo er von den drey, bereits angegebnen Seiten der Jurisprudenz redet: die Gründe für die gewöhnliche Meinung, der philoſophiſche und hiſtoriſche Theil der Jurisprudenz müſſe vor dem dogmatiſchen getrieben werden, ſeyen zwar nicht ſo ſtark, als für die umgekehrte Ordnung; aber wenn es ſich fände, daß die Studirenden beym Anfange ihres Curſus noch am meiſten Eifer für gelehrte Unterſuchungen hätten; ſo würde dieß freylich entſcheiden, daß das Aufſchieben des philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studiums beynahe eben ſo *viel* ſey, als das gänzliche Weglaſſen deſſelben, und dieß ſey ſicher das allerſchlimmſte. Und im Abſchnitte von der Methode beym Studium des Privatrechts (§. 124), wo er von der Zeit redet, zu welcher das eigne Collegium über die Rechtsgeſchichte gehört werden könne, ſagt er: „Ich habe dieſes Collegium“ (die Rechtsgeſchichte) „Jahre lang allen denen abgerathen, welche noch nichts vom Römiſchen Recht gehört hatten. Nun bin ich andrer Meinung; ich glaube, daß man es völlig eben ſo gut im erſten halben Jahre hören kann, als die Heineccius'ſchen Inſtitutionen, daß es oft ſehr wohl gethan iſt, mit dieſer Rechtsgeſchichte anzufangen, weil man beym Anfange des akademiſchen Studiums oft noch am meiſten Sinn für das Gelehrte hat,“ u. ſ. w. — Dieſe letztre Stelle iſt zwar in den beyden folgenden Ausgaben (Ausg. 3 §. 149 u. Ausg. 4 §. 202) gar ſehr modificirt, oder vielmehr zurückgenommen; aber dennoch kommt, wie gleich weiter bemerkt werden wird, auch in dieſen beyden Ausgaben Rechtsgeſchichte, und zwar ſehr viel Rechtsgeſchichte vor. — 5) Der Abſchnitt von den Quellen des Privatrechts iſt im Ganzen viel reichhaltiger, als in der erſten Ausgabe. Die Quellen ſind hier nun nicht mehr bloß beſchrieben, ſondern es iſt auch, zum Theil wenigſtens, von den Ausgaben derſelben und von den Commentaren über ſie die Rede. — 6) Das Syſtem des Privatrechts hat nicht mehr die Abſchnitte: Perſonenrecht, Sachenrecht und Prozeß; ſondern dieſe: Perſonenrecht, Sachenrecht und Recht der Forderungen. Das Sachenrecht handelt bloß von den juribus in rem, und am Ende des Rechts der Forderungen iſt die Rede von der Verfolgung der Forderungen

durch außergerichtliche und gerichtliche Mittel, wo vier Puncte: a) Perſonen; der Richter, die Partenen u. ſ. w.; b) Zeitbeſtimmungen: Verjährung, Ferien, Friſten; c) die einzelnen Auftritte im Prozeſſe; und d) die beſondern Arten des Verfahrens kurz berührt werden. — Uebrigens iſt in dieſes Syſtem mancher Satz aufgenommen, der in der erſtern Ausgabe fehlt; dagegen iſt aber auch ſehr vieles Detail weggelaſſen. — 7) Beydes iſt auch der Fall beym letzten Abſchnitte von der Methode beym Studium des Privatrechts, wo insonderheit der Auszug aus dem Böhmeriſchen Lehnrecht weggeblieben iſt.

Bey der dritten Ausgabe, welche, wie die zweyte unvollendet blieb, und, wie dieſe, bloß die Einleitung und das Privatrecht enthält, liegt im Ganzen dieſe zweyte Ausgabe zum Grunde; aber ſie iſt keinesweges ein bloß hier und da veränderter Abdruck der zweyten, ſondern, wie der Verf. mit Recht auf ihrem Umſchlage ſagt, größtentheils (und zwar mit bedeutenden Veränderungen, vergl. die Vorrede zur vierten Ausgabe) neu ausgearbeitet. — Aus der Einleitung, welche mehrere weitere Ausführungen deſſen enthält, was in der zweyten Ausgabe ſteht, iſt beſonders die veränderte Eintheilung des Regierungsrechtes zu bemerken. Der Verf. nimmt nämlich hier folgende ſechs Theile dieſes Rechtes an: 1) Das Kirchenrecht; 2) das (in der zweyten Ausgabe, wie ſchon bemerkt iſt, ganz übergangene) Völkerrecht; 3) das Juſtizrecht oder Prozeßrecht; 4) das Criminalrecht; 5) das Cameralrecht; 6) das Polizeyrecht: und erklärt dieſe Eintheilung auf folgende Art: Das Regierungsrecht beſchäftigt ſich mit den Staatsanſtalten in Anſehung: 1) der Menſchen im Staate (das Kirchenrecht); 2) des Territoriums (das Völkerrecht [beſtimmter: die Militärverfaſſung und die auswärtigen Angelegenheiten, womit das Völkerrecht zu thun hat], in ſofern es etwas juriſtiſches iſt, das heißt, in ſofern jeder Staat dafür ſorgt, daß ſeine eignen Mitglieder es nicht verletzen); 3) des rechtlichen Zuſtandes dieſer Menſchen in dieſem Territorium (das Juſtizrecht oder Prozeßrecht). Bey dieſem Juſtizrecht kommen vor Ausnahmen von den allgemeinen Regeln bey gewiſſen a) Perſonen (das Criminalrecht); b) Sachen (das Cameralrecht); c) Handlungen (das Polizeyrecht). — Die Geſchichte des

Deutſchen Privatrechts iſt hier ganz neu und viel weitläuftiger ausgearbeitet, als in der zweyten Ausgabe, und zuerſt in Perioden, und zwar in drey Perioden abgetheilt, von denen die erſte bis auf die Völkerwanderung geht, die zweyte das Mittelalter, bis auf Max I., und die dritte die drey letzten Jahrhunderte umfaßt. — In die zweyte Periode iſt die Geſchichte des Römiſchen Rechts eingeſchoben, und auch dieſe iſt in Perioden getheilt, und zwar in diejenigen, welche in der Rechtsgeſchichte des Verf. angenommen und aus ihr bekannt ſind. — Eben ſo wie die Geſchichte iſt auch der Abſchnitt von den Quellen des Privatrechts neu gearbeitet, und faſt durchgängig ſehr vermehrt. — Das Syſtem hingegen iſt nur an wenigen Stellen geändert. Die wichtigſte Aenderung iſt wohl die, daß am Ende des Abſchnittes vom Recht der Forderungen nicht mehr die Lehre von den außergerichtlichen Mitteln, ſein Recht zu verfolgen, und die Lehre vom Prozeß, ſondern bloß die Lehre von den Actionen vorkommt. Zu vergleichen iſt hierbey der §. 78. dieſer Ausgabe, wo es heißt; „die wichtigſten Lehren des Prozeſſes ſind gar kein Theil des Privatrechts, wenn gleich die Theorie von den Actionen noch mit in den dritten Theil (des Privatrechts, d. i. ins Recht der Forderungen) kommt.“ — Im Abſchnitte von der Methode iſt mehreres geändert und zugeſetzt.

In der vierten, hier hauptſächlich anzuzeigenden Auflage iſt der bey der zweyten und dritten befolgte Plan zum erſten mal vollſtändig ausgeführt. Sie enthält, außer der Einleitung, zwey Theile, von denen der erſte dem Privatrechte, der andre dem öffentlichen Rechte gewidmet iſt, und einen Anhang von den Vorkenntniſſen und Hülfswiſſenſchaften. — Bey der Einleitung und bey dem Privatrechte liegt die dritte, und alſo mittelbar auch die zweyte Ausgabe zum Grunde; das öffentliche Recht iſt nebſt dem Anhange ganz neu ausgearbeitet, und umfaßt das Staatsrecht und die ſechs Theile des Regierungsrechts, welche in der dritten Ausgabe vom Verf. angenommen und bey ihr bereits angegeben ſind. — Das Privatrecht, das Staatsrecht, und jeder Theil des Regierungsrechtes hat die vier Abſchnitte: Geſchichte, Quellen, Syſtem und Methode, und jeder dieſer vier Abſchnitte hat

hier (anders als in der zweyten und dritten Ausgabe, wo beym Privatrechte die erſten beyden Abſchnitte unter der gemeinſchaftlichen Rubrik: „Geſchichte und Quellen“ vereinigt ſind) ſeine eigne Rubrik erhalten, damit nicht (vergl. §. 43 Note) das Mißverſtändniß eintrete, als ſey die Geſchichte bloß eine Geſchichte der Quellen, da ſie doch auch eine Geſchichte der Lehren iſt. — Jeder derjenigen Abſchnitte, in welchen von der Methode die Rede iſt, nimmt auf die Dogmatik, Philoſophie und Geſchichte derjenigen Wiſſenſchaften, welcher er angehört, Rückſicht; wie dieß beym Privatrechte in der zweyten und dritten Ausgabe ſchon der Fall war.

Die Einleitung hat mehrere Zuſätze erhalten. — Im erſten Theile (im Privatrechte) ſind bey der Geſchichte des Deutſchen Privatrechts zwar die drey Perioden, welche in der dritten Ausgabe angenommen ſind, beybehalten worden; die dritte Periode iſt aber mit dem Jahre 1807 (Einfluß der Franzöſiſchen Revolution) geſchloſſen; und aus der neueſten auf dieſes Jahr (1807) folgenden Zeit iſt eine vierte Periode (die Zeit der [Deutſchen?] Revolution) gemacht, in welche die Geſchichte des Franzöſiſchen Rechts eben ſo, wie in die zweyte Periode die des Römiſchen, eingeſchoben iſt. In den erſten beyden Perioden iſt wenig zugeſetzt; die dritte iſt nebſt der vierten neu ausgearbeitet. Die Geſchichte des Franzöſiſchen Rechts iſt in die drey auch von den Franzoſen angenommenen Perioden eingetheilt, von denen die erſte bis auf die Franzöſiſche Revolution, und die zweyte bis auf Napoleons Conſulat geht. — Die übrigen Abſchnitte des Privatrechts (Quellen, Syſtem und Methode) ſind faſt ganz gleichlautend mit der dritten Ausgabe; doch haben ſie alle mehr oder weniger Zuſätze erhalten. Im Abſchnitte von den Quellen und im Syſteme betreffen die meiſten derſelben den Code Napoleon und ſeine Lehren und Sätze, von denen im Syſteme, wie ſich erwarten läßt, am meiſten im Perſonenrechte und am wenigſten im Rechte der Forderungen die Rede iſt.

Der zweyte Theil des Buchs (das öffentliche Recht) iſt im allgemeinen vom Jus publicum der erſten Ausgabe beſonders darin verſchieden: 1) bey jeder hier abgehandelten Wiſſenſchaft iſt, nach dem bereits angegebnen Plane, die Geſchichte

derſelben hinzugekommen. 2) Die Syſteme aller dieſer Wiſſenſchaften ſind vom Verf. nach eignen Planen bearbeitet; wenigſtens ſind bey den Wiſſenſchaften, bey welchen der Verf. in der erſten Ausgabe die Ordnung fremder Lehrbücher befolgt hatte, dieſe Lehrbücher nicht mehr zum Grunde gelegt. Aber dieſe beyden Unterſchiede ſind bey weitem nicht das Einzige, wodurch ſich in dieſem zweyten Theile die vierte Ausgabe von der erſten unterſcheidet; ſie hat auch im Einzelnen mit ihr nur wenig gemein. — Im Staatsrechte iſt im erſten Abſchnitte die Geſchichte des Deutſchen Staatsrechts erzählt. Sie iſt abgetheilt in drey Perioden, deren Gränzen der Vertrag zu Verdün und die Auflöſung der Deutſchen Reichsverfaſſung ſind. An die dritte Periode iſt eine ganz kurze Geſchichte der neueſten Franzöſiſchen Verfaſſung angehängt. In der zweyten Periode kommen natürlich die Hauptſätze des Staatsrechts vor, welches bis 1806 in Deutſchland galt. Von dieſem iſt in den beyden folgenden Abſchnitten (Quellen und Syſtem), wenigſtens abſichtlich, nicht weiter die Rede; denn in dieſen beyden Abſchnitten ſind zunächſt nur die Quellen und die Hauptſätze des Staatsrechtes der ſouverainen (Rhein.) Bundesſtaaten und des Bundes ſelbſt angegeben. Im letzten Abſchnitte iſt dagegen auch etwas geſagt über die Methode, welche man beym Deutſchen Staatsrechte vor dem Jahr 1806 befolgte. — Im Kirchenrechte iſt in allen Abſchnitten auch auf die Juden Rückſicht genommen. Die Geſchichte iſt in zwey Perioden abgetheilt, die durch die Reformation geſchieden ſind. Im Syſteme kommen zuerſt die drey Punkte: katholiſche Kirche, proteſtantiſche Kirchen und Juden vor; dann iſt noch vom Cultus und von den Schulen die Rede. — Im Völkerrechte (welches im §. 11, aber nicht bey §. 323 rubricirt iſt: Militair- und Völkerrecht) gibt die ſehr kurze Geſchichte die verſchiedenen Kriegsanſtalten an, welche ſeit den älteſten Zeiten in Deutſchland auf einander folgten, und erinnert an die Gelegenheiten, bey welchen, und an die Regeln, nach welchen man dieſe gebrauchte. Das Syſtem dieſes Rechts iſt ganz nach dem Syſteme angeordnet, welches der Verf. beym Privatrechte befolgt. Zuerſt iſt (im Perſonenrechte) von den Europäiſchen Staaten, ihren Arten, ihrer Entſtehung, ihren gegenſeitigen Verhältniſſen u. ſ. w. die Rede;

dann wird (im Sachenrecht) gehandelt von den Sachen, an welchen ein Volk Rechte haben kann, inſonderheit vom Territorium, vom Eigenthum (der Völker), von den Servituten des Völkerrechts, vom Pfandrechte unter Völkern; vom Einfluſſe der Familienverhältniſſe auf das Eigenthum unter Völkern; von der Succeſſion in einem Staate, in ſofern ſie Gegenſtand des Völkerrechts ſeyn kann; und zuletzt kommen (im Rechte der Forderungen) die Forderungen vor, welche aus Verträgen, aus widerrechtlichen Beſchädigungen und in andern (vermiſchten) Fällen entſtehen, ſo wie die Mittel, durch welche die Rechte des Völkerrechts verfolgt werden, namentlich ſchriftliche Aufſätze, Geſandte, Retorſion, Repreſſalien und Krieg. — Im Juſtizrechte, welches hier an die Stelle des Reichsproceſſes in der erſten Ausgabe getreten iſt, iſt zuerſt eine Geſchichte des Juſtizweſens in Deutſchland erzählt, die mit den Preußiſchen Juſtizreformen und mit dem Weſtphäliſchen Code de proc. civ. ſchließt. Auf dieſen iſt auch in den drey übrigen Abſchnitten des Juſtizrechtes (Quellen, Syſtem und Methode) Rückſicht genommen; obgleich das bisherige Recht hier die Grundlage macht. — In der Geſchichte des Criminalrechts wird zuerſt das ältere Deutſche und das Römiſche Criminalrecht charakteriſirt; dann folgen die Inquiſitionen des Canoniſchen Rechts, die Carolina, Carpzov, Montesquieu, Beccaria, Voltaire und die Deutſchen empfindſamen und ſtrengen Criminaliſten; den Beſchluß macht das Criminalverfahren in Weſtphalen, welches auch im zweyten und dritten Abſchnitte (Quellen und Syſtem) berückſichtigt iſt. Uebrigens wird im Syſteme vom Verfahren zuerſt und am weitläuftigſten gehandelt; über die einzelnen Verbrechen und Strafen iſt zuletzt nur wenig geſagt. — Eben ſo ſind die beyden letzten Theile des Regierungsrechts, nämlich das Cameral- oder Finanzrecht und das Polizeyrecht (welche hier getrennt, nicht, wie in der erſten Ausgabe, unter Eine Rubrik gebracht ſind) ſehr kurz abgehandelt. Im Syſteme von jenem kommen vor die landesherrlichen Domainen, die Abgaben und die Regale: Zölle, Münzen, Poſten u. ſ. w., und im Syſtem von dieſem iſt nur die Rede von der Eintheilung der Menſchen nach verſchiedenen Ständen (Adel, Honoratioren, Kaufleute, Künſtler u. ſ. w.), von den

Anſtalten zur Erleichterung des Handels und von denen gegen das Verarmen, zu welchen aber hier gar mancherley gerechnet iſt.

Im Anhange (von den Vorkenntniſſen und Hülfswiſſenſchaften) iſt, nachdem einige allgemeine Anmerkungen vorausgeſchickt ſind, die Rede von den neuern und ältern Sprachen, von Mathematik und Philoſophie, und von den hiſtoriſchen Kenntniſſen.

Dieſe Inhaltsanzeige aller vier Ausgaben zeigt, nach welchem Plane der Verf. urſprünglich arbeitete, und wie er dieſen Plan nach ſeinen veränderten Ueberzeugungen und Anſichten, und bey der vierten Ausgabe auch nach den veränderten Zeitumſtänden abänderte und erweiterte; ſie zeigt, daß er immer der Meinung war, es ſey zweckmäßig, den Anfängern in der Jurisprudenz (denn hauptſächlich für dieſe beſtimmt er ſein Collegium über dieſes Buch, obgleich er nichts dagegen zu haben ſcheint, daß auch wohl Nicht-Juriſten aus demſelben einige Kenntniß des poſitiven Rechts ſchöpfen, oder daß Studierende, die ſich dem Ende ihres juriſtiſchen Curſus näheren, daſſelbe als eine Art von Repetition anſehen, §. 46 der vierten Ausgabe) eine ſolche Generalcharte ihrer ganzen Wiſſenſchaft, wie die iſt, die ſein Buch enthält, vorzulegen; ſie zeigt ferner, daß er zwar, als er die zweite und die folgenden Ausgaben beſorgte, hierbey ſo vieles Detail, als die erſte enthält, vermeiden zu müſſen glaubte (vergl. Ausg. 3 §. 21 und Ausg. 4 §. 42); dagegen aber kein Bedenken trug, zu den in den Syſtemen des geltenden Rechts aufgeſtellten Rechtsſätzen die Hauptzüge der mannigfaltigen Rechte, welche zu verſchiedenen Zeiten unter verſchiedenen Völkern gegolten haben, in den der Geſchichte gewidmeten Abſchnitten hinzuzufügen; daß er, obgleich er, wenigſtens ehedem, die Scheidung des Römiſchen und Nichtrömiſchen Rechts beym Vortrage billigte, (ſ. z. B. die erſte Ausg. des civil. Magazins, I. S. 309.) und auch noch jetzt in ſeinem Lehrbuche der Pandecten, bis auf wenige Ausnahmen, rein Römiſches Recht lehrt, dennoch hier bey dieſem vorläufigen Unterrichte es nicht für ſchädlich hielt, ein aus Sätzen des Römiſchen, des Canoniſchen, des Deutſchen und jetzt auch des Franzöſiſchen Rechts zuſammengeſetztes Syſtem des Privat-

rechts vorzutragen (vergl. §. 222 der erſten Ausg., und dann auch Ausg. 1 §. 314, Ausg. 2 §. 108, Ausg. 3 §. 128 und Ausg. 4 §. 180, wo er ein einziges Collegium über die Dogmatik des geſammten Privatrechts wünſcht); daß er nicht befürchtete, den Anfänger durch eine in gewiſſer Rückſicht ſo ſehr complicirte Geſchichte, wie beſonders in der vierten Ausgabe die Geſchichte des Privatrechts iſt, zu verwirren; daß er endlich es für beſſer hielt, über die beym Vortrage der Jurisprudenz bisher angewandte, und nach ſeiner Meinung anzuwendende Methode, bey jeder einzelnen juriſtiſchen Wiſſenſchaft beſonders zu reden, als die Methodologie von der Encyklopädie gänzlich zu trennen.

Gewiß wird der Verf. ſelbſt nicht leugnen, daß ein vernünftiger Streit darüber ſtattfinden könne, ob er bey allen dieſen Punkten die beſte Wahl getroffen habe; gewiß wird er alſo auch in dieſer Rückſicht nicht allgemeine Billigung ſeines Plans erwarten; aber eben ſo gewiß darf man annehmen, daß er bey allen dieſen Puncten nicht ohne wohl erwogne Gründe gewählt habe. Dieſe Gründe aufzuſuchen, und gegen die entgegenſtehenden abzuwägen, möchte hier nicht zweckmäßig ſeyn; jeder, der juriſtiſche Encyklopädie vorzutragen hat, muß hierbey ſeiner eignen individuellen Ueberzeugung folgen; und dieſe Ueberzeugung wird wohl immer bey den verſchiedenen Lehrern verſchieden bleiben, wie denn auch von den beyden neueſten juriſtiſchen Encyklopädieen die eine (die Mühlenbruchiſche), wie die Hugoiſche, auch eine innre (jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Rechte nach ihren Quellen getrennt ſind), die andre hingegen (die Wenkiſche) mehr eine bloß äußre iſt. — Nur das darf doch hier wohl nicht unbemerkt bleiben, daß der Verf. ſich in Rückſicht der Zweckmäßigkeit ſeines Plans noch in der vierten Ausgabe (§. 43, vergl. die Vorrede zur erſten Ausg.) auf vieljährige und zwar jährlich zweymal angeſtellte Erfahrung beruft, auf welche er ſich gewiß weit mehr, als mancher andre Docent berufen darf, da er durch die ſchriftlichen Antworten, welche er von ſeinen Zuhörern auf die ihnen vorgelegten Fragen erhält (vergl. §. 32 der vierten Ausg.), die Zweckmäßigkeit und Nutzbarkeit ſeines Vortrags ganz vorzüglich zu beurtheilen im Stande iſt.

Die bereits oben angegebene, auch aus den neuern Ausgaben des Naturrechts und der Rechtsgeſchichte des Verf. bekannte Eintheilung der geſammten Jurisprudenz, welche ſich in der Encyklopädie zuerſt in der dritten Ausgabe findet, und die Grundlage der vierten ausmacht, alſo auch mit zum Plane des Buches gehört, zeichnet ſich allerdings durch eine beym erſten Blick überraſchende ſyſtematiſche Einheit aus; aber ſollten ſich nicht gegen die Ideen, auf denen ſie beruhet, noch manche erhebliche Zweifel machen laſſen? — Iſt es richtig, wenn man die Kirche, die doch weit höhere Zwecke, als der Staat hat, und die nur, da ſie einmal exiſtirt, vom Staate zur Erreichung ſeiner Zwecke gebraucht (zuweilen auch wohl gemißbraucht) wird, in der Jurisprudenz bloß aus dem Geſichtspunkte einer Staatsanſtalt betrachtet? — Bezieht ſich das Völkerrecht, wenn man es auch nur als die Lehre von den Grundſätzen anſieht, welche ein einzelner Staat über das Betragen ſeiner Unterthanen gegen andre Staaten annimmt, bloß auf das Territorium dieſes Staats? — Iſt es natürlich, wenn man die Sätze des Criminal-, Cameral- und Polizeyrechts bloß als Ausnahmen, die beym Juſtizrecht von den allgemeinen Regeln gemacht werden, (oder vielleicht deutlicher: als Ausnahmen von den Regeln der andern Rechtstheile, beſonders des Privatrechts, welche geltend gemacht werden bey der Anſtalt des Staats, den rechtlichen Zuſtand unter ſeinen Gliedern aufrecht zu erhalten, ſ. die vierte Ausg. der Encyklop. §. 14 und die dritte des Naturrechts des Verf. §. 387) betrachtet? — Warum ſollen grade beym Criminalrechte die Verbrecher, hingegen beym Polizeyrechte die Handlungen als der Hauptpunct angeſehen werden, an den ſich alles knüpft? — Ueber alle dieſe Fragen gradezu gegen den Verf. abzuſprechen, maßt ſich der Verf. dieſer Anzeige nicht an; aber er geſteht, daß er bis jetzt Bedenken trägt, in Rückſicht der Beantwortung derſelben ihm ganz beyzutreten.

Die Art, wie der Verf. in den verſchiedenen Ausgaben der Encyklopädie ſeinen jedesmaligen Plan ausgeführt hat, läßt ſich, der Hauptſache nach, wohl hinlänglich durch die Bemerkung charakteriſiren, daß man hier, und zwar beſonders in den letztern Ausgaben, eben ſo wie in ſeinen übrigen Lehr-

büchern, allenthalben die Spuren ſeines alles belebenden Geiſtes und ſeiner vielſeitigen Bildung antreffe; daß man allenthalben auf Bemerkungen, Winke und Anſichten ſtoße, die ihm eigen und gewiß den meiſten, auch unterrichteten Leſern belehrend und intereſſant ſind.

Aber nicht bloß einzelne Bemerkungen dieſer Art, auch längere Abſchnitte, die beſondere Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheinen, kommen hier vor. Der Verf. ſelbſt hat als Stellen der vierten Ausgabe, bey denen er glaubt, daß dieß der Fall ſey (in den Gött. Anzeig. 1811 Nr. 121) die Geſchichte des Franzöſiſchen Rechts (wo der §. 90 Bemerkungen über den Unterſchied der pays de droit écrit und der pays coutumiers enthält, welche dieſen Unterſchied weit natürlicher, als es gewöhnlich geſchieht, darſtellen, und wenigſtens große innre Wahrſcheinlichkeit haben) und dann den Abſchnitt des Staatsrechts von den Staatsbeamten, wohl mit Recht ausgezeichnet. Und es wird nicht ſchwer ſeyn, auch noch andre Stellen aufzufinden, die man dieſen an die Seite ſetzen könnte, beſonders in den, der Geſchichte gewidmeten Abſchnitten, die, wie das Hauptwerk des Verf., im Spittleriſchen Geiſte geſchrieben, und dadurch oft, bey aller ihrer Kürze, höchſt anziehend ſind.

Dieſe Kürze, die man in dem größten Theile dieſes Buchs in der Ausführung und im Ausdruck antrifft, macht noch einen Hauptcharakter deſſelben aus. — Sie kann dem Anfänger, der Zuhörer des Verf. iſt, und dadurch den Vortheil hat, von ihm ſelbſt durch ſeinen mündlichen Vortrag Erläuterungen zu erhalten, wohl allerdings in gewiſſer Rückſicht nützlich ſeyn; aber gewiß wird es doch mancher andre Leſer bey mehrern Stellen bedauern, daß der Verf. das Geſetz der Kürze, welches er ſich ſchon bey der erſten Auflage (ſ. die Vorrede derſelben) vorſchrieb, in der Maße, wie es von ihm geſchehen iſt, beobachten zu müſſen geglaubt hat. Bei keiner Stelle hat der Verf. dieſer Anzeige dieß ſo ſehr bedauert, als bey dem, doch verhältnißmäßig etwas ausführlicher abgefaßten §. 22 der vierten Ausgabe, der die Entſtehung poſitiver Rechtsſätze betrifft. Möchte es doch dem Verf. gefallen, ſeine Ideen über dieſen wichtigen Punct, die er in dieſem Paragraph und wohl ſchon ſonſt geäußert hat, etwa im Civil. Magazin weiter auszuführ-

ten, und dabey auf die Zweifel Rücksicht zu nehmen, die ihnen entgegengesetzt werden können.

So selten der Verf. sich einige Ausführlichkeit erlaubt hat, so hat er es doch in einigen Stellen gethan, namentlich in der schon angeführten Stelle über die Staatsbeamten, bey den Eheverboten wegen der Cognation und Affinität (wo die S. 127 der vierten Ausgabe befindliche Tafel für sich allein nicht deutlich genug zu seyn scheint, indem man bey ihr z. B. ungewiß bleiben kann, ob nach dem C. N. die Ehe mit der Tante auch verboten, und die Ehe unter Geschwisterkindern erlaubt sey), bey der Intestat-Succession (wo man aus §. 155 sieht, wie der Verf. die Lehre des C. N. von ihr, wohl sehr richtig, ohne Classen zu machen, darstellt), und in den Anmerkungen auf S. 172 und 174 der vierten Ausgabe.

Uebrigens beweist, wie auch schon aus dem bisher Gesagten erhellet, eine Vergleichung der verschiedenen Ausgaben der Encyklopädie eben so sehr, wie die der verschiednen Ausgaben der übrigen Bücher des Verf., besonders seines Naturrechts und seiner Rechtsgeschichte, daß er vor jeden neuen Ausgabe seinen Stoff von neuem durchdacht hatte; daß er die Mühe einer *neuen* Ausarbeitung da nicht scheute, wo er etwas besseres, als in der vorigen Ausgabe stand, vortragen, oder auch nur dieselbe Sache lichtvoller darstellen zu können glaubte, daß also das wahr sey, was er am Ende der Vorrede zur vierten Ausgabe bemerkt: „Er lebe so recht eigentlich in seinen Studien und seinen Vorträgen, daß diese so wenig, wie irgend ein andres lebendes Wesen, in verschiednen Zeitpuncten ganz dieselben seyen.“

---

Gleichnisse von Carolina Pichler geborne von Greiner. Tübingen, bey Cotta. 1810. 156 S.

Die Verf. erzählt in der vom Januar 1800 datirten Vorrede, daß ihr vor ungefähr acht Jahren die Chaumière indienne von Bernardin de St. Pierre in die Hände gefallen sey, in der sie den Fingerzeig gefunden habe, die Lehren der Moral im Buche der Natur zu suchen. Auf diese Weise seyen mehrere ihrer frühern Gleichnisse entstanden. Einige Jahre später sey sie Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Mensch-

heit, und durch dieses vortreffliche Werk gelangte sie endlich zu der Ansicht, daß dieselben heiligen, unabänderlichen Gesetze in der physischen, wie in der moralischen Welt herrschen, und die erstere ein treuer Spiegel der letztern sey.

Indem wir uns jeder Bemerkung enthalten, die aus dem Umstande hervorgehen würde, daß dieses Buch nicht von innen heraus entstanden, sondern von außen herein gekommen ist, können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Verf. den St. Pierre gar nicht, und Herdern desto öfter gelesen haben möge. In der That ist der Uebergang von dem halb zerflossenen, halb krampfhaften P. zu dem starken männlichen H. nicht minder groß, als etwa der Abstand vom Lucian zum Homer, oder von Fontenelle zum Theokrit seyn mag.

So verschiedenartige Impulse mußten denn auch ein sehr verschiedenartiges Buch hervorbringen. So ist z. B. „der Sturmwind“ (S. 14), in welchem das alte Lied von der Ruhe der niedrigen Hütten von neuem angestimmt wird, ferner „der Pappelbaum“ (S. 20), dessen starker vollendeter Bau und voller üppiger Wuchs sich seltsam genug mit einem jungen flatternden Wesen, das von Einer Verbindung zur andern hüpft, vergleichen lassen muß, endlich sind „die Tannen“ (S. 75), deren Wurzeln abgehauen, oder verletzt worden waren, als man sie im Walde ausgrub, um sie zu versetzen, und jetzt ein Bild herleihen müssen für junge unerfahrne Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauses in die große Welt versetzt werden, entschieden flach und alltäglich zu nennen. Dagegen zeichnen sich aus, durch stillen einfachfrommen und echt weiblichen Sinn: „das Thal“ (S. 31). „das Hänflingsnest“ (S. 34), „die Johanniskäfer“ (S. 66), „der Laubengang“ (S. 78), „der Garten im November“ (S. 131), und einige andre. Da es der achtungswürdigen Verf. ein hoher Ernst mit der Liebe für die Natur zu seyn scheint, so möchten wir ihr auch außer Herder, noch besonders Goethe's Metamorphose der Pflanzen und dessen Farbenlehre, so wie Schelling's Weltseele u. s. w. empfehlen. Ihr würde dann vielleicht die große Einheit, und der tiefe, geheimnißreiche Geist der Natur noch klarer werden, und die Käfer, Mücken, Raupen und Schmetterlinge würden in ihrem Buche weniger fliegen, kriechen und gaukeln, als es ihnen jetzt, nicht ganz ohne Mißbehagen der Leser, gestattet worden ist. Eine Schriftstellerin, wie Caroline Pichler, wird es sich selbst nie erlauben, still zu stehen, und so sehen wir denn ihrem Fortschreiten mit Sicherheit und Freude entgegen.

Fn.

No. 2. Heidelbergiſche 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Römiſches Theater der Engländer und Franzoſen, in freyen Bearbeitungen, nebſt Entwickelung der Charaktere und Zurückrufung derſelben zu ihren Quellen bey den Alten, beſonders beym Plutarch, Livius und Dionys von Halikarnaß: von Johannes Falk. Erſter Band, der den Coriolan des Shakſpeare enthält. Amſterdam, im Verlage des Kunſt- und Induſtriecomptoirs. 1811.

Laut der Vorrede (S. VI) fühlt ſich Hr. Falk getrieben, „nun, da der Wendepunct der Zeiten uns ein neues Rom, eine zweyte Hauptſtadt der Welt, mitten im Herzen von Europa — — — von dorther verheißt und ankündigt; — — — da von Cäſar und ſeinen ſiegreichen Legionen nun nicht bloß mehr auf dem Papier, vor dem Theatervorhang und in Bildern die Rede iſt, ſondern die Vertheilung von Provinzen und Königreichen, wie damals in Feldlägern und, ſo zu ſagen, vor unſern Augen zur Ausführung kommt, — — — Alles, was Rom die Weltbeherrſcherin betrifft, in eine nähere, reifere und gewiſſenhafte Erwägung zu ziehn.“ Er hat ſich daher entſchloſſen, aus den dramatiſchen Schriften der Engländer und Franzoſen, namentlich von Shakſpeare, Lee, Racine, Corneille diejenigen Stücke zu bearbeiten, umzuarbeiten und zu berichtigen, deren Stoff aus der Römiſchen Geſchichte entlehnt iſt. Den Anfang macht Shakſpeare's Cajus Marcius Coriolanus.

Auf die Vorrede folgt ein leſenswerther Aufſatz: über den Charakter des Cajus Marcius (S. 1—34), der manche gute, vielleicht auch neue Bemerkung enthält, und noch anziehender ſeyn würde, wenn er nicht in ellenlangen, zum Theil mühſam zuſammengeſtückten, allen Athem überſteigenden Perioden einherſtolzierte. Das ſelbige gilt von dem Aufſatze über den Coriolan des Shakſpeare, in welchem die Gerechtigkeit, mit der Shakſpeare und Plutarch ge-

würdiget werden, zu loben ist, dagegen der Bild an Bild reihende Erguß über das Wesen des Genie's höchst überflüssig scheint. Die dritte Abhandlung (S. 45—52), die in der Nachschrift (S. 329—341) fortgesetzt wird, ist merkwürdig, weil Hr. F. darin als genialen Uebersetzer, im Gegensatze vom treuen, sich ankündiget, und von einigen Veränderungen, die er mit Shakspeare vorgenommen, Nachricht gibt. Bey diesen geht leider in Erfüllung, was A. W. Schlegel irgendwo sagt: „Lege doch niemand Hand an Shakspeare's Werke, um etwas wesentliches daran zu ändern; er bestraft sich immer selbst"; und wir wünschen aufrichtig, Hr. F. hätte an dem Schicksale seiner beyden Vorgänger, Ludwig Schubart und Karl Julius Schütz, die, jeder auf eigne Art, am Othello und Hamlet ihre Genialität in Bewegung setzten, ein warnendes Beyspiel genommen. Hr. F. aber ist so auf seine Genialität versessen, daß er nicht umhin kann, gegen die Nichtgenialen — gegen A. W. Schlegel, H. und A. Voß, Dippold u. a. — sein überfließendes Herz mit einer recht possirlichen Anstelligkeit auszuschütten. Da lesen wir S. 46 von einem „aus göttlicher Abkunft erzeugten und geborenen Spiritus volatilis, der sogleich verflogen ist, sobald man ihn in das Gefäß irgend einer todten Büchersprache einzukerkern Anstalt macht, und dem Besitzer eines solchen Kunstgefäßes sodann weiter nichts, als, außer der spröden, gläsernen Masse, eine gute Dosis von grammatisch und metrisch präparirtem Phlegma, in der Hand zurückläßt" und S. 388 von „geschriebenen, todten, farbelosen, abgewaschenen, geleckten, zahmen, glattüberfirnißten, weichlichen, weibischen, schriftsäßigen, fünffüßigen, neumodischen Jambenhelden" und was Hrn. F. sonst noch die splendida bilis eingab. Unwillkührlich gedenken wir hier an den Poeten *), den der böse Brutus, gegen alle Gesetze der Höflichkeit, so unbarmherzig anfuhr:

Ihr Schlingel, packt euch! fort, verwegner Bursch!

Wir aber sprechen mit dem gutherzigen Cassius:

Ertragt ihn, Brutus, seine Weis' ist so.

*) Julius Cäsar. Act. 4 Sc. 3.

„Liebes Kind“, sagte ein großer Meister zu einer genialen Schauspielerin, die in einer heitern Gesellschaft aus Homers Odyssee vorlas, und bald Worte ausließ, bald aus der Fülle ihres Innern hinzufügte, und so auch dem Verse einen sehr genialen Anstrich gab: „liebes Kind, lassen Sie nichts aus, und setzen Sie nichts hinzu; es steht grade genug da.“ Ein gleiches würden wir Hrn. F. zurufen, wenn nur die entfernteste Hoffnung dawäre, daß er uns Gehör gäbe. Freylich ist das Geschäft des genialen Uebersetzers bey weitem leichter, als des treuen und geistreichen Nachbildners. Während dieser auf der Himmelsleiter zum Ideale emporsteigt, es scharf ins Auge und in die Seele faßt, Phantasie und Herz an ihm erwärme, bis er durchdrungen ist von dessen hoher Schönheit, und sich nun im Stande fühlt, das aufgenommene Bild, wie der Bach das Bild der Sonne, hehr und rein zurückzustralen; liegt der geniale Verdeutscher ruhig auf seinem Sopha, beschaut aus der Ferne den matten Schein des hoch über ihm schwebenden, durch keine Magie herabzuzaubernden Urbildes, desto liebender aber den stets nahen Vorrath seines eignen Gemüths, und sucht die Lücken in jenem aus diesem zu ergänzen, und es ganz in die Farbe des eignen Wesens zu kleiden. Ist er von Natur einsylbig, so wird die feurigste Beredsamkeit zur trocknen Lakonik werden; ist er redseliger Art, so wird auch die gedrängteste Gediegenheit in einen endlosen Wortschwall sich auflösen. Jede Stimmung des Augenblicks, jedes auf das Gemüth einwirkende Ereigniß wird sich in die Uebersetzung einschieben; und wir dürfen keck behaupten, je mehr Ungeschick und Unkunde er mitbringt, je mehr Genialitäten wird er erschwingen. Daher sehen wir auch oft, daß Knaben mit genialen Uebersetzungen beginnen, und sich an ihnen allmälig zur geistvollen Treue emporarbeiten. Zwar kann den genialen Uebersetzern das Schicksal ihrer Vorgänger nicht entgehen. Wer spricht jetzt von Liebers kühn's Theokrit, Gottschlings Horaz, Bodmer's Homer, Meineke's Lucrez, Brosse's Anakreon und andern genialen Producten? — Aber so sind wir Menschen: jeder nachfolgende schmeichelt sich mit der Hoffnung, die alles richtende Zeit werde mit ihm eine Ausnahme machen.

Somit hätten wir auch den möglichen Verdacht einer nebenbuhlerischen Eifersucht von uns gewälzt. Der einsichtsvolle Leser weiß wohl, daß geniale und nicht geniale Uebersetzer sich in keinem Stück berühren, folglich eine Nebenbuhlerey zwischen ihnen nicht einmal denkbar ist. Das Ideal des einen ist dem andern ein Greuel, und beyde fliehen und verfolgen sich, wie Ixion auf dem Rade sich selbst. Wir bitten daher Hrn. F., folgende Bemerkungen ganz aus dem historischen Gesichtspuncte zu betrachten, und interessant ist es ihm unstreitig, die ungeschminkte Meinung eines Antipoden über ihn zu vernehmen, so wie dem oberwähnten Poeten, der gewiß unter seinen genialen Brüdern ganz andre Lobsprüche einerntete, die franken Urtheile des Brutus und Cassius.

Von den Veränderungen lassen sich noch am ersten einige von denen entschuldigen, wo Scenen abgekürzt oder weggelassen sind, sobald wir annehmen, daß der Bearbeiter an das Bedürfniß unsrer Bühnen dachte. Die Versetzungen und hinzugedichteten Scenen sind alle von der Art, wie sie Shakspeare geschrieben hätte, wäre er Falk gewesen. Der Raum schränkt uns hier auf die Mittheilung solcher Stellen ein, wo der Verdeutscher dem Originale im Ganzen treu bleibt, und im Einzelnen genial abweicht, theils aus Unkunde des Originals, theils aus Versnoth, theils unter andern zwingenden oder selbstaufgelegten Bedingungen; und wir hoffen, daß schon wenige Ausstellungen den Geist, oder besser die Genialität der ganzen Arbeit hinlänglich bezeichnen werden. — S. 128. Nachdem der edle Marcius vom Cominius ein Roß, als ein Zeichen der innigsten Hochachtung zum Geschenk erhalten, läßt ihn Hr. Falk antworten:

> Das Pferd hier nehm' ich an, und will es reiten
> In allen Schlachten Roms, die gute Meinung,
> Die ihr mir schenkt, in Zukunft zu verdienen.

Wie herrlich spricht der Shakspearische:

> I mean to stride your steed; and, at all times,
> To undercrest your good addition,
> To the fairness of my power.

Welches man nicht schlechter wiedergeben darf, als:

Ich denk' eur Roß zu reiten und fortan
Zum Ehrenhelm ein Ritterkleid zu fügen,
So schön ich's nur vermag.

So darf ein Krieger reden vom Gehalte des Marcius, in jenem rohen Auszuge glaubt man einen Schulknaben zu hören, der sich für ein Buch bedankt. — Zu den in jeder Hinsicht herrlichsten Stellen gehört die Rede des Cominius, worin er die Thaten des Marcius preist. Sie lautet fast wörtlich so:

Mein Laut versagt: die Thaten Coriolans
Darf man nicht schwach verkünden. — Wie man glaubt,
Ist Tapferkeit die erste Tugend, und
Stellt obenan den Eigner. Ist dem so,
So kann den Mann, von dem ich rede, keiner
Aufwägen in der Welt. — Alt sechzehn Jahr,
Als gegen Rom Tarquinius sich erhub,
Focht er voraus den andern. Der Dictator,
Den achtungsvoll ich nenne, sah den Held,
Wie er mit seinen Amazonenkinn
Die borst'gen Lippen jagte; da beschritt
Er einen Römer, welcher sank; und vor
Des Consuls Augen schlug er drey der Feinde.
Selbst auf Tarquinius ging er los, und warf
Ihn auf das Knie. — In den Schlachten jener Zeit,
Wo auf der Bühn' ein Weib er spielen konnte,
War er der Best' im Feld, und ward zum Lohn
Mit Eichenlaub gekränzt. Vom Jüngling so
Gereift zum Manne, schwoll er wie die See;
Und in dem Sturm von siebenzehn Schlachten raubt'
Er jedem Schwert den Siegskranz. Um die letzte,
Erst vor, dann in Corioli, sey's gesagt,
Lob' ich sein Lob nie aus. Die Flieh'nden hemmt' er,
Und war so seltnes Beyspiel, daß dem Feigen
Furcht ward zu Scherz. Wie Wellen vor dem Schiff,
Das segelt, so gehorchten ihm die Leute,
Und sanken seinem Steu'r. Sein Schwert, des Todes Stempel,
Wo's prägte, nahm's hinweg. Von Kopf zu Fuß
War er ein blutig Werkzeug, deß Bewegung
Takt schlug zu Sterbender Geschrey. Allein
Drang er in's Todesthor der Stadt, und färbt' es
Mit sicherm Untergang; hülflos entkam er,

Und schnell verstärkt schlug er Corioli,
Ein Stern des Unglücks. Nun ist alles sein.
Als wiederum neu Kriegsgeräusch durchdrang
Sein wach Gefühl; stracks schuf sein frischer Geist
Lebendig, was im Fleisch ermüdet war;
Und zu dem Schlachtfeld kam er, wo er dampfend
Hinfuhr durch Menschenleben, gleich als ob
Es ew'ge Beute wär', und bis wir riefen:
Gefild' und Stadt ist unser! stand er nie,
Die Brust sich zu verschnaufen.

Herr F. gibt folgendes:

Vom Cajus Marcius Coriolanus sprechend: —
Wollt' ich in der Erzählung seines Ruhm's
Ausführlich seyn: so müßt' ich jetzt, ihr Väter,
Mit — seinem Leben gleich den Anfang machen.
— So fang' ich nur von jenem Zeitpunct an,
Wo er, ein Jüngling kaum von sechzehn Jahren,
Im Krieg schon wider die Tarquinier auszog.
Wir sahn damals, ein unerhörtes Wunder,
Ein Amazonenkinn, das bärt'ge Krieger
Verscheucht' und Männer bleich vor sich daher j u g. (!)
Zu Seiten unsers Consuls und Dictators, —
Deß ich mit größter Achtung hier gedenke: —
Geschah's, daß Cajus Marcius, einem Bürger
Das Leben rettend; zween der Feind erlegend,
Zuerst sich einen Eichenkranz erwarb: —
Schnell, wie ein wildes Meer herangewachsen,
Durchbrach er so die Dämme seiner Jugend. —
Was jene kühne Römerthat gelobt,
Hat, durch Corioli's Eroberung, jetzt
Der Mann vor aller Augen wahr gemacht.
Wohl weiß ich, daß der Ruhm von dieser That,
Ihr Väter ihm bereits vorangegangen,
So wie er selbst dem ganzen Römerheer,
Im Thore — von Corioli, vorauzog.
Er ist's, dem die Erob'rung dieser Stadt,
Wie den darauf erfolgten Sieg im Feld;
Er ist's, dem alles dieses wir verdanken!

Man sieht wohl, der Verdeutscher hat eine unbändige Scheu vor allem, was eine schnelle und bewegliche Phantasie fodert;

die „borstigen Lippen“, das schöne Bild von den „Meerwellen, die unter dem stolz dahinsegelnden Schiffe sinken“, das furchtbare vom „blutigen Werkzeuge, das den Takt schlägt zum Gewimmer der Sterbenden“, der „Stern des Unglücks“, kurz alles, was eine matte Phantasie in Verlegenheit setzen könnte, ist weggeblieben, und Shakspeare's große Plastik zur kümmerlichen Bezeichnung für den Verstand herabgesunken. Und doch sollen wir einen begeisterten Redner denken, der seine Zuhörer für seinen Liebling in Flammen setzen will! Gleich die vier ersten Zeilen sind „so mager, daß ein Jennersturm sie durch und durch blasen kann“ *). — Weiterhin wird es etwas besser; nur dem achten Verse möchten wir wünschen, was Cäsar dem Casca **): „Wär' er nur fetter.“ — Vom 21. Verse an trat uns das Bild des genialen Apothekers ***) vor Augen, von dem uns Romeo sagt:

Ich sah ihn neulich,
Zerlumpt, die Augenbrauen überhangend;
Er suchte Kräuter aus; hohl war sein Blick,
Ihn hatte herbes Elend ausgemergelt.

Am Schlusse tritt sogar ein, was Ovid ****) von der Scythischen Faste sagt:

Statt des Bauchs war Stelle des Bauchs.

Mehrere solcher genialer Vermagerungen finden sich S. 208. 210. 269 u. s. w.

Bey weitem größer noch ist die Zahl der genialen Verfeistungen, oder nach dem Metzgerausdrucke, Aufblasungen, durch überflüssige Worte und Nebengedanken, zu denen ein gewisser unwiderstehlicher Drang, sein Innres in allen Theilen und Theilchen auszusprechen, den Verf. scheint bewogen zu haben. Wir müßten mehr als drey Viertel des vor uns liegenden Werkes abschreiben, wenn wir alles Dahingehörige ausheben wollten. Allein eben das Beyspiel schreckt uns, und mahnt

*) Wintermährchen. Act. 4 Sc. 3.

**) Jul. Cäsar. Act. 1 Sc. 2.

***) Rom. u. Jul. Act. 5 Sc. 2.

****) Metam. 8, 805.

zur möglichsten Kürze. — Wenn Marcius (Act. 1 Sc. 4) die fliehenden Römer mit echt kriegerischem Grimm anfährt:

Die Pest des ganzen Südens fall' auf euch,
Schandflecke Roms! Ein Heer Geschwür' und Beulen
Bepflastr' euch, daß ihr Eckel schon erregt,
Eh' man euch sieht, und euch im Windeshauch
Ansteckt auf Meilenweit! Ihr Gänseseelen
In Menschenform, wie rißt ihr aus vor Buben,
Die wohl vor Affen flöhn! Pluto und Hölle!
Wund hinten, rothe Rücken, bleiche Mienen
Vor Flucht und Fieberfurcht!

So lesen wir bey Hr. Falk:

Alle Uebel, die ein fauler Süd
Ausbrütete in Libyscher Sonnenhitze,
An euern Hals! Treff' euch ein Heer von Fiebern, *)
Bis ihr, vom Kopf zu Fuß, ein Siechhaus seyd,
Und Meilenweit im Wind einander ansteckt,
Ihr Schelmgesindel! Ihr Deckmäntel röm'scher Schande,
Die jeder Wind des Ungefährs empor bläst!
Ihr Gänseseelen auf zwey Menschenfüßen!
Was hat so große Furcht euch eingejagt,
Daß ihr vor einem Feinde jetzt davonlauft,
Den Affen schlagen würden, wenn sie wollten,
Und Trommeln hätten! Höll' und Pluto! Ueberall
Nur rothe Rücken, Schwertstreich auf den Hintern!

Wenn das so fortgeht, so werden wir bald die leibhafte dicke Muhme aus Brentford vor uns haben, von der uns Ehrn Hugo Mutz **) sagt: „Pei Ja und Nein, ich maine selbst, daß sie aine Hexe ischt: ich hab es nicht kern, wenn eine Pfrau ainen großen Part hat; und ich spür' ainen gewaltigen Part unter ihrem Packentuch.“ — An ihren Körpergenossen John Falstaff erinnert die letzte 97 Verse lange,

*) Herrn F's Vorgänger, der Pommersche Husar Fröhlich übersetzt so: „daß euch hunderttausend Millionen Schock Tonnen eingetretener Teufel in den Leib fahren“!

**) Lustige Weiber zu Windsor, Act. 4 Sc. 2.

ſehr geniale und ſehr langweilige Rede der Volumnia im Lager der Volsker, von der wir nur den Schluß herſetzen:

Es iſt genug! Steht auf! Ich kann nicht weiter!
Kommt! Gehen wir ſogleich nach Rom zurück?
Wer dieſer Menſch auch ſey — von Ungefähr
Nur gleicht er meinem Cajus Marcius,
An Mienen, Gang, Geberden und an Anſtand.
Nein, dieſer Mann iſt Cajus Marcius nicht!
Der hätte mich ſo lang nicht bitten laſſen!
Fremd iſt in ihm mir jeder Tropfen Bluts!
Auch nicht ein einz'ger, der mich Mutter nennt!
Dieß Kind auch gleicht ihm nur von Ungefähr!
Geh, Kind, geh' ſuch' in Antium deinen Vater!
Den Mann da — hat ein Volsciер gezeugt;
Nicht ich — Corioli iſt ſeine Mutter!
Für jetzt hab' ich dir weiter nichts zu ſagen!
Kommt! — Aber wenn nun Rom und Capitol brennt,
Gedenk ich noch ein Wort mit dir (!) zu ſprechen.

Hätte Hr. F. über ſich vermocht, die Genialität abzulegen, ſo hätte er ſich mit eindringender Kraft alſo ausgedrückt:

Kommt, laßt uns gehn;
Der Menſch hat eine Volskerin zur Mutter,
Sein Weib iſt in Corioli, und dieß Kind
Gleicht ihm durch Zufall. — Ja, entlaß uns nur;
Ich ſchweige, bis die Stadt in Feuer ſteht,
Dann red' ich noch ein wenig.

Doch meint er S. 388: „er habe das Bild eines lebendigen, kecken, männlichen, geſprochnen, zugleich jung kräftigen und echt alterthümlichen, einheimiſchen Shakſpeare, wie er es im Originale wahr und wahrhaftig ſey: ein Bild dieſes großen Urbildes, wie es ſeinen Augen unabläſſig vorſchwebte; ſeinen Ohren unabläſſig vorklang, zur Anſchauung gebracht" und ſpricht von „allen ſeinen lieben, freudigen, muthigen Deutſchen Kunſtgenoſſen" diejenigen an, die „Sinn, Geiſt und Gefühl" (ſoll heißen Genialität) in ſich hegen, „um den warmen Athem ſeiner Bruſt auch durch dieſe Bearbeitung hindurch zu fühlen, und ein Stück von Shakſpeare's Herzen und Puls auch in dieſer Ueberſetzung klopfen zu hören." — Noch müſſen wir der

rührenden Worte des Marcius gedenken, die er vor Antium im Angesichte von Mutter, Weib und Kind spricht:

Um nicht als Weib in Wehmuth zu vergehn,
Muß man nicht Kind noch Weib ins Antlitz sehn.
Zu lange saß ich.

Wir fragen: ist wohl je das wortkarge Gefühl beredter gewesen, als in diesen unnachahmlich schönen Zeilen? Nun, Leser, höre Hrn. Falk:

Es ist was eignes doch in der Natur
Um eines Weibes, oder Kindes Anblick!
Gefährlicher ist nichts auf einem Richtstuhl,
Als diese ungekünstelte Versuchung!
Weich' jeder Mann ihr aus, wenn nicht das Herz
Wie Wachs im Busen ihm zerschmelzen soll! —
Ich glaubte mich so zuversichtlich fest
Von dieser Seit', und sieh! nun fühl' ich auch
Aus meinem Männerauge Tropfen fallen:
So ist's denn wahr? So bin ich von Natur
Aus so gemeinem Thon auch nur gemacht,
Wie alles andre Zeit- und Erdgeborne!
Ich fühl's, ich habe hier zu lang gesessen!

Ja, bey Gott:

Ein Doppelvers von Shakespear
Hat wahrhaft menschlicher Empfindung mehr,
Als, Falk, dein langundbreitgedehntes, zum Spektakel
Hofmeisterndes, unendliches Gekakel. *)

Doch Ernst bey Seite! — Wir haben noch ein ganzes Nest voll genialer Brut aus dem eignen Hirne dieses Verdeutschers vor uns liegen, von der doch wohl auch einiges hervormuß. S. 82 lesen wir:

---

*) Dieser fast unglaublichen Schwatzhaftigkeit zu Liebe ist der Shakspearische Coriolan, seinem Inhalte nach, um mehr als die Hälfte verkürzt worden. Natürlich! Hr. F. goß vier Maß Wasser zu Einem Maß Kraftbrühe, und da er kein größeres Gefäß hergab, mußte das Beste auf die Erde fließen.

Brutus

Kein Gott ist im Olympus vor ihm sicher!

Sicinius

Der keuschen Luna Glanz läuft vor ihm an.

S. 90: „Hektors Stirn,

Als sie im Griech'schen Waffentanze, Rosen
Und Tod zugleich dem Feind entgegenstreute.

S. 96:

Trompeter, komm, blas' ihre Mauern um.

S. 102:

Als deine Mutter dich gebar, bekam
Die Welt ein Fieber — und verlor's erst wieder,
Als vor Corioli du fielst.

S. 105:

Fortuna schenk' auch dir den höchsten Platz
Auf ihrer Kugel.

S. 129:

Wer heute nicht Willkommen ruft, dem ist das Herz in der Brust,
Gleich einer kar'schen Feige eingetrocknet.

S. 131:

Die Magd nimmt, statt der Küchenschürze, ihr Halstuch um,
Das schönste Stück aus ihrem Sonntagsstaat: —
So ihm zu Ehren einen Hals bedeckend,
Den wochenlanger Rauch ihr gelb geräuchert.

S. 171:

Sie nähmen gern das Capitol zum Schnupftuch.

S. 222:

Ihr hättet
Die ungeschminkte Wahrheit — roth gepeitscht.

S. 229:

Sie, deren Garküchsbrodel zu Gefallen,
Ihr diesen Sturmwind über uns gebracht.

S. 244:

Ich habe mir von Leuten sagen lassen,
Daß sein Gespräch aus Schwertern nur bestände;
Daß alle seine Worte Trommeln wären.

S. 252:

Und wenn ihr eine ganze Curie voll mit diesen Thränen weintet, und die ganze Tiber mit dem sündi-

gen Waſſer eurer Reue anfüllte, dazu ein ſolches Seufzen von Rom erginge, daß alle Mühlen zwiſchen Veji und Oſtia davon in Bewegung geriethen.

S. 276:

Das iſt eine recht gute Frage für Hühner, die gerupft werden, und die etwa ein Adler, ſobald er aus dem Ey gekrochen iſt, beantworten muß.

u. ſ. w. — Rec. ſteht nachdenkend, wie jener Bauer aus der Wilſtermarſch:

'T is, as mit jungen Wülwen,
Wovon de Keerl ſprak, und le't ſe in ſinen Hoot:
Ja, ſeh' he, dögt de een, ſo bünd ſe alle good.

Die Verſtöße gegen den Grundtext wird keiner von uns aufgezählt fodern; auch wäre es unbillig, dieß Regiſter zu liefern, da kein noch ſo großes Verſehen denkbar iſt, das ſich nicht durch die Genialität entſchuldigen ließe.

Schließlich bemerken wir noch, daß dieſe Anzeige von zweyen Brüdern herrührt, wovon der eine, welcher die Ueberſetzungen beygeſteuert hat, ausruft:

Marcius iſt aus den Fugen, Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, ihn einzurichten kam. *)

D. A. E.

---

Predigten über das moraliſche Chriſtenthum, von Johann Ludwig Alexander Dümas, Prediger der reformirten Kirche zu Dresden. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Regensburg, in der Montag- und Weißiſchen Buchhandlung. 1810. XII u. 355 S. 8.

Wir beurtheilen dieſe Predigten nach dem Standpunct, den der Hr. Verf. ſelbſt angibt. Sie ſollen darthun, „daß das Chriſtenthum auf ewigen Grundpfeilern der Moral ruht, und daß es zur Hauptabſicht habe, den Menſchen zu veredeln, und ſeine moraliſche Natur auf den höchſten Grad von Vollkommenheit zu bringen, deren ſie fähig iſt.“ Sie ſind alſo in gewiſſem Sinn antithetiſch, gegen den Geiſt der Irreligioſität, oder vielmehr an diejenigen gerichtet, welche, dem Sittengeſetz

*) Hamlet am Schluſſe des erſten Actes.

und der Vernunftmoral, als dem Höchsten folgend, des Christenthums nicht zu bedürfen glauben. Der Verf. möchte gern diese Ungläubigen zur redlichen Untersuchung der Wahrheit, und eben dadurch zu dem Bekenntnisse zwingen, daß, „wenn die Lehre des Christenthums nicht göttlich wäre, sie es doch verdiente zu seyn.“ (S. VI.) — Dieser Standpunct ist ein niedriger, und der Religionslehrer steht auf demselben, wie ein Missionarius unter gebildeten Heiden, wie Paulus vor den Athenern. Er läßt sich zu ihnen herab, und redet die Sprache ihres Systems, damit sie von Ehrerbietigkeit gegen die innre Vortrefflichkeit des Christenthums, als einer moralischen Lehre, durchdrungen, zu der höhern Ansicht möchten erhoben werden, welche das ganze Christenthum als eine göttliche Anstalt erkennt, worin von Trennung der Religion und Sittenlehre nicht mehr die Rede seyn kann. — Wir zweifeln, ob dieser Endzweck, so wohlgemeint er übrigens ist, durch jene Mittel erreicht werden könne. Wer des Glaubens ist, daß der Mensch durch Anerkennung und Befolgung des Sittengesetzes den Endzweck seines Lebens vollkommen erreichen, und darin Befriedigung aller seiner geistigen Bedürfnisse finden könne, der glaubt auch der äußern göttlichen Offenbarung, und folglich des Christenthums nicht zu bedürfen. Wenn nun auch einem solchen dargethan wird, daß die Pflichtenlehre des Christenthums und seines Stifters mit der seinigen übereinstimme, so wird doch schwerlich etwas weiter bey ihm bewirkt werden, als daß er die Moral des Christenthums der eines Epiktet oder Seneca an die Seite setzt, ohne übrigens dem Glauben an die göttliche Anstalt und dessen eigenthümliche Lehren etwas näher zu kommen, oder es für etwas anders zu halten, als eine Herablassung und Anbequemung zu dem Volke, als welches einer solchen historischen Religion und äußern Autorität bedürfe. — Diese, freylich, besonders unter den gebildetern Ständen, sehr allgemeine Denkweise dünkt uns eine Art von Opposition gegen das Christenthum. Das Princip des Moralisten ist Selbstgefühl, Stolz — das des Christenthums Demuth. „Selig sind die Armen am Geiste“, war das erste Wort, womit Jesus seine Rede an das Volk begann. Die Moral kann in dem Menschen das Bedürfniß nach Christenthum nur in sofern reger

machen, als er aus dem Geſetze ſein Elend erkennet. Aus dieſer Erkenntniß entſpringt Demuth und Bedürfniß nach Glauben, und aus dem Glauben die Früchte. — Ein entgegengeſetztes Verfahren, wenn nämlich der Religionslehrer dadurch eine Annäherung mit der gebildeten ungläubigen Welt ſucht, daß er die Moral zur Vermittlerin macht, ſo dünkt uns dieſes — ein erniedrigendes Anbieten und Anpreiſen des Evangeliums an die ſich höher und vornehmer dünkenden Moraliſten, ein des Chriſtenthums unwürdiges Anbequemen an ein Moralſyſtem. Aber das Chriſtenthum iſt eben um ſeiner Demuth willen zu ſehr von Gott erhöht, als daß es ſich dazu verſtehen könnte. — Dieß iſt des Rec. Anſicht — und folglich werden dieſe Predigten wohl keine Gnade finden vor ſeinem Richterſtuhl? — Das iſt eine ganz andre Frage. Jede Predigt kann in ihrer Art doch vortrefflich und erbaulich ſeyn, wenn ſie gleich jene Zwecke, ſo wie Hr. D. glaubt, nicht zu erreichen vermag. Denn wir ſind weit entfernt, dem Hrn. Verf. durch obige Bemerkungen den Vorwurf machen zu wollen, als ob er dem Chriſtenthume ſelbſt etwas vergeben habe; vielmehr ehren wir ſeine Abſicht. Und außerdem iſt es auch dem Chriſten Bedürfniß, das Evangelium von ſeiner moraliſchen Seite, und Jeſum Chriſtum, als das Muſter, dem wir nachfolgen ſollen, lebendig anzuſchauen. Und in dieſer Hinſicht wollen wir dieſen Predigten ihren Werth nicht abſprechen. Der Verf. ſelbſt will ſie nicht als vorzügliche Werke der Beredſamkeit, ſondern nur als populäre Belehrungen über wichtige Gegenſtände der Moral und Religion angeſehn wiſſen (S. IX.) Dieſes geſtehen wir ihnen gerne zu. Sie ſind populär, in ſofern ſie in einer guten logiſchen Ordnung und einer einfachen Sprache ihren Gegenſtand behandeln. Jene höhere Popularität, welche durch eine eigenthümliche Darſtellung, durch beſondre Kraft der Sprache und Diction, und durch Ergreifung des Gemüths für die Wahrheit auf eine lebendige Weiſe zu intereſſiren weiß, haben wir nicht darin gefunden, vielmehr ſchien uns beym Leſen manches gedehnt und weitſchweifig, was bey dem mündlichen Vortrage weniger der Fall ſeyn mochte. Spuren einer lebendigeren und eingreifenden Beredſamkeit haben wir wenige gefunden. Zuweilen fehlt es dem Ausdrucke an Leichtigkeit und

Gewandtheit, z. B. S. 14: „Ach, wie ſind alſo diejenigen zu beklagen, denen ein blindes Verhängniß die Vernunft zu Theil werden ließ“ ꝛc. S. 36: „Dieſes ſoll auch der Gegenſtand dieſer religiöſen Betrachtung ſeyn, von welcher ich mir, wegen Wichtigkeit der Materie, eine anhaltende Aufmerkſamkeit von euch verſpreche.“ S. 126: „Dieſen nämlichen Weg, den das höchſte Weſen in der Natur geht, hat es auch in der Religion eingeſchlagen.“ Ausdrücke wie Univerſum, Individuen, Princip, Fond (Fonds), intellectuell, frappant, imponirend und dergleichen, wenn auch dem gebildeten Auditorium verſtändliche, doch der Würde der Kanzelberedſamkeit nicht angemeſſene halbdeutſche Wörter kommen häufig vor. Dieß ſcheint indeß darin ſeinen Grund zu haben, daß dieſe Predigten in Franzöſiſcher Sprache gehalten, und von dem Hrn. Verf. ins Deutſche überſetzt wurden. Auch fehlt es nicht an Galliciſmen, z. B. S. 26: Umgeben von Proben ſeiner Freygebigkeit genießt ihr nicht davon jeden Augenblick“? S. 28: „Dieſe Schmerzen, die euch die Gefahr verkündigen, die ihr laufet.“ „Dieſe Gefühle, die ſo viele Reitze über den Lauf eures Daſeyns verbreiten. S. 56: Er ſchämte ſich nicht, die Empfindungen des Mitleidens zu verſuchen.“ S. 64: „Jeſus ſchöpfte aus dem Buſen ſeines Vaters die Kenntniſſe“ ꝛc. S. 127; „Die Religion bringt alle Staaten näher zuſammen“, ſoll heißen: Stände (états). S. 343: „Die Zeit, die ſie verlieren machen.“ Auch gehört es wohl zu den Galliciſmen, wenn dem Charakter Jeſu das Prädicat reizend beygelegt wird. (S. 54.) Hier erinnerten wir uns jener homiletiſchen Regel aus den Lebensläufen in aufſteigender Linie, nach welcher in einer Deutſchen Predigt Ausdrücke aus allen Sprachen, nur nicht aus der Franzöſiſchen vorkommen dürfen. — Auch iſt uns der Ausdruck Moral an mehrern Stellen auffallend geweſen, wo es mehr an die Scienz dieſes Namens, als an das innre Pflichtgefühl und an den Umfang der Pflicht erinnert. So klingt es ſonderbar, wenn S. 12 geſagt wird: „Und was würde aus der Moral werden, wenn es erwieſen wäre, daß wir nichts anders als Wirkungen des Ungefährs ſind“ ꝛc. — Dieſe Sammlung enthält zwanzig Predigten, von welchen uns die erſte über das Daſeyn Gottes und die letzte über Nutzen und Schaden der Lectüre nicht zu dem Zwecke, den der Verf. ſich vorgeſetzt hatte, zu paſſen ſcheinen. Die andern ſuchen theils gradezu, theils an dem Beyſpiele Jeſu, theils aus einigen beſondern Lehren des Evangeliums, die innere Vortrefflichkeit des Chriſtenthums zu erweiſen. Zu der erſten Art rechnen wir die dritte: „der weſentliche Unterſchied zwiſchen Religion und Aberglauben“,

wo aber der Begriff Aberglauben nicht hinlänglich bestimmt und in einem sehr weiten Sinne genommen wird; und die sechste: „das Christenthum ist eine moralische Religion“, wo wir unter den angeführten Lehren des Christenthums, die mit der moralischen Natur des Menschen in Verbindung stehen, die Lehre von der Sündenvergebung, die dem Sünder die Rückkehr erleichtert, vermissen. Die Predigten von der zweyten Gattung reden von Jesus, als dem Muster moralischer Vollkommenheit (4) — Jesus der Lehrer mit göttlichem Ansehn (6) — Jesus, das Muster einer tugendhaften Empfindsamkeit (15) — Maria, die Füße Jesu salbend (16) — Jesus das Muster der Anhänglichkeit an seine Pflichten (17). Mit der erstgenannten ging es uns, wie mit den mehrsten Christusköpfen; selten entsprechen sie dem Ideal, das wir in uns tragen. Seine Einbildungskraft, „die ihm die Uebel andrer Menschen getreu darstellt“, sein „Patriotismus“, seine Klugheit und Rechtschaffenheit — hujuscemodi laus dünkt uns tantarum virtutum injuria. S. 72 wird den Wundern Jesu zu sehr die Wirksamkeit abgesprochen, um den Eindruck seiner Lehre zu heben. Wenn auch das Volk sich über seine Lehre entsetzte, so war dieses bey dem großen Haufen doch nur ein vorübergehender Enthusiasmus, und nur die Wenigen bewahrten sie, wie Jesu Thaten, in einem stillen und feinen Herzen. — Wir glauben, daß die Wunderthaten Jesu nicht minder nothwendige und wichtige Beurkundungen seiner göttlichen Sendung sind, als seine Lehrergewalt, und zwar nicht bloß als Bequemung nach damaliger Zeit begriffen, sondern als Beweise, daß er die Kraft habe, den Schutthaufen und Fleischklumpen wegzuheben, unter welchem das göttliche Reich der Wahrheit hier auf Erden begraben liegt. — Aus einem höhern Gesichtspuncte betrachtet, ist, daß die Blinden sehen, kein größeres Wunder, als daß die Sehenden sehen. — Wenn wir hier manche Ausstellungen machten, so geschah dieses, nicht aus Begierde zu tadeln, sondern weil uns das Ideal einer christlichen Predigt vorschwebte, dem auch sicherlich der Hr. Verf. nachstrebt. Und wenn uns der eigenthümliche Zweck, den der Verf. sich bey der Herausgabe dieser Reden vorsetzte, nicht erreicht scheint, so wollen wir ihn damit keineswegs beschuldigen, als ob er dem Christenthume selbst etwas vergeben, oder seinem Zwecke eigenthümliche Lehren desselben aufgeopfert hätte. Mit nichten! Vielmehr erkennt man überall, daß der Hr. Verf. das Christenthum in seinem ganzen Umfange hochschätzt, und daß es ihm ein Ernst ist, andre achtungswürdige Menschen, denen dieser Glaube nicht gegeben ist, zu seiner höhern Ansicht zu erheben.

No. 3. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

M. T. Ciceronis de officiis libri tres. Recensuit scholiis Jacobi Facciolati suisque animadversionibus instruxit Aug. Gotth. Gernhard. Lipsiae apud Gerh. Fleischerum jun. 1811. XXII. und 464 S. gr. 8.

Erfreulich und erbauungsvoll ist in unsern Tagen sein Blick auf den ernsten, doch stillen Gang der Wissenschaft auf philologischem Gebiete, das bisher einzig vor dem Eindringen der geistverrenkenden Macht der Zeit gesichert blieb. Immer mehr findet hier das Freye seine Befreyung, und classisches Studium übt sich an den Classikern des Alterthums. War früherhin das Bemühen mehr auf die Römerwelt, das Studium mehr auf lateinische Sprache und Schriftsteller gerichtet, so war dieß größtentheils ein ungründliches vages Treiben und Dichten, ohne den philosophischen Geist, mit welchem man in neuester Zeit das Studium der Griechischen Sprache wieder aufnahm, und den Vorschritt gewann. Hier war durch Meinung und Vorurtheil weniger verderbt, und man konnte freyer beginnen; in Hinsicht der Lateinischen Sprache fehlte das tiefere Ergründen und der philosophische Abschluß der Regel, wenn auch einzelne Bearbeitungen die Materialien aussonderten, und als Vorarbeiten einer reichen Lectüre und sichern Ahndung schätzbar wurden. Als Beweis könnte man anführen, daß wir noch keine ausreichende Lateinische Grammatik besitzen, und so bald noch nicht erhalten können. Gewonnen ist viel, ja alles, wenn man jetzt die Anforderung nicht bloß auf Wortkenntniß und Sachverständigung, sondern auch auf scharfsinnige Erforschung des tiefern Sprachgrundes und die philosophisch zu begründende Regel des Gebrauchs richtet; eine Anforderung, die doch zuerst in den Schulen von Wolf und Hermann als unbedingte aufgestellt wurde. Nur wenige Bearbeiter der Römischen Schriftsteller werden sich bis jetzt auffinden lassen, die mehr als Erfahrungsmenschen sind, und die, mit sich aufs Reine gekommen,

daß ſie aus einer todten Sprache Leben und Geiſt erwecken ſollen, das Studium als ein abzuſchließendes Ganzes betrachten, und das Individuelle genau vom Allgemeinen ausſcheidend, immer nur auf den Grund und die Bedingung ſehen. Zu ihnen zählten unſre Jahrbücher (Jahrg. 1810. H. 12. Philol. ꝛc. B. II. S. 188.) einen Bearbeiter der philoſophiſchen Werke des Cicero; ein neuer reiht ſich in Hrn. G. an, deſſen Ausgabe der Bücher von den Pflichten in mehrfacher Hinſicht nicht nur eine erfreuliche, ſondern auch heilbringende Erſcheinung iſt. Wir haben unſer Urtheil kurz aber vollſtändig ausgeſprochen, wenn wir ſagen, daß ſich in der Bearbeitung ernſtes, auf den Grund eingehendes Studium der Sprache, nicht gemeine Kenntniß des Gebrauchs, ſcharfſinnige Ergründung des Sinnes und Bekanntſchaft mit der Individualität des Schriftſtellers bewährt; daß nur öfters die beſtimmte Ausſprache des Reſultats fehlt, und ſo der aufs beſondre gerichteten Entſcheidung bisweilen die allgemeingültige Bedeutung abgeht, und daß in einzelnen Stellen der Einfluß fremder Auctorität beſtimmend vorherrſcht, wenn auch im Uebrigen eine ſeltne Beſonnenheit, auf feſte Grundſätze gerichtet, ſich muſterhaft charakteriſirt.

Hr. G. wußte wohl, was das Bemühen der beiden Heusinger war, und wie grade ſie zu den geiſtvollen Sprachforſchern gezählt werden müſſen; was von ihnen gefehlt worden war, zu verbeſſern, was unbeachtet geblieben, nachzuholen, war ſeine Aufgabe, wobey wir gewünſcht haben, er hätte nicht zu beſcheiden auf die Meinung als Meinung und ihr ungültiges Recht Rückſicht nehmen mögen. Er ſagt: propagata lectio denuo erat recognoscenda eaque ubique constituenda, quae a codicum auctoritate, sententiae veritate atque orationis virtute maxime commendaretur, videreturque scriptoris consilio dignissima. Cui instituto ita satisfaciendum putavi, ut audaciae temeritatisque culpam fugerem, malemque vulgatam lectionem retinere, quam ea quae probabiliora essent, cum certissimo illo codicum praesidio carerent, in ejus loco ponere. Certe nisi si, codicibus, qui innotuissent, omnibus depravatis, facillima conjectura litem dirimeret, verumque sensum aperiret, hanc non ausus sum recipere. Seine Anſichten über Kritik hat der

Verf. schon früherhin in einer kleinen schätzbaren Schrift: descriptio artis criticae in interpretatione vett. scriptorum tuendae, dargelegt. — Die Einrichtung der Ausgabe ist folgende: des Facciolati Anmerkungen sind, da das Buch zu den seltenern gehört, Olivet aber die Noten nicht vollständig aufgenommen hat, unter dem Texte beygefügt, und oft berichtigt und verbessert worden. Sie werden in Rücksicht der verglichenen Handschriften, so wie der Sinneserklärung jedem Leser willkommen seyn. Angehängt hat Hr. G. die Varianten, welche die Oxforder Ausgabe enthält. Unverglichene Handschriften waren ihm nicht zur Hand, doch verglich er eine alte Ausgabe von ungewissem Druckort und Jahr, wahrscheinlich eine Leipziger von Martinus Herbipolensis; überdieß die Ascensiana von 1521, die Leidner von 1556, worin Balduinus die Lesarten eines alten Codex aufgeführt hat. Außer Wyttenbachs, Gottlebers u. a. Bemerkungen, benutzte Hr. G. auch die handschriftlichen von Reiz, und was ihm Erfurdt mittheilte. Was die Aufhellung der Ciceronianischen Pflichtenlehre und Philosophie betrifft, vertröstet er auf Wyttenbachs versprochene Ausgabe, die wohl für jede weitere Hoffnung zu lang vergebens erwartet worden ist. Sehr wahr bemerkt er über Cicero, daß dieser nach der Forderung eines festen Systems durchaus nicht beurtheilt werden dürfe, daß bey diesen Büchern von den Pflichten die Zeit, in welcher er schrieb und das Jugendalter seines Sohnes, für den er schrieb, in Rücksicht gezogen, und für jede Rechtfertigung beachtet werden müsse; Cicero habe nicht eine freye philosophische Untersuchung, sondern gleichsam ein moralisches Erbauungsbuch für seinen Sohn liefern wollen. Deshalb sey das Buch auch nicht in dialogische Form gekleidet. Rec. möchte dieß alles nicht dem Willen des Cicero zuschreiben, sondern die auf den besondern Zweck beschränkte Darstellung als die für Cicero einzig mögliche annehmen; denn er kannte sich zu wohl, als daß er sich hier auf das freye wissenschaftliche Gebiet hätte wagen sollen: hier, wo er weniger mit Meinungen als mit Lebensregeln zu thun hatte. — Den Plan des Werkes setzt die Vorrede gut auseinander, den Inhalt der einzelnen Abschnitte, die aus Facciolati's Ausgabe aufgenommenen Argumente. Ueberall findet man Beweise einer

musterhaften Sorgfalt und gerechte Würdigung des fremden Verdienstes, nicht das frivole Absprechen gewisser neun Philologen, welches nur Eckel erwecken kann. Nur Eins hätten wir mehr in Rücksicht gezogen gewünscht: das, was Ernesti wirklich für diese Ciceronische Schrift gethan und geschrieben hat. War Ernesti auch immer nur darauf bedacht, daß Cicero elegant geschrieben habe, und ging er sehr oft von einseitig begründeten Regeln aus, und sogleich zu Verbesserungsvorschlägen über, so wird man doch weniges nachweisen können, was einer wiederholten Beachtung nicht werth sey. Wenigstens liegt in Allem Urtheil, und dieß bleibt weit schätzbarer als Hariolation, wie sie in unsrer Zeit so üppig grassirt. Hr. G. schützt sich zwar dadurch, daß er Manches um derenwillen übergangen habe, qui, cum omnia denuo ipsi perscrutari volunt, a praestantissimarum certe editionum conferendarum labore ne cupiunt quidem liberari; allein uns dünkt dieser Grund nicht triftig. Dagegen müssen wir billigen, daß alles unerinnert geblieben ist, was ein Erklärer in Schulen mündlich zur Belehrung und Aufklärung hinzufügen muß; wir hätten selbst gern gesehen, wenn der Verf. alle Rücksicht auf den so oft zum Nachtheil des Ganzen einschränkenden Zweck, den Schriftsteller für Schulen bearbeitet zu haben, aufgegeben hätte.

Der Gewinn aber, welcher für allgemeine Sprachkenntniß aus diesem Werke hervorgeht, ist vielfach, denn es erhält die Syntax auf vielen Stellen neue, feste Stützen; es sind neue Untersuchungen über die schwere, doch sehr wichtige und interessante Partikellehre angestellt, und Einzelnes aufgehellt worden. Wir könnten auf nihil plus und nihilo plus p. 84, auf alias nach saepe p. 321, auf die Bemerkungen über den Gebrauch des modus indicat. und conjunct. u. dgl. aufmerksam machen; allein aus Büchern, welche man in jedes Philologen Händen erwartet, Auszüge fertigen, ist nichts anders als Handlangerarbeit verrichten. Um unser obiges Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir den Bemerkungen des Verf. über einen Theil des Werks folgen, und in der Prüfung des hier gefundenen oder verfehlten Wahren unser Interesse, so wie unsre Achtung für den Verf. zu bewähren suchen.

I. 1. idem tibi censeo faciendum, ut par sis in utriusque orationis facultate. Heusinger und Görenz (ad II. de Leg. 6, 14) zogen id enim nach Handschriften vor. Hr. G. wendet mit Recht ein, daß in den verglichenen Stellen id sich auf ein Folgendes beziehe, hier aber unpassend auf ein Vorausgegangenes gerichtet sey. Noch hätte auf die dann eintretende Härte der Structur aufmerksam gemacht werden können. Oratio deutet Hottinger auf die philosophische und gerichtliche Rede, aber es ist, wie Hr. G. erinnert, die philosophische Darstellungsweise nicht mit den Philosophieen selbst zu verwechseln, und hier der Gegensatz, daß Philosophie und Redekunst gleichmäßig betrieben werden möchte. Dieß wird, worauf Hr. G. nicht Rücksicht nimmt, auch in den folgenden et ad dicendum, et ad judicandum ausgedrückt. Da nun utraque oratio keineswegs ausdrücken kann, was eben gesagt worden ist, so verbessert Hr. G. ut par sis in utriusque rationis facultate. Vgl. Orat. III, 15. Niemand wird hier die Zustimmung vorenthalten können, da, wenn oratio auch durch disputatio erklärt würde, doch der ganze Satz schwankend und unbestimmt erschiene. §. 2. Sed tamen nostra legens non multum a Peripateticis dissidentia, quoniam utrique et Socratici et Platonici esse volumus etc. Sehr gut ist der Sinn der Stelle aufgehellt, und legens vertheidigt worden; doch ist et vor Socratici beybehalten worden, weil es den Sinn nicht zu ändern scheint. Wohl aber lassen es mehrere Handschriften aus, und es muß wegfallen, weil utrique auf das vorige Academici et Peripatetici geht, das eingeschobene et aber es zu dem Folgenden ziehen würde. §. 3. Wir haben gewünscht, Hr. G. Meinung über das von Ernesti getilgte ad huc in den Worten et id quidem adhuc contigisse zu vernehmen, da es uns der Betrachtung werth scheint. In der Folge ist laboraret nach Heusinger, in elaboraret verwandelt worden, mit der Unterscheidung: elaborare dicitur de aliqua opera eaque non intermissa: laborare est magnam operam per aliquod tempus collocare. Der Unterschied liegt vielmehr in der Richtung auf das Werk, das zu Stande gebracht wird, und elaborare verhält sich zu laborare wie efficere zu facere. Kömmt bloß die Bemühung und Abmühung

in Rückſicht, ſo ſteht laborare; daher wird Cic. ad famil. III, 13 richtiger nun geleſen propter quae haec laborantur, §. 4. Si genus forense dicendi tractare voluisset. Nicht angemerkt finden wir, daß die alten Ausgaben nach genus noch id einſchieben. Mag aber id echt oder unecht ſeyn, ſo iſt die Stellung der Worte nach allgemeinen Sprachgeſetzen falſch, und Cicero hat entweder si id genus dicendi forense oder si forense genus dicendi geſchrieben. §. 5. Sed sunt nonnullae disciplinae, quae — officium pervertunt. Ernesti änderte nach ſeiner als allgemeingültig angenommenen Regel pervertant. Hierbey macht Hr. G. die Bemerkung, daß der Indicativ nach sunt ſteht, einmal, wenn bey sunt noch das Subject beygefügt iſt, wie in der gegenwärtigen Stelle (was ſchon Görenz fand, ad Academ. II. p. 131.), und dann, wenn zwiſchen dem Pronomen qui und dem Verbum Ein oder mehrere Sätze dazwiſchengeſtellt ſind, ſo daß die angefangene Conſtruction vergeſſen und verwechſelt werden kann. Hier vermißt man Einheit des Grundes, ſo wie einer grata negligentia, die wohl den Gedanken in der Darſtellung unvollſtändig und abgeriſſen geben kann, nicht die weſentliche Umänderung des Gedankens beyzumeſſen iſt. Vor allem hat man die Stellen, als nicht hierher gehörige, abzuſondern, welche den Conjunctiv aus anderm Grunde verlangen, z. B. Orat. 37, 128: duo sunt, quae bene tractata ab oratore, admirabilem rationem faciant, i. e. facere possint. Kommt das Subject als ein real beſtimmtes nicht in Rückſicht, ſo iſt ſein Prädicat als ein mögliches, oder als bloß gedachtes geſagt (Conjunct.), wird aber das Subject als ein beſtimmtes angegeben (durch ein beigefügtes Subſtantivum) oder durch ein hinzugefügtes zweytes Prädicat zum Beſtimmten, ſo wird das Hauptprädicat zum real beſtimmenden, bloß beſchreibenden. Daher kann der Indicativ auch nach dem einfachen sunt dann folgen, wenn ein Satz eingeſchoben wird, der von dem anderweit unbeſtimmten Subject als von einem an ſich beſtimmten ſpricht, mithin ein auf das Subject ſich beziehendes Verbum hat. Sunt enim, qui, quod sentiunt, etsi optimum sit, tamen invidiae metu non audent dicere. c. 24, 84. — §. 6. Aus den Handſchriften wird hergeſtellt:

Quae quamquam ita sint in promptu; ſo wie in der Folge: Ita propria est ea perceptio. Zu c. 5, 9 wo mit Recht anquirunt vorgezogen wird, fügt Hr. G. die Bemerkung bey, anquirere ſey quaerere quo utamur, quod tibi adiungas; inquirimus, quae scire cupimus. Dieß reicht nicht aus. Cic. de fato 9, 17 in qua (contentione Diodori) quid valeat id, quod fieri possit, anquiritur. Vielmehr iſt anquirere ebenfalls auf das Wiſſen gerichtet, und drückt nur das Forſchen mit Umſicht aus, daher es bisweilen einem verſtärkten inquirere gleich kommt. — Richtig folgt Hr. G. Heuſingern, wenn er §. 15 ex quo magnitudo animi exsistit ſchreibt. Mit gutem Grunde zieht er bald darauf conservanda vor; bey den darauf folgenden Worten aber finden wir nicht die genügende Hülfe: cavetque, ne quid indecore, effoeminateve faciat: tum in omnibus et opinionibus, et factis, ne quid libidinose aut faciat aut cogitet. H. G. emendirte ſchon früher in einer kleinen kritiſchen Schrift (S. Commentar. soc. philol. Lips. Vol. III, p. 229): tum in omnibus et opinionibus et dictis, ne quid libidinose aut dicat aut cogitet. Die Gegenſätze ſind hierbey richtig und ſcharf gefaßt, und der Gedanke klar ausgedrückt; aber Hr. G. ſcheint ſelbſt die Kühnheit dieſer Aenderung bemerkt zu haben, wenn er hinzufügt: Si cui haec facilior correctio displiceat, is, cedo, locum hunc ceterum diligenter scriptum diutius carere patiatur eo, in quo ipse Cicero auctor est decorum, de quo hic agitur, maxime esse positum. Die Stelle ſcheint Rec. nur dadurch zu retten, daß man die Gegenſätze und die Beziehung, mit welcher die Erklärer nicht ausreichten, aufgebe und annehme, daß que in cavetque nicht vim explicativam ſondern continuativam habe (ſ. zu I, 42, 150). So enthält das erſte faciat einen unbeſtimmten Begriff, das zweyte einen beſtimmten, indem geſagt wird, es werde verhütet, daß überhaupt nichts Unſchickliches geſchehe, und dann, daß der Menſch in Gedanken und That nicht frevle. Der Gedanke aber iſt hier, wie überhaupt, dem Geſagten, der Aeußerung gleich. Nach putat möchten wir ein Punctum ſetzen. V, 14 quae si oculis cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret. Den Gründen,

nach welchen das an dieſen Worten hängende sapientiae von Hr. G. ausgeſchloſſen worden iſt, ſtimmt Rec. bey, da ſich in Faernus Einfall sui nur gewagte Nothhülfe zeigt. §. 15. Quae quatuor quamquam inter se colligata atque implicata sunt, tamen ex singulis certa officiorum genera nascuntur: velut ex ea parte quae prima descripta est, in qua sapientiam et prudentiam ponimus, inest indagatio atque inventio veri; ejusque virtutis hoc munus est proprium. Hier iſt's nicht weniger Nothhülfe, wenn Hr. G. eine Miſchung zweyer Conſtructionen annimmt. So häufig auch ſolche Beyſpiele in den Griechiſchen Schriftſtellern vorkommen, den Römern iſt eine beſchränkende Regel gegeben, weil ihnen zu ſolchem freyen Spiel das Organ fehlt, und die Sprache unbehülflich erſcheint. Man könnte durch Interpunction noch ponimus zu helfen ſuchen, wenn der abſolute Gebrauch von inest gerechtfertigt werden könnte. Wohl aber iſt die Stelle durch einen Abſchreiber verdorben worden, welcher die in Definitionen gebräuchliche Formel in quo inest kannte, und ſie entweder willkührlich beyfügte, oder dadurch die Worte in qua ponimus erklären wollte. Ein Codex hat est ſtatt inest. Lieſt man velut ex ea parte, quae prima est, in qua sapientiam et prudentiam ponimus, indagatio atque inventio veri; ejusque virtutis hoc munus est proprium, ſo hat die Stelle keine Schwierigkeit. Die Worte in qua sap. ponimus ſind erklärender Beyſatz; indagatio atque inventio veri macht das certum officiorum genus aus; in virtus aber iſt eben ſo wenig indagatio et inv. veri zu verſtehen, als in munus etwa sapientia et prudentia; vielmehr bezieht ſich virtus auf ea pars prima und munus auf verum. Das Gebiet der Wahrheit ſey hier die Sphäre, Wahrheit das Strebeziel. — Scharfſinnig wird §. 17 virtutibus gegen Facciolati und Heuſinger vertheidigt, mit Rückſicht auf das ohne Subſtantiv vorausgeſetzte huic. — Wir übergehen mehrere von Heuſinger vorgezogene Lesarten, die hier neue Begründung erhalten. Wenn §. 20 ex qua viri boni nominantur ſtatt boni viri aufgenommen wurde, ſo geſchah es mit Recht; aber der angegebne Grund: vir bonus ubique scribendum esse, nisi facta aliqua fuerit oppositio, aut substan-

tivi cum aliquo adjectivo copulatio ist zu flach, da er viel mehr in den allgemeinen Regeln für die Position des Adjectivs gesucht werden muß, in der Einheit und Zusammensetzung der Begriffe. Die weitere Darlegung dieser Regeln würde hier zu weit abführen. — §. 21. Ex quo quia suum cujusque sit eorum, quae natura fuerant communia; quod cuique obtigit, id quisque teneat; eo etc. So interpungirt Hr. G., da Ernesti das Semicolon nach sit setzte. Wir pflichten seinem Verfahren darum bey, weil, wenn quia suum cujusque sit für sich besteht, der Satz hart und bedeutungslos scheint. §. 22. atque, ut placet Stoicis, quae in terra gignuntur, ad usum hominum omnia creari. So hat Hr. G. aufgenommen, und die Verwechslung der Construction ut placet Stoicis — creantur und placet Stoicis — creari angedeutet, wie es vor ihm Heindorf gethan hat; allein daß er in terra statt in terris aus zwey Handschriften aufgenommen, kann darum nicht gebilligt werden, weil in terris ausdrückt, auf der ganzen Erde, und Cicero in den angeführten (de nat. deor. II. 48 de off. II, 3, 11) in terra von den Erdgeschöpfen im Gegensatze der andern Naturreiche sagt. Orat. II. de lege agr. 23, 62; pecunia — tanta, quanta sit in terris. Uebrigens bestimmt auch diese Lesart keineswegs für die von Ernesti geforderte Correction gignentur.

So enthält jeder Paragraph Beweise der genauen und glücklichen Forschung, und nöthigt zu wiederholter Prüfung. Auch ist das Verfahren consequent, und die Bearbeitung sich gleich durchgeführt. Wir geben noch einige Bemerkungen zu andern Stellen in den folgenden Büchern. Wenn Hr. G. im Anfang des dritten Buches aufnimmt: Publium Scipionem, Marce fili, eum, qui primus Africanus appellatus sit, dicere solitum, scripsit Cato statt appellatus est, so scheinen uns die angeführten Gründe nicht hinreichend. Wohl zu berücksichtigen bleibt, wie der erklärende Satz hier, in solcher Stellung eingefügt werden konnte, und wie eine solche Erklärung überhaupt im Munde des Cato zu rechtfertigen sey. §. 2. Ordo sed nec otium hoc exquisitior, si utriusque enuntiationis oppositionem varietatemque comparas. Rec. findet das Ausgesuchte nicht und hält die Lesart,

andrer Handschriften, sed nec hoc otium für die echte, weil hoc, wenn es δειχτικῶς steht, und mithin seine Erklärung aus der Stelle selbst zieht, sobald nicht das Relativum folgt, oder hoc nicht mit einem Folgenden in Beziehung gesetzt wird (wie z. B. otii oblectationem hanc honestissimam iudico), immer seinem Worte vorausgeht. — Zu den scharfsinnigen Bemerkungen, deren dieß Buch gewiß nicht wenige enthält, rechnen wir die zu III, 2 über cum — tum. Als Regel ergibt sich daraus, daß quum mit Indicativ — tum Allgemeines und besonderes, oder überhaupt Entgegengesetztes zusammenstellt, daß in quum mit Conjunct. — tum das Erstere durch den Beysatz des Letzteren noch mehr in sich erhöht und bekräftigt wird (nam quum te a pueritia tua unice dilexerim; tum hoc vel tuo facto — multo acrius vehementiusque diligo); daß in quum mit Conjunctiv — tamen das Erstere durch den Gegensatz des Letztern vermindert und eingeschränkt wird (cui quum [licet] Cato et Caninius intercessissent, tamen est perscripta); daß in quum mit Conjunctiv — tum — tamen das Erstere im Verhältniß zum Letztern, wenn auch durch den Gegensatz geringer, doch durch die Vergleichung mit dem noch Größern und Wichtigern an sich werthvoll und wichtig erscheint (quae [historia Sisennae] quum facile omnes vincat superiores, tum indicat tamen, quantum absit a summo). Eben so schätzbar ist die Bemerkung, nach welcher er die Annahme, als verneinen zwey Negationen auch bey den Römern, ohne sich aufzuheben, nur stärker, darauf einschränkt, daß der Dichtergebrauch ausgeschieden werden müsse, und daß wohl die Vereinungspartikeln nec, neque nach nego und nullus wiederholt werden können, statt et, dieß aber nicht in den prohibitivis Statt findet, und mithin ut ne nach vorausgegangenem ne nur dann stehen kann, wenn durch Zwischensätze die angefangene Construction vergessen und umgeändert worden ist. Irrt Rec. nicht in der Betrachtung des Grundes, durch welchen überhaupt ut ne verbunden wird, so ist derselbe, obgleich tiefer liegend als der angegebne, auch für den hier behandelten Fall und dessen Bedingung ausreichend. Was ne betrifft, so hat Hr. G. das Verhältniß desselben zu nec auch in andrer Hinsicht nicht genau gefaßt. Zu

I, 25, 85: alterum (teneant), ut totum corpus reipublicae curent, nec, dum partem aliquam tuentur, reliquas deserant, vertheidigt er nec also: Ne aut novum praeceptum adjungit aut reddit rationem superioris. Eine genaue Berücksichtigung des Sprachgebrauchs fordert, daß hier neve geschrieben werde. — I, 37, 133. Nihil fuit in Catulis, ut eos exquisito judicio putares uti litterarum: quamquam erant litterati: sed et alii: hi autem optime uti lingua latina putabantur. So liest Hr. G. aliud nach nihil zufolge einiger Handschriften ausstoßend, und für et alii mit Heusinger ut alii wünschend. Bezieht man aliud, wie Ernesti wollte, auf die Lieblichkeit der Stimme, dann wird allerdings der Zusatz hi autem etc. überflüssig. Allein eingestehen muß auch Jeder, daß die ganze Stelle, so gefaßt, ungerundet und ohne Zusammenhang, in Hinsicht des Urtheils aber hart scheint. Rec. glaubt, daß sie auf andre Weise gefaßt, und also geordnet werden müsse. Nihil aliud fuit in Catulis; ut — uti litterarum. Quamquam erant litterati, sed et alii; hi autem — putabantur. Dieser Fall, dieß fand bey den Catuiern statt, so daß man ihnen tiefes wissenschaftliches Urtheil (ausgezeichnete Gelehrsamkeit) hätte zuschreiben können. Waren sie auch Gelehrte, so waren sie es wie jeder Andere; nur in Hinsicht der Sprache waren sie vorzüglich. Nihil aliud steht absolute, auch bey Cicero; denn was Görenz zu de legg. III, 1, 2 sagt, möchte nicht ausreichen. Der Verbindung quamquam — sed ist gleich XII ad famil. 14: quamquam egregios consules habemus, sed turpissimos consulares; sed et bedeutet sed vel; autem soviel als contra, dagegen. In den Folgenden will Hr. G. lesen: litterae neque expressae, neque oppressae, ne quid obscurum esset, aut putidum. Wer Handschriften gesehen, wird die angegebne Vertauschung von quid und aut nicht leicht nennen. Die Stelle selbst aber, so wie die ähnliche de orat. III, 11. zeigt, daß Cicero eine bestimmte Distinction gewollt habe, in welcher das doppelte aut nicht fehlen kann. Die angeführte Stelle ut ne quid perturbatum ac discrepans, aut praeposterum sit, ist andrer Art. Cicero könnte das Adjectivum hier absolute gesetzt zu haben scheinen, weil ihm das

paſſende Subſtantivum abging; allein in Rückſicht iſt zu ziehen, daß nach ne auch quid fehlen kann, und hier zu ſupplieren iſt. De orat. I, 9 ne aut de C. Laelii — aut de hujus, generi, aut arte aut gloria detraham, wo der abſolute Gebrauch von detrahere nicht ausreicht. — Zu I, 34 handelt Hr. G. vom Unterſchied zwiſchen inscitia und inscientia und gibt ihn alſo an: inscitia dicitur aut stultitia, quae naturae vitio tribuitur, aut temeritas, quae est in ingenii vel levitate vel pravitate, inscientia est rerum vel omnium vel singularum, quarum ediscendarum nulla fuit opportunitas, itemque illa ignorantia, quae est Academicorum. Dieſe Diſtinction ſcheint ganz verfehlt; denn nicht allein, daß ſie nicht auf allen geſicherten Stellen ausreicht (z. B. Invent. I, 27, 41), ſo ſieht man auch den Grund nicht ein, nach welchem inscitia die Bedeutung der Dummheit und Unklugheit, inscientia die der Unwiſſenheit habe. Uns ſcheint ſchon Erneſti, haben wir dieß richtig aus ſeinen ſtillſchweigenden Annahmen herausgefunden, den wahren Unterſchied erkannt zu haben. Inscientia drückt nämlich das ſubjectiv habituelle des Zuſtandes aus, inscitia das auf ein Object bezogene; oder inscientia zeigt die Seelenbeſchaffenheit in der inscitia an. So gebrauchte Cicero auch invidentia als Zuſtand, im Gegenſatz der übrigens noch zweydeutigen invidia. Daher aber wird inscientia mit error verbunden, Invent. I, 2 pro Sulla 15, wo Beck richtig inscientia beybehielt; und wir zweifeln nicht, daß auch de legg. I, 11, 31 geſchrieben werden müſſe: similique inscientia. Daher ſteht ferner inscientia ſtets abſolut, ohne Angabe des Objects, und Caesar III, 9 wird fälſchlich inscientia locorum III, 13 inscientia usus lini geleſen, dagegen III, 19 richtig inscientia hostium. Daher endlich wird inscientia ſtets als vitium animi betrachtet, wie es de divin. I, 52 dem vitio rerum entgegenſteht. Was Görenz zu legg. I, 11 ſagt, gehörte eigentlich zu inscientia. Ob dagegen inscitia nie abſolut, ſondern ſtets mit Angabe des Objects, auch nicht dann, wenn dieß hinzugedacht werden kann, ſtehe, wagt Rec. noch nicht zu entſcheiden. Aus letzterer Bedingung ließe ſich rechtfertigen Brutus 17, 67: Sed in nostris inscitia est, quod — hanc — quidem, wo subtilitatis hinzugedacht werden kann. Nicht ſo leicht läßt ſich de legg. I, 2, 6 ad antiquorum languorem atque inscitiam erklären, wo wir die Nothwendigkeit der Aenderung wahrſcheinlich finden.

Wir müſſen hier unſre Bemerkungen abbrechen, da wir noch von dem angehängten Excursus de anacoluthis in Ciceronis libris de officiis zu ſprechen haben. Ein Programm von Aug. Matthiae handelte von demſelben Gegenſtande, welcher nicht bloß beachtungswerth, ſondern ſo wichtig er-

scheint, daß gewiß schon jeder Sprachforscher gewünscht hat, es möchten die Anakoluthieen der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller in einer möglichst vollständigen Sammlung aufgereiht, geordnet und erklärt werden, damit einer regellosen, auch das Ungereimte leicht billigenden Erklärungsweise nicht mehr freyer Unfug gestattet bleibe. Als einen schätzbaren speciellen Beytrag haben wir den erwähnten Excurs zu betrachten. Hermann'sche Ansichten liegen zum Grunde. Hr. G. tadelt mit Recht die von Matthiä aufgestellte Definition, daß in dem Anacoluthon der Gedanke mangelhaft und etwas abgerissen sey, da dieß in der Ellipse und in der Aposiopesis statt habe, wo der Gedanke entweder durch sich selbst, oder aus einem folgenden oder vorausgehenden supplirt werden könne und müsse. In anacolutho necesse est, ut ex iis, quae sive proxime, sive post longum intervallum, quantumvis mutata locutione, sequuntur, superioris non integrae enunciationis sensus possit vel maxime latens exquiri. Anacoluthon igitur eum dicendi modum intelligimus, in quo instituta oratio non ea, quam poscebat, constructione perficitur. Da, fährt der Verf. fort, die gewöhnliche, ordnungsgemäße Verbindung nur zum Zweck hat, das Verständniß zu vermitteln, so können Ursachen eintreten, welche bewirken, daß, ehe die begonnene Construction zu Ende gebracht worden ist, eine andre verschiedene eintrete, so daß der Gedanke dabey noch gewinne. Als erste Ursache zeigt sich die solche Ordnung störende Belebtheit und Schnelligkeit des Denkens; vorzüglich in der Sprache des gemeinen Lebens. Ein andrer Fall findet in der Verbindung der Sätze Statt. Die Glieder des Hauptsatzes müssen sich entsprechen; werden sie durch Nebensätze so getrennt, daß man beym zweiten Gliede den ersten fast vergessen hat, so weicht das zweyte Glied, was dem ersten entsprechen sollte, in Form und Construction von diesem ab: wie wenn auf primum nicht deinde, auf aut nicht das zweyte verlangte aut folgt. Sonach ist hier die Trennung der Hauptsätze und die Einschaltung der Nebensätze namentlich der Parenthese, der Grund, und dieser ein triftiger. Oft würde die Wiederholung im zweyten Satze ausfallen, oft liegt im eingeschalteten Satze etwas, worauf sich der zweyte Hauptsatz bezieht; daher wird die Störung auf doppelte Weise entschuldigt, und es kann in ihr gradehin ein Streben, die Sätze genau und streng dem Sinne nach zu verbinden, offenbar werden. Hinzukommt in besondern Fällen die durch andre Hülfe, so durch Partikeln, leichter als durch Rücksicht auf das Vorausgegangene zu gewinnende Deutlichkeit, so wie die Sorge für Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und für Nachdruck. Ehe der Verf. auf Cicero übergeht, tadelt

er diejenigen welche diese vermeinten Fehler nur durch die Auctorität der Schriftsteller entschuldigen, und rügt Mathiä's Annahme, daß das Anakoluthon zur grata negligentia gezählt werden müsse. Wir erinnern hierbey an Folgendes.

Der bloße Mangel der Rede, mag er auch erst im Verlauf der Rede sichtbar werden, ist für die Bestimmung des Anakoluthon nicht hinreichend, sondern das, was des Verf. Definition nur andeutet, muß bestimmter festgesetzt werden, wir meinen die Verwechslung zweyer Constructionen. Der Verf. will das Anakoluthon aus der Reihe der Fehler reißen, und es wie Ellipse und Pleonasmus als Figur gelten lassen; indem er aber dabey auf ein Vergessen zurückführt (— ut eum ad posterius scribendo legendove perveneris, prioris locutionis formam prope oblitus sis), so vernichtet er dadurch jede Annahme der bestimmten Regel, und die Willkühr spottet den logischen Gesetzen. Der Sprechende kann den Hörer zwingen, in der Ellipse etwas, was nicht ausgesprochen wurde, hinzuzudenken, aber zum Vergessen des Gesagten und zur Störung der Gedankenreihe kann er ihn nicht nöthigen, und er muß daher den Zweck des Verständnisses verfehlen. Nimmt man aber im Anakoluthon eine in der Gedankenfolge sichtbar werdende Vermischung und Verwechslung zweyer Constructionen an, von der es nur Folge ausmacht, daß der Satz sich auf andre Weise, als in welcher er begonnen, endige, so gewinnt man, da die Rede nun nicht an sich mangelhaft und nicht fehlerhaft heißen kann, ein ausreichendes Princip. Dieses Princip aber kann nur ein empirisches seyn, da nicht logische Nothwendigkeit, sondern Willkühr zum Grunde liegt. Wenn nun alle Figur auf Vernachlässigung der nach logischem Gesetze folgerecht und vollständig geforderten Darstellung des Gedankens beruht, so ist das empirische Princip des Anakoluthon, so wie der Ellipse und des Pleonasmus kein andres als Nachlässigkeit, die zur angenehmen wird, wenn durch sie Nachdruck und Anmuth der Rede gewonnen wird, und wenn sich in ihr (subjectiv) freye Lebendigkeit des Denkens offenbart. So wie in der Ellipse ein Begriff, der zwar gedacht wird, nicht ausgedrückt, sondern unterdrückt und ausgelassen wird, so geschieht es beym Anakoluthon an einem ganzen Gedanken, so daß entweder ein ausgedrückter Nebengedanke an die Stelle des Hauptgedankens tritt, oder ein nicht ausgedrückter Gedanke hinzugedacht wird, und so die Darstellung umformt, woraus dann nothwendig Vermischung zweyer Constructionen hervorgeht. Cic. de off. III, 26, 97. Utile videbatur Ulixi, ut quidam poetae tragici prodiderunt — — sed insimulant eum tragoediae simulatione insaniae militiam subterfugere voluisse. I, 14, 44 qui benignio-

res volunt esse quam res patitur. primum in eo peccant, quod incuriosi sunt in proximos, quas enim copias his et suppeditari aequius est et relinqui, eas transferunt ad alienos. Inest autem in tali liberalitate cupiditas plerumque capiendi. Da aber die Principien nur empirisch sind, so ist die Zurückführung auf Allgemeingültigkeit unmöglich, und es hat die Grammatik jeder Sprache nur die vorkommenden Fälle zusammenzustellen, und nach ihrer Aehnlichkeit zu ordnen; denn in der Schnelligkeit und Lebendigkeit der Rede u. s. w. würde fälschlich ein Prinzip nachgewiesen werden, da jene nur die Veranlassung ausmachen. Das Verdienst einer solchen Arbeit wäre in Hinsicht der Griechischen und der Lateinischen Schriftsteller sehr groß, und man würde wichtige Resultate über nationale und inviduelle Denkweise gewinnen. Hr. G. hat versucht die Anakoluthe, welche in den Büchern de officiis vorkommen, zusammen zu reihen. Er ordnet sie in zwey Classen, nämlich Fälle, in denen das erste Glied des Satzes ohne Folge eines zweyten steht, und in denen der zweyte dem ersten nicht entspricht. Der erste Satz ist entweder vollständig und läßt einen gleichen zweyten erwarten, oder er ist angefangen, und erhält in der Folge seine Vollendung nicht. Diversa membrorum integrorum conformatio und inchoatae locutiones quae sequentium verborum constructione non perficiuntur. In dieser Anordnung fehlt der Verf. dadurch, daß er nur auf die Bestimmung des ersten und zweyten Satzes, als eine unter denselben wechselseitige, Rücksicht nimmt; da im Gegentheil immer der eine oder der andere durch ein drittes bestimmt wird. Einfacher und richtiger würden zwey Hauptformen des Anakoluthon, eine elliptische und eine pleonastische angenommen werden. Ein anderer Fehler liegt in der Würdigung der aufgezählten Beyspiele, in denen mehrere aus der Reihe ausgeschlossen werden müssen; denn überall muß der Grund erkannt werden, nach welchem eine Verwechslung der Construction geschah, und geschehen konnte. Von den aufgezählten Beyspielen rechnen wir zur elliptischen Form: III, 10. 45. I, 21, 72. capessentibus autem remp. nihilo minus, quam philosophis, haud scio an magis etiam et magnificentia et despicientia adhibenda sit rerum humanarum. Vollständig wäre zu denken: nihilo minus adhibenda est, nec scio —. I, 3, 8. wo der Gedanke ausgefallen ist: und dieß ist die eine Pflicht. Es muß nämlich dieß Beyspiel als Anakoluthon gelten, weil es vorausgeht; anders verhält es sich mit I, 19, 64. — I, 14, 44. Zur pleonastischen Form gehören: I, 5, 16. I, 1, 1, wo der vorausgestellte Satz zwar ausgesprochen, aber in keiner Verbindung mit dem Ganzen gedacht worden ist. I, 7.

22. ut placet Stoicis — creari. III, 26, 97. Noch zählt Hr. G. folgende auf, die keineswegs als Anakoluthe zu betrachten sind. I, 10, 33. Ne noster quidem probandus, si verum est, Q. Fabium Labeonem — eum utrisque separatim locutum. Hier ist der erste Satz ne noster q. p. vollständig, und auch in der Verbindung keine Verschiedenheit, da nämlich der Namen Q. Fabium Labeonem nur um des seu quem alium nachgesetzt und wiederholt worden ist. Eben so wenig sind Sätze wie I, 19, 64. Ex quo fit, ut neque disceptatione vinci se nec ullo publico ac legitimo iure patiantur: exsistuntque in republica plerumque largitores etc. Mit exsistunt beginnt, trotz unsrer Interpunction, ein neuer selbstständiger Gedanke, in welchem que vim collectivam hat: und so. Von I, 5, 15 haben wir oben gesprochen. I, 43, 153. Idque hoc argumento confirmari potest, quod, si contigerit ea vita sapienti, ut in omnium rerum affluentibus copiis, quamvis omnia, quae cognitione digna sunt, summo otio secum ipse consideret et contempletur: tamen, si solitudo tanta sit, ut hominem videre non possit, excedat e vita. Man erkennt die Structur der Stelle, wenn man mit Hr. G. annimmt, tamen sey nach eingetretenen si mit excedat e vita verbunden worden, damit nicht noch einmal si contigerit ea vita sapienti, ut, hätte wiederholt werden müssen. Eine solche Vermischung der Construction würde, wie I, 5, 15, ein regelloser Mischmasch seyn, denn nirgends wird ein Grund erkannt. Die Stelle ist durch das Glossem quamvis, was in den meisten Handschriften fehlt, entstellt, und dieß durch ein Mißverständniß des vorausgegangenen si und des folgenden tamen. Si steht nämlich in si contigerit statt quamvis, wie z. B. III, 8, 37, si omnes deos hominesque celare possimus, nihil tamen etc. — De Senect. 11 quae si exequi nequirem, tamen me lectulus meus oblectaret etc. Tamen würde also in unsrer Stelle nur in Beziehung auf dieß si nothwendig. — Ohne allen Grund rechnet Hr. G. zu den Anakoluthis die Stelle I, 32, 115, nam regna, imperia, nobilitates, honores, divitias — temporibus gubernantur. Hier würde der Accusativ ohne Entschuldigung einen Constructionsfehler ausmachen. Unsers Bedünkens liegt die Corruptel in temporibus gubernantur, nicht in den Accusativen.

Das Ganze beschließt ein Index, den wir vollständiger wünschten. Der öfters mangelnden Correctheit hilft ein Anhang auf; übrigens ist Druck und Papier, wie von der Verlagshandlung zu erwarten war, gut.

Ph. Vin.

# Jahrbücher der Litteratur.

Der arme Heinrich. Eine altdeutsche Erzählung. Herausgegeben von D. Joh. Gust. Büsching. Mit Kupfern von Franz Hegi. Zürch b. Orell. 1810.

Hartmanns von der Aue Gedicht vom armen Heinrich gehört unter die vortrefflichsten unsrer alten Poesie, und verdient uns bedingten Vorzug vor desselben Dichters größerm Werke, dem Iwain, worin wir gleichwohl die nämliche fließende, eindringliche Schreibart alsbald erkennen. Allein diese kleinere Erzählung, außer dem Vortheil, daß sie einen einheimischen, in vaterländischer Sage überlieferten Stoff behandelt, ist nun auch mit einer solchen Milde und Reinigkeit aus der Seele des Dichters hervorgegangen, daß man die Einfachheit und Meisterhaftigkeit seiner Arbeit mit nichts wahrer vergleichen kann, als mit der bescheidenen, fleckenlosen Tugend der Handlung selbst, welche uns geschildert wird. Keine Sylbe und kein Wort ist zu viel oder zu wenig, bunte Farben und Bilder würden dem glaubigen, getrosten Sinn, der überall darin lebt, ordentlich Schaden thun, die Rede braucht hier keiner Blumen, das Ganze hinterläßt den reinen, erquickenden Eindruck wohlriechender Kräuter.

Dem neuen Herausgeber dieses schon früher gedruckten Gedichts ist es nothwendig erschienen, die Schönheit desselben vorher erst zu trüben und zu verunstalten, bevor er wagen dürfte, es seiner Zeit wieder anzubieten, und zu empfehlen. Gegen diese fatale Manier, alte Poesieen zu modernisiren (welche eine anderwärts erschienene Beurtheilung des vorliegenden Buchs eine wirkliche Reinigung zu nennen wagte), hat sich Rec. schon mehrmals bestimmt erklärt. Herr B., der dabey eben so wenig als andre wissen wird, wie und warum so zu verfahren sey, hat überaus wohl gethan, seine sich etwa dafür gemachten Regeln zu verschweigen, wir würden ihm sonst, sie

seyen welche sie wollen, zeigen, daß er auch das Gegentheil davon befolgt hat. Diese von Grund aus unselige Arbeit führt nämlich außerdem das Böse mit sich, daß sie in lauter Inconsequenzen verwickelt, bey dem Schwanken zwischen Alt und Neu, der Form und dem Inhalt auf beyden Seiten Abbruch thut, und wenn alles bunt unter einander geräth, in der Verlegenheit öfters den ungetreusten Ausweg einschlägt, der möglich war, d. h. neue Formen bildet, die weder uns noch dem Alterthum gehören, entweder den Inhalt entstellen, oder die fließende Form des Originals steif und geziert wieder geben. Alle diese Verkrüppelungen werden untergehen, wofern nur, wie hier, die alten Originale gerettet sind; von Wickrams Metamorphosen Ovids lesen wir schwerlich etwas, als den stehengelassenen Prolog Albrechts, und doch verfuhr Wickram unvergleichlich fester und freyer, als unsre modernen Bearbeiter, und hatte sich daher auch nicht ganz, für seine Umgebung wenigstens, verrechnet. Nach dem Einflusse unsrer Modernisirungen auf die jetzige Poesie, kann nur der fragen mögen, welcher die letztre einer äußerlichen Erweckung und einer Neubelebung, die nicht von innen kommt, für fähig hält. Wer an die Trefflichkeit der alten Poesie glaubt, und darnach begehrt, der soll sich auch Mühe geben, und sie mit Fleiß studiren. Muß aber für die Bequemlichen und Neugierigen durchaus etwas Erleichterndes geschehen, so wundern wir uns, warum man nicht auch anfange, den Homer in das Griechische des neuen Testaments und Römische Classiker in das Lateinische des Mittelalters umzusetzen, indem man diese schweren Autoren alsdann auch leichter und dem Anscheine nach mehr lesen und nutzen würde. Es gibt aber noch außer jenen wahren Liebhabern der Poesie (welche dergleichen Verarbeitungen gar nicht brauchen) und diesen bequemen Dilettanten (welchen sie allein willkommen seyn könnten) eine dritte Art Leser, reine, besonders weibliche Gemüther, die ein poetisches Buch mit Liebe und Freude empfangen, und denen es ohne besondre neue Mittheilung doch verschlossen bleiben müßte. Diesen zu Gefallen und auch ohne an sie zu denken, aus dem unbewußten Gefühl, daß sie da sind, ist es recht, ein altes oder fremdes Werk neu versuchen zu schreiben; allein nur auf eine Art

stehet das auszuführen, und diese ist: aufrichtig der poetischen Form zu entsagen, und in ungebundne Rede zu übertragen. Hierzu werden sich nicht alle Gedichte fügen, z. B. die strophischen Nibelungen niemals, hingegen andre leicht, nach dem Vorgange sehr alter, gelungener Beyspiele, vor allem leicht, unsrem Erachten nach, das vorliegende Gedicht vom armen Heinrich. Hätte Hr. B., was dazu viel weniger Mühe gemacht haben würde, alle Wendungen des Textes, und so viel thunlich, alle Wörter beybehalten, und bloß in den neuen Dialekt umgeschrieben, so daß nur ein Drittheil oder die Hälfte der Reime untergegangen seyn würde, hätte er alles unabgesetzt wie Prosa drucken lassen, so wäre das Ganze ein überaus anmuthiges, erfreuliches Lesebuch geworden, und die alte Einfachheit unangerührter geblieben, die stehengebliebenen Reime klängen wie eine eigne Poesie, wie ferne Glocken durch den dazwischenliegenden Wald bey günstigem Lufthug, noch hinein, und vor allem, es ständen keine Flickreime, Härten oder neugemachte Ausdrücke darin, welche kein Zeitalter anerkennt. (Einige Beyspiele: 28. bitt't. 143. bereit't. 164. gedeut't. 588. also so. 612. vil gut wol, obgleich anderwärts 696. 778. harte stehen geblieben — 995. sein'n. 1036. s'zu sehen. Do findet sich 319 und 564. beybehalten. Steife Stellen sind 172. 408. 469, wo das Original hat: „bis man des Nachtes schlafen ging" dafür hier: „bis man sich Nachts zum Schlafen richt't." 791. abschauern. Verunglückte eigne Wörter stehen: 141 freudenbar, welches man für freudenlos lesen soll, allein man denkt eher an die Analogie von ehrbar, mannbar und fühlt die Negation nicht. 153. wan'n nicht Mittag? 194. Dingen. 311. wohlgezähm [wohlgezäm]. 552. Gebüze, ein besonders widriges Wort; 1220. tüchtigleichen.)

Obgleich Hr. B. in der Vorrede zu seinem Schutz erklärt hat, daß er keine genaue Treue gehalten, so sind uns doch verschiedene Untreuen aufgefallen, aus denen unverzeihliche Nachlässigkeit und Unkenntniß der alten Sprache zu bestimmt hervorleuchten, als daß wir sie dem Mitherausgeber eines angekündigten altdeutschen Wörterbuchs nachsehen dürften, um so mehr, da bereits ein gleicher Tadel auf andere von ihm in

dieser Manier modernisirte Gedichte fällt. Hier folgen die Beweise zu gegenwärtigem Buche:

V. 7. Wird „an misiichen buchen“ etwas komisch durch: „mißiichen werken“ übertragen, statt: verschiedenen. Mislich, missaleik heißt: misgleich, ungleich, verschieden, woraus freylich in der Folge selbst unser mißlich entstanden ist. s. Oberlin v. mißlich.

V. 9. Im Original, steht die unnöthige Negation gar nicht.

V. 41 — 46. Sind ganz verfehlt und der hinter 43 gesetzte Punct verdirbt alles. Der rechte Sinn ist: wie groß seine Habe und wie fürstlich seine Geburt waren, so war er doch lange nicht so reich an Geburt und Gut als an Ehren und an Muth. Hr. B. hat unnach V. 44 nicht verstanden, welches so viel als: unnahe, lange nicht ꝛc. bedeutet, seine Uebersetzung durch: demnach ist ohne Sinn.

V. 68. Das Flickwort: nach entstellt den Sinn.

Daß V. 103 vor dem Wort: birt, etwas fehlt, ist schon anderswo angemerkt worden. Eine freyere Form für birnt, brennt, darin zu vermuthen, wäre zu gewagt.

V. 115. von heißt hier, wie mehrmals im Gedicht: durch und das ab V. 116 wäre durch von zu geben, damit man nicht auf abfallen rathe.

V. 148. Anstatt: swinnende ist zu lesen: swiemende. s. Oberlin v. sweimen.

V. 155. Warum nicht: bedeckte?

V. 166. Heißt mislich wieder verschieden, und die Alternative folgt gleich nach.

V. 167. 171. Wäre doch genesiich, genesbar zu schreiben.

V. 180. 181. sind verdreht und vom Original abweichend, der mehrmals gebrauchte Flickreim Geschick will fast nirgends passen.

V. 198. Ist mißverstanden. Der Arzt erklärt seinen zweydeutigen Ausspruch, daß Heinrich genesiich und ungenesen bleibe. Es gibt für euch eine Arzeney, aus diesem Grund (des) wäret ihr genesiich, allein ihr werdet sie euch nicht verschaffen können, deswegen (des) bleibt ihr ungenesen. Dieser in den Versen 198 und 202 liegende Gegensatz ist verloren

gegangen; wie konnte überhaupt das erstemal: des soviel als: durch die heißen?

V. 206. Warum hier noch?

V. 209. Ermahnt Heinrich die Leute: nicht sein Silber und Gold zu versprechen, d. i. abzuschlagen; Hr. B. übersetzt: „ich will euch versprechen (promittere)!

V. 241. Heißt: deß ward sein Herzesere (Herzenskummer) so kräftig und groß; es wird aber übertragen, als ob: sere auch ein Beywort wäre, so daß man die folgenden: kräftig und groß, ebenfalls auf Herz beziehen muß, und einen falschen Sinn erhält.

V. 261. Warum nicht: sein eines? Die Uebersetzung: elleinteges verdreht wieder den Sinn.

V. 272. 273. Durchaus verfehlt. Das: sie geht auf die unglücklichern Bauern, und: bette heißt hier nicht: Gebot, sondern: Bede, bekannte Benennung einer gewissen Abgabe, die an vielen Orten noch üblich ist. Verbaren hier so viel als evitare, supersedere besser machen ꝛc., könnte grade durch unser etwa noch in diesem Sinne geltendes: vertragen gegeben werden.

V. 344. Unbegreiflich ist hier: „die kindische mieten“ (die Geschenke, die er ihr gemacht hatte) durch: kindisches Gemüth übertragen.

V. 346. War: jedoch weit besser als: also, weil hier im zweyten Theile des Satzes keine gleichende, sondern eine steigernde Vergleichung erfolgen soll.

V. 529. Heißt es: „sie ward viel ringes Muthes unfroh, d. h. viel gering unfroh, viel wenig betrübt. Aus einer Art von Mißverständniß des Ausdrucks: unfro, wird aber hier übersetzt: viel heiteres Muthes und froh, dadurch ist wenigstens die stille Blässe des Originals positiv gesetzt und zu grell gefärbt worden, obschon zufällig oberflächlich dasselbe ausgedrückt wird.

V. 535. Der gesuchte Flickreim ist sehr unpassend durch: ellein gefunden worden.

V. 545. 546. Wieder verdorben, dießmal nicht aus Mißverstehen, sondern des leidigen Reimens wegen.

V. 553. „wanden“ war nicht durch machten, sondern wähnten zu geben.

V. 559. „wenn ihr mir es wollt gewähren.“ Im Original stehet: „ihr wolltet mirs denn wehren.“

V. 569. Das zugesetzte nicht ist ganz unrichtig.

V. 585. „für diese Stund“ den gewöhnlichen Lesern sicher undeutlich, denn der Sinn ist: fürderhin, von dieser Stund an.

V. 600. Das so bezeichnungsvolle: geringet ist hier ohne alle Noth und mit verschwächtem Sinn in: gelinget verwandelt.

V. 994. Wieder mißlich.

V. 1021. „wollte.“ Im Text steht: taugte, nöthig, schicklich war. Die Jungfrau, deren Gedanken zum Himmel und auf die That standen, der sie entgegen ging, verlangte keine weltliche Sachen, aber ihr Herr sorgte für sie und schmückte sie zum Opfer.

V. 1053. „und das allein sie nur beklagt.“ Sie klagt auch nicht, sondern bloß der Dichter sagt: „was mocht ihr nun gewirren.“

V. 1083. Schien die veraltete schöne Redensart unedel, so hätte sie besser ersetzt werden sollen, als durch etwas albernes. Wer würde sich der Noth freuen!

V. 1146. Das nicht ist falsch. Sie sagt: Das ist ja keine so große Noth, die in einem Tag an meinem Leibe enden mag.

V. 1200. 1201. Heißen richtig verstanden: schönere Creatur wäre aller Welt theuer, d. i. selten, schwer zu finden. Unser Uebersetzer drückt den Comparativus gar nicht aus, und sein: theuer steht dadurch so, daß man es durch: lieb und werth, erklären muß.

V. 1219. sehr viel guter Wetzstein. Man sollte meinen, er hätte ein Magazin voll gehabt. Im Original steht nur einer, man müßte denn eines der: ein für Schreibfehler erklären, und dadurch Hr. B. Stellung rechtfertigen.

V. 1221. Gegen den Sinn des Textes, welcher hat: da begunnte ers an streichen, dabey auch wetzen, das erhörte ꝛc. wird hier wetzen ein Substantiv, und: dabey hat gar keine rechte Bedeutung mehr.

V. 1323. leiden soll. Sie will sagen: getraue, Muth habe.

V. 1360. weil Herr B. die adverbialische Redensart: fürnamen (certe, zwar) nicht verstand, so wurde ein Substantiv: Fürnehmen daraus!

V. 1419. „stund" hätte doch wenigstens unten durch: mal sollen erklärt werden.

V. 1486. 1487. Dieser Satz ist auch ganz verdreht. „von dem ich die gnade han" Dieß dem geht nicht auf Gott, denn sonst wiederholte sich der Dichter unnöthig in der folgenden Zeile. Heinrich spricht: nun rathet mir, wie ich vergelten mag dem, von dem (durch den, quo mediante) ich die Gnade habe, die mir Gott erwiesen hat. ꝛc.

V. 1517. Hinter: „die gaben sie ihm zu Weibe" ist ein Punct zu setzen. Dann folgt der neue Satz: „nach süßem, langem Leben besaßen sie beyde zusammen das ewige Reich." Man sehe nun selbst nach, wie in der Version der Sinn verfehlt und besonders auch durch das folgende „gleich" (illico, statim, statt des una im Text) der fromme Schluß des Originals weltlich und sinnlich wird.

Wie kann man einen der leichtesten altdeutschen Dichter so offenbar mißverstehen, zumal da der rechte Sinn desselben hier leicht in neue Reime zu bringen und zu retten gewesen wäre, z. B.

da ward sie von den Pfaffen
zu Weibe ihm gegeben. —
Nach langem süßem Leben u. s. w.

Was die beygefügten überaus sauber behandelten Kupfer betrifft, so möchte man anfangs zu Herrn Büschings Ehre glauben, er habe die ganze Bearbeitung bloß ihnen zu gefallen flüchtig gemacht. Bey dem lebhaften Interesse inzwischen, das er selbst an einem historischen Studium der Altdeutschen Mahlerey äußert, zerfällt diese Meinung, und er kann eben so wenig als wir durch die nähere Betrachtung der Bilder befriedigt worden seyn. Ein andrer Recensent hat die scharfsinnige und durchaus treffende Bemerkung gemacht, daß die Bearbeitung der Bilder und des Textes sich grade entgegen-

ſtänden, und ſo wie der Künſtler moderne Erfindung in alte Gewänder, ſo der Moderniſirer umgedreht alte Formen in neue eingekleidet hätte. Hinzuzufügen bleibt bloß, daß erſteres den nämlichen Tadel verdient, den wir letzterm ertheilt haben, und eins ſo unrathſam und verkehrt wie das andre iſt. Die alte Poeſie kann nicht durch Verneuen wiedergeboren, die neue Kunſt nicht durch alte Formen verbeſſert werden. Die Neufranzöſiſche Malerſchule weiß nichts Höheres, als kalte Nachahmung antiker Statuen; Dürer aber hätte dieſe Geſchichte des dreyzehnten Jahrhunderts im Coſtum des gegenwärtigen ſo gar gemalt, wenn es zu ſeiner Zeit gegolten hätte. Die ältern Kleidungen, im ganzen ſchöner und günſtiger, gefallen anfangs durch Neuheit, allein die lebendige Anſchauung und ſomit das Leben fehlt dem Maler am Ende doch. Die vor uns liegenden Blätter ſind im Grunde nur Reminiſcenzen aus Chodowiecki's Manier mit dazu ſtudirten Gewändern und Aeußerlichkeiten. Herr Hegi beſitzt ein ausgezeichnetes mechaniſches Talent; wenn er ſich bloß der Geſchichte der alten Malerey widmete, und uns viele merkwürdige Ueberreſte in getreuen Copieen lieferte, ſo würde er ſich einen rühmlichen Namen erwerben. Wie unanſtändig ſitzt der ernſte Salernitaner, der vielleicht eben an dem regimen sanitatis geſchrieben hat, hier auf dem erſten Kupfer in einer dem übrigen Theile des Körpers gewiß nicht geſunden Halsverdrehung! Auf dem zweyten ſollte nach den Worten des Gedichts die Jungfrau die Füße ihres geliebten Herrn im Schooß haben. Auf dem dritten nehmen ſich die Eltern, die ganz ſichtbar und ehrſam im Vordergrunde liegen ſollten, mit den Naſenlöchern gar widerwärtig aus, und die zarte Jungfrau hat das Anſehen einer Kindbetterin. Das folgende Bild wäre das einfachſte und beſte, wenn nicht jedermann den Kopf des Vaters ſich auf der Schulter der gebückten Mutter dächte, auch ſieht der Herr viel zu fröhlich und außerhalb der ihm zukommenden Theilnahme aus. Im letzten Blatte ſtört der breite Schlagſchattenritter allen Gefallen an dem übrigen, den trinkenden Ritter, Mönch und Einſchenket ebenfalls ausgenommen. Wir finden von Altdeutſcher Einfalt und ſelbſt Manier überall keine Spur.

Der Herausgeber hat den zum Grund liegenden Mythus von der Heilung durch unschuldiges Blut, worüber sich einige Bogen commentiren ließen, nicht untersucht, welches wir auch gar nicht tadeln wollen. Eher wäre eine Erläuterung der Zeit und des Orts der Begebenheit gut angebracht gewesen, des Umstands, daß Hartmann Dienstmann zu Aue vermuthlich einen der Herrn von Aue, denen er verbunden war, besonders feyern wollte; merkwürdig ist auch, daß er ihn selbst Minnelieder dichten läßt. Daß die eigentliche Universität Montpellier erst nach des Dichters Lebzeiten errichtet worden, beweist nichts gegen die Echtheit unsres Werks, denn schon früher befand sich eine berühmte Schule von Aerzten daselbst. Der Titel des Buchs erinnert an den povero aveduto der Italienischen Sage (an den Heimerich, der selbst im altdeutschen Wilhelm von Oranse povir oder schetif genannt wird), und noch mehr an den pauper henricus aus Settimello, der kurz vor Hartmann, wo nicht gleichzeitig lebte. Kritische Berichtigungen einiger Stellen des abgedruckten Originaltextes waren hier ohnedem nicht anzubringen, und die Druck- oder Schreibfehler leicht zu verbessern; zwey Lücken sind durch eigends hinzugedichtete Zeilen (711 und 757) für diese Umarbeitung ergänzt worden, nicht aber die, welche sich V. 90 der Originalausgabe findet. Die auffallende Aehnlichkeit des Eingangs mit dem des Iwain würde sich auch erst aus der Vergleichung andrer Handschriften beyder Werke genügend erklären lassen; die von Docen angeführte vaticanische des unsrigen ist wenigstens bey Adelung 2, 266 nicht zu finden.

Jacob Grimm.

---

Für Prediger. Eine Zeitschrift zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt. Herausgegeben von D. Heinrich August Schott, ord. Professor d. Theologie zu Wittenberg;

und

M. Heinrich Wohlrath Rehkopf, Prediger in Globig bey Wittenberg. I. Bd. 1. 2. und 3. Heft. Leipzig, bey Fr. Chr. Wilh. Vogel. 1811. 378 S. 8.

Dem Predigtamte ist die heilige Lehre des Evangeliums anvertraut, damit sie durch dasselbe treu verkündiget, und zur

Erzeugung und Stärkung eines durch Sittlichkeit am gewissesten sich offenbarenden religiösen Lebens angewendet werde. Auf welche Art dieses unter den mancherley für das Christenthum ungünstigen Gesinnungen und Verhältnissen in dieser Zeit von den Predigern geschehen müsse und könne, will diese Zeitschrift denselben durch Belehrung und Ermunterung ans Herz legen. Ein löbliches Vorhaben, welchem auch einige Abhandlungen in den drey vorliegenden Heften durch Gründlichkeit und eindringenden Ernst wohl entsprechen. Wir beschränken uns in unsrer Anzeige auf die Abhandlungen; die kürzern Nachrichten haben großen Theils eine Beziehung auf die Sächsische Evangelische Kirche.

1) Ueber die Quellen der Bibelscheu, von Pastor Senior Heydenreich in Merseburg. 1. H. S. 1 — 28. 2. H. S. 113 — 140.

Der Verf. redet, und dieß ist an sich schon sehr merkwürdig, von der Bibelscheu der Prediger selbst. Und allerdings findet sie sich, und sogar bey solchen Predigern, welche vieles von Protestantismus zu sagen wissen, und am wenigsten sich einfallen lassen, daß die von ihnen so laut gepriesenen Reformatoren, wenn sie wiederkommen könnten, ihnen sehr ernstlich zurufen würden: Wir haben Euch noch nie erkannt! Bibelscheu möchten wir aber dieses große Gebrechen mancher Prediger nicht nennen: es ist Unkunde der Bibel, welche durch wichtige Autoritäten und anderes mehr, insonderheit durch die Brosamen, welche von dem Tische der Philosophen und schönen Geister fallen, sich beschönigen und ersetzen will. In wiefern man dem Prediger zumuthen könne, die Bibel auch in der Ursprache zu lesen; wie unbedingt aber gefordert werden müsse, daß derselbe die Lutherische Uebersetzung der Bibel, als welche für die beyden Evangelischen Kirchen in Deutschland das authorisirte Vehikel ist, durch welches dem Volke die göttlichen Belehrungen mitgetheilt werden, genau kenne und fleißig anwende, hat der Verf. ausführlich und beherzigenswerth gezeiget.

2) Die Kirche als der Wirkungskreis des heiligen Geistes, von Pastor Voigtländer. 1. H. S. 28 — 41.

Der Verf. drückt seine Meinung vollständiger so aus: „der Geist Gottes, der durch die Bibel wirkt, kann seine volle Wirksamkeit nur in einer biblisch-organisirten Anstalt erhalten.“ Hat dieses eigentlich jemand bezweifelt? Es ist aber diese Anstalt auch schon vorhanden, wo zwey oder drey in Jesu Namen versammelt sind. Matth. 18, 20. Cap. 28, 20. Die Behauptungen des Verf. sind nicht durch Nachweisung biblischer Stellen urkundlich bestätiget; und die einzelnen Sätze schweben in unbestimmter Allgemeinheit ohne innern anschaulich gemachten Zusammenhang. Von einer Vollendung der alten Reformation wird gesprochen, und dabey versichert: ungesäumte Rückkehr zu dem Urprotestantismus oder zu dem Geiste der Bibel sey nöthig. Was versteht der Verf. unter diesem Urprotestantismus? In sofern die evangelische Kirche jeglicher Lehre und Anstalt, welche nicht auf urkundlichen Zeugnissen der heil. Schrift beruhet, widerspricht, protestirt sie freylich, wie sie es zur Zeit der Reformation mit Zustimmung mancher weltlichen Regenten gethan hat: aber sie kehrt nicht dann erst zum Geiste der Bibel zurück, wenn sie nach dieser Befugniß oder Pflicht handelt: vielmehr fordert es dieser Geist der Bibel, daß es nur im Nothfalle geschehe; und es sollte ein Lehrer der nach den Urkunden des Christenthums reformirten Kirche ihren Charakter nicht durch „Protestantismus“ bezeichnen.

Das bloße Lesen der Bibel zur Erbauung komme in gar keinen Betracht, erscheine, wie Eins gegen Tausend, im Verhältniß ihrer Wirksamkeit in und durch die Kirche, behauptet der Verf. Allerdings ist die Kirche die Behausung Gottes im Geiste, (Ephes. 2, 19 ff.) der herrlichste Tempel des heil. Geistes, welchem als lebendige Steine (1. Petr. 2, 5) anzugehören, das Bestreben der Christen seyn soll: aber auch jeder Einzelne ist ein Tempel des heil. Geistes (1. Cor. 3, 16), und es ist ein Theil der ewigen, an keinen Tag und an keine äußerlich erscheinende Anstalt geknüpften Feyer der Gottheit, den Herrn durch seinen Geist in sich wirken zu lassen. Geschieht dieses nicht zuverlässig und kräftigst durch Aufnahme und tiefe Beherzigung einer Bibelstelle? Ist die Bibel nicht demnach das beste Erbauungsbuch? Wer möchte es aber bestim-

men, ob sie als solches Erbauungsbuch oder als Grund und Text kirchlicher Institute, ihrer feierlichen Gebräuche und Belehrungen, reichlicher wirke? Das Eine muß dem Andern Handreichung bieten!

3) Welches ist die schriftmäßige Lehre vom Amte der Schlüssel? von Brescius, Gen. Superintendent in Lübben. 1. H. S. 41 — 51. 2. H. S. 141 — 148.

Diese Abhandlung hat uns sehr wohl gefallen: genau und gründlich ist die Anführung und Erläuterung der Stellen des N. T., aus welcher die Antwort auf die wichtige Vorfrage: Wozu waren die Apostel in Kraft ihres Amtes, insbesondre dieses Amtes der Schlüssel, berechtiget? geschöpft werden muß. Alsdann wird versucht die Frage: Was kann nach dieser Lehre der Schrift das Amt der Schlüssel noch unter uns für Bedeutung haben? zu beantworten. Es ist indessen der Gegenstand nicht von allen Seiten erwogen und bestimmt worden. Uns scheint es weder unbiblisch, noch überhaupt anmaßlich zu seyn, wenn der Geistliche im Namen Gottes und Jesu Christo Vergebung der Sünden verkündiget: er thut es ja aus Erkenntniß des in dem Evangelium geoffenbarten Willen Gottes, und unter Voraussetzung einer würdigen Gesinnung. Anderntheils möchten wir dem einzelnen Geistlichen die Befugniß nicht einräumen, Proselyten aufzunehmen, oder auch abzuweisen: wie leicht kann der einzelne, von persönlichen innern und äußern Verhältnissen mehr oder weniger abhängige Mann die Kirche compromittiren, oder auch den gewissenhaften Proselyten kränken! Die Entscheidung hierüber gehört auch wirklich in den meisten Evangelischen Gemeinden dem geistlichen Vorstande der Kirche.

4) Organisation des Schulwesens, wie sie seyn sollte, von Seyfarth, Superintendent in Herzberg. 1. H. S. 52 — 67.

Es thut uns leid berichten zu müssen, daß hier weder neue einleuchtende oder sonst interessante Vorschläge gemacht, noch auch andre bekannte aus eigner Beobachtung und Erfahrung gründlich gewürdiget werden. Uebrigens umfaßt der Verf. in diesen wenigen Blättern das gesammte Schulwesen, von der

Landschule bis zu derjenigen, auf welcher lediglich künftige Lehrer für Akademieen und andere höhere Schulen gebildet werden sollen. An Schulen, für specielle Verhältnisse nämlich, mangelt es in dieser Schulverfassung nicht: Schulen für Landleute; für Bürger; wieder besondre für Kaufleute, Oekonomen und künftige Künstler; andre wieder für künftige Geschäftsmänner, die in der Folge vorzüglich praktische Kenntnisse bedürfen; und endlich für solche, die in der Folge auf Akademieen als Lehrer angestellt seyn wollen. Diese Akademieen müßten aber entweder auch nach diesen Vorschulen umgeändert werden, oder sie sind nur für solche, welche in der letzterwähnten Lehrerschule ausgelernt haben.

5) Ueber den oftmaligen Wechsel mit den Katechismen der christl. Religion in der jetzigen Zeit, besonders unter den Protestanten, von Chr. Fr. Warmholz. 2. H. S. 148 — 166.

Ueber die Nachtheile dieses Wechsels spricht der Verf. treffend, und Erwägung verdienen seine Bemerkungen, so wie seine vorgeschlagnen Maßregeln zur Erzielung eines würklich bessern Katechismus.

6) Ueber die Klage, daß wir mit allen unsern Predigten so wenig ausrichten. S. 166 — 175.

Die guten Bemerkungen des ungenannten Verf. können, und von Rechtswegen, nur geschickte und treue Prediger aufmuntern, und beruhigen; diese wird es nicht gereuen, dem Verf. zugehört zu haben.

7) Ueber den Werth und Gebrauch des Historischen in der Religion. 2. H. S. 175 — 196.

Das Historische in der Religion ist von drey Seiten zu betrachten, als der Grund, als die Form und als das Mittel des christlichen Instituts. Deshalb haben die Obern der Kirche bey der Anordnung und Leitung des religiösen Cultus auf das Historische in der Religion Rücksicht zu nehmen; und die Prediger müssen dem historischen Charakter des Christenthums gemäß verfahren. Der Verf. meint, man solle auch die christliche Kirchengeschichte in Predigten mehr benutzen; wodurch auch unter andern in die Protestantische Kirche mehr esprit

de corps gebracht werden könnte. Ein mißlicher Versuch, zu welchem dem Prediger und dem Zuhörer nicht unbedingt von uns gerathen werden möchte. Endlich sollen, billig und recht, die Schullehrer bey der religiösen Bildung der Jugend auch auf das Historische in der Religion mehr Rücksicht nehmen, als zu geschehen pflegt. Aber ist denn nicht in jeder einigermaßen vollständig eingerichteten Dorfschule ein biblisches Historienbuch eingeführt? Uebrigens enthält dieser Aufsatz manche lehrreiche Beherzigung verdienende Stelle.

8) Das Erziehungsrecht der Kirche, von Heinrich August Hecht. 3. H. S. 241 — 269.

Der Verf. versteht unter Erziehungsrecht der Kirche die rechtliche Befugniß derselben, ihre Mitglieder auf eine dem Geiste des Christenthums angemessene Art zu nöthigen (d. h. die Thätigkeit der Kirchenglieder auf eine sanfte, oder auch, nach Erforderniß der Umstände, empfindlichere Art zu erregen), an sich durch rechte Benutzung der von ihr im Namen und Geiste Jesu getroffenen Anstalten den Zweck des Christenthums zu realisiren. Der Verf. setzet die Autorisation von Seiten des Staates, und überhaupt dessen verfassungsmäßige Beywirkung voraus, und deshalb kann man nicht sagen, daß seine Vorschläge unausführbar seyen.

9) Die Grundlinien zu einer Abhandlung über den Gebrauch der Bibel, besonders der neutestamentlichen Bücher, auf der Kanzel, von Seyffarth, Superint. in Herzberg. 3. H. S. 266 — 294.

Man soll von der Bibel, besonders dem N. T., auf der Kanzel Gebrauch machen; aber nur wenige klare, deutliche Stellen anführen, um wichtige Lehren des Christenthums dadurch urkundlich zu bestätigen. Eben deswegen aber auch vorsichtig, und geleitet von echter historischer Intepretation die Stellen auswählen. Der Verfasser zeigt eine achtungswerthe Kenntniß und Belesenheit in den neuern exegetischen Schriften.

10) Ueber den Geist und Zweck der Erbauung, von Voigtländer. 3. H. S. 294 — 313.

Von der Erbauung durch Predigten ist zunächst die Rede. Eine Predigt erbaut, wenn sie das Höchste darstellt, und die Empfindungen der Gemeinde ausspricht. Denn dadurch wird der Gottesverehrer seiner moralischen Bestimmung sich lebhaft bewußt, das ist, er wird erbaut. Sehr befolgenswerthe Rathschläge werden über diesen wichtigen Gegenstand hier ertheilt.

11) Ueber einige Hindernisse, warum jetzt auf unsre studirende Jugend christlich-religiöse Motive so wenig wirken, von M. Aug. Gottlob Hoffmann, Subconrector des Gymnasii zu Eisleben. 3. H. S. 313 — 347.

Es werden nicht bloß diese Hindernisse genannt, auch ihre Entstehung nachgewiesen, und Vorschläge zur Beseitigung gemacht.

---

1) Die Fehdeburg. Roman, herausgegeben von Friedrich Laun. Leipzig, bei Tauchnitz. 1810. 287 S.

2) Seifenblasen von Friedrich Laun, Zweiter Theil. Tübingen, bei Cotta. 1810. 426 S.

Der Verfasser, der vor einigen Jahren den Versuch machte, die im Dekameron und den Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten ausgeführte Idee, einer erzählenden und im Erzählen wieder Erzählungen und Anekdoten erlebenden Gesellschaft, auf seine Weise auszuführen, führt uns in Nr. 1 abermals auf ein Schloß, in welchem sich eine solche romandichtende Gesellschaft versammelt. Wir müssen es nachrühmen, daß die Säle, in denen man zusammen kommt, sehr geschmackvoll decorirt sind; daß die Personen, welche hier auftreten, von sehr vornehmer Geburt sind, und sich mit Anstand bewegen, und daß der feine Thee, welchen er herumreichen läßt, recht wohl geeignet ist, eine romantische Abendconversation einzuleiten. Wie konnte er es aber über das Herz bringen, so hohe Personen, in so schönen Sälen, und bey so angenehmem Getränk, so gar sehr alltägliche, kraftlos hingehauchte Erzählungen zum Besten geben zu lassen? Wir haben sie zur Gnüge gehabt, die über alle Gebühr bornirten und weitläuftigen Väter; die in hergebrachter Naivetät ganz versessenen

Mädchen; die Liebhaber, die gewöhnlich von der Jovialität kalt machen; und das endiose Geschiepp von Oheimen, Tanten, Bedienten und Kammermädchen, deren Rollen fast alle so fixirt sind, daß man Stereotypen dafür vorschlagen möchte.

Nr. 2 ist keineswegs mehr zu rühmen, ja wir möchten es noch unter die Fehdeburg setzen, wenigstens in Hinsicht des Stils, auf welchen hier mehr Fleiß gewandt worden ist. Auch finden wir in diesen Seifenblasen ein kleines Schauspiel: „Der falsche Doctor Gall“ (S. 63), in welchem in der That das Höchste der Langweiligkeit erreicht worden ist, welcher Vorwurf die Fehdeburg nur im geringern Grade trifft.

Ungern nur, sehr ungern haben wir dieses mißbilligende Urtheil niedergeschrieben, denn es ist keineswegs unsre Meinung, als fehle es Hrn. L. an dem Talente, etwas bey weitem Besseres zu liefern; im Gegentheile sind wir von diesem Talente so überzeugt, daß wir oft in Versuchung kommen zu glauben, er müsse sich ordentlich zwingen, um so schlecht zu schreiben, als er zuweilen schreibt, und wir geben die Hoffnung durchaus nicht auf, daß ihm die Manier, mit der er zuweilen auftritt, recht bald gar lästig seyn werde. Oder sollte ihm wirklich der Gedanke behaglich seyn, daß jetzt selbst das größre Publicum ihn goutire, weil es ihn selbst im Halbschlummer begreifen kann? (Z. B. die Erzählungen, „das Glatteis“ und „der Leichenfeind“ in der Fehdeburg und den Seifenblasen.) Aber sollte er wirklich sich dadurch befriedigt fühlen? Sollten wir ihn wirklich erinnern müssen an das alte Wort, daß das Publicum eine heilige Idee ist, wie Staat und Kirche, und daß man nicht von demselben sprechen müsse, wie von einer Person mit der man einmal einen Spatzierritt gemacht, oder ein Glas Wein getrunken hat?

Hr. L. hat in seinem „Schloß Riesenstein“, in dem „Gespensterbuch“ u. s. w. bewiesen, daß er Geist und Kraft habe, etwas Erfreuliches zu geben, sobald er nur will: wir verstehen aber unter diesem Wollen ein gänzliches, ungetheilt vollendetes Wollen. So oft er daher einmal nicht will, kann, dünkt uns, die Kritik nicht streng genug gegen ihn seyn.

Fn.

No. 5. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Winckelmann's Werke, herausgegeben von C. L. Fernow. Erster Band. 1808. Mit dem Portrait Winckelmann's und 16 Kupfern. XLIV und 563 S. Zweyter Band. Mit 8 Kupfern. 774 S. Dritter Band, herausgegeben von Heinrich Meyer und Johann Schulze. Mit 8 Kupfern. 1809. LX und 468 S. Vierter Band. Mit 8 Kupfern. 1811. 440 S. gr. 8. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung.

Eine vollständige Sammlung von Winckelmann's Werken war längst ein Bedürfniß. Seine kleineren Schriften waren vergriffen und schwer zu haben, und die ursprünglichen Ausgaben seiner Geschichte der Kunst, die Dresdner und Wiener, haben, wie man weiß, jede ihre besondern Mängel. Verleger und Herausgeber machen sich also ein Verdienst durch dieses Unternehmen. Was sie bey dessen Ausführung geleistet, davon wollen wir einen getreuen Bericht erstatten.

Unsere Aufmerksamkeit fällt zuerst auf das Aeußere. W. legte, wie man aus verschiednen Stellen seiner Briefe sieht, eine ungemeine Wichtigkeit darauf. Alle seine Schriften, selbst die kleineren Abhandlungen, sind in Quart erschienen, in grossem leserlichen Druck, und mit Kupferstichen verziert. Nach dem Maßstabe dessen, was man damals im typographischen Fache zu leisten gewohnt war, zeichnen sie sich vortheilhaft aus. Wir sind überzeugt, daß diese Sorgfalt für eine würdige Form nicht ohne Einfluß auf das Schicksal dieser Schriften gewesen ist. W. erklärte dadurch stillschweigend, daß sie nicht bloß eine Unterhaltung für den Augenblick, sondern ein Besitzthum auf die Dauer seyn sollten, und der Erfolg hat seine Ansprüche bewährt. W. ist einer von den wenigen Deutschen Schriftstellern, die ein Europäisches Publikum gefunden haben, wie die vielen Uebersetzungen seiner Werke in fremde Sprachen beweisen. Auch bey diesen hat man viel Fleiß auf die äußere Auszierung gewandt: die Italienische Uebersetzung der

Geschichte der Kunst von Fea, und die Französische v
Jansen übertreffen hierin bey weitem die früheren Deutsch
Ausgaben. Die Herausgeber erklären, daß sie nicht ei
prachtvolle, sondern bloß eine anständige und zum Gebrau
bequeme Ausgabe haben liefern wollen. Wie uns dünkt, hätt
diesem Zweck unbeschadet, wohl etwas mehr geschehen könne
Zuerst haben sie das Quartformat mit dem Octav vertausch
Jenes findet wenig Liebhaber unter uns, wir wissen nic
warum: die Engländer, die sich doch gewiß auf Zierlichk
beym Druck verstehen, gebrauchen es häufig bey Werken v
wissenschaftlichem oder überhaupt ernstem Inhalt. W's Schri
ten waren nun einmal im Besitz, man hätte dabey bleiben so
len. Das Octavformat hat noch die große Unbequemlichkei
daß nun die Kupfer nicht dem Buche selbst eingefügt werd
konnten, sondern in besondern Heften in quergelegtem Qua
geliefert werden mußten. Die Schrift ist ziemlich scharf, ab
der Durchschuß im Text verhältnißmäßig zu weit: sollte einm
gespart werden, so konnte es hier geschehen; die Seite wür
füglich ein Fünftel Zeilen mehr fassen. In den beyden erste
Bänden sind auch die Ueberschriften über den Seiten un
einige Register weggeblieben; man achtet jetzt zu wenig a
solche Erleichterungsmittel des Gebrauchs gelehrter Büche
Die Kupfer sind weniger zahlreich als die in den Ausgabe
von Fea und Jansen, und stehen auch zum Theil in der Au
führung gegen diese zurück. Doch dieß ist eine Nebensache
wer W's Schriften mit anschaulicher Kenntniß lesen will, mu
doch, in Ermangelung der Kunstwerke selbst oder ihrer Abgüss
zu größeren Kupferstichwerken seine Zuflucht nehmen.

Wenn diese Ausgabe also von Seiten des Angenehm
noch viel zu wünschen übrig läßt, so leistet sie dagegen des
mehr Nützliches. Das schwerste ist gethan: wenn der Dru
erst beendigt ist, so wird alsdann eine schöne Ausgabe i
Quart, mit großer Deutscher Schrift (denn das Zwitterwes
der ausländischen Buchstaben würde unserm W. übel stehen)
mit wiederhergestellten oder neu hinzugefügten Verzierunge
nachfolgen können, wobey durch mehrmaliges Ueberarbeite
größere Vollendung möglich seyn wird. Es wäre doch betrüb
wenn die Lage unsers Buchhandels nicht gestattete, einem u

serer ersten Schriftsteller, dem im Auslande längst diese Ehre widerfahren ist, ein würdiges Denkmal zu setzen, während täglich die werthlosesten Büchlein mit überflüssigen Zierrathen erscheinen.

In Bezug auf das Folgende erklären wir uns zuvörderst über die etwas geharnischte Vorrede zum dritten Bande, wo die Herausgeber (S. 8) sagen: „Was wir theils durch eigene Anschauung der Kunstdenkmäler des Alterthums, theils durch die Schriften eines Heyne, Lessing, Visconti, Millin, Böttiger und anderer sachverständiger Männer belehrt, für oder wider Winckelmann's Meinung in gedrängter Kürze beygebracht, verzeihe uns sein Genius, und sehe aus unserm im Ganzen herrschenden Ton, wie wenig wir zusammenstimmen, mit der in unsern Tagen so häufigen Menschenbrut, welche undankbar gegen frühere unsterbliche Verdienste voll Anmaßung und Eigendünkels, vorwitzig modelnd und meisternd, gerade gegen die Männer auftritt, welche ihr zuerst die blöden Augen geöffnet und es ihr möglich gemacht haben, selbst das Wenige zu sehen, was ihr beschränkter stets vom Einzelnen befangener Blick zu fassen vermag.“ Wir bekennen nicht zu wissen, worauf dieses zielt, und möchten um nähere Nachweisungen bitten. Unsers Wissens ist in Deutschland noch nie ein namhafter Angriff auf W's Ruhm geschehen. Im Gegentheil, es ist allgemeiner Ton, mit Verehrung von ihm zu sprechen, und Schriftsteller von sonst sehr abweichenden Meinungen stimmen hierin überein. Schonung gegen Andere war eben nicht W's Sache. Er läßt verdiente Gelehrte oft sehr schnöde an, wegen vermeinter oder wirklicher Irrthümer, er streut sarkastische Anspielungen gegen einzelne Menschen und ganze Völker und Zeitalter mit vollen Händen aus. Wir sehen also nicht ein, wodurch seine häufigen Mißverständnisse und Irrthümer, seine Einseitigkeit, seine offenbaren Ungerechtigkeiten eine so zarte Schonung verdienen sollten; und wir glauben über die Mängel seiner Werke mit aller Freymüthigkeit nach unserer Ueberzeugung reden zu dürfen.

Die Arbeit der Herausgeber theilt sich in das, was sie am Text gethan haben, und in die beygefügten Anmerkungen.

Das erste könnte befremden, allein es hat mit W's Schriften eine eigene Bewandtniß. Wir sind arm an musterhaften Prosaikern, W. ragt unter den wenigen hervor. Einfachheit und Strenge, eine gewisse alterthümliche Würde, und besonders eine großartige Ruhe in der Begeisterung sind die Tugenden seiner Schreibart. Daneben hat sie aber fast alle grammatischen Unvollkommenheiten, die sich nennen lassen: schielende Ausdrücke, ungeschickte Wortstellungen, schleppende Wortfügungen, daraus entstehende Verworrenheit, und überhaupt eine gewisse Steifheit und Unbehoifenheit. Ungeachtet er großen Fleiß auf seine Schreibart wandte, so daß ihm nach seiner eignen Versicherung die Beschreibung des Torso und des Apollo sehr viel Zeit gekostet, läßt sich doch wohl begreifen, wie dieß zuging. Er war im Brandenburgischen geboren, einer Gegend, wo das reine Deutsch eben nicht zu Hause ist; nachher beschäftigte er sich als Schullehrer mehr mit den alten Sprachen als mit seiner eignen; er verließ Deutschland, als unsre Prosa noch wenig entwickelt war, und während seines vieljährigen Aufenthalts in Italien las er wohl wenig Deutsche Bücher, und bediente sich mündlich und schriftlich meistens fremder Sprachen. Ueberhaupt hatte W. wenig natürliche Anlage, die Sprache zu handhaben. Sein geringes philologisches Talent verräth sich in den häufigen falschen Auslegungen und unglücklichen Versuchen zu Verbesserungen des Textes der alten Schriftsteller, die er doch unaufhörlich las. Augenscheinlich ist seine Prosa weit mehr veraltet als die andrer Zeitgenossen, z. B. Lessings. Indessen seine veralteten Wendungen kann man ihm schon lassen, so wie alles, was irgend eigenthümlich ist; nur ein Widerspruch mit den Gesetzen der Sprache kann niemanden verstattet werden, um seine Eigenthümlichkeit kund zu geben. Die Herausgeber sagen in der Vorrede zum dritten Bande S. 3: „Weil ein großer Geist sich auch in solchen Dingen offenbart, welche man bey weniger begabten Naturen für zufällig und gleichgültig halten könnte: so haben wir selbst in der Bildung der Sprachformen und der Orthographie, wie sie Winckelmann in allen seinen Deutschen Schriften folgerecht beobachtet, uns keine Aenderung erlauben wollen, so wenig auch der Sprachgebrauch und die in unsern

Tagen eingeführte Art zu schreiben dieſes billigen mag.“ Wir ſind gar nicht dieſer Meinung. W. ſcheint weder die Grammatik der Deutſchen Sprache noch ihre Schreibung jemals zum Gegenſtande eines gründlichen Nachdenkens gemacht zu haben. Wie können die Herausgeber nur von folgerechter Orthographie ſprechen? Der Augenſchein lehrt das Gegentheil. In dem Verſuch einer Allegorie ſteht S. 46: Wurfſpieſe, und S. 48: Spieſſe, beydes falſch ſtatt Spieße, und ſo in unzähligen Fällen. Faſt durchgängig ſchreibt W. Ertzt; das zweyte überflüſſige t zugegeben, ſo hätte er dann wenigſtens auch ſchreiben müſſen: Hertz, Schmertz, was er doch nicht thut. Will man dergleichen auf die Drucker ſchieben, da W. meiſtens in weiter Entfernung vom Druckorte war, ſo läuft es auf eins heraus: warum ſoll man alte Druckfehler hegen und pflegen? Die Herausgeber haben ſogar eine offenbar fehlerhafte Schreibung der Namen nicht ſelten beybehalten, z. B. B. II, S. 448: Harpyen ſtatt Harpyien, S. 491: Hygiäa ſtatt Hygiea: S. 499: Pirenus ſtatt Pyrenus, S. 562: Eumeus und Siria, ſtatt Eumäus und Syria; B. III, S. 8: Plateäa ſtatt Platäa u. dgl. mehr. Dagegen haben ſie ſelbſt W's richtige Schreibung nicht immer genau befolgt. B. III, S. 22: Bakchus (dann müßte es wenigſtens Bakchos heißen) wogegen dann S. 24: Boeozien, S. 61: Mazedonien, und S. 183: Aizibiades, ſeltſam abſticht. Wenn man nicht gerade Griechiſche Dichter nachbilden will, ſo iſt es wohl am gerathenſten, bey den Griechiſchen Namen, die wir von den Römern überkommen haben, die Schreibung dieſer beyzubehalten, da ja doch unſer Alphabet dem Griechiſchen keinesweges entſpricht. So beobachtete es auch W., einzelne Nachläſſigkeiten ausgenommen. Verſchiedentlich ſind Druckfehler beybehalten, z. B. B. II, S. 586: νὸς für νιός, S. 595: Aoῦ für Ἀοῦς. B. I, S. 262, Z. 16: wird für werden, S. 400, Z. 11: deren für deſſen; B. II, S. 448, Z. 4: ſoll für ſollen, ſind Schreibfehler, die, wie eine Menge andre, ſtehen geblieben ſind. Noch ſchlimmer ſind B. I, S. 248, Z. 2: im Deutſchen, und B. II, S. 394, Z. 8: im Geſichte; Schreib- oder Druckfehler die den Sinn ganz entſtellen. B. IV, S. 5: „der

vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung.“ Ohne Zweifel wollte W. schreiben: gemäßigten.

Daß viele solcher Versehen auf die Rechnung der Drucker der ersten Ausgaben kommen, machen einige Stellen glaublich, wo durch mehrere ausgefallene Worte der ganze Gedanke verdunkelt ist. B. III, S. XXXVI: „Da man nun zwischen dem Kopfe der Niobe und jenem einzelnen Abgusse, und in diesem mehr Rundung bemerket, auch den Mund besser gebildet gefunden, haben einige daraus schließen wollen, u. s. w.“ Hier fehlen offenbar nach Abgusse die Worte: eine Vergleichung angestellet. B. III, S. 7: „Wenn man also auch zugestehen wollte, daß die Griechen die Kunst von den Aegyptern erhalten, so muß man wenigstens auch bekennen, daß es mit jener, wie mit dieser ergangen sey; denn die Fabeln der Aegypter wurden unter dem Griechischen Himmel gleichsam von neuem geboren, u. s. w.“ Hier fehlen nach Kunst die Worte: sowohl als die Mythologie, oder die Götterlehre. B. IV, S. 151: „So wie die zwo berühmten Schulen der alten Weltweisen, in einem der Natur gemäßen Leben, die Stoiker in dem Wohlstande das höchste Gut setzten, u. s. w.“ Hier ist ein doppeltes Versehen eingeschlichen, eine Versetzung und eine Auslassung. Es sollte heißen: die Stoiker in einem der Natur gemäßen Leben, die Peripatetiker in dem Wohlstande. — Die Herausgeber haben diese Stellen ohne Berichtigung, ja sogar ohne Bemerkung der Lücke vorbeygehen lassen.

Wahre und derbe Sprachfehler sind jedoch zu häufig in allen Deutschen Schriften W's, als daß sie nicht von ihm selbst herrühren sollten. Falscher Gebrauch der Vorwörter. B. II, S. 436: „ohne der von mir gemachten Bemerkung,“ statt die und gemachte; S. 456: vor neu halten, st. für, vielmals; S. 459: unter die Tugenden scheinet auch die Beständigkeit zu seyn, st. den; S. 482: „würden in dasselbe Geschichten angebracht,“ st. demselben; B. III, S. VI: „die neben dem Schlafe gesetzet sind,“ st. den Schlaf; S. XXV: „mit dem rechten Arme auf seinem Haupte geleget; B. I, S. 243: „eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in

groß gezeichnet, vorzustellen," st. dieſe ins große, oder groß gezeichnet. B. I, S. 245: „nähere dich zu den Werken des Alterthums." — Falſcher Gebrauch des Zeitwortes. B. II, S. 467: „daß das beziehende Bild, auf diejenige Sache, auf die es ſich beziehet, führe;" muß heißen: das ſich beziehende, oder beſſer bliebe das müßige Beywort ganz weg. Man bemerke zugleich die ſchleppende Wortfügung. Der Satz würde an Kürze, Nachdruck, Deutlichkeit und Wohlklang gewinnen, wenn es hieße: daß das Bild auf die Sache führe, woranf es ſich beziehet. B. III, S. 63: „die erſtaunenden Bilder," st. erſtaunlichen. Das Zeitwort erſtaunen kann nie tranſitiv ſeyn. — Falſcher Gebrauch der Fürwörter. B. II, S. 476: Aus einer Arbeit, wie die des Ripa ſeine iſt," st. wie die des Ripa iſt. S. 507 heißt es vom Vulkanus: „Sein eigenes Opfer" st. das ihm eigene. B. III, S. XVII: Menſchen von dieſer Art ſind eines ewigen Gedächtniſſes würdig, welches ſie ihre eigenen Verdienſte verſichern," st. deſſen. S. XXIX: „das Leichenbegängniß des Meleagers (Meleager) und deſſen Ehegenoſſinn Cleopatra;" es muß ſeiner heißen, ſonſt iſt der Genitiv nicht bezeichnet. — Falſches Geſchlecht der Nennwörter. B. II, S. 513: „hat Pallas ihren Aegis;" mit der Griechiſchen Endung ſollte auch das Geſchlecht beybehalten ſeyn; die Deutſche Endung Aegide macht das Wort von ſelbſt weiblich. B. I, S. 205; der Eck, mehrmals für: die Ecke. B. IV, S. 83: „ohne ſichtbaren Band, der ſie halten konnte," st. ſichtbares Band, das. — Falſche Biegungen. B. I, S. 257: „nach erlangter wahren Kenntniß," st. wahrer. B. I, S. 354 u. f.; Gewölber, durchgängig für Gewölbe. B. II, S. 409: „von weiten" st. weitem, mehrmals. B. IV, S. 56 zählt man in drey Worten zwey grammatiſche und einen orthographiſchen Fehler: Ihr vielvergnügende Mädgens. Es ſollte heißen: Ihr vielvergnügenden Mädchen. Die Bildung der Mehrzahl durch s gehört nur den gemeinſten Spracharten an. Es wird einem ordentlich ſchlimm zu Muthe, die anmuthigen Worte Pindars: πολύξενοι νεανίδες ſo überſetzt zu ſehen. Auch vielvergnügend iſt unart,

und nicht einmal treu. — Undeutſche Gallicismen. B. III, S. IV: „man findet es ſchlechter, als es nicht iſt.“ B. IV, S. 150: „eine Frau, die kaum an die Rückkehr ihrer Blüthe gelangt iſt.“

Alle dieſe Sprachfehler und hundert andre haben die Herausgeber ſtehen laſſen. Fernow hat einiges ſtillſchweigends verbeſſert, er ſah folglich die Nothwendigkeit ein. Seine Nachfolger hätten dieſen Grundſatz nur mit Fleiß und Genauigkeit durchführen ſollen, und wir wünſchen, das hierin Verſäumte möge in den folgenden Bänden, und bey einer zu hoffenden neuen Ausgabe der ſchon erſchienenen nachgeholt werden.

Man behält im Salluſtius die älteren Formen bey, weil man weiß, daß er ſie mit Abſicht vorzog: Winckelmann iſt billig daſſelbe Vorrecht zu gönnen, wiewohl manches mehr ein altfränkiſches als ein alterthümliches Anſehen hat. Dahin rechnen wir den häufigen Gebrauch des Fürwortes derſelbe, wo es ohne allen Nachdruck ſteht, und ungefähr wie das veraltete franzöſiſche icelui herauskommt. Manchmal wird die Wiederholung dem Ohre doch gar zu mißfällig; z. B. B. II, S. 431. Dahin rechnen wir ferner die gedehnten Biegungen der Zeitwörter, wiewohl ſie manchmal ſehr fremd ſind, als: machete, liebete; und auch ſonſt, durchgängig gebraucht, unſre Proſa mit weiblichen Endungen überhäufen. Ganz unſtatthaft ſcheint es hingegen, bey Lateiniſchen Namen und Wörtern die fremde Biegung beyzubehalten: auf einem Suggeſtu, in dem Foro, mit dem Caduceo, des Muſei Capitolini, die Antiquarii und unzählige andre. Wenn man einmal ſo ſchreibt, ſo hat man keinen Grund, nicht auch zu ſagen: zur Zeit des Conſulis Bruti. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that man dieß wirklich, aber man kündigte die Sprachvermengung durch Lateiniſche Buchſtaben an, und dieſe pedantiſche Zierlichkeit iſt mit Recht längſt abgeſchafft. W. war darin ſo wenig folgerecht, daß er ſetzt: die Cenſors; B. IV, S. 86: „Mutter von zween Lares“ und S. 112: „nebſt den Horae,“ wo es dann wenigſtens Laribus und Horis heißen müßte. Sprachwidrig iſt auch: des Jupiters, des Meleagers, u. ſ. w., denn

der Artikel wird vor eigenen Namen bloß in Ermangelung der Biegung zu Hülfe genommen: außerdem ist es eine gemeine Sprechart. Bey dem langen Aufenthalt im Auslande war W. einer andern Sprachvermengung ausgesetzt: die Italieniſchen Benennungen wurden ihm geläufiger; er glaubte wohl gar, es gebe keine Deutſchen für dieſes und jenes, wie er einmal (B. IV, S. 142) neben betäubt intronato in Klammern ſetzt, als ob es etwas mehr bedeutete. Amorini, Medaglioni, Campidoglio u. dgl. würden wir ohne Umſtände verdeutſchen. Conturn iſt nun weder Italieniſch noch Franzöſiſch, das Wort würde beſſer ganz beſeitigt, da wir ein eben ſo gutes haben. Der Trunk einer Statue (B. III, S. XIII) iſt äußerſt fehlerhaft aus truncus gebildet, wegen des Gleichlautes mit Trunk von trinken; überdieß haben wir Ueberfluß an Deutſchen Wörtern: der Rumpf, der Sturz.

Wir glauben, man könnte noch weiter gehn, und ungeſchickte Wortſtellungen behutſam verbeſſern. W's erſte Schrift über die Nachahmung hebt gleich mit einer ſolchen an: „Der gute Geſchmack, welcher ſich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat ſich angefangen zuerſt unter dem Griechiſchen Himmel zu bilden.“ Es ſollte heißen: „hat unter dem Griechiſchen Himmel zuerſt angefangen ſich zu bilden. B. II, S. 386: „Seine Entſchuldigung war, daß er in jungen Jahren die Werke der alten Kunſt, in Geſellſchaft zweyer noch lebender (lebenden) Künſtler jenſeit der Gebürge geſehen.“ Sollte man, wie der Satz ſteht, nicht glauben, Hr. von Stoſch habe die alten Kunſtwerke nicht in Italien, ſondern im Norden der Alpen kennen gelernt?

Bedenklicher iſt es mit den ſchielenden Ausdrücken, weil ſie oft aus der Verworrenheit und Unreife der Gedanken entſpringen. B. II, S. 151: „die älteſten Künſtler der Griechen entwarfen ihre Bilder mehr nach der Deutung als wechſelsweiſe.“ Was heißt dieß? Wie kann man die Bilder und ihre Deutung wechſelsweiſe nach einander entwerfen? Vermuthlich ſteht wechſelsweiſe für umgekehrt, allein auch dieß möchte unmöglich ſeyn, die Deutung nach den Bildern zu entwerfen, denn die Deutung iſt ja nicht willkührlich.

W. erklärt sogleich näher, was er eigentlich sagen will, aber der ganze Satz bis zum Schluss: bedürfte einer Umschmelzung, um logisch richtig geschrieben zu seyn. B. I, S. 157: „Diese Verschiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenschaft der Nachahmung überhaupt, welche desto mehr rühret, je fremder sie ist, als das Nachgeahmte, oder mehr an ungeübten Sinnen u. s. w.“ Soll dieß etwa heißen: welche mehr rühret, als das Nachgeahmte, und um so mehr, je fremder dieses uns ist? Auch so bringen wir noch keinen leidlichen Zusammenhang mit dem vorhergehenden heraus. B. II, S. 382: „Die Fähigkeit das Schöne in der Kunst zu empfinden, ist ein Begriff, welcher zugleich die Person und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in sich fasset, welches ich aber in eins schließe, so daß ich hier vornehmlich auf das erstere mein Absehen richte, u. s. w.“ Dieß sieht aus wie ein Räthsel für einen Oedipus, und doch wollte W. vermuthlich etwas ganz gewöhnliches sagen, nämlich: Bey der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, kommt zweyerley in Betracht, das Schöne als deren Gegenstand, und dann die Eigenschaften der Sinne und des Geistes, wovon sie abhängt. — Solche Sätze bleiben unheilbar, weil man nicht mit Sicherheit weiß, was der Verf. gewollt hat. B. IV, S. 91: „Der Kopf der höchsten Schönheit in demselben (dem Bacchus) ist mit dessen ergänzter Statue, die etwas größer als die Natur ist, nach England gegangen.“ Es reut uns die Zeit, alle in diesen Zeilen enthaltenen Fehler der Schreibart zu entwickeln.

Wer durch Wegräumung solcher logischen und grammatischen Mängel W's Eigenthümlichkeit für gefährdet hält, lobt sie nicht zum Besten. Der große Eindruck, den seine Schreibart macht, beruht auf ganz andern Eigenschaften, und diese würden, von störenden Versehen gereinigt, nur desto glänzender hervortreten. Wollte man die Gewissenhaftigkeit auf das äußerste treiben, so könnte man ja die ursprünglichen Lesearten am Schlusse beyfügen.

Bey einem gewöhnlichen Schriftsteller würde solche Sorgfalt nicht der Mühe lohnen. Allein W's Prosa ist in allen wesentlichen Stücken classisch; man helfe ihr also nach, auf daß sie es auch in Nebendingen werde, für deren Berichtigung

W. selbst einen Grammatiker hätte sorgen lassen sollen, wie er es bey seinen Italienischen Schriften that.

Unsers Erachtens ist demnach diese Ausgabe in Bezug auf die Durchsicht des Textes noch weit von der Vollendung entfernt. Hängen manche Leser so fest am Buchstaben W's, daß sie durchaus auf einem ganz unveränderten Abdrucke der ältern Ausgaben mit ihren zahlreichen Fehlern bestehen, so geschieht auch diesen keine Genüge.

Wir kommen auf die Anmerkungen, und hier müssen wir unterscheiden, was Fernow, und was seine Fortsetzer gethan. Der verstorbene Fernow scheint auf das ganze Unternehmen keine sonderliche Mühe verwandt zu haben. Ein Leben W's, wie er es abgefaßt, ließ sich nach Huber und Goethe leicht schreiben; seine Anmerkungen sind meistens unbedeutend, und wenn man alles abrechnet, was er von Fea, Lessing, Heyne und Andern entlehnt hat, so wird ihm wenig eignes übrig bleiben. Bey der Schrift über die Allegorie am Schlusse des zweyten Bandes kommen zuerst mit M. unterzeichnete Anmerkungen vor, ohne Zweifel von Hrn. Meyer, der sich erst auf dem Titel des dritten Bandes nennt. Wir vermuthen, daß hier Fernow's Arbeit durch den Tod unterbrochen worden sey, wiewohl es nirgends ausdrücklich angezeigt ist. Die Anmerkungen der Herausgeber des dritten und vierten Bandes sind weit bedeutender, und von sehr schätzbarem Gehalt. Zwar haben sie einen gründlichen Vorarbeiter an dem fleißigen Fea gehabt, so wie schon Fernow bey der Schrift über die Baukunst, und bey den Briefen über die Herkulanischen Entdeckungen. Es wird diesem belesenen Alterthumsforscher von den Herausgebern etwas unfreundlich vorgerückt, er verstehe kein Griechisch, und helfe sich mit schlechten Uebersezzungen. Er hat doch Winckelmann bey einer Stelle, wo dieser behauptet, Stephanus, Rhodomann und sogar Wesseling hätten den Diodor nicht verstanden (B. I, S. 323 Anm. 3a), und bey manchen andern treffend zurecht gewiesen. Daß der Abate Fea eine nicht nur gründliche, sondern kritische Kenntniß der Lateinischen Sprache besitzt, davon hat sich der Verf. dieser Anzeige in Gesprächen mit ihm öfter überzeugt. Die Herausgeber haben daher recht wohl gethan, seine Anmerkungen ganz

oder im Auszuge zu geben. Fea's Berichtigungen und Zusätze betreffen mehr den antiquarischen, die ihrigen den künstlerischen Theil. Urtheile über einzelne Kunstwerke, Nachweisungen der seitdem entdeckten, Nachricht von dem Schicksale der verlorengegangenen oder verpflanzten u. s. w. Es ist also für Leser jeder Art bey dieser Ausgabe reichlich gesorgt.

Die Anmerkungen sind an den Schluß der Schriften und Bände gesetzt, weil sonst freylich der Text zuweilen nur wenige Zeilen auf einer Seite eingenommen hätte. Indessen wünschten wir, solche Anmerkungen, die bloß in Citaten bestehen, möchten durch eine andre Bezeichnungsweise unterschieden seyn, damit der Leser nicht durch das beständige Nachschlagen gestört werde. Wahrscheinlich um diese Unterbrechung zu verhüten, verbat sich W. in seinem letzten Willen alle fernere Anmerkungen. Hierin konnte man ihm freylich nicht willfahren: der Versehen sind zu viele, und dem Leser, der erst Belehrung sucht, ist doch nicht zuzumuthen, daß er Wahrheit und Irrthum so ganz ungesichtet hinnehme. Bey der Geschichte der Kunst sind die Anmerkungen fast bis zur Hälfte jedes Bandes, und zwar in engerm Druck, angewachsen. Dieß war unvermeidlich, wenn alles, was in dieser Wissenschaft seitdem geleistet worden (freylich großentheils auf W's Veranlassung) nachgetragen werden sollte. Wir schlugen oben vor, den Text in grammatischer Hinsicht durchgehends zu berichtigen; unsers Bedünkens könnten auch manche Sachberichtigungen dem Texte ohne weiteres eingerückt werden. Es ist in der That verdrießlich, wenn man sich erst bey Lesung des Werkes bemüht hat, eine Angabe seinem Gedächtnisse einzuprägen, und nachher beym Nachschlagen der Anmerkungen erfährt, man habe sich vergeblich bemüht, und müsse etwas ganz anderes an die Stelle setzen. Wo W. auf seine irrigen Annahmen weiter fortbaut, und sie in seine Schlußfolgen verflicht, da läßt sich freylich nichts ändern. Oft aber betrifft der Irrthum bloß Nebendinge, und hat keinen weitern Einfluß. Von dieser Art ist es, wenn B. III S. 13 steht: „dergleichen Augen hat vermuthlich Diodorus anzeigen wollen, wo er von den Figuren des Dädalus sagt, daß dieselben gebildet gewesen ὄμμασι μεμυκότα.“ Hier konnte durch die geringe Veränderung: „von den Figuren vor der

Zeit des Dädalus", die Anmerkung erspart werden. Eben so S. 8, 22, 29, 36, bey den Stellen, wozu die Anm. 9, 68, 109 und 152 gehören, und bey vielen andern. B. I S. 578 gibt W. den Zeitraum von zehn Olympiaden auf mehr als neunzig Jahre an. Auch dieser Schreibfehler ist beybehalten, und durch eine Anmerkung Fea's berichtigt. Wo W. so starke Uebereilungen entschlüpft sind wie die, daß er berühmte Dichter satirischer Dramen, und sogar den Tragiker Aeschylus für Bildhauer ausgibt, die sich in Statuen von Satyrn ausgezeichnet (B. IV S. 76), da könnte man wohl, aus Sorgfalt für seinen Ruhm, einige Zeilen ganz ausstreichen. Dem Lehrer großer Wahrheiten muß manches hingehn, einen Andern würde man nach solch einer Probe unfehlbar für einen Fremdling in der Griechischen Litteratur halten.

Wir wollen die verschiedenen Schriften nach der Reihe durchgehen, und nur einige von den dadurch veranlaßten Bemerkungen mittheilen.

B. I Nr. I. Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst. II. Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke. III. Nachricht von einer Mumie in dem königl. Cabinet der Alterthümer zu Dresden. IV. Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke, und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken.

Gleich in seiner frühesten Schrift über die Nachahmung hat W. die Grundsätze ausgesprochen, die ihn nachher immerfort leiteten. Beharrlichkeit ist das erste Erforderniß für Geister, die auf ihre Zeit wirken wollen. Auch die Eigenthümlichkeit seiner Schreibart kündigt sich schon entschieden an, doch spürt man noch hier und da einen leichten Anstrich Französischer Wendungen. In dem Sendschreiben, worin W. zum Schein sich selbst angriff, sieht man ein nicht recht gelungenes Streben nach schalkhafter Ironie: W's Munterkeit ist etwas steif und gravitätisch. In den Urtheilen findet sich noch viel unreifes. Er schrieb damals gewissermaßen unter der Vormundschaft Oesers, und was dieser würdige Mann, dem wir

in Rücksicht auf W. so viel verdanken, selbst zu malen vermochte, das wissen wir alle. Indessen erstreckten sich seine Einsichten in die Kunst unstreitig weiter als seine Mittel der Ausübung. Und dennoch: was bewunderte W. nicht noch alles nach Anleitung dieses Lehrers! Die manierirtesten Erzeugnisse seiner oder der jüngstvergangenen Zeit, die nun schon in Vergessenheit begraben sind. W. kam nach Italien, und die bisherigen Brillen fielen ihm plötzlich ab, aber nur um mit anders gefärbten vertauscht zu werden. Nun sollte im Norden der Alpen kaum irgend etwas schönes vorhanden seyn, oder hervorgebracht werden können: es fehlte nicht viel, so hätte er sich wie ein nie gereister Italiener eingebildet, jenseit der Gebirge fange gleich der ewige Schnee an. Nun verkannte er den Geist der großen neuern Meister, oder lobte sie bloß als unvollkommene Nachahmer der Alten. In dieser Denkart, die Kunst der Neuern ganz gegen die der Alten zurückzusetzen, wäre ein gewisser Zusammenhang gewesen. Aber zum Unglück maß W. mit verschiedenen Maßen. Wie er vorhin Oesern mit dem Aristides verglichen, und ihn den Maler der Seele genannt hatte, so war ihm nun Mengs der große Wiederhersteller, ja der erste Schöpfer echter Kunst, der alle Meister des sechszehnten Jahrhunderts verdunkelte. (B. IV S. 230). Seine Lobrede ist so sehr außer allem Verhältniß mit dem Gegenstande und mit der Schätzung der nächsten Nachwelt, daß sie W. um den Ruf eines Kenners bringen müßte, wenn ihn nicht eine liebenswürdige Verblendung der Freundschaft entschuldigte. Auch auf W's Urtheile über die alten Kunstwerke hatte Parteylichkeit, unter andern für die Sammlung seines Gönners, des Cardinals Albani, einen ungebührlichen Einfluß.

Kleine Aufsätze über Gegenstände der alten Kunst aus Zeitschriften: I. Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst. II. Von der Grazie in den Werken der Kunst. III. Beschreibung des Torso im Belvedere in Rom. IV. Nachrichten von dem berühmten Stoschischen Museo in Florenz. V. Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girgenti in Sicilien.

Die beyden ersten Aufsätze enthalten manches goldne Wort; die Beschreibung des Sturzes vom Herkules ist ein hinreißender Dithyrambe. W. hat in dieser Art nur noch eine Schilderung des vaticanischen Apollo geliefert, die aber in der Geschichte der Kunst nicht ganz an ihrer Stelle steht. Es wäre zu wünschen, er hätte sein Vorhaben ausgeführt, die schönsten Statuen so zu beschreiben. (B. I S. 287.) So viel sich W. mit diesem Herkulischen Sturze beschäftigt; so hat er doch dessen Deutung nicht erschöpft. Dieses Bruchstück ist, in Bezug auf das Ganze, das man sich dabey vorstellen muß, vielen Mißdeutungen ausgesetzt gewesen. Bernini hielt es für einen spinnenden Herkules; Heinse behauptet im Ardinghello, Herkules habe die Hebe auf seinen Knieen gewiegt, als ob die alten Künstler ihre Götter: Wie gefällt dir dein Nachbar? hätten spielen lassen. W. hatte richtig erkannt, der Held sey schon vergöttert dargestellt aber nun blieb er bey dem Begriffe eines ruhenden Herkules stehen. Nach ihm (B. III S. XXV) soll der linke Arm über das Haupt gelegt gewesen seyn, was bey der Neigung vorwärts eine gezwungene Stellung hätte seyn müssen. Ohne von Flaxman's Vermuthung zu wissen, wurde es uns bey Betrachtung dieses herrlichen Ueberrestes im Museum zu Paris klar, daß es einer Gruppe des Herkules und der Hebe angehöre. Die Göttin stand zur Linken neben ihm, seine Rechte von der gesenkten Schulter herab empfing die dargebotene Nektarschale, seine Linke ruhte vielleicht auf ihrer Schulter, und das vorwärts gewandte Haupt schaute in trunkener Entzückung zu ihr hinauf. Wir haben die Flaxmanische Zeichnung nicht gesehen, und wissen nicht, wie nahe sie mit unsrer Annahme zusammentrifft; doch zweifeln wir, ob der geistreiche Mann ein so gelehrtes Werk mit gleicher Kraft der Zeichnung wird haben ergänzen können.

Anmerkungen über die Baukunst der Alten. Eine der unbedeutendsten Schriften W's, die seit ihrer Erscheinung noch beträchtlich an Werth verloren hat. Theils zufällig, wegen der vielen seitdem entdeckten und beschriebenen Denkmale in Sicilien und Griechenland; dann auch, weil viel und zum Theil vortrefflich über den Vitruvius gearbeitet worden, unter andern durch Hrn. Architekt Genelli in Berlin. Die Baukunst war nicht eben W's Stärke: er verwechselt sogar einmal unter den verschiedenen Arten von Tempeln den Amphiprostylos mit dem Peripteros. (B. I S. 332.) Ueber den Geist der alten Baukunst sagt er wenig, und in ihre Technik tief einzudringen, dazu besaß er ohne Zweifel nicht genug mathematische Kenntnisse. Wo seine Beschreibungen nur irgend an das Geometrische hinstreifen, werden sie verworren. In dem Aufsatze über den

Tempel zu Girgenti heißt es S. 290: „Der Englische Fuß ist kleiner als der alte Griechische; aber der Unterschied ist sehr geringe: der Englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um $^{875}/_{10000}$, oder um das zehntausendste achthundertste und fünf und siebenzigste Theil eines Zolles kleiner als der Griechische. Der Pariser Fuß ist größer als der Englische, und jenere enthält mehr als dieser um $^{8160}/_{10000}$, oder um den achttausendsten hundert und sechzigsten, zehntausendsten Theil eines seiner Zolle. — Diese genaue Bestimmung hat mir Hr. Henry Esq. mitgetheilt u. s. w.“ Wie kann man nur in eine so leichte Sache so viele Verwirrung hineinbringen? Die Umschreibung in Worten war ganz unnöthig, jedermann weiß ja einen Decimal-Bruch zu lesen. Wollte man sie aber setzen, so mußte es heißen: „der Englische Fuß, welcher zwölf Zolle hat, ist um 0,0875 Zoll, oder um achthundert fünf und siebenzig Zehntausendtheilchen eines Zolles kleiner als der Griechische Fuß, u. s. w.“; und so hätten es die Herausgeber nur gleich setzen sollen. Nachher sagt W. S. 299: „Die Länge dieses Platzes kommt mit dem Maße des Diodorus überein, welcher die Länge des Tempels auf 340 Fuß setzt; nach dem Englischen Maße sind es 345 Fuß.“ Dieß ist wieder falsch, denn 0,0875 . 345 = 30,0875; also trägt der Unterschied nur etwas über 2½ Fuß aus.

In den Anmerk. über die Baukunst S. 346 hat Fernow einen wunderlichen Irrthum ohne Rüge vorbeygehen lassen. W. redet von Steinen, die nachwachsen, wie es von den Tiburtinischen Steinbrüchen bekannt ist, und fügt hinzu: „Noch außerordentlicher aber ist der Porphyr, in welchem man vor dreyßig Jahren eine goldne Münze des Augustus fand.“ In der angefangenen Umarbeitung dieser Schrift heißt es: „Noch außerordentlicher aber ist ein Stück einer Säule von Granit, in welchem man zu Rom vor dreyßig Jahren eine güldene Münze fand, da man es zersägte. Diese Münze war in den Händen des bekannten Antiquarius Ficoroni, folglich muß sich dieser Granit innerhalb dreyhundert Jahren erzeugt haben; denn u. s. w.“ Da diese Stellen auf den Zusammenhang keinen Einfluß haben, so hätte man sie billig ausstreichen, und es solchergestalt mit dem Mantel der Liebe bedecken sollen, daß sich W. ein höchst abgeschmacktes Mährchen aufbinden lassen. Man weiß schon, daß die Antiquare vom Gewerbe sich kein Gewissen daraus machen, den Werth eines Fundes durch fabelhafte Erfindungen zu erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Jahrbücher der Litteratur.

Winckelmann's Werke, herausgegeben von C. F. Fernow, Heinrich Meyer und Johann Schulze.

(Fortsetzung der in No. 5. abgebrochenen Recension.)

Ferner S. 346: „Wenn die alte Römische Geschichte meldet, daß es zuweilen bey Albano Steine geregnet habe, so ist dieß wahrscheinlich von einem Auswurfe der Gebürge zu verstehen.“ Keinesweges: vulcanische Ausbrüche waren zu auffallende Erscheinungen, als daß sie Livius nicht ausdrücklich unter den Wunderzeichen hätte erwähnen sollen. Er redet von gefallenen Steinen, von den bekannten Boliden, die, wenn die glühende Masse in der Luft zersprengt wird, die Erscheinung eines Steinregens geben. Auch hier keine berichtigende Sylbe von Fernow!

Von den sogenannten cyklopischen Mauern redet W. S. 357 und 534 sehr flüchtig. Es wird unsern Lesern angenehm seyn, zu erfahren, daß man über diesen Gegenstand ein ausführliches Werk aus England zu erwarten hat. Ein Amerikaner, Hr. Middleton, ein Liebhaber der Alterthümer und der Landschaftmalerey, hat die sämtlichen in Italien vorhandenen cyklopischen Mauern mehrmals bereiset, auf das genaueste vermessen, und sowohl geometrische als malerische Zeichnungen davon entworfen, die der Verf. uns bey seiner Rückreise nach England mitgetheilt. Ob sein Werk, mit vielen großen Kupfertafeln verziert, schon erschienen, oder noch in der Arbeit ist, wissen wir nicht. Das Merkwürdige an diesen riesenhaften und unbezweifelt ältesten Denkmälern der Vorwelt in Italien (sie sind es in Griechenland ebenfalls) ist der Gegensatz zwischen dem rohen Geschmack und der scheinbaren Zwecklosigkeit der Bauart, und den beträchtlichen Fortschritten in der Mathematik und Mechanik, welche daraus erhellen. Denn wegen der großen Schwere ließ sich das Zusammenfugen

der unregelmäßig vieleckigen Steine nicht verschiedentlich versuchen, wie etwa bey einem dergleichen Steinpflaster, sondern die Ecken und Seiten der zu behauenden Steine mußten in Bezug auf einander vorher genau berechnet werden. Bildnerey ist nicht an diesen Mauern, außer dem Phallus über einigen Thoren. Die Untersuchungen darüber versprechen unerwartete Aufschlüsse über den ältesten Anbau Italiens.

Fragment einer neuen Bearbeitung der Anmerkungen über die Baukunst der Alten. Aus W's Handschrift von Hrn. Hofrath Blumenbach mitgetheilt. Nach dieser Probe ist es kein großer Verlust, daß W. die Umarbeitung der obigen Schrift nicht zu Ende gebracht hat. Er wiederholt fast durchgängig seine früheren Irrthümer. So führt er es S. 530 als etwas empfehlungswerthes an, daß die Alten, um die Füllung der Gewölbe leicht zu machen, leere Töpfe unter den Mörtel hineingesteckt. Er vermuthet dabey einen akustischen Zweck, und will es mit den Schallgefäßen in den Theatern, wovon Vitruvius spricht, in Beziehung setzen. Aber wo finden sich dergleichen Töpfe? An dem Circus des Caracalla, bekanntlich einem sehr schlechten und tumultuarisch errichteten Gebäude. Wozu in aller Welt sollten in einem Circus zum Pferderennen akustische Vorrichtungen dienen, gesetzt auch, die Töpfe könnten eine solche Wirkung haben? Wir sehen darin nichts weiter, als eine Betrügerey der Bauunternehmer, welche sich die Arbeit so leicht und wohlfeil, aber sie freylich zugleich so wenig dauerhaft als möglich zu machen suchten.

B. II. Schriften über die Herkulanischen Entdeckungen: I. Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl. II. Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen an Fueßly (Fueßli). III. Briefe an Bianconi über die Herculanischen Entdeckungen.

Diese Schriften werden auch nach Erscheinung der größeren Werke immer ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte einer der wichtigsten Entdeckungen in der Alterthumskunde bleiben; um so mehr, da das Museum zu Portici zerstreut ist, und man es vielleicht nie wieder vollständig beysammen sehen wird.

Als der Verf. dieser Anzeige vor sieben Jahren in Neapel war, waren viele der kostbarsten Stücke, ungeachtet der Zurückkunft des Hofes, in Sicilien geblieben, wohin man sie geflüchtet hatte. Vermuthlich wird bey der zweyten Ueberfahrt des Hofes nach Palermo noch mehreres, sowohl aus dem Museum, als den Gemälde- und Antiken-Sammlungen in Neapel fortgeschafft seyn. Indessen die Fundgrube ist nicht erschöpft, und der Verlust wäre also durch neues Nachgraben einigermaßen zu ersetzen. Wir sahen in Pompeji verschiedene damals vor kurzem aufgegrabene Bilder, unter andern eine Diana mit dem Actäon, beynahe in Lebensgröße, die leicht an Werth den meisten bisher bekannt gewordnen Herkulanischen Gemälden gleichkommen mochte. Es würde weder übermäßig schwierig noch kostbar, und gewiß belohnend seyn, die ganze Stadt Pompeji offen darzulegen: aber solche Unternehmungen erfordern friedliche Zeiten. — Bey den Anmerkungen hat Fea wiederum das Beste, oder richtiger zu sagen, alles gethan.

Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst.

Diese kleine Schrift enthält eine allgemeine Anweisung zur Bildung des Geschmacks in einer belebten Schreibart, und einige schöne Züge von Begeisterung. S. 400: „Statuen verheiligter Mönche in der St. Peterskirche." Dieses von W. erfundene Wort drückt die verschwendete Heiligsprechung kräftig aus. Die Statuen sind freylich schlecht, aber warum müssen es nun die armen Heiligen entgelten, denen W. nach seinen äußern Verhältnissen Ehrerbietung schuldig war? S. 403 sagt er bey Gelegenheit der Wegführung einiger Kunstwerke nach England: „man kann aber versichert seyn, daß das beste in Rom geblieben ist, und vermuthlich bleiben wird." Wem drängt sich hierbey nicht die Betrachtung auf:

Nescia mens hominum fati sortisque futurae!

Hundert der besten Stücke aus dem Vatican und Capitol, verschiedene aus der Villa Albani, die sämtlichen Schätze der Villa Borghese, sind nun schon nicht mehr in Rom; ohne zu erwähnen, was von Privatpersonen, z. B. aus dem Palast Giustiniani, veräußert oder weggebracht worden. S. 40[illegible] Von W's oben erwähnter Sinnesänderung seit der Schrift

Über die Nachahmung finden sich hier auffallende Spuren: Raphaels Madonna in Dresden, die er damals mit Recht erhoben hatte, soll nun „nicht von dessen besten (bester) Manier“ seyn. Welche Parteylichkeit! S. 409 sagt W., das Schöne sey in der Baukunst unter allen Künsten am leichtesten einzusehen. Wir bezweifeln diesen Satz gar sehr, und W's Urtheile über die St. Peterskirche und den Saal in der Villa Albani, welche er kurzweg, jene für das schönste Gebäude, diesen für den schönsten Saal in der Welt erklärt, bestätigen seine Behauptung eben nicht. Das größte, prächtigste, und wegen der Kühnheit seiner Kuppel verwunderungswürdigste Gebäude ist die St. Peterskirche allerdings.

Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst. Man kann wohl ohne Bedenken sagen, daß der Gegenstand dieser Schrift W's theoretisches Vermögen überstieg. Ohne leitende Grundsätze steuert er aufs Gerathewohl auf dem weiten Meere der schon vorhandnen oder möglichen Allegorieen umher. Das Wesen und die verschiedenen Arten der menschlichen Zeichensprache zu ergründen, die Anlage dazu in unserm Geiste und in der Natur nachzuweisen, dieß hat er versäumt. Die Frage zu erörtern, in wiefern die alte Götterlehre schon an sich allegorisch war oder nicht (wobey die verschiedenen Epochen wohl zu unterscheiden sind), und wie sie es durch eine besondre Behandlung noch auf andre Weise werden könne, fällt ihm gar nicht ein. Er mischt alles durch einander. Personificationen allgemeiner Begriffe, beygelegte Zeichen, sinnbildliche Handlungen, endlich bloße Anspielungen auf einzelne Ereignisse. Zuweilen sollte man denken, es sey ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu thun, sondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphen-Schrift; und einigemale wird man sogar an die bekannten abgeschmackten rebus erinnert, die man in Ermangelung besseren Zeitvertreibs in Frankreich zuweilen beym Nachtisch enträthselt.

Hr. Meyer sucht der Verwirrung abzuhelfen, durch den aufgestellten Unterschied zwischen Allegorie und Symbol, worüber schon in den Propyläen manches beygebracht worden, das Erwägung verdient. Doch zweifeln wir, ob es gelingen dürfte, durch diese fremden Wörter die in der That

etwas verwickelte Sache ins klare zu setzen. Man hat im Deutschen das vortreffliche Wort Sinnbild. Keinesweges möchten wir der Kunst die Allegorie zum allgemeinen Gesetz machen, wie es W. zu beabsichten scheint; aber wohl kann man sagen: alle Kunst soll sinnbildlich seyn, d. h. sie soll bedeutsame Bilder aufstellen. Die Natur schafft durchaus sinnbildlich, sie offenbart immer das Innere durch das Aeußere; jedes Ding hat seine Physiognomie, und dieses gilt von den leblosesten Erzeugnissen, den geometrisch begränzten Körpern an, durch die Pflanzen- und Thierwelt bis zu den beseeltesten Geschöpfen hinauf. Diese Physiognomie der Dinge soll der Künstler hervorheben, er soll dem Betrachter seinen Sinn für die Durchdringung des Innern leihen. Da aber die Kunst nicht bey Abbildung des einzelnen Wirklichen stehen bleiben darf, wenn sie ihren höchsten Flug nehmen soll, so ist es das Würschenswertheste, wenn ihr Urbilder gegeben sind, an deren Wirklichkeit geglaubt wird, und die zugleich sinnliche oder geistige Eigenschaften, Triebe, Bedürfnisse und Ahndungen des menschlichen Gemüths ausdrücken. Solche Urbilder kann nur eine geheiligte Ueberlieferung darbieten. Auf der unauflöslichen Verschmelzung eines wirksamen Daseyns mit einer allgemeinen, für alle Menschen Eines Zeitalters, Eines Stammes, Eines Glaubens gültige Bedeutung, beruht alle übernatürliche und überhaupt alle wahrhafte Dichtung. Es ist aus damit, so bald der Glaube an jene Urbilder und der Sinn dafür verloren geht. Alsdann pflegt die eigentliche mit Freyheit und oft mit Willkühr erfundene Allegorie an deren Stelle zu treten. Aber umsonst: Dichten ist schaffen, ποιεῖν, und der Verstand ist ohnmächtig zum Schaffen; er kann seinen Einkleidungen nackter Begriffe keine lebendige Seele einhauchen.

Eine so untergeordnete Stelle nimmt im Gebiete der Kunst die Allegorie im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein, welche W. schon in den Schriften über die Nachahmung zum Hauptzweck erheben wollte.

Daß er nicht auf einen methodischen Unterricht gefaßt war, beweiset er unter anderm schon dadurch, daß das Wort Allegorie bey ihm in nicht weniger als vier verschiedenen Bedeutungen vorkommt. 1) Versuch einer Allegorie;

hier heißt es: Theorie der allegorischen Vorstellungsweise, oder wenn man nach dem urtheilen soll, was W. geleistet, Repertorium der Allegorieen. 2) Allegorie der Begriffe, für: allegorische Einkleidung. 3) Allegorie der Götter, für: allegorische Abbildung. 4) Allegorie der Alten, für: Erfindung allegorischer Darstellungen.

Ferner unterscheidet W. nicht genug die verschiedenen Gattungen von Werken, wovon seine Beweise hergenommen sind. In Hinsicht auf die Tauglichkeit der Allegorieen gelten weit strengere Gesetze für Kunstwerke, die bloß dem allgemeinen Zweck zu ergötzen und zu belehren gewidmet sind, als für Gelegenheitswerke, deren Bestimmung und Stelle manches an und für sich zweydeutige erklären kann. Hier sind bloß durch Uebereinkunft festgesetzte und in gewissem Grade willkührliche Bezeichnungen an ihrem Platze. Dieß gilt insbesondre von den Denkmünzen: sie sind, möchte man sagen, allegorische Epigramme; der beschränkte Raum entschuldigt viele Freyheiten, und am Ende kommt eine Umschrift den unzulänglichen Andeutungen zu Hülfe.

Der Eifer W's, recht viele Wörter für sein allegorisches Glossar zusammenzuraffen, hat ihn zuweilen bis an die Gränze des Lächerlichen geführt. Ein Eselskopf soll nach S. 566 die Unerschrockenheit angedeutet haben. Hierbey möchte noch Simsons Eselskinnbacken angeführt werden, und der Esel, welchen, wie die Dacier, die Bewohner eines Spanischen Dorfes nach der Erzählung des Cervantes (Don Quixote P. II, c. 27) in ihrem Feldpanier führten. Unsers Bedünkens taugt aber ein Eselskopf zu gar nichts, als einen Eselskopf buchstäblich oder figürlich vorzustellen. W. findet es selbst S. 623 erzwungen, wenn Hyginus sagt, „ein Eselskopf, welcher an der Lehne eines Triclinium oder Ruhebettes angebunden war, bedeute, suavitatem invenisse, daß die Alten die Süßigkeit gefunden.“ Ein mit Blumen bekränzter Eselskopf könnte schicklich einen geschmacklosen Reichen vorstellen, der sich anmaßt, die Künste zu beschützen, und dafür mit unverdienten Schmeicheleyen belohnt wird. Hierher gehört wohl Zettels bekränzter Eselskopf beym Shakspeare.

Bey den Namens-Allegorieen, wovon W. im fünften Capitel handelt, hätte noch das Basrelief auf Eulenspiegels Grabe angeführt werden können. Doch dieß geht tiefer ein: Die Eule bedeutet, daß er ein wunderlicher Kauz gewesen; der Spiegel, daß er aber dennoch den Leuten die Wahrheit vorgehalten.

„Die Geräthe der Alten," sagt W. S. 596, „sind allegorisch von den Lampen an bis zu den Rüstungen." In der Erläuter. d. Ged. v. d. Nach. drückte er sich noch nicht so entschieden aus. S. 208. „Es ist nicht zu verlangen, daß alle Verzierungen und Bilder der Alten, auch sogar auf ihren Vasen und Geräthe, allegorisch seyn sollen." Den Vers. einer Alleg. schrieb er aber in seinen reifsten Jahren, nach der Gesch. d. K. Hier sieht man also seine Meinung, wie sie sich schließlich festgesetzt. Der Satz ist von der größten Wichtigkeit, denn, je nachdem er als wahr angenommen wird oder nicht, muß die Auslegung der Ueberreste des Alterthums eine ganz andere Richtung nehmen. Wir können W's Ueberzeugung nicht unbedingt zu der unsrigen machen, und die Kunst der Alten würde uns weniger erfreulich werden, wenn wir annehmen müßten, sie hätten der Einbildungskraft nie vergönnt, ganz frey zu spielen. Sie liebten heitre und belebte Zierrathen an bloß mechanischen Geräthschaften, sie entlehnten dergleichen aus der Pflanzen-, Thier- und Götterwelt, und ließen nicht leicht einen Theil davon leer, dessen Form durch den Gebrauch nicht vorgeschrieben war. Solche Zierrathen mochten auf manches anspielen, dem Geiste manches vergegenwärtigen, aber daß sie immer mit dem Zwecke einer bestimmten Deutung angebracht gewesen wären, dieß scheint uns mehr als zweifelhaft.

Wenn sich auf einem Gemälde der Pest eine Figur die Nase zuhält (S. 644), so ist dieß ganz und gar keine Allegorie, sondern ein natürlicher Umstand, welchen zu ergreifen, man eben kein Raphael zu seyn brauchte. Ueberhaupt ist, was W. im zehnten Capitel von Allegorieen der Neueren anführt, kaum der Rede werth. Die Kunst der Neueren war ihm ein versiegeltes Buch; sonst hätte er sehen können, daß die großen Meister längst und weit über seinen Begriff geleistet hatten,

was er von der Malerey begehrte, nämlich „die Vorstellung unsichtbarer, vergangener und zukünftiger Dinge.“ Wenige Beyspiele werden hinreichen, dieß darzuthun. Leonardo da Vinci's Bescheidenheit und Eitelkeit ist ein vortreffliches allegorisches Bild: es ist sehr fein gedacht, daß die Eitelkeit auf den ersten Blick schöner zu seyn scheint, die Bescheidenheit aber durch wahre Schönheit der Züge ihr weit überlegen ist. Der jugendliche Christus unter den Pharisäern von eben diesem Meister hat neben seinem historischen Inhalt, eine höhere allgemeine Bedeutung. Dieses Bild stellt die Aufnahme des Christenthums bey den verschiedenen Religionsparteyen sinnbildlich dar. Die abstechenden Trachten und Physiognomieen lassen in dem einen Pharisäer das unerleuchtete aber willige Heidenthum, in dem andern das Judenthum, in einem dritten, der mehr von ferne zuhört, den Mohammedanismus erkennen. Der Heiland deutet ihnen, nach der Gebehrde seiner Hände, das Geheimniß der Dreyeinigkeit, eben so bedeutsam sind die Gebehrden der Uebrigen: der Jude z. B. hält seine aus einander gespreizten Finger fest auf ein Buch geklammert, zum Zeichen, daß er, auf das Ansehen des alten Testamentes gestützt, diese Lehre verwerfe. Auch die wunderwürdige Medusa Leonardo's darf man wohl eine Allegorie auf die Erzeugung des Häßlichen und Bösartigen in der Natur nennen. Wer kann Raphaels heil. Cäcilia mit Sinn betrachten, ohne zu erkennen, daß dieses Bild, wiewohl die Zusammenstellung der Heiligen dem Künstler zufällig aufgegeben war, das Wesen der Musik, und insbesondre den Triumph der geistlichen Musik über die weltliche allegorisch vorstellt? Verschiedne von den Stanzen Raphaels sind anerkannt allegorisch, und die, welche bloß historisch zu seyn scheinen, haben durchgehends eine allgemeinere Beziehung. Die sogenannte Disputa umfaßt das ganze Mysterium des Christenthums. Der berühmte Alterthumsforscher d'Hancarville hat eine ausführliche Deutung der Stanzen geschrieben, woraus dem Verf. dieser Anzeige, als er den würdigen Greis in Padua kennen lernte, einiges in der Handschrift mitgetheilt ward. Wir bewunderten daran den Scharfsinn, womit auch die geringsten Nebenwerke in diesen Gemälden als bedeutsam gerechtfertigt wurden.

D'Hancarville hatte auch über merkwürdige allegorische Bilder des Giotto zu Padua gearbeitet; wir wissen nicht, ob diese Schriften im Druck erschienen sind. Von den allegorischen und zum Theil mystischen Vorstellungen anderer alten Meister wollen wir nicht reden: es war das Jahrhundert tiefer Gedanken. Die Allegorieen des Mantegna verdienen vorzüglich Aufmerksamkeit. Aber er hat die Laster mißgestaltet gemalt, und dieses verbietet W., der die Ketzerey (die vielleicht besser ungemalt bliebe) hübsch gemalt wissen will. Ist der Begriff des Bösen einmal anerkannt, so steht er schwerlich anders als durch die Häßlichkeit auszudrücken. Dieß kann auf eine erhabene Weise geschehen, wie Raphael in dem Gesichte Satans, der von dem Erzengel niedergestürzt wird, und Michelangelo vielfältig gezeigt haben. Wenn die Alten der Bedeutung zu lieb sich nicht gern etwas von der Schönheit abdingen ließen, so muß man gestehen, sie waren genügsam in der Charakteristik: wie hätte sonst, nach der bekannten Geschichte, Agorakrit seine bekleidete Venus eine Nemesis umtaufen dürfen?

Zu dem Vers. einer Alleg. hat Hr. Meyer schätzbare Anmerkungen geliefert, welche meistens die Brauchbarkeit der Allegorieen, und die angeführten Kunstwerke betreffen. In Bezug auf die Beweisstellen aus den Classikern aber erwartet diese Schrift noch ihren Fea, der sie aufsuchte, vergliche, und wo es nöthig, die Angaben berichtigte. Wir geben nur ein paar Beyspiele. S. 542: „Prometheus bedeutet auch die Sonne, wie uns Sophokles lehret, welcher ihm den Beynamen Titan gibt.“ W. hat den Dichter (Oedip. Col. v. 55.) in dieser Stelle ganz mißverstanden; Τιτὰν Προμηθεὺς bedeutet bloß, daß er aus dem Geschlechte der Titanen war. S. 517: „Venus wurde gebildet mit einer Taube auch bey den Hetruriern, weil, nach dem Aristophanes, die Verliebten das Vogelwerk liebten.“ Wie kann nur W. über einer so weit hergeholten und noch dazu lächerlich ausgedrückten Beziehung das nahe liegende übersehen? Daß die Tauben wegen ihrer wollüstigen Zärtlichkeit der Venus zugeeignet worden, so wie die Sperlinge aus ähnlichen Ursachen, leuchtet ja jedem ein.

B. III und IV enthalten die erste Hälfte der Geschichte der Kunst des Alterthums nach der angenommenen Eintheilung bis zum Schlusse des fünften Buchs, nach der Dresdner Ausg. bis Th. I, S. 189. Hier hatten die Herausgeber das schwierigste Geschäft. Man weiß, daß W., durch den Tod übereilt, an dieses Werk nicht die letzte Hand hat legen können. Früher hatte er Nachträge und Berichtigungen geliefert; (Anmerkungen über die Geschichte der Kunst. Dresden 1767.) Die Wiener Herausgeber arbeiteten nach seiner Handschrift, aber, wie man sie beschuldigt, nachlässig und verfälschend. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen mußte also der Text nach den wahrscheinlichen Absichten des Verf. zusammengestellt werden, und die Herausgeber haben dieß mit behutsamer Sorgfalt geleistet. Wo der Zusammenhang sie nöthigte, etwas wegzulassen, haben sie es in die Anmerkungen gebracht. Wir gehen die Abschnitte nach einander durch.

Beyde Vorreden, die zu der ersten Ausgabe und die zu den Anmerk. über die Gesch. d. K., sind voran gesetzt, mit Recht: jede enthält wichtige allgemeine Ansichten.

Buch I. Von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern.

S. 14 will W. den Einfluß der Aegyptischen Kunst auf die Griechische läugnen: „Aber daraus läßt sich nicht beweisen, daß die Griechen die Kunst von den Aegyptern erlernt haben. Es mangelte ihnen sogar an Gelegenheit dazu; denn vor den Zeiten des Psammetichus, eines der letzten Aegyptischen Könige, war allen Fremden der Zutritt in Aegypten versaget, und die Griechen übeten die Kunst schon längst vorher.“ Die Herausgeber weisen (Anm. 47) den Abate Fea mit seinen Einwendungen ab, und sagen, die Richtigkeit der Behauptung liege am Tage. Wie uns dünkt, lassen sich vielmehr sehr bedeutende Zweifel dagegen erheben. Wenn die Griechen vor Psammetichus so gar keinen Verkehr mit den Aegyptiern hatten, woher nahm denn Homer seine Kenntniß vom Nil, von der Aegyptischen Arzneykunde, von dem hundertthorigen Thebe in Oberägypten? Man hat die Sagen vom Danaus und Cekrops bezweifeln wollen, weil die Aegyptier nie ausgewandert

seyn. Aber vielleicht muß man sich unter diesen Ansiedelungen nicht sowohl Colonieen als priesterliche Missionen denken. Daß die Priester der alten Welt, wo sie als Kaste mächtig waren, ganz eigentlich dergleichen gehabt, ist nach den neuesten Untersuchungen über Indien unläugbar. Mehrere Griechische Priester-Familien rühmten sich eines Aegyptischen Ursprungs, und blieben Jahrhunderte lang im Besitz gewisser Religionsgebräuche. Noch in der Persischen Zeit schickten die Priester des Jupiter Ammon zur Ehrenrettung ihres Orakels eine Gesandtschaft nach Lacedämon. (Cornel. Nep. Lysand. c. 3.) Wenn Aegyptische Priester in Griechenland einwanderten, so brachten sie vermuthlich auch Künstler mit, oder hatten wenigstens Einfluß auf die Abbildung der Götter. Herodot begnügt (II, 46) die vollkommene Aehnlichkeit der Aegyptischen und der damaligen Griechischen Bilder des Pan. Er bezweifelt nicht im geringsten (II, 4), was ihm die Priester zu Memphis, Thebe und Heliopolis einstimmig versicherten, daß die Griechen von ihnen einen großen Theil ihres Götterdienstes empfangen, daß die Aegyptier zuerst vor allen Völkern (die Indischen Alterthümer kannte Herodot nicht) den Göttern Altäre, Bildsäulen nnd Tempel errichtet, und zuerst die Kunst besessen, lebendige Gestalten in Stein zu hauen. Allein gesetzt auch, man könnte allen Verkehr bis auf den Psammetichus leugnen: wie mochte denn die Griechische Bildhauerey (von der Baukunst nicht zu reden) zwey Jahrhunderte vor dem Phidias beschaffen seyn? Die beyden ersten namhaften Bildner in Marmor, Scyllis und Dipoenus werden in die funfzigste Olympiade gesetzt, und die Regierung des Psammetichus hatte in der sieben und zwanzigsten angefangen. Die Griechen konnten also damals, als sich eine Colonie von ihnen unter den Aegyptiern niederließ, noch viel von diesen lernen. Daß jene ihre Kunst fabelhafter Weise weit älter machten, als sie wirklich war, läßt sich kaum bezweifeln. In dem Aegyptischen Tempelbau war nicht nur die Ordnung der Säulen, sondern auch die drey architektonischen Glieder über den Säulen waren vollständig entwickelt. Man sehe, was Denon über die Herleitung der Griechischen Capitäle von den weit mannigfaltigeren Aegyptischen sagt. (Voyage dans la basse et haute

Egypte. T. III, p. 97, 99, 121.) Die Griechen haben eigentlich bloß den Giebel hinzugefügt, der unter dem regenlosen Himmel Aegyptens ohne Zweck gewesen wäre.

Der ursprüngliche Einfluß der Aegyptischen Kunst auf die Griechische steht demnach gegen W's Ableugnung hinlänglich fest. Daß sich die Baukunst sowohl als die Bildnerey nachher in Griechenland selbstständig entfaltet, wird damit nicht geläugnet. Die Aegyptier waren ein mittheilendes Volk ohne zu empfangen; die Griechen hingegen waren bildsam: ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, das von außen Empfangene zu verschönern und zu vervollkommnen.

S. 23. Wohl nicht von den roth angestrichnen Statuen der Götter nannte Pindar die Ceres φοινικόπεζα, sonst wäre es ja kein unterscheidendes Beywort gewesen, wie ἀργυρόπεζα der Thetis; sondern von der röthlichen Farbe der Wurzeln und untern Theile der Halme an manchen Getreidearten. Noch anders und ganz allgemein erklären es die Scholiasten.

Anm. 89 zu S. 27. Zu den Beweisstellen, die Fea anführt, daß Thon die älteste Materie der Künstler gewesen, hätte mit besonderer Beziehung auf Italien hinzugefügt werden können Propert. IV, El. I, 5:

Fictilibus crevere Deis haec aurea templa.

Im dritten Capitel. Von den Ursachen der Verschiedenheit der Kunst unter den Völkern hat W. die Einseitigkeit vermieden, alles entweder den physischen oder den moralischen Einwirkungen zuzuschreiben. Allein er befaßt die Gesammtheit jener unter dem Namen des Klimas, und nimmt wenig Rücksicht auf die Abstammung, da doch die Einerleyheit der Abstammung unter den verschiedensten Himmelstrichen, und die Verschiedenheit unter demselben, noch nach Jahrhunderten ja vielleicht nach Jahrtausenden kenntlich ist. Je einfacher die Lebensweise der Menschen, desto kräftiger wirkt in ihren Zeugungen die Natur, desto entschiedner und unveränderlicher sind die National-Physiognomieen.

S. 51. „Die unglaubliche Bevölkerung machte die alten Aegyptier mäßig und arbeitsam; ihre vornehmste Absicht ging auf den Ackerbau; ihre Speise bestand mehr in Früchten, als in Fleisch.“ Wem fallen hingegen nicht sogleich die Fleischtöpfe

Egypti ein? Nach dem Herodot (II, 37.) waren wenigstens die Priester starke Fleischesser; auch redet er (II, 77) vom häufigen Genuß frischer und gesalzener Fische und Geflügel. Ueberdieß tranken die Aegyptier Bier. Wenn sie demungeachtet, nach ihren Statuen zu schließen, eher mager als fett waren, so rührt dieß wohl daher, daß sie häufige medicinische Ausleerungen zur Gesundheit für nöthig hielten. (Ibid.)

Buch II. Von der Kunst unter den Aegyptiern, Phöniciern und Persern.

S. 68. Daß die Farbe der alten Aegyptier nach den Provinzen verschieden gewesen sey, behauptete Gordon wohl ohne Grund, wie W. sagt. Aber die Verschiedenheit ihrer Bildung nach den Kasten ergibt sich aus anatomischen Untersuchungen der Mumien-Schädel. Die Schädel der gemeinen Mumien verrathen eine ganz andere Stammesart als die der kostbar geschmückten. Vermuthlich war also die Bevölkerung des Landes doppelter Art: das Volk aus Aethiopischem, die Kasten der Priester und der Krieger oder Adlichen aus Asiatischem, vermuthlich Indischem Gebiet. Dieß ließe sich durch viele andre Beweisgründe unterstützen. Die an den Statuen bemerkte ungemeine Schmächtigkeit der Weiber über den Hüften ist auch ein Indischer Zug, wie man an den Bildern der Bajaderen sehen kann. Wiewohl die Aegyptische Bildung bey weitem nicht so schön und so günstig für die Kunst war als die Griechische, so scheint uns doch W's Ausdruck S. 66: „eine Art Sinesischer Gestaltung," gar nicht treffend.

S. 69. „Was zum zweyten die Gemüths- und Denkungsart der Aegypter betrifft, so waren sie ein Volk, welches zur Lust und Freude nicht erschaffen schien." Nachher bringt W. die Eremiten der christlichen Zeit in Erinnerung, um die Melancholie der alten Aegyptier zu beweisen. Aus den ältesten und glaubwürdigsten Berichten, denen des Moses und Herodot, haben wir einen ganz andern Eindruck von einem gesunden, heitern und sinnlich genußreichen Leben unter dem reinsten Himmel und in dem damals fruchtbarsten Lande der Welt gewonnen. Man lese nur die Beschreibung von dem ausgelassenen Jubel bey manchen Festen (Herod. II, 48. 60.), und dergleichen Feste waren häufig. Die große Freyheit, welche die Frauen genossen, darf auch nicht vergessen werden. Es ist

irrig, daß die Aegyptier die Muſik nicht ſonderlich geübet, wie W. ſagt: ſie liebten Geſang und Muſik, und zwar ſehr rauſchende Inſtrumente. Der Ernſt mancher Gebräuche war wohl mehr prieſterliche Zucht als natürliche Anlage; das Herumzeigen eines Mumienbildes bey Gaſtmälern war ja ſogar eine Aufmunterung zum Genuß. (Herod. II, 78.) Doch wußten die Prieſter auch für die Freude des Volkes zu ſorgen, und die Zeit, wo einige Könige Prieſter unterjocht, die Tempel die geſchloſſen hatten, wird als die mühſeligſte und traurigſte geſchildert, welche Aegypten jemals erlebt.

In der Anm. 274 zu S. 77 verwerfen die Herausgeber Fea's Eintheilung der Aegyptiſchen Kunſtgeſchichte, und behaupten die von W. gegebene. Eine Epoche noch vor dem Seſoſtris zu unterſcheiden, iſt freylich nicht thunlich, weil Seſoſtris ſelbſt ſchon in ein dunkles Alterthum zurücktritt. Sonſt aber ſtimmt, ſo viel wir wiſſen, Fea's Eintheilung mit der des gelehrteſten Kenners Aegyptiſcher Alterthümer, Zoëga, ziemlich überein. Den älteſten Zeitraum benennt dieſer ſchicklich vom Seſoſtris, den zweyten vom Pſammetichus, mit deſſen Regierung er anhebt; dann kommt die Zeit der Ptolomäer, und endlich die der Römiſchen Nachahmungen. So viel iſt einleuchtend, daß die Eroberung des Kambyſes keinen gültigen Eintheilungsgrund abgeben kann, wie W. will. Die Perſiſche Herrſchaft bewirkte nur einen allgemeinen Druck; auf die Art die Kunſt auszuüben, konnte ſie aus bekannten Urſachen nicht den mindeſten Einfluß haben. Die Anſiedelung der Jonier hingegen unter dem Pſammetichus konnte es allerdings; denn wiewohl die Aegyptier fortfuhren, die Griechen für unrein zu halten, ſo erfolgte doch ohne Zweifel durch königliche Begünſtigung (viele Könige waren φιλέλληνες) gegenſeitige Mittheilung von Kenntniſſen und Künſten.

Der ganze Abſchnitt von den Steinarten der Aegyptiſchen Denkmale S. 122—140 iſt ein Gewebe von Irrthümern. Die Herausgeber überheben ſich Anm. 455 aller Berichtigung, mit der Erklärung, ſie ſeyen keine Mineralogen von Profeſſion. Allein, wenn W. den Granit und den Porphyr zu vulkaniſchen Erzeugniſſen machen will, ſo drücken ſie ſich doch gar zu ſchüchtern aus: „Die Mineralogen unſrer Zeit, möchten über die

Entstehung des Granits und Porphyrs andrer Meinung seyn, und auch wohl Recht haben." Es gibt ja keine ausgemachtere und gemeinere Kenntniß, als die, daß der Granit ausschließend den Urgebirgen angehört. Porphyre gibt es in andern Welttheilen, die von vulkanischer Bildung seyn könnten, aber der Porphyr der alten Säulen und Statüen ist ebenfalls unbezweifelt eine Urgebirgsart. Der Aegyptische Basalt führt zwar in sofern seinen Namen mit Recht, daß ihn Plinius so nennt, mit einem Aegyptischen Namen, der die Eisenfarbe und Härte des Steins ausdrückte. Aber es ist doch verwirrend, daß die Antiquare eine andre Sprache führen, als die Mineralogen. Was diese Basait nennen, ist von jenem mehr durch die Gebirgsarten, wo er sich findet, als durch Bestandtheile und Farbe verschieden. So viel der Verf. dieser Anzeige sich erinnert, erklärte Hr. Alexander von Humboldt, mit dem er das Vergnügen hatte, die sogenannten basaltenen Löwen im Capitol gemeinschaftlich zu betrachten, die Steinart für Hornblende mit durchlaufenden Feldspath-Adern, dergleichen sich im Granit eingesprengt findet. Dieß letzte hatte schon Lord Montague auf seiner Reise in Aegypten bemerkt. (S. seinen Brief an W. Oeuvres de W. traduits par Jansen. T. I p. 632.) Die Aegyptier zogen also ohne allen Zweifel ihren Basalt aus eben den Steinbrüchen, wo sie den Granit brachen.

Indessen wegen der mineralogischen Irrthümer ist W. durch den damaligen Zustand der Wissenschaft vollkommen gerechtfertigt. Darüber muß man sich aber billig verwundern, daß er den Plinius so sehr mißverstanden. S. 127: „Von (Vom) Porphyr finden sich zwo Arten, der rothe, vom Plinius Pyropoecilon (Pyropoecilos im Nomin.) genannt, und der grünliche, welcher der seltenste, und zuweilen wie mit Golde bespritzt ist, welches Plinius von dem Thebanischen (Thebaïschen) Steine sagt." Eben so viel Mißverständnisse als Sätze. Der Pyropoecilos (wir möchten lieber gegen Harduin's Meinung πυῤῥοποίκιλος lesen) des Plinius ist der rothe Granit, wie Fea richtig bemerkt hat. Nur sollte in der Anm. 446 nicht wahrscheinlich hinzugesetzt seyn; die Sache ist ganz gewiß. Denn Plinius sagt: Circa Syenen vero Thebaïdis Syenitis, quem ante pyropoecilon vocabant. Trabes ex eo fecere

reges quodam certamine, obeliscos vocantes. Alle Aegyptischen Obelisken sind aber aus rothem Granit. Eben diese Steinart nennt Plinius hier nach der Lage der Steinbrüche Syenit und anderswo (Lib. XXXVI, c. 8) lapis Thebaïcus. Porphyr ist aus porphyrites zusammengezogen, worunter Plinius aber einfärbigen rothen Marmor versteht. Der wahre Plinianische Name unsers Porphyrs (wie Fea gleichfalls eingesehen) ist Leucostictos, oder nach einer andern Lesart Leptopsephos. Beyde Benennungen sind schicklich: λευκόστικτος, weiß punctirt; ψηφοι heißen unter andern die zu eingelegten Fußböden zubereiteten viereckigen Steinchen: λεπτόψηφος bedeutet also eine wie mit feiner Mosaik eingelegte Steinart. Harduin erklärt das Wort falsch. Der goldglänzende Stein des Plinius gehört gar nicht hierher. Er zählt (L. XXXVI c. 8 Sect. XIII) die verschiedenen zu Mörsern tauglichen Steinarten auf: als eine darunter den Granit, eine andre ex chalazio chrysitin. Chalazium ist vermuthlich der verfälschte oder wirkliche Name des Steinbruchs, und χρυσίτης entweder eine Granitart mit häufiger Mica, oder ein goldhaltiger Schiefer. Plinius unterscheidet also diesen goldglänzenden Stein auf das bestimmteste von dem Thebaïschen, oder dem gewöhnlichen rothen Granit.

Daher, daß W. die echte Benennung des Porphyrs verkannte, entstanden nun auch seine überflüssigen Zweifel, ob dieser Stein in Aegypten gebrochen worden sey. Plinius bezeugt es ja ausdrücklich, und die Stelle des Aristides erklärt Fea (Anm. 450) richtig von dem an die östlichen Gebirge Aegyptens gränzenden Landstrich, der unter dem Namen Arabiens mit begriffen ward, wie aus hundert Stellen des Herodot erhellet.

Die Untersuchung der Steinarten der alten Denkmäler ist zwar zunächst für den Mineralogen wichtig, weil die meisten Steinbrüche, woher sie gekommen, uns unzugänglich geworden sind, aber die Kunstgeschichte darf sich ebenfalls bedeutende Aufschlüsse davon versprechen.

(Der Beschluß folgt.)

No. 7. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Winckelmann's Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, Heinrich Meyer und Johann Schulze.

( Beschluß der in Nro. 6 abgebrochenen Recension )

Wenn wir die sämtlichen Abschnitte von der Kunst der Aegyptier überschauen, so scheint uns W. gegen sie ziemlich ungerecht zu seyn. Von ihrer Baukunst sagt er gar nichts: und dennoch wurden ihre unzerstörbaren Riesenwerke von gebildeten Griechen, deren Baukunst dagegen nur eine Art Miniatur war, als die größten Wunder der Welt angestaunt; und nach dem Zeugniß neuerer Reisenden, welche die Ruinen am besten gesehen, gewähren sie einen überschwenglichen Eindruck von Erhabenheit, Pracht und geheiligter Würde. Was wollen die Herausgeber nur damit sagen (Anm. 271): die Aegyptier hätten auch in der Baukunst keinen veredelten Geschmack gezeigt? Wir verweisen sie auf Denon. Uebrigens war die Baukunst der Aegyptier weit phantasiereicher als die der Griechen. Die Bildhauerey stand bey jenen, wie überall, wo sie ins Große geht, in dem engsten Zusammenhange mit der Architektur. Ferner sollte die Ausübung beyder Künste nach der Landesart beurtheilt werden. Die Aegyptier zogen die dunkeln Steinarten vor, weil unter ihrer blendenden Sonne das Auge unverletzt darauf ruhen konnte; an Statuen drückten diese zugleich die Farbe der Haut am besten aus. Die seltnern Statuen aus weißem Marmor oder Alabaster waren wohl dazu bestimmt, gegen das Halbdunkel geschlossener Zellen abzustechen. Niemand wird es wagen, die Aegyptische Bildhauerey der Griechischen gleichzustellen:

Ausa Jovi nostro latrantem opponere Anubin;

aber dennoch hat jene einen Ernst, der das Land geheimer Weisheit ankündigt. Manchen Fortschritten der Kunst widersetzten sich religiöse Vorstellungsarten, denn in allem was den Göt-

terdienſt betraf, galt der Grundſatz der Unveränderlichkeit. Die ſymmetriſchen Stellungen, waren gewiß kein Nothbehelf des Ungeſchicks, ſondern vorgeſchrieben; man wollte an der menſchlichen Geſtalt mehr das Unwandelbare, als das Vorübergehende und Bewegliche ausdrücken. Daher entſpringt der unwiderſtehliche Reiz der Hadrianiſchen Nachahmungen, indem hier Griechiſche Anmuth mit Aegyptiſchem Ernſt, gelehrte Zierlichkeit in der Zeichnung des Nackten mit der feyerlichen Strenge der alten Stellungen vereinbart iſt. Denon verſichert, daß ſich der profane Stil in der Bildhauerey und Malerey der Aegyptier ganz von dem heiligen oder hieroglyphiſchen Stil unterſcheide: in jenem, z. B. in bloß hiſtoriſchen Darſtellungen, hätten ſie allerdings Freyheit der Bewegungen und Natürlichkeit der Gebehrden erreicht. Ohne mehr von Aegyptiſchen Denkmalen geſehen zu haben, als was Rom und Paris aufzuweiſen hat, glauben wir ihm gern: denn an den Thiergeſtalten haben die Aegyptiſchen Künſtler bewährt, daß ſie auch das Leben zu ergreifen vermochten. W. lobt ihre Löwen (S. 80), aber, wie uns dünkt, längſt nicht genug; wir würden uns noch ſtärker als die Herausgeber (Anm. 284) ausdrücken. Es iſt wahre Natur, und doch durchaus ideaiiſch behandelt, ſofern es Thiergeſtalten irgend werden mögen. Nie iſt das Wort des Dante:

A guisa di leon, quando si posa,

erhabener verwirklicht worden. Die zwey Löwen om Capitol haben den Vorrang an großartiger Ruhe; die bey den Diocletianiſchen Bädern (ſowohi als jene vom alten Stil vor dem Pſammetichus) ſind lebendiger und künſtlicher geworfen. Wir bemerken bey dieſer Geiegenheit, daß ſie, zu großer Störung des Genuſſes, an der Fontana felice unrichtig aufgeſtellt ſind: nämiich die ſchmale Seite der Baſe nach vorn, und die Köpfe gegen einander. Auf dieſe Art ſieht man von beyden Seiten des Springbrunnens bloß den gekrümmten Rücken, die am wenigſten ausgearbeitete Seite. Der zur Rechten ſollte zur Linken ſtehen, und umgekehrt, aber herumgewandt, nämlich die lange Seite der Baſe, wo man zugieich den Kopf, die vier Pfoten und den Schweif ſieht, nach vorn, und die Rückſeite an eine Mauer angelehnt; ſo lagen ſie vermuthlich vor

Alters am Eingange eines Tempels oder Palastes. Canova hat in einer kleinen Schrift einen ähnlichen Fehler bey der Aufstellung der Colossen auf Monte Cavallo gerügt, und durch Umrisse einleuchtend gemacht, daß die Pferde nicht herumgewandt, was unangenehme Verkürzungen verursacht, sondern der Länge nach gegen ihre Bändiger stehen sollten.

Buch III. Von der Kunst der Hetrurier und ihrer Nachbarn.

S. 164: „Vornehmlich aber und zuerst ist darzuthun, daß die Kunst unter den Hetruriern durch die Griechen, wo nicht gepflanzt, wenigstens befördert worden.“ Dieß ist wieder einer von den bestreitbaren Sätzen W's, dessen Prüfung uns hier zu weit führen würde. Man sollte wenigstens nicht so unbestimmt von Griechen sprechen, sondern sich erklären, ob man Pelasger oder Hellenen meint. Der Einfluß der Hellenen konnte erst sehr spät Statt finden (etwa zur Zeit der Niederlassung des Korinthiers Damaratus *)), und was die Pelasger betrifft, so kommt alles darauf an, was man sich unter diesem Namen, und wie man sich ihr Verhältniß zu den Etruriern denkt. Wir verweisen auf das unlängst erschienene Italienische Werk über die älteste Geschichte Italiens von Micali (L'Italia avanti il dominio dei Romani. T. III.), der alle mythologischen Einwanderungen der Griechen in Italien entschieden läugnet. Dieses Buch ist mit vielen Abbildungen Etruriſcher, oder für Etruriſch gehaltener Werke von den H n. Riepenhausen ausgestattet. Die Frage muß auf jeden Fall mehr nach geschichtlichen als nach künstlerischen Gründen entschieden werden, wegen der anerkannten Schwierigkeit, die Etruriſchen und die ältesten Griechischen Arbeiten bloß vermöge des Stils, ohne Hülfe der Inschriften und örtlichen Umstände,

*) Die Ansiedelung Griechischer Colonieen in Etrurien beweiset nichts, so lange nicht ausgemacht ist, ob sie mehr Kunstbildung mitbrachten, oder mehr vorfanden. Jenes mochte die Griechische Eitelkeit leicht vorgeben, aber es scheint uns sehr gewagt, wie W. S. 167 thut, von „unwissenden ursprünglichen Hetruriern“ zu sprechen. Dasselbe gilt von dem unläugbaren gegenseitigen Verkehr zwischen den Etruriern und den Griechischen Colonieen in Sicilien und Großgriechenland.

von einander zu unterscheiden. Die Aehnlichkeit des Stils in den Etruriſchen und den älteſten Griechiſchen Werken erkannte ſchon Strabo. Selbſt die Schrift gewährt nicht immer ein unzweydeutiges Kennzeichen, weil die Etruriſche wahrſcheinlich mit der älteſten Griechiſchen einerley iſt. W., der die ſogenannten Etruriſchen Gefäße zuerſt für die Griechiſche Kunſt zurückfoderte, hat den Etruriern noch manches zugeſprochen, was unläugbar von Griechiſcher Hand iſt.

Wir faſſen unſre Anſicht des ganzen Verhältniſſes zuſammen. Die urſprüngliche nahe Verwandtſchaft beyder Völker erhellet aus den Sprachen: nur ſind in der Etruriſchen die ältern Formen beybehalten, während die Helleniſche ſtarke Umgeſtaltungen erfahren hatte. Eben ſo ſcheint die Mythologie der Etrurier gleichſam eine abweichende Mundart, eine ältere Ueberlieferung geweſen zu ſeyn, als die, welche in Kleinaſien und Griechenland aufbewahrt worden. Die Etrurier waren der prieſterlichen Zucht zugethan geblieben, die Hellenen hatten ſich ihr entzogen: dieß begründet den Unterſchied ihrer geſamten Bildung. Ueberall wo man in der alten Welt ein unter prieſterlicher Leitung ſtehendes Volk antrifft, darf und muß man uralte Wiſſenſchaft und Bildung, das Erbtheil einer unbekannten Vorwelt, vorausſetzen. Dieſe Wiſſenſchaft und Bildung kann mit dem Fortgange der Zeit ſich verdunkeln und verloren gehen; ſo lange ſie aber in ihrer Unwandelbarkeit beſteht, trägt ſie ein ganz andres Gepräge, als die weit jüngere, ſelbſt erworbene und frey fortſchreitende Bildung. So fern es in den Geſchichten eines ſo dunkeln Alterthums thunlich, dürfte ſich einleuchtend machen laſſen, daß die Pelasger nicht ein beſondres Volk, ſondern eine Kaſte waren, die Kaſte der Prieſter. Unter der Flucht der Pelasger hätte man ſich demnach die entſcheidende Begebenheit zu denken, daß der Stamm der Adlichen oder der Krieger ſich gegen die gebornen Prieſter auflehnte, ſie verfolgte, zerſtreute, und ſie nöthigte, auszuwandern, oder ihren alten Vorrechten und bindenden Sitten zu entſagen. Dieſer Begebenheit verdankte Hellas zunächſt die freyere Entwickelung ſeiner Heidenſage und Dichtung, welche durch prieſterliche Herrſchaft aus begreiflichen Gründen gehemmt wird, weswegen auch die Aegyptier keinen

Heroendienſt hatten (Herod. II, 50: *νομίζουσι δ' ὧν Αἰγύπτιοι οὐδ' ἥρωσι οὐδέν*). Wenn alſo an Etruriſchen (verhältnißmäßig ziemlich ſpäten) Arbeiten Vorſtellungen aus der Helleniſchen, in Griechenland örtlich einheimiſchen Heldenſage vorkommen, ſo müſſen ſie den Etruriern allerdings von den eingewanderten, oder in Großgriechenland anſäſſigen Hellenen mitgetheilt ſeyn; hieraus folgt aber für ſich allein noch nicht, daß ſie auch bey der künſtleriſchen Ausarbeitung Griechiſche Muſter vor Augen gehabt hätten.

S. 175. Von der Melancholie der Etrurier denken wir, einſtimmig mit Fea, eben ſo wie bey den Aegyptiern. Sie waren eines der weiſeſten, und in der Zeit ihrer Blüthe freyeſten und glücklichſten Völker des Alterthums.

S. 166: „Die zweyte Wanderung der Griechen nach Hetrurien geſchah ungefähr dreyhundert Jahre nach des Homerus Zeiten, und eben ſo viel Jahre vor dem Herodotus, zufolge der Zeitrechnung, die dieſer Scribent ſelbſt angibt.“ Die Angaben ſtimmen nicht überein, denn dieſer Geſchichtſchreiber ſetzt den Homer nur 400 Jahre vor ſeiner Zeit. (II, 53.)

S. 182. Daß die Etrurier neun Gottheiten den Blitz beylegten, hat wohl nichts damit gemein, daß die Griechen wegen allegoriſcher oder mythologiſcher Anſpielungen einige Gottheiten außer dem Jupiter mit dem Blitze bewaffneten, deren W. wirklich neun zuſammen bringt. Die Unterſcheidung eilf verſchiedener Arten von Blitzen, wovon drey dem Jupiter zugeſchrieben wurden, war bey den Etruriern eine phyſikaliſche Beobachtung. Sie kannten ſchon die Erdblitze, welche die Erfahrung neuerer Phyſiker beſtätigt, und es läßt ſich kaum bezweifeln, daß ſie das Elektrophor und den Blitzableiter, aber als prieſterliches Geheimniß, beſeſſen. (Plin. H. N. II, 52. 53.)

W. führt nirgends den Namen eines Etruriſchen Künſtlers an. Mamurius, ein Zeitgenoſſe des Numa, hatte die Schilde der Salier verfertigt, und die Bildſäule des Vertumnus, die am Römiſchen Forum ſtand, in Erz gegoſſen. Sein Name war durch die uralten Geſänge der Salier verewigt. S. Propert. IV, El. 3, v. 61. Ovid. Fast. III, 385. Vgl.

Lanzi Saggio di lingua etrusca, T. I. p. 144 sqq. Diese Angabe ist wichtig für das höhere Alter der Etruriſchen Kunſt, wenn man es auch nicht wörtlich zu nehmen hat, was Plinius ſagt (XXXVI, c. 5.), die Bildgießerey habe in Griechenland erſt mit dem Phidias angefangen.

Buch IV. Von der Kunſt unter den Griechen.

S. 43. „Michael (Michel) Angelo iſt gegen den Raphael was Thucydides gegen den Xenophon iſt.“ W. hat hier, wie gewöhnlich, den Michel Angelo zurückzuſetzen gedacht, und ganz gegen ſeine Abſicht hat er den Raphael übel betheilt, indem er ihn mit einem der beſchränkteſten Köpfe unter allen Schriftſtellern der guten Zeit vergleicht, von denen etwas auf uns gekommen. Die Anmuth des Raphael, die einzige Eigenſchaft, derentwegen die Vergleichung einen Schein von Schicklichkeit haben könnte, war ſein; die des Xenophon gehörte ſeinem Zeitalter und Geburtsort, und was iſt ſie gegen die Anmuth des Plato?

S. 56: „Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen, in Nachahmung einer ſchönen menſchlichen Geſtalt, auch in Vorſtellung der Götter, u. ſ. w.“ Dieſer Satz, wie ſehr ſich auch die Herausgeber bemühen, ihn richtiger zu beſtimmen, bleibt dennoch falſch, und ſteht im Widerſpruch mit W's eignen Lehren. Wir würden vielmehr ſagen: die Bildung des Schönen bey den Griechen iſt ausgegangen von allgemeinen urbildlichen Begriffen, und allmählig zur Nachahmung des Einzelnen herabgeſtiegen, worin ſie erſt ſpät die lebendigſte Wahrheit erreicht hat.

S. 69: „Die vielen Hermaphroditen in verſchiedener Größe und Stellung zeigen, daß die Künſtler in der aus beyden Geſchlechtern vermiſchten Natur ein Bild hoher Schönheit auszudrücken geſucht haben.“ Nicht ein Bild hoher Schönheit wollten ſie ausdrücken, ſondern ein Bild der weichſten, nach dem, was die Natur nicht geſtattet, lüſternen Wolluſt, und dieß iſt ihnen auch vollkommen gelungen. Die Herausgeber bringen über den Charakter und Werth der berühmteſten ſchlafenden Hermaphroditen treffende Bemerkungen bey. Da ſie jetzt in Paris beyſammen ſind, ſo könnte man das Vergnügen der unmittelbaren Vergleichung haben; dieß war

aber bey der bisherigen Aufstellung nicht der Fall. Jedem leuchtet ein, daß diese Statuen, die vermuthlich zur Verzierung von Badegemächern dienten, gemacht sind, von oben herab, und frey von allen Seiten gesehen zu werden: der Florentinische hingegen stand dort sehr unbequem auf einem Sarkophage (ein memento mori gegen den üppigen Eindruck!) in der Höhe des Auges, und an die Wand angelehnt.

S. 101: „Zu eben dieser Bemerkung gehören die Centauren, in Absicht ihrer Haare auf der Stirne; als welche beynahe eben so wie die Haare des Jupiters geworfen sind, um vermuthlich ihre Verwandtschaft mit dem Jupiter anzudeuten, da sie nach der Fabel vom Ixion und einer Wolke, die die Gestalt der Juno hatte, gezeuget worden." Das ist in der That eine seltsame Verwandtschaft. Müßte auch Jupiter sich gefallen lassen, für verschwägert mit dem Ixion zu gelten, weil dieser die Scheingestalt seiner Gattin besessen, so könnte man W. mit dem Grundsatze des Römischen Rechts antworten: affinitas personam non egreditur. Es wird wohl mit der Aehnlichkeit nicht mehr auf sich haben, als mit der Verwandtschaft.

S. 109. Hier läßt doch W. einmal den Christusköpfen des Leonardo da Vinci Gerechtigkeit widerfahren. Der Verf. dieser Anzeige sah einen im Profil, von wunderwürdiger Schönheit, in der Gemäldesammlung des Prinzen Scilla zu Neapel.

Anm. 309 zu S. 113 sagen die Herausgeber von der Capitolinischen Venus: „Etwas größer als die Mediceische, und in Hinsicht auf den Charakter ihrer Gestalt mehr entwickelt, steht sie an Kunstverdienst nur wenig hinter derselben zurück." Sollte nicht, was an den beyden, freylich sehr verstümmelten Statuen der Venus in Dresden alt ist, den Vorzug verdienen? Nach der Fleischigkeit der Formen, den starken Brüsten (besonders auch die Linie des Beines unter der Wade ist zu sehr geschweift), schien uns die Capitolinische Venus immer eine ziemlich vergröberte Nachahmung der Mediceischen oder des gemeinschaftlichen Urbildes. Einen Theil ihres Ruhmes verdankt sie wohl der fast beyspiellosen Erhaltung, aber eben

diese könnte einen Verdacht erwecken, den wir einem verwegnern Zweifler zu äußern überlassen.

S. 119: „Es hat dieselbe (Ceres) — — ein erhabenes Diadem nach Art der Juno, hinter den vordern Haaren, die sich auf der Stirn in einer lieblichen Verwirrung zerstreut erheben; so daß dadurch vielleicht ihre Betrübniß über den Raub ihrer Tochter Proserpina angedeutet werden soll.“ Dieß möchte seyn, wo Ceres die Proserpina suchend vorgestellet wird; aber in ruhigen Bildnissen, welche den seligen Stand der Götter ausdrückten, wurde schwerlich solch ein Kennzeichen eines vorübergehenden Grames aufgenommen.

Anm. 331. Wir sind ganz mit den Herausgebern einverstanden, daß die Pallas von Velletri, wiewohl ein vortreffliches Werk, in der ersten Freude über den seltnen Fund etwas überschätzt worden.

Anm. 334. Die verlängst in Frankreich befindliche laufende Diana mit einer Hindin haben wir oft mit Aufmerksamkeit betrachtet. Sie ist allerdings eine schöne und vorzüglich eine belebte Statue: aber sie mit dem Vaticanischen Apoll zu vergleichen, ja als das Gegenstück dazu anzusehn, dieß wäre uns, ohne die Behauptung der Französischen Antiquare (Notice des statues du Musée Napoléon. Paris 1810. S. 12.), nicht im Traume eingefallen.

Anm. 370 sind die Herausgeber geneigt, die Amazone aus der Villa Mattei, jetzt in Paris, für das Original von Polyklet zu halten. Doch machen sie sich selbst den gegründeten Einwurf, die vom Plinius gerühmte Amazone dieses Meisters sey von Erz gewesen. Ueberhaupt scheint Polyklet bloß in Erz gegossen zu haben: wir erinnern uns keines Zeugnisses, wo ihm Arbeiten in Marmor beygelegt würden.

S. 130 sagt W. von den Amazonen: „Keine Köpfe wären unsern Künstlern bessere Modelle zu Figuren geheiligter Jungfrauen gewesen, und dennoch ist es niemanden eingefallen.“ Ja wohl ist etwas so verkehrtes niemanden eingefallen! Wir führen diesen abentheuerlichen Vorschlag W's nur an, um zu zeigen, wie so gar keine Ahndung von dem Wesen der christlichen Ideale er gehabt. Die Künstler, welche bey ihren Madonnen die Antike vor Augen hatten, haben auf eine Juno hingearbeitet, und dieß ist weit schicklicher. Uebrigens dürfte eine solche Vermischung überhaupt unstatthaft und gewissermaßen profan seyn. W. legt die längst durch fromme Begeisterung gelösten Aufgaben der christlichen Kunst verschiedentlich vor, als wäre noch nichts darin geleistet.

Anm. 477 reden die Herausgeber von dem heutigen Zustande der Kunst: „Unsre Maler und Bildhauer ahmen frey-

lich die Werke des Alterthums nach, doch selten etwas mehr als die äußere Gestalt derselben, die Schale, nicht den Kern, den göttlichen Lebensfunken in ihnen." Dieses Urtheil dünkt uns etwas hart; der Verf. dieser Anmerkung ist wohl seit geraumer Zeit nicht in Rom gewesen, sonst würde er vielleicht von den Arbeiten eines Thorwaldson, und verschiedener Deutschen und Französischen Bildhauer günstiger urtheilen. (S. Artistische und Litterarische Nachrichten aus Rom. An Göthe. Im Intell. Bl. der Jen. Allgem. Lit. Z. 1805. Oct.) Selbst für W's Ruhm ist die Anerkennung der neuesten Fortschritte in der Sculptur wichtig; denn er hat doch den ersten Antrieb dazu gegeben. Auf solche Art macht man die Künstler irre: erst treibt man sie zur Nachahmung der Antike, und dann wirft man ihnen vor, sie seyen bloße Nachahmer. Die Griechen scheinen das Wesen der Sculptur dergestalt erschöpft zu haben, daß man sich kaum von ihrem Vorbilde entfernen kann, ohne Gefahr aus den Gränzen der Kunst selbst zu verirren. Ueber die Unmöglichkeit einer eigenthümlich modernen und dennoch echten Sculptur sehe man obigen Aufsatz. (S. 1006). Mit der Malerey verhält es sich hingegen ganz anders. Fürs erste sind keine Werke namhafter Griechischer Maler auf uns gekommen; und hätten wir sie auch, so würde es doch wohl bey dem Satze des Hemsterhuys sein Bewenden haben, die Maler der Alten seyen zu sehr Bildhauer, so wie die Bildhauer der Neueren zu sehr Maler gewesen. Indem W. die Nachahmung der Antike uneingeschränkt ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Künste predigte, hat er die Malerey auf einen Irrweg geführt. Bey Mengs diente die Nachahmung des Correggio zum besten Gegengewicht, aber da er selbst aus der Antike fast nur die Lieblichkeit jugendlicher Bildungen ergriffen hatte, so löste sich die Nachahmung in seiner Schule bald in süßliche Unbedeutendheit auf. Die Französische Schule wollte es strenger mit der Zeichnung nehmen, und verabsäumte darüber Colorit, Helldunkel, Perspective, selbst malerische Gruppirung. Viele ihrer Gemälde gleichen schlecht colorirten Basreliefs auf einem grauen Grunde. Neben der eingelernten Wissenschaft konnten sich doch ihren National-Charakter nicht los werden, sie mußten ihren Zeitgenossen durch heftigen Ungestüm der Gebehrden zu gefallen suchen, daher sehen ihre Figuren nicht selten aus, als ob in eine Antike die Seele eines Französischen Comödianten gefahren wäre. Die Aufgaben, welche der Kunst heut zu Tage in Frankreich gemacht werden, nämlich die neuesten Begebenheiten im heutigen Costum zu malen, führen sie fast nothgedrungen zum Streben nach malerischen Wirkungen zurück; doch

haben wir bey der vorletzten Ausstellung in Paris noch nichts recht gerathenes gesehen. Die Deutsche Schule fängt an, wieder auf die rechte Bahn einzulenken, indem sie sich liebevoll an die älteren Meister unter den Neueren anschließt.

Die Herausgeber fahren fort: „Woher möchte sonst das gegewärtige Lechzen nach Naivität, nach Einfalt und Natürlichkeit, das gierige Suchen darnach in den rohen Kunstversuchen barbarischer und halbbarbarischer Zeiten kommen, als eben aus dem drückenden Gefühl des Mangels, des Bedürfnisses dieser Eigenschaften“? Nach der ehemals üblichen Sitte sollte hiebey billig eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger am Rande stehn. Warum geht der Verf. dieser Anmerkung nicht deutlicher mit seiner Polemik heraus? Auf wen es gemeint ist, erräth man ja doch. Wenn er aber das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert barbarische Zeiten nennt, so müssen entweder seine oder unsre historischen Kenntnisse oder Ansichten unrichtig seyn. Niemanden ist es eingefallen zu läugnen, daß die Malerey damals in manchen Stücken unvollkommen gewesen. Allein man soll bey jeder Kunstschule auf ihren ursprünglichsten und eigenthümlichsten Vorzug sehen, und dieß ist in der christlichen Malerey der innige Ausdruck der Gemüther, und zwar von einer übernatürlichen Liebe durchdrungener Gemüther; also etwas weit höheres als Naivität, Einfalt und Natürlichkeit. Diesen Ausdruck haben die Meister jener Zeit, wo die neuere Kunst ihren höchsten weltlichen Glanz erreichte, von ihren Vorgängern ererbt, und diese waren ihnen darin nicht nur gleich, sondern überlegen. Wenn man z. B. die aus der Ferne nicht sehr scheinbaren Köpfe des Perugino in der Nähe betrachtet, so thut sich eine ganze Welt von Seele darin auf. Ueberhaupt hat die Kunst, vermöge des entgegengesetzten Grundtriebes bey den Alten und bey den Neuern einen durchaus verschiedenen Gang genommen. Bey jenen war der Körper schon mit aller Vollkommenheit seines Baues ausgestattet, ehe die Seele sich im Gesicht ankündigte, weswegen Aristoteles noch die Gemälde des Zeuxis charakterlos nennt. Bey den alten christlichen Malern ist der Körper unvollkommen entworfen, und gleichsam nur als ein nothwendiges Uebel hinzugefügt, während sich schon in der Mannigfaltigkeit der Physiognomieen die zartgefühltesten Unterscheidungen offenbaren.

S. 169. Es ist etwas stark, wenn W. hier dem Plinius gradezu abläugnet, Zeuxis und Euphranor haben die Köpfe ihrer Figuren im Verhältniß etwas groß gehalten. Plinius hatte doch Werke von diesen Meistern gesehn, und W. nicht. Daß sich dieß nicht allgemein in der alten Kunst findet, ist

ein ganz unnützer Einwurf, Plinius bemerkt es ja eben als eine tadelhafte Ausnahme.

S. 186 übergehen die Herausgeber eine irrige Auslegung und unnöthige Emendation einer Stelle des Petronius. Auch den Philostratus hat W. S. 192 wenig genau übersetzt: „ein Theil der Wangen fängt an sich zu bekleiden bis an das Ohr herunter (συγκατιοῦσα ἡ κόμη τῷ ἰούλῳ παρὰ τὸ οὖς.)“ Die Griechischen Worte heißen vielmehr: „das Haupthaar verfließt in die krausen Löckchen neben dem Ohre;“ was wir den Backenbart nennen.

S. 198: „Noch mehr als die Stirn sind die Augen ein wesentlicher Theil der Schönheit, und in der Kunst mehr nach ihrer Form als nach der Farbe zu betrachten, weil nicht in dieser, sondern in jener die schöne Bildung derselben bestehet, in welcher die verschiedene Farbe der Iris nichts ändert.“ Demnach könnten sogar die Augen der Kackerlaken, wenn sie sonst nur die gehörige Form hätten, schön seyn. Die alten Bildner waren so weit entfernt, hierüber wie W. zu denken, daß sie sich vielmehr häufig bemühten, wie bekannt, das Weiße im Auge durch Silberblättchen, und die Iris durch eingelegte Edelsteine auszudrücken. Indem sie solchergestalt über die Gränzen ihrer Kunst hinausgingen, erkannten sie die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Farben des Auges auf das entschiedenste an.

Bey Gelegenheit der sogenannten zerschlagenen Ohren S. 212 u. f. und in der Vorrede zu dem Versuch einer Allegorie S. 433, redet W. verschiedentlich von Ringern, die dergleichen gehabt. Dieß ist nicht genau, es sollte immer Faustkämpfer heißen.

S. 221: „Die Jünglinge aber pflegten die Haare kürzer geschnitten zu tragen, sonderlich hinterwärts, ausgenommen die Einwohner der Insel Euboea, welche Homerus daher ὄπισθεν κομόωντας nennt.“ Das Zeugniß Homers kann für spätere Zeiten nichts beweisen; in der von ihm geschilderten trugen bekanntlich alle Hellenen auch in männlichen Jahren die Haare lang. Das den Euböern gegebene Beywort geht vermuthlich auf eine ihnen eigne Art, die Haare hinten zusammenzubinden; oder darauf, daß sie sich am Vorderkopf schoren.

S. 237 sagt W., der große sitzende Löwe vor dem Arsenal zu Venedig sey „billig unter die vorzüglichsten Werke der Kunst zu zählen;“ und die Herausgeber Anm. 689: „der eine (Löwe) sitzt, der andre mit noch beträchtlich größeren Proportionen, und welchen wir dem sitzenden vorziehen würden, ist liegend dargestellt. Beyde sind vortrefflich, vom edelsten mäch-

tigsten Styl.“ Goethe's geistreiches Epigramm ist bekannt. Gegen so viele übereinstimmende Urtheile wagen wir kaum zu gestehen, daß uns, ungeachtet des günstigsten Vorurtheils, bey wiederholter Prüfung diese Löwen als Werke der späteren Kaiserzeit vorgekommen sind. Ein colossales Gebilde fordert immer eine gewisse Ehrerbietung, aber man muß den Eindruck der Masse wohl von dem des Stils unterscheiden. Die Abstumpfung der Umrisse, wodurch die Schönheiten des Details verloren gegangen seyn sollen (Anm. 689), trägt hier wenig aus, denn sie konnte an solchen Colossen die ursprünglichen Verhältnisse nicht ändern. Auch das scheint uns ein Gedanke späterer Zeit, daß diese Löwen nicht symmetrisch gebildet sind, sondern der Eine kauzend, der andre liegend, da sie doch offenbar zu Gegenstücken am Eingange des Piraeischen Hafens bestimmt waren. Zwey an den Seiten des sitzenden Löwen auf geschlungenen Bändern eingehauene aber sehr erloschene Inschriften haben gelehrte Untersuchungen veranlaßt, die mit den Vermuthungen über das Alter dieser Werke in Beziehung stehn. Der bekannte Schwedische Gelehrte, Hr. Akerblad (Notice sur deux inscriptions runiques, trouvées à Venise etc. Paris 1805.) erklärte sie für Runen, und leitete sie sinnreich von den Warägern ab, die in den Festungen des Byzantinischen Reichs in Besatzung lagen. Hr. Bossi (Lettre de Mr. Louis Bossi de Milan à Mr. le Professeur Schlegel etc. Turin 1805.) vertheidigte hierauf d'Hancarville's Meinung, die Schrift sey Etruriſch oder, was nach ihm einerley ist, Pelasgisch. Da der Stil der Bildhauerey jedoch keinesweges so uralt ist, als er nach dieser Voraussetzung seyn müßte, so nimmt er an, es seyen ursprünglich Drachen gewesen (wovon der Hafen den Namen porto Dragone geführt), und später in Löwen umgestaltet worden. Es ist schwer zu begreifen, wie bey einer solchen Umgestaltung, die nur dann möglich war, und kaum, wenn man die Drachen viel größer annimmt, die Inschriften sollten verschont geblieben seyn, anderer Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken. Ungeachtet aller Gelehrsamkeit, welche Hr. Bossi aufgewandt, bleibt Hrn. Akerblads Meinung also wohl die annehmlichste.

Die vier Pferde von Erz, ehemals über dem Portal der St. Markuskirche zu Venedig, preiset W. S. 239 mit Recht, und die Herausgeber räumen ihnen (Anm. 384) unter allen auf uns gekommenen antiken Pferden den ersten Rang ein. Sie stehen jetzt wieder beysammen auf dem Triumphbogen vor den Thuillerieen; man hat einen großen vergoldeten Wagen und zu beyden Seiten zwey vergoldete Victorien hinzugefügt. Diese glänzenden Umgebungen verursachen, besonders bey Sonn-

nenschein, eine so starke Blendung, daß man sie nur unbequem sieht. Die umgekehrte Anordnung wäre vielleicht vortheilhafter gewesen, nämlich die Pferde, an denen noch starke Spuren von Vergoldung sichtbar sind, neu zu vergolden, die Zuthaten hingegen in Bronze zu lassen. Wer den Ehrgeiz hat, in geretteten Ueberresten des Alterthums die Hand berühmter Meister zu erkennen, könnte diese Pferde dem Calamis oder seiner Schule zuschreiben, nach dem Charakter der Werke dieses Künstlers:

Exactis Calamis se mihi iactat equis.

In dem Verzeichniß der antiken Thiere haben sowohl W. als die Herausgeber den Farnesischen Stier ganz übergangen. Eine Erwähnung hätte dieses in seiner Art einzige Stück doch gewiß verdient; überdieß ist es historisch merkwürdig, weil man die Namen der Rhodischen Künstler weiß, und zugleich, daß Asinius Pollio, der nach seiner Gemüthsart gewaltsame Leidenschaftlichkeit auch an Kunstwerken liebte, es nach Rom gebracht. (Plin. Hist. N. XXXII c. 5.) Vor sieben Jahren stand diese gewaltige Gruppe, und steht ohne Zweifel noch zu Neapel in dem Garten der Chiaja reale, in der Mitte eines kleinen Wasserstücks. Man hat aber, um dem Marmor überall gleiche Weise zu geben, die Oberfläche abgeschabt, und dadurch der Echtheit des ergänzten Werkes noch mehr Abbruch gethan.

Wenn man W's Kunsturtheile unter einander vergleicht, so fällt in die Augen, daß, wiewohl er mit Verehrung von dem hohen und strengen Stil redet, seine Neigung entschieden auf gefällige Ausbildung ging. Wie wenig sagt er von dem Kopfe der Ludovisischen Juno, von der Niobe, und mit welcher Liebe verweilt er bey dem Sturz des Herkules, beym Laokoon, beym vaticanischen Apollo, lauter Werken des geehrten und zierlichen Stils, worunter nichts aus den Kunstschulen vor Alexander dem Großen herstammt. Der Verf. dieser Anzeige gesteht, daß er über die Kunst gesinnt ist wie Aeschylus, welcher sagte: „die alten Statuen, bey aller Einfachheit, würden für göttlich gehalten, die neuen sorgfältig ausgearbeiteten hingegen würden zwar bewundert, machten aber weniger den Eindruck von einer Gottheit.“ Und dieß sagte Aeschylus noch vor der Blüthezeit des Phidias, welcher für den Vollender des hohen Stiles gilt! Die der sichtbaren Welt eingedrückten Spuren des Göttlichen aufzufassen, ist die würdige Bestimmung der Kunst, und in dem Grade, wie sie diesen Zweck aus den Augen verliert, sinkt sie zu einem bloß verfeinerten Sinnengenuß, zu einem Spielwerk der Ueppigkeit herab.

W's Werk ist classisch geblieben, ungeachtet seiner vielen Lücken und Irrthümer: dieß beweist dessen ungemeinen Werth. So viel man seitdem, zum Theil auf seinen Antrieb, über die alten Denkmale im Einzelnen gearbeitet, so hat doch niemand eine größere Zusammenstellung des Ganzen als die seinige auch nur versucht. Möglich wäre sie indessen allerdings. Der Titel: Geschichte der Kunst des Alterthums, ist auf der Einen Seite zu eng, denn das Buch enthält einen großen Theil der Kunstlehre; auf der andern viel zu umfassend. Von der Malerey sagt W. wenig, von der Baukunst fast gar nichts Darüber ist bey dem genauen Zusammenhang zwischen beyden Künsten auch seine Erörterung der Bildnerey in manchen Stücken unvollständig geblieben. Die halb erhabene Arbeit macht gleichsam das Mittelglied zwischen der Sculptur und Architektur, und ihre Gesetze können außer der Beziehung auf diese nicht ganz begriffen werden. Ferner hat W. die vorhandenen Nachrichten von der eigentlichen Geschichte der Kunst, von den großen Meistern, ihren berühmtesten Werken, ihren Schulen u. s. w. keineswegs erschöpft, sondern in dem Abschnitte: Von der Kunst, nach den äußern Umständen der Zeit unter den Griechen betrachtet, gar sehr in die Kürze gezogen. Es gibt zwey ganz verschiedene Quellen der Kunstgeschichte: die übrig gebliebenen Denkmale selbst, und die Nachrichten der Schriftsteller. Um strenge kritisch zu verfahren, mußte man erst auseinander halten, was man durch jede von beyden wissen kann, und dann die Uebergänge suchen. Diese bestehen nämlich in noch vorhandenen Werken, deren Zeitalter oder sogar deren Meister wir mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit kennen. Man weiß, wie Mengs seine Einbildungskraft dergestalt zu der Vorstellung einer nie gesehenen Vollkommenheit der Griechischen Sculptur hinaufgeschraubt hatte, daß er keine bisher bekannte Antike für ein ursprüngliches Werk großer Meister, noch für etwas mehr als unvollkommene Nachbildung gelten lassen wollte. Seine Ansicht ist aller historischen Wahrscheinlichkeit und vielleicht auch den Schranken des menschlichen Kunstvermögens zuwider. W. ist nicht abgeneigt, die Niobe für das wahre Original von Skopas anzuerkennen, was uns außer allem Zweifel zu sehn scheint. Allein er hat die Wichtigkeit dieser Kenntniß längst nicht genug hervorgehoben, welche auf die ganze Gestalt der Griechischen Kunst in der Zeit ihrer Blüthe das hellste Licht wirft. Man kann noch weiter zurückgehn: es sind Werke aus der Schule des Phidias, und vermuthlich nach seinen Zeichnungen ausgeführt, ans Licht gezogen worden; die stark erhoben gearbeiteten Kämpfe der Centauren und Lapithen, welche Lord Elgyn

nach England gebracht hat. Wären diese durch Abgüsse im übrigen Europa verbreitet, so könnte man sich einen Begriff vom Stile des Phidias machen. (In Paris ist nur ein einziges kleines Basrelief vom Parthenon.) Zu der Erhabenheit seiner Pallas und seines olympischen Zeus wird man sich mit diesen Proben freylich nicht erschwingen, aber die Kämpfe am Fußschemel des Zeus, und auf dem Schilde des Pallas darf man sich unbedenklich als ihnen ähnlich vorstellen. Wären Nachgrabungen in Griechenland und Kleinasien möglich, geschähen sie in Sicilien so fleißig wie ehemals in Rom, so ständen noch viele wichtige Entdeckungen für die Kunstgeschichte zu hoffen.

In der Griechischen Kunst wie in der Poesie ist von der ältesten Zeit bis auf Alexander den Grosen ein gesetzmäßiger Fortschritt, eine Entwickelung wie aus Einem Keime bemerkbar. Deswegen ist dieser Zeitraum, sowohl wegen des Kunstwerthes der Hervorbringungen, als für die Erforschung des menschlichen Geistes überhaupt, bey weitem der wichtigste. Nachher wurde das Steigen und Sinken des Geschmacks und der Talente von zufälligen Umständen abhängig. Bey der unermeßlichen Menge großer Vorbilder wurden die Künstler fast unvermeidlich Eklektiker, und ihre persönliche Sinnesart bestimmte die Richtung, welche sie nahmen. Gehören doch auch in der Poesie die ungenießbaren Schriften eines Lycophron und die lieblichen Dichtungen des Theokrit und Bion demselben Alexandrinischen Zeitraum an.

Ein, seit der Versetzung und Zerstreuung so vieler alten Denkmale doppelt nöthiges Hulfsbuch würde ein Repertorium der Antike seyn, worin alle irgend bedeutenden Stücke nach den Gattungen, Gegenständen, Steinarten und andern Stoffen in systematischer und alphabetischer Ordnung eingetragen wären, mit Notizen über die Umstände der Auffindung, die Ergänzungen, die verschiedenen Besitzer, die jetzige Aufstellung, die vorhandenen Kupferstiche, die Schriftsteller so davon gehandelt, u. dgl. m. Bey den jetzigen Zeitumständen ist aber ein solches Werk schwer zu liefern.

Die andre Hälfte der Gesch. d. K. wird die folgenden Bände gegenwärtiger Sammlung von W's Werken einnehmen. Da der Plan der Herausgeber nach der Vorrede des ersten Bandes die in fremden Sprachen abgefaßten Schriften, die Monumenti antichi inediti, und die Description des pierres gravées du Baron de Stosch nicht mit begreift (bey den Briefen an Bianconi haben sie doch der Vollständigkeit zu lieb eine Ausnahme gemacht), so werden alsdann vielleicht die Briefe an die Reihe kommen. Wir würden dabey nicht Vollständig-

keit, sondern vielmehr strenge Auswahl anrathen; es ist schon in den frühern Sammlungen manches unbedeutende, besonders aber in der letzten (Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgeg. von Goethe. 1805) manches gedruckt worden, was für W's Ruhm und die Erbauung der Leser besser ungedruckt geblieben wäre. Es ist auch andern Reisenden in Italien begegnet, Brocoli mit Essig und Oel gern zu essen, und die Italienischen Weine zu lieben, ohne daß man sich gemüßigt fände, solches der Welt und Nachwelt mitzutheilen. Für die Bewunderer W's, die ihn sich gern als einen Schüler des Plato im alten Philosophen-Mantel denken, ist es unerwünscht, zu erfahren, er habe sich auf „einen caffeebraunen Drap d'Abbeville Rock mit güldenen Brandebourgs" so viel zu gute gethan, daß er einen Freund in Deutschland davon unterhält. Einen peinlichen Eindruck machen besonders die Briefe über seine Religionsveränderung. Er that diesen Schritt mit innerm Widerstreben, aus äußerlichen Beweggründen, und handelte ängstlich um den Preis. Eine entgegengesetzte Ueberzeugung hatte er zwar auch nicht, er schämte sich bloß aus pöbelhaften Vorurtheilen, und die Art, wie er sie ausdrückt (W. u. s. Jahrh. S. 68 u. 69), beweist, daß eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet. Was kann es nutzen, Dinge vor das Publicum zu bringen, die nur in den Beichtstuhl gehören, und die unbefugte Neugier der Menschen nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Männer zu befriedigen? Uns dünkt, man sollte sich bey Briefen Verstorbener immer die Frage vorlegen, ob sie selbst in die Bekanntmachung würden gewilligt haben; denn wie viele Briefe schreibt man im guten Vertrauen auf die Geheimhaltung der Freunde!

Der handschriftliche Nachlaß W's in Paris wird wohl größtentheils in Auszügen und unvollendeten Entwürfen bestehen. Doch ist zu untersuchen, ob sich etwas darunter zur Herausgabe eignet. Der Zutritt dazu wird leicht zu erlangen seyn. Das Gespräch über die Schönheit nach Plato's Art, das W. (Vorr. zur Gesch. d. K. S. XV) erwähnt, würde die willkommenste Zugabe zu dieser Sammlung seyn; aber wir fürchten, er redete von einer bloß in seinem Kopfe entworfenen Schrift als schon vollendet.

A. W. Schlegel.

# Intelligenzblatt 1812.

# Nro. I.

## Ehrenbezeugungen.

Von der dritten Classe des kaiserlich Französischen Instituts (für Geschichte und alte Litteratur) sind Hr. von Hammer, k. k. Oesterr. Hofrath zu Wien, und Hr. Artaud, Alterthumsforscher zu Lyon und Director des Conservatoriums der Künste ebendaselbst, zu correspondirenden Mitgliedern ernannt worden (Moniteur vom 22. Dec. 1811.)

## Preisvertheilung.

Am 20. Nov. 1811 legte der Minister vom Innern des Französischen Reichs dem Kaiser den Bericht über den Erfolg des, durch das kaiserl. Decret im Hauptquartier zu Finkenstein von 4. Jun. 1807 eröffneten Concurses zur Bestimmung der Natur und Heilung der, unter dem Namen Croup oder häutige Bräune bekannten Kinderkrankheit vor. Zur Prüfung und Beurtheilung der eingesandten Concurrenzschriften war eine Commission von zwölf Mitgliedern niedergesetzt, nämlich den Herrn Desessarts, Portal, Hallé, Pinel, Thouret, Lepreux, Corvisart, Chaussier, Leroux, du Channay, Roger Collard und Balleroy. Von den eingesandten zahlreichen Bewerbungsschriften hatten nur 83 die erforderlichen Eigenschaften, um zur Concurrenz zugelassen zu werden. Zwey unter diesen zeichnen sich durch die interessanten Untersuchungen, welche sie enthalten, durch die zahlreichen Beobachtungen, welche darin gesammelt sind, so wie durch die Zweckmäßigkeit der Behandlungsart der Krankheit, welche sie anrathen, so sehr vor den Uebrigen aus, daß die Commission keinen Augenblick Anstand nahm, ihnen den ersten Platz zuzugestehen; aber das Verdienst dieser beyden Schriften ist so gleichmäßig, daß sie auf die Theilung des Preises von 12,000 Franken unter die Verfasser derselben antrug, nämlich Hrn. Jurine zu Genf, ex-chirurgien en chef de l'hôpital général daselbst und

correspondirenden Mitglied des kaiserlichen Instituts, Professor der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst u. s. w., und Hrn. Johann Abraham Albers, D. der Medicin und Chirurgie zu Bremen und Mitglied der k. k. Josephinischen Akademie zu Wien. Ueber diese beyden Schriften fällt die Commission folgendes ehrenvolle Urtheil: „On remarque dans ces deux ouvrages une idée plus juste et des descriptions plus complettes de la maladie; une distinction plus précise de ses espèces, de ses varietés, de ses complications; des moyens plus surs de la discerner dès le moment de son invasion, des affections qui présentent les mêmes apparences; des recherches plus étendues sur la nature de la lésion qu'elle produit et sur les lésions analogues que l'art peut produire à son tour; enfin, une juste appréciation des remèdes mis en usage jusqu'à ce jour. Voilà ce que les hommes instruits de tous les pays ne pourront s'empêcher d'y reconnoître; et certes, avoir si heureusement satisfait aux conditions imposées par le programme, c'est avoir dignement rempli sa tâche.“ Drey andre Schriften erhielten ehrenvolle Erwähnung; deren Verfasser sind: die Herren G. Vieusseux, D. der Med. zu Genf und Mitgl. der kön. Gesellschaft zu Edinburg, J. M. Caillau, D. der Medic. zu Bordeaux und Mitglied verschiedner gelehrten Gesellschaften, und Double, D. der Med. zu Paris. Eine sechste Schrift, obgleich sie mit den gekrönten und ehrenvoll erwähnten Schriften in keiner Hinsicht verglichen werden konnte, wird deswegen genannt, weil sie ein neues specifisches und zugleich Verwahrungs-Mittel, sowohl gegen den Croup, als gegen den Keichhusten (coqueluche), nämlich die alkalische Schwefelleber, oder Schwefel von frischbereiteter und bräunlicher Pottasche, in Vorschlag bringt. Um sie dem Kinde beyzubringen, soll man sie mit Honig mischen, jede Dosis von dem Ausbruch des Croup bis zu seiner merkbaren Verminderung, Morgens und Abends zu 6—10 Gran einrichten. Diese Dosis wird alsdenn, in dem Maße als die Krankheit verschwindet, vermindert, und in den letzten Tagen wird nur am Morgen eine Dosis gegeben. Die größere oder mindere Stärke der Dosis wird nicht nach dem Alter, sondern nach der Gefahr des Kranken berechnet. Der Apotheker soll jede Dosis in einer wohl verstopften Flasche senden, und die Mischung der Schwefelleber mit Honig soll erst in dem Augenblicke geschehen, wo die Arzney von dem Kranken genommen wird. Die beste Art, sie sehr jungen Kindern zu geben, soll nach dem Verf. seyn, den Finger damit zu bestreichen, und diesen so lange in dem Munde des Kindes zu lassen, bis er wieder ganz sauber geworden. Man kann sie indeß auch in einem Löffel mit Milch, oder durch Wasser verdünntem Sirop, oder endlich in Bissen (bols) geben; größere Kinder nehmen sie sogar leichter und schneller

auf dieſe Weiſe. Gewöhnlich zeigt ſich vom erſten oder zweyten Tage des Gebrauchs an ſchon ſehr merkbare Linderung, doch muß mit dieſer Arzney bis zur vollſtändigen Heilung, oder noch etliche Tage länger fortgefahren werden, weil ſonſt leicht Rückfälle zu beſorgen ſind. Die Wirkung der Schwefelleber zeigt ſich in dem Weißwerden der Lippen und des Innern vom Munde, und in einer ſtärkern oder geringern Hitze, welche im Magen empfunden wird, ſobald die Arzney dorthin eindringt. Am öfterſten erfolgt auf die erſten Doſen das Ausbrechen einer ſchleimigen und bisweilen geronnenen Materie, welche durch den Pottaſchen-Schwefel eine grünliche Tinctur erhalten hat. Wenn das Kind noch an der Bruſt iſt, ſo ſoll es der Muttermilch noch während der ganzen Zeit der Behandlung genießen; andern Kranken ſollen nur Flüſſigkeiten oder leichte Nahrungsmittel verſtattet werden. Die Commiſſion fordert feyerlich die Aerzte aller Länder auf, dieſes Mittel, bey jeder ihnen ſich ergebenden Gelegenheit, auf die bemerkte Weiſe beym Croup, bey Lungenkatarrhen und ähnlichen Krankheiten anzuwenden, und einen Auszug aus ihren täglichen Beobachtungen über den Verlauf und die Erſcheinungen der Krankheiten, in welchen ſie es anwenden werden, dem kaiſ. Franzöſ. Miniſter des Innern mitzutheilen.

(Aus dem Mon.)

---

## Buchhändler-Anzeigen.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinhard's, D. F. V., Predigt am Feſte der Kirchenverbeſſerung den 31. Octbr. 1811 zu Dresden gehalten. gr. 8. Dresden u. Leipzig bey Hartknoch. 4 gr.

Der berühmte Kanzelredner gibt uns hier: Eine ermunternde Ueberſicht der heiligen Bande, die die proteſtantiſche Kirche zu einem Ganzen verknüpfen. „Bey allen echten Proteſtanten finden wir: Gleichen Eifer für die Freyheit des Gewiſſens; gemeinſchaftliche Unterwerfung unter das entſcheidende Anſehen der heil. Schrift; übereinſtimmenden Glauben an die Hauptwahrheiten des Evangelii; gegenſeitige Duldung in allem Uebrigen; und ein muntres Emporſtreben zu jeder Art von Vollkommenheit.“ Dieß ſind die Hauptſätze dieſer trefflichen Predigt.

---

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Genealogiſche Tabellen zur Erläuterung der Europ. Staatengeſchichte von T. G. Voigtel, Profeſſor der Geſch. zu Halle. querfol. 1811. Auf Druckpp. 4 Rthlr. 18 gr. Auf Schreibpp. 5 Rthlr. 12 gr.

Dieſes Werk, das eine ſehr bedeutende Lücke in unſrer hiſtoriſchen Litteratur ausfüllt, und daher Gelehrten, ſo wie Freunden dieſer Wiſſenſchaft willkommen ſeyn muß, entſpricht allen Forderungen, die man nur billigerweiſe machen kann. Denn man findet hier alle für die Geſchichte wichtigen Europäiſchen Häuſer mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit abgehandelt, die nur von einem Manne gefordert werden kann, der ausgezeichnete hiſtoriſche Kenntniſſe mit einem unermüdeten Fleiß verbindet. Wir als Verleger erwarten daher für dieſes Verlagsunternehmen Dank und Entſchädigung von Seiten des Publikums, und wünſchen, daß Schulmänner, und beſonders Vorſteher von Schul- und andern öffentlichen, ſo wie Privatbibliotheken Bedacht auf dieſes Werk nehmen mögen.

Hemmerde u. Schwetſchke
Buchhändler.

---

## Zur Nachricht.

Zu Anfang des Monats Februar 1812 wird die dritte Abtheilung des von Dalwigks Handbuch des Franzöſiſchen Civilprozeſſes mit vielen Präjudicien und Entſcheidungen der Franzöſiſchen Tribunäle bey uns die Preſſe verlaſſen.

Neue Gelehrten Buchhandlung in Hadamar.

---

Es iſt in unſerm Verlage

C. F. A. Vetterlein's Commentar oder erklärende Anmerkungen zu ſeiner Anthologie. 1. Abth.

Preis 1 Rthlr. 20 gr.

fertig geworden, welchen wir den Beſitzern der Anthologie und den Freunden der Deutſchen Dichtkunſt, beſonders aber Schulmännern und Schulvorſtehern, die dieſe reichhaltige nach richtigen kritiſchen und pädagogiſchen Grundſätzen angelegte Anthologie gebrauchen wollen, mit Recht als das erſte und zur Zeit einzige Hülfsmittel dieſer Art empfehlen zu können glauben. Aus dieſem Commentar, der nicht nur die ſchweren Stellen erklärt, ſondern auch Plan und Zuſammenhang, ſo wie die Schönheiten der Gedichte angibt, ſieht man erſt, was für einen Schatz von Poeſie die Anthologie enthält. Zum Gebrauche des ganzen Werks, den zumal Lehrer davon machen können, gibt die Vorrede eine kurze, aber fruchtbare Anleitung.

Der Preis der Anthologie in zwey Bänden iſt 3 Rthlr. 12 gr. auf Holländ. Papier 4 Rthlr. 18 gr., bey dem Ankauf von fünf und mehrern Exempl. aber 2 Rthlr. 14 gr.

Hemmerde u. Schwetſchke
in Halle.

Von den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur erscheinen nach der nunmehrigen Einrichtung wöchentlich 1 ½ Bogen, oder eine Woche zwey und die andere Ein Bogen, die Intelligenzblätter ungerechnet, und werden regelmäßig durch die hiesige löbl. Zeitungsexpedition an alle löbl. Postämter versendet. Monatlich wird das Journal durch die Buchhandlungen geheftet ausgegeben. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist in Sachsen und Norddeutschland 5 Reichsthaler und in den Rheinischen und Süddeutschen Ländern 8 fl. Vorausbezahlung.

Das Intelligenzblatt nimmt litterärische Bekanntmachungen und Buchhändler-Anzeigen auf gegen die Insertionsgebühren von 1 ½ Gr. oder 6 ¾ Kreuzer für die aus kleiner Schrift gedruckte Zeile.

## Inhalt.

S.

1) Ritter Hugo, Prof., Lehrbuch der juristischen Encyklopädie. ---------- 1
2) Carolina Pichler, geb. von Greiner, Gleichnisse. Von Fn. ---------- 15
3) Falk, J., Römisches Theater der Engländer u. Franzosen. 1. Bd. Enthaltend den Coriolan v. Shakspeare. Von D. A. E. ---------- 17
4) Dümas, J. L. A., Predigten üb. d. moral. Christenthum 28
5) M. T. Ciceronis de officiis libri tres, ed. A. G. Gernhard. Von Ph. Vin. ---------- 33
6) Der arme Heinrich, herausg. von D. J. G. Büsching. Von Jacob Grimm. ---------- 49
7) Schott, D. H. A., u. M. H. W. Rehkopf Zeitschrift f. Prediger. 1. Bd. 1. 2. 3. Heft. ---------- 57
8) Laun, F., die Fehdeburg. Von Fn. ---------- 63
9) Desselben Seifenblasen. 2. Th. Von Dems. ---------- ib.
10) Winckelmanns Werke, herausg. v. C. L. Fernow, H. Meyer u. J. Schulz. 1. 2. 3. 4. Bd. Von A. W. Schlegel. ---------- 64
Fortsetzung. ---------- 81
Beschluß. ---------- 97

Heidelbergische

# Jahrbücher

der

# Litteratur.

Fünftes Jahrgang.

Zweytes Heft. Februar.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Friedrich Heinrich Jakobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem jüngern. 1811. VIII u. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Ohne sich eben auf die Schule und ihr System einzulassen, hat Jacobi mit Kant zuerst und kräftig die philosophischen Untersuchungen der Engländer mit Deutschem Geiste nicht nur, aufgefaßt, sondern aus ihnen die uns eigenthümliche bessere philosophische Einsicht zur Entwicklung gebracht. Lebendig, schön und klar zeigte er die Unbeholfenheit unsrer frühern Philosophie aus der Leibnitzischen Schule des Wolff, nicht nur, indem er mit Lessing die größere Consequenz des Spinoza behauptete, sondern vorzüglich, indem er die Unzulänglichkeit und Mittelbarkeit aller Beweisführung geltend machte, wogegen es dem Menschen nur auf einen unmittelbar lebendigen Glauben an Gottheit, Freyheit und Ewigkeit ankommen könne, den der vernünftige Geist in sich trägt, ohne irgend betheuernder Autorität eines Vormanns, oder auch irgend einer Art wissenschaftlicher Künsteleyen zu bedürfen. — Als Kant durch die Entdeckung der kritischen Methode dem Ganzen eine andre Wendung gegeben hatte, und andre Kants Werk weiter fortführen wollten, zeigte Jakobi: wie das Schicksal der Fichtischen Lehre in ihrer anmaßlichen Wissenschaftlichkeit nur Rückfall zu den Einseitigkeiten des Pantheismus sey, der eben so gut Nihilismus heißen könne. Zugleich danken wir ihm Nachweisungen, aus denen klar wird, wie Kant durch einen falschen Entwurf der Führung seiner guten Sache, indem er den Glauben gleichsam in erster Instanz seinen Proceß verlieren ließ, um ihn bey der höhern wieder zu gewinnen, eigentlich doch wieder zum Irrthum verleitet wurde, weil er dem alten Vertrauen zu Beweisen und dem alten Vorurtheil für Beweise nicht ganz zu entsagen vermochte. Wir danken Jakobi

viel in unsrer bessern Einsicht in die Sache dadurch, daß er in der Philosophie und für die Philosophie jenen alten Grundgedanken des Christenthums, den Glauben, der höher ist, als alle Wissenschaft eben in seiner freyen Unabhängigkeit von aller Kunst des Schlüsse verkettenden Verstandes hinstellte. So gab er es der Schule, daß der Nachfolgende, welcher seine Lehre mit der Kantischen verglich, gleichsam mit Gewalt auf einen Standpunct geführt wurde, auf dem sich leicht übersehen ließ, der leichte innere Zusammenhang jener Ueberzeugungen des Menschen, welche bisher den philosophischen Untersuchungen nur immer erneuerte Schwierigkeiten entgegen zu stellen schienen.

Den eignen Geist dieser seiner tiefen und reinen Lehre gibt uns nun der edle Verf. in der neu vor uns liegenden lang geprüften Rede vollständiger und zusammenhängender als bisher. Wir wollen dem, was er hier sagt, näher folgen.

Die Einleitung macht eine schon früher abgedruckte Abhandlung über Lichtenbergs Wort: „Unsre Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Gespenster.“ Diese Weissagung setzt der Verf. fort: „Und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden — dann werden wir nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden seyn wie Gott. Wir werden wissen: Seyn und Wesen überall, ist und kann nur seyn — Gespenst.“ — „Das wahrste kann nur so wahr seyn, als Gott lebet, nur so wahr als daß ein Gott im Himmel, das heißt, selbstständig außer der Natur und über ihr vorhanden ist; ihr freyer Urheber, ihr allweiser und allgütiger Beherrscher; ein Vater aller Wesen, mit Vater-Sinn und Vater-Herz. Wird dem Menschen dieser lebendige Gott zu einem bloßen durch Stralenbrechung und Stralensammlung in die menschliche Gemüthswolke sich stellenden Regenbogen: dann hat seine gesammte Erkenntniß auch schon eben diesen Weg genommen, und wird nach derselben Regenbogentheorie, sich immer höher wohl verklären müssen, bis zuletzt ein allgemeines, aber nun doch offenbares Nichts der Erkenntniß als Siegesbeute den Epopten bleibt.“ Denn wie Lichtenberg ein andermal sagt: „Der Glaube an einen Gott ist Instinct. Er ist dem Menschen natürlich, so wie das Gehen auf zwey Beinen.

Modificirt wird er bey manchem, bey manchem gar erstickt; aber in der Regel ist er da, und zur innern Wohlgestalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlich.“ Dieß ist der Text der Rede, welche lebendig zeigt, wie dieser Glaube von dem Verstande für den Verstand nur vorausgesetzt werde, und werden müsse; nicht erklärt werden dürfe, keine Rechtfertigung brauche, sondern nur um des Verstandes willen einer Nachweisung, wo er ist und wie er ist. „Streng und einleuchtend läßt sich jedem Aufmerksamen und allein die Wahrheit suchenden beweisen, daß, wenn der Mensch einen nur erdichteten Gott; er auch nur eine erdichtete Natur haben kann. Die sinnlichen Gegenstände hätten vor jenen übersinnlichen sogar noch dieses voraus, daß sie, wegen ihres zwiefachen Ursprungs, einestheils aus der Sinnlichkeit, und anderntheils aus dem zur Sinnlichkeit gehörendem Verstande sich als doppelte Erdichtungen bewährten.“

Die neue Abhandlung geht, weil das ihre erste Veranlassung war, von einem Urtheil über den sechsten Theil des Wandsbecker Boten aus. Wir sind hier gleich wieder bey dem vorigen Hauptgedanken. Asmus sagt: „der Mensch ist in sich reicher als Himmel und Erde, und hat, was sie nicht geben können. — Die Weisheit und Ordnung, die er in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nimmt. Himmel und Erde sind für ihn nur die Bestätigung von einem Wissen, das er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meistern, und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als alles, was ihn umgibt, und sehnt sich nach etwas andern.“ Diesem so klaren und reinen Ausspruch der Wahrheit stellt der Verf. gegen den bekannten frömmelnden Ton und die beschränkte Ansicht im sechsten Theil des Wandsbecker Boten die Fragen an die Seite: „Ob es sich mit dem, was wir in Büchern lesen, oder uns mündlich erzählt wird, was wir historisch erfahren, anders verhalte, als mit dem, was wir unmittelbar anschauen? Ob der leblose Buchstabe vielleicht mehr vermöge, als die lebendige Natur? Ob in jenem — dem Buchstaben — wohl gar das Maß des Maßes enthalten und allein gegeben sey; dergestalt, daß ohne ihn der Geist nichts nütze wäre,

oder doch nur wenig? — Und antwortet: „Es geben die sämmtlichen Werke (des Wandsbecker Boten) — nicht allein zu, sondern es wird in ihnen selbst bewiesen: daß, um Gott und sein Wohlgefallen zu suchen, man ihn und was ihm wohlgefalle, schon voraus im Herzen und Geiste haben müsse; denn was uns nicht auf irgend eine Weise schon bekannt ist, können wir nicht suchen, nicht tiefer erforschen.“ — „Nach Gottes Bilde geschaffen, Gott in uns und über uns; Urbild und Abbild; getrennt und doch in unzertrennlicher Verbindung, das ist die Kunde, die wir von ihm haben, und die einzig mögliche; damit offenbart sich Gott dem Menschen lebendig, fortgehend für alle Zeiten. Eine Offenbarung durch äußerliche Erscheinungen, sie mögen heißen, wie sie wollen, kann sich höchstens zur innern ursprünglichen nur verhalten, wie sich Sprache zur Vernunft verhält. Ich sage, höchstens nur, und setze dem vorhergegangenen hinzu: So wenig ein falscher Gott außer der menschlichen Seele für sich da seyn kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen.“ — Dann aber sagt Jakobi von des Asmus Rede: „Verdamme, wer es mag, eine solche Begeisterung und ihre Zuversicht; ich verdamme sie nicht, sondern ich ehre sie, was sich ihr auch zufällig anhänge von unschuldigem und nur ihren reinen Grund nicht verderbenden Irrthum oder Wahn. Es ist aber nicht genug gethan mit diesem Zeugnisse, sondern wir sind eine bestimmtere Rechenschaft zu geben schuldig über den Grund — warum wir den, wegen seiner mit einander im Widerspruch stehenden Lehren, von uns in Untersuchung genommenen Mann, ungeachtet dieser Widersprüche, und folglich des ihm inwohnenden Irrthums oder Wahns, gleichwohl nicht für geringer halten wollen, als uns selbst, die wir doch der Wahrheit allein Zeugniß geben, und nicht, wie er, daneben auch dem Irrthum.“ — „Es leuchtet uns ein, redlicher Mann! wie sich dir alles, was vom Menschen Göttliches kann angeschaut werden, und mit diesem Anschauen ihn erwecken zur Tugend und einem göttlichen Leben, unter dem Bilde und mit dem Namen Christus darstellt. Das allein in ihm verehrend, was göttlich ist an sich, erhält sich deine Seele aufgerichtet, erniedrigst du nicht Vernunft und Sittlichkeit in dir durch Götzendienst.“ — „Da uns dieses ein-

leuchtet, ſo ſtoßen wir uns weiter nicht daran, wenn du das Weſentliche, die Idee, dem Unweſentlichen, ihrer Einkleidung, zuweilen nachſetzeſt, die Sache aus ihrer Geſtalt entſpringen läßt, und in eine Art von religiöſem Materialismus verfällſt. Du glaubſt darum im Grunde doch ſo gut als wir, daß der Geiſt allein lebendig mache. Macht aber der Geiſt allein lebendig, ſo muß — das begriffſt du ebenfalls — ſein Weſen ſeyn, das Leben in ihm ſelbſt zu haben. Und doch iſt dieſer Satz das einzige, was uns von dir ſcheidet. Der wahren Religion, behaupten wir, kann ſo wenig irgend eine äußere Geſtalt als einzige und nothwendige Geſtalt der Sache zugeſchrieben werden, daß es im Gegentheil zu ihrem Weſen gehört, keine ſolche Geſtalt zu haben." — Aber „man hat zu keiner Zeit und an keinem Orte einen Menſchen darum weniger geachtet, weil er der Freundſchaft ergeben — der eigentlichen — es darin, als wäre ſie eine Tugend, zur Vollkommenheit zu bringen ſuchte. Selbſt dann ſchätzte man ihn darum nicht geringer, wenn er auch in Abſicht des Gegenſtandes ſich unbegreiflich täuſchte. Einmüthig überſehen wir einen ſolchen Irrthum, weil wir wiſſen, die Liebe hebt ihn auf." — „Die wahre, ſchöne Liebe iſt ganz *in* dem Menſchen, von welchem ſie Beſitz genommen; der Irrthum in Abſicht des Gegenſtandes iſt ganz *außer* ihm, und läßt ſeine Seele unbefleckt. Nicht der Götze macht den Götzendiener, nicht der wahre Gott den wahren Anbeter: denn des wahren Gottes Gegenwart iſt nur Eine allgemeine." — „Der von uns nur angeſtrebten — nach dem Ausdrucke Kants von der Vernunft bloß geahndeten und ſehnlich gewünſchten Erkenntniſſe, — die nicht was die Zeit vertreibt, ſondern was ſie anhält und auflöst, ihre Abſicht, ihre Erfüllung und Auslegung, den Zweck der Natur und das letzte Ziel des Menſchen, Gottes Sinn und der Wahrheit Weſen zum Gegenſtand haben — deren beſitzen wir jedesmal nur ſo viel, als der Geiſt eines Jeden lebendig in ihm zu erzeugen vermag. — Sie können nicht äußerlich gemacht, nicht äußerlich befeſtigt werden, weder für uns ſelbſt, noch für andre. — Lebendig müſſen ſie ergriffen, lebendig müſſen ſie fortdauernd erhalten werden. Dieſes zu vermögen iſt die edelſte und höchſte Kraft der Seele. — Eine Kraft, die in keinem

Salomonischen Ring alter oder neuer Philosophie, den man nur erwerben und anstecken dürfe; in keinem Talisman irgend einer besondern sogenannten Religion, den man nur aufzuliegen und die dabey verordneten Gebräuche nachzumachen hätte, eingeschlossen ist, sie muß von jedem Menschen in und aus ihm selbst hervorgerufen werden. — Alle Ceremonieen, sagt Friedrich Richter, pflegen wie die Hunde durchs Alter toll zu werden.“ — „Erwögen wir dieses genug, wir würden nicht über zufällige Verschiedenheiten der Vorstellungsart, der Einkleidung, des bildlichen, symbolischen oder abstracten Vortrags uns in dem Grade ereifern, wie es geschieht: würden nicht einer Gestalt der Meinung vor der andern einen solchen Vorzug einräumen, als wohnte in dieser ausschließlich Vernunft und Wahrheit in jener lauter Unvernunft und Lüge.

Von diesem Verhältniß zwischen Philosophie und Symbol in Rücksicht unsrer religiösen Ueberzeugungen kommt der Verf. dann weiter auf den Widerstreit philosophischer Grundmeinungen in jetziger deutscher Philosophie. Ausgehend von der Jakobi und Kant gemeinschaftlichen Nachweisung, wie nichtig jede speculative Anmaßung sey, übersinnliche Wahrheiten demonstriren d. h. sie auch objectiv begründen, und dem Verstande gleich den mathematischen durch logische Mechanik aufnöthigen zu können, wird kurz der Unterschied in den Grundansichten der Gotteslehre und Religionslehre bey Kant, Fichte und Schelling gezeigt. Unser Verf. behauptet dann: der mit strenger Consequenz durchgeführte Kantische Kriticismus mußte die Wissenschaftslehre, diese wiederum streng durchgeführt Alleinheitslehre, einen umgekehrten oder verklärten Spinozismus, Idealmaterialismus zur Folge haben. Und nun geht er zu der Frage: wie war es möglich, daß ein Mann von Kants Scharfsinn und mächtigem Geist die nur etwas entferntern Resultate seines philosophischen Verfahrens nicht selbst gewahr wurde? Die Antwort geht von der treffenden Vergleichung des Geistes der Kantischen Philosophie mit der des Platon, dagegen des Geistes der Fichtischen mit der des Spinoza aus, und behauptet ferner mit Bouterwek: „Kant sey zwischen der absoluten Realität, von der nach ihm der menschliche Verstand schlechterdings abgeschnitten seyn sollte, und der sinnlichen Wahrnehmung, über die er sich

dennoch zu erheben hatte, dergestalt zu schweben gekommen, daß er in dieser Mitte von Himmel und Erde sowohl diese als jenen verlor.“ — „Darin bestehe Kants Zwiespalt mit sich selbst und die Verschiedenheit des Geistes seiner Lehre von ihrem Buchstaben, daß er als Mensch den unmittelbaren positiven Offenbarungen der Vernunft ihren Grundurtheilen unbedingt vertraute, und auch dieses Vertrauen nie, wenigstens nie ganz und entschieden verlor; als Lehrer der Philosophie aber dieses rein offenbarte selbstständige Wissen in ein unselbstständiges, aus Beweisen das unmittelbar Erkannte in ein mittelbar Erkanntes zu verwandeln für nöthig erachtete. Er habe die Vernunft mit dem Verstande unterbauen und dann den Verstand wieder mit der Vernunft überbauen wollen. So sey der Primat oder das allerhöchste Ansehen der Vernunft, von welchem als dem einen und allgemeinen Grunde ausgegangen werden mußte, erst hintennach zum Vorschein gekommen, und nur unter Bedingung nach einem mit dem Verstande darüber getroffenen Vergleich geltend geworden.“ — Nehme nun der Verstand diesen Vergleich nicht an, so bliebe Kant nichts übrig als Naturphilosophie — ja nicht einmal diese, sondern purer Nihilismus, ein wunderbarliches intellectuelles Reich wunderbarlicher intellectueller Träume ohne Deutung und Bedeutung. — „So nahe sey Kant dem, die Absicht der Philosophie wirklich erfüllenden Resultat gekommen, dem entscheidenden: Es habe der Mensch nur diese Wahl: anzunehmen — entweder überall ein offenbares Nichts; oder über Allem einen wahrhaften allein Alles wahrmachenden Gott.“ — „Es kann nur zwey Hauptclassen von Philosophen geben: solche, welche das Vollkommnere aus dem Unvollkommnern hervorgehen und allmälich sich entwickeln lassen: und solche, welche behaupten, das Vollkommenste sey zuerst, und mit ihm und aus ihm beginne Alles — oder es gehe nicht voraus als Anbeginn eine Natur der Dinge, sondern es gehe voraus und sey der Anbeginn von Allem ein sittliches Principium, eine mit Weisheit wollende und wirkende Intelligenz — ein Schöpfer-Gott. Die Lehre der einen dieser zwey Hauptclassen ist der Lehre der andern dergestalt entgegengesetzt, daß keine Annäherung zwischen beyden, noch weniger eine Vereinigung derselben zu einer dritten,

in welcher sie sich ausgleichen, oder indifferenzirten, möglich ist. — Es gilt die Entscheidung der Frage, ob am Anfang war die That und nicht der Wille; oder ob am Anfang war der Wille und erst nach ihm wurde als seine Folge die That.“ — „Es ist das Interesse der Wissenschaft, daß kein Gott sey, kein übernatürliches, außerweltliches Wesen. Nur unter dieser Bedingung, nämlich, daß allein Natur, diese also selbstständig und Alles in Allem sey, kann die Wissenschaft sich schmeicheln, ihr Ziel der Vollkommenheit zu erreichen.“ „Selbstständigkeit der Natur setzt als wissenschaftlicher Naturforscher auch der Theist voraus, in sofern und dergestalt, daß er sich streng untersagt, irgend etwas in der Natur anders, als aus ihr selbst verstehen und erklären zu wollen. Er zumal erkennt an als Gesetz der Wissenschaft, daß sie von Gott nicht dürfe wissen wollen, überhaupt von keinem Uebernatürlichen, weil sie, gleich der Natur, deren Reflex sie ist, nothwendig da aufhört, wo dieses beginnt. Mit Recht aber fordert er ein gleiches von dem Naturalisten.“ — „Der nicht irrelehrende, nicht täuschende, sondern aufrichtige, klare und baare Naturalismus steht als speculative Lehre neben den Theismus gleich unsträflich da: Stolz und selbst mit bittern Hohn mag er den Theismus von sich weisen — nur muß er, um sich in seiner Unsträflichkeit zu erhalten, auch dieselbe aufrichtige kecke Sprache unverändert führen. Er muß nie reden wollen von Gott und göttlichen Dingen, nicht von Freyheit, von sittlich Gutem und Bösem, von eigentlicher Moralität; denn nach seiner innersten Ueberzeugung sind diese Dinge nicht, und von ihnen redend sagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber solches thut, der redet Lüge.“ — „Geistesbewußtseyn heißt Vernunft. Vernunft haben und von Gott wissen, ist Eins; so wie es Eins ist, von Gott nicht wissen und Thier seyn. Eine Gottesunwissenheit wie im vernunftlosen Thier kann im Menschen nie statt finden; er muß Gott denken, und kann ihn nur leugnen, wie er auch seine Freyheit, den Geist in ihm selbst leugnen, aber das Wissen von ihm nie ganz vertilgen kann im innersten Gewissen.“ — „Wie der Mensch sich selbst erkennt als ein freyes Wesen, dem geboten ist, zu schaffen das Gute und Schöne nach einem ihm inwohnenden Urbilde; wie er

dergestalt sich selbst erkennet; so erkennt er auch, daß über der Natur und über ihm selbst seyn muß ein allerhöchstes Wesen: Gott! Und wie er sich nicht erkennt als ein freyes, durch seinen Geist von der Natur unabhängiges Wesen; so erkennt er auch Gott nicht, sondern erblickt überall bloß Natur." — „Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur Schicksal, eine ununterbrechbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart — der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geist sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige ihr unüberwindliche Macht entgegenstellt, sie bekämpft, überwältigt, beherrscht. — Mit Wahrheit zeugete darum der Heilige von sich selbst, daß, so man ihn erkenne, man auch erkenne den Vater; und daß, wer an ihn glaube, nicht glaube an ihn, sondern an den, von dem er ausgegangen sey. Christenthum in dieser Reinheit aufgefaßt, ist allein Religion. Außer ihm ist nur Atheismus oder Götzendienst."

Rec. brauchte bisher nur den Verf. selbst sprechen zu lassen, weil er fast durchgängig mit ihm einverstanden ist. Nur bey der Darstellung der Kantischen Lehre ist dieß weniger der Fall; hier wird der edle Verf., der als der Jüngere sein gutes Recht mit zu sprechen so kräftig geltend machte, nachher aber als der Aeltere bereitwillig und schonend so gern die Aeußerungen manches Jüngern billigend anführt, — ihm leicht den Widerspruch erlauben. Nach der Meinung des Rec. hat Jakobi das Wesen der kritischen Methode bey Beurtheilung des Kantischen Systems nicht genug in Anschlag gebracht, und die Bedeutung des transcendentalen Idealismus mißverstanden. Rec. findet bey Kant zwey Grundfehler. Erstens, die falsche logische Disposition seiner ganzen Lehre, nach welcher er die Naturgesetze der Kategorieen durch transcendentale, die Gültigkeit der Ideen durch moralische Beweise zu stützen suchte, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurück zu gehen; zweytens, die Verwechslung psychologischer Untersuchungen über philosophische Ueberzeugungen mit der Philosophie selbst. Den letzten Fehler berührt Jakobi nicht, uns aber scheint einzig als Consequenz aus ihm die falsche Lehre der Wissenschaftslehre und Naturphilosophie hervorgegangen

zu seyn. Die Behauptung, daß Fichte's und Schelling's Lehren reine Consequenz der Kantischen oder des Kriticismus seyen, kann Rec. durchaus nicht zugeben. Ihm scheint es Reinhold's eigner, von Kant gar nicht verschuldeter Fehler, daß er das kritische Verfahren zwieder verließ, und sein Heil von neuem mit der dogmatischen Aufstellung eines Systems versuchte, und dieses Fehlers Consequenz verbunden mit den eben genannten Kantischen scheint dem Rec. das erzeugende Princip der Fichtischen und Schellingischen Philosophie, nur so konnte jene Verwechslung des Ich mit der Gottheit, und jene Schellingische Lehre von der absoluten Vernunft an die Spitze der Philosophie kommen. Einem kritischen Philosophen wäre es schlechthin unmöglich ähnliche Träume träumen oder deuten zu wollen. Aber wir sehen wohl ein, daß wir uns hierüber schwer mit Jakobi verständigen können, denn er geht bey seiner Behauptung eigentlich von dem alten Streit gegen den transcendentalen Idealismus aus. Wenn, wie Jakobi behauptet, Kants Widerlegung des empirischen Idealismus, daraus, daß wir ja ohne Voraussetzung der Körper gar keine Selbsterkenntniß hätten — ihm nicht zugelassen werden kann, so wird freylich der Nihilismus, welcher nur eine andre Gestalt der Naturphilosophie ist (wie schon die alte Lehre des Budha zeigt), die reine Consequenz dieser Metaphysik. Allein dem Rec. ist es durchaus nicht klar, warum Jakobi den genannten Beweis verwirft, und warum er sich auf den beschränkten Idealismus, welchen Kant zuerst zeigte, und den transcendentalen nannte, nicht einlassen will.

Ja wir sehen gar nicht, wie Jakobi's eigne Lehre, ohne die Voraussetzung dieses Idealismus festen Bestand gewinnen könne. Jener Gegensatz von Theismus und Naturalismus, Freyheit und Natur, Glaube und Wissenschaft kommt ja eben nur dadurch in den menschlichen Geist, daß wir Erscheinung und des Menschen endliche Ansicht der Dinge unsern eignen Ideen von dem wahren und ewigen Wesen der Dinge gegenüber stellen müssen, und eben dieser Gegensatz zwischen menschlicher beschränkter Ansicht und unsern eignen Ideen vom wahren Wesen der Dinge beruht auf der, der empirischen Realität von Raum, Zeit und Größe nebengeordneten, transcendentalen

Idealität dieſer Vorſtellungen, welcher Idealität wir uns durch die Unvollendbarkeit aller Reihen der Größe in unſrer Erkenntniß bewußt werden. Nach unſrer Meinung machte Kant durch die Kritik zuerſt die große metaphyſiſche Entdeckung, durch welche der Widerſpruch in jener alten eleatiſchen Lehre, daß die Welt der Sinnesanſchauungen nichts gelte, die Welt des Gedankens allein Wahrheit habe (welcher z. B. Zenons Beweiſe der Unmöglichkeit aller Bewegung dienten), gelöst werden kann. Wir verwerfen die Gültigkeit der Erſcheinungen nicht, wir ordnen ſie nur unter, als zur beſchränkten Weltanſicht des Menſchen gehörig, deren Schranken der Menſch noch zu erkennen vermag, denn ſein höheres Erbtheil iſt es ja, das Edlere, als er ſelbſt iſt, in Gedanken zu faſſen.

Eben um der kritiſchen Methode willen, wird auch Kants Fehler in der logiſchen Dispoſition für die Begründung, vorzüglich der idealen Ueberzeugung unſrer Vernunft, weniger verderblich. Dieſes falſche Beweisverfahren iſt in Kants Lehre nie erzeugendes Princip, ſondern nur anordnende Regel für das kritiſch aufgefundene. Plattner behauptete gleich anfangs mit Recht, daß der von Kant vorgeſchlagene reine Vernunftglaube, als ein Fürwahrhalten um eines unvermeidlichen Wunſches und Bedürfniſſes willen, ein pſychologiſch unmögliches Fürwahrhalten ſey. Die kritiſche Schule konnte aber durch eine ſolche Widerlegung von ihrer Annahme doch nicht ganz zurück gewieſen werden. Denn wenn Kants Lehre auch als Definition grundfalſch war, ſo konnte ſie doch als unvollſtändige Expoſition, was die kritiſchen Erörterungen mehr oder weniger immer bleiben, vollkommen brauchbar ſeyn. Und ſo verhält es ſich wirklich. Nicht nur geht mancher ſelbſtdenkend gebildete Verſtand wirklich den von Kant bezeichneten Weg, die ſittlichen Anforderungen des Gewiſſens laſſen ihn den Glauben an Gottheit und Ewigkeit erſt poſtuliren, ſondern wir gelangen durch Fortſetzung der Kantiſchen Expoſition gradezu zu unſrer richtigern Einſicht, ſobald wir bemerken, daß in ſeinem reinen Vernunftglauben nur zwey ganz verſchiedenartige Ueberzeugungsweiſen mit einander verwechſelt waren. Der Kantiſche reine Vernunftglaube, nur um eines Wunſches willen, iſt allerdings, iſolirt für ſich genommen, ein pſychologiſch unmögliches Für-

wahrhalten, wenn er also doch im Leben vorkommt, so muß er nur ein vermittelter Ausspruch des Verstandes seyn, der sich auf eine unmittelbare Ueberzeugung der Vernunft zurück bezieht, welche allein wahrhaft in ihm lebt. Diese in ihrer Ursprünglichkeit kennen zu lernen, ziemt also eigentlich den Philosophen. Man kann nicht einmal sagen, daß Kant dieses Ursprüngliche ganz übersehen habe, denn er beruft sich ja auf ein solches Unmittelbares in seinen Grundannahmen der Gültigkeit sittlicher Ideen und der Freyheit, nur daß er das nicht auf alle Ideen auszudehnen wußte.

---

Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte, von D. Wilhelm Münscher. Marburg, in der n. akad. Buchhandlung. 1811. VI u. 222 S. 8. (1 fl. 48 kr.)

Der würdige Verf. hatte unstreitig seit 1797 durch Ausarbeitung seines vollständigern Handbuchs der christlichen Dogmengeschichte eine erwünschte Vorbereitung und Aufforderung zum Entwerfen eines Lehrbuchs oder Compendiums über eben dieses Fach. In diesem ist, wie die Vorrede erklärt, eine einfache, leichte, aber gedrängte Darstellung vornehmlich sein Zweck. Eben deswegen ist das Ganze nur in drey Perioden getheilt. In jeder Periode geht eine allgemeine Geschichte (oder Geschichte des Allgemeinern) voraus. Alsdann folgt die Geschichte der speciellen, in jenem Zeitumfang besonders bearbeiteten Lehren. Sowohl Hauptwerke, als Monographieen, aus denen die weitere Erläuterung geschöpft werden kann, sind überall hinreichend angegeben. Nichts würde zu wünschen übrig seyn, wenn, außer dieser Litteratur, auch jedesmal einige Hauptstellen der Alten, aus denen die Behandlung des Dogma ersichtlich ist, durch genaue Citate auf diejenige Art nachgewiesen wären, durch welche Schröckh in dem Lateinischen Compendium der Kirchengeschichte das Wesentliche jenes noch viel größern Feldes so zusammengedrängt hat, daß der Docent, welcher jeden Paragraphen durch alle aus dem Schr. Noten ersichtliche Belege genau erläutert, gewiß seinen Zuhörern eine sehr gründliche Erklärung des Compendiums mittheilt, zugleich aber die Zuhörer selbst mit den Hauptquellen, wo auch sie mit eignen

Augen sehen lernen können, speciell bekannt werden. Von dieser Seite her ist das Schröckhische Compendium ein schwerlich sonst übertroffenes Muster eines akademischen Lehrbuchs. Das gegenwärtige aber hat in der Kürze, Fülle und Deutlichkeit des Inhalts, soviel Aehnlichkeit mit demselben, daß man ihm um so mehr auch noch diese weitere Verähnlichung wünschen möchte. Im übrigen wird der Verf. vielleicht bey einer neuen Auflage auch noch möglich finden, den Realzusammenhang in der Bearbeitung der Dogmen, wie nämlich ein gewisser, in verschiedenen Epochen sehr verschiedener Gesichtspunct der leitende war, und dieser dann auf andre Materien, als mehr oder weniger untergeordnete, hinienken mußte, charakteristischer anzudeuten. Nicht was, sondern warum etwas Dogma war, d. h. nach welchen theils philosophischen und biblischen? aber auch psychologischen und politischen Veranlassungen? nach welchem Einfluß der Cultur überhaupt? eine Behauptung entstand, sich durchkämpfte, herrschte und wieder in Schatten zurücktrat, dieß allein ist in der Dogmengeschichte von bleibendem Interesse. — Der dritte Zeitpunct des Verf. geht bis auf 1810 herunter. Da in dem Systeme des Protestantismus alle Ansicht der Dogmen so sehr von den Grundsätzen über die Schriftauslegnng abhängt, so möchte es wohl zweckmäßig seyn, in dem Artikel von dem Dogma über die heil. Schrift auch der Aenderungen in den Grundmaximen ihrer Auslegung zu erwähnen; ebenso wie die Tradition, als Quelle von Dogmen, ihre Stelle in der Dogmengeschichte erhält. Uebrigens wird dieses Lehrbuch um so mehr akademisch benutzt werden können, da es den milden Geist der Unparteylichkeit athmet, und da das größere Handbuch den Docenten die Erläuterung erleichtert.

P s.

---

Historisches Handbuch für die Jugend. Herausgegeben von J. G. Dyk, Vorsteher der Wendler'schen Freyschule zu Leipzig. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1811. Erster Theil 190 S. Zweyter Th. 192 S. 8. (20 gr.)

Eine Anmerkung am Schlusse des ersten Theils besagt, daß die Aufsätze, aus welchen dieses Buch besteht, größtentheils

den Schülern der Wendler'schen Schule dictirt, und für den Druck nur etwas erweitert worden seyen. Die Aufsätze selbst sind größtentheils entlehnt, z. B. Begriff der Weltgeschichte von Schlözer; Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte von Schröckh und Heeren; Epochen der christlichen Kirchengeschichte von Augusti; Moses Gesetzgebung auf Sinai von Joh. v. Müller ꝛc. Zwischen diesen folgen Merkwürdigkeiten aus der Geschichte christlicher Staaten vom vierten Jahrhundert bis zum funfzehnten im ersten Theil, im zweyten vom funfzehnten bis auf unsre Zeiten. Außerdem enthält dieses Buch: Schicksale des Columbus, Amerika, Brasilien, aus den Miscellen für die neueste Weltkunde; der Baum Baobab; der Geyser; das Nordlicht; vom Weltgebäude; Schöpfungsurkunde und den 104. Psalm von D. Pott; Zeittafel der jüdischen Geschichte. Und im zweyten Theile, außer einer Aufzählung der Fürsten des Rheinbundes, eine Abhandlung über Deutsche Litteratur und über Gleichheit der Bürgerrechte verschiedner Religionsparteyen in den Staaten des Rheinbundes. — Und wozu nun alles dieses? Der Verf. sagt in einer zweyten Nachrede am Schlusse des zweyten Theils, er habe die Jugend mit den Merkwürdigkeiten der Europäischen Geschichte in politischer und kirchlicher Hinsicht bekannt machen wollen. „Joh. v. Müllers historische Ansichten schwebten ihm dabey vor Augen, und er fragte sich ohne Unterlaß: Wie würde Joh. v. Müller geschrieben und gesprochen haben, hätte er die Absicht gehabt, Kindern von 12—16 Jahren historischen Sinn einzuimpfen (!), und ihnen von dem jetzigen politischen und kirchlichen Zustande Europens einen deutlichen Begriff zu geben"? — Wir wundern uns über die Kühnheit dieser Behauptung, und bedauern, daß wir nirgends als in den von J. v. Müller entlehnten Aufsätzen Müllers Geist wiederfanden. Die Fragen über die Griechische und Römische Geschichte S. 44—65, wo die Antworten meistentheils aus Einem oder zwey Worten bestehen, und die nur das Allergemeinste enthalten, können wahrlich nicht zum Muster dienen, wie man Kindern ihre erlangten historischen Kenntnisse abfragen, und dadurch das Erlernte befestigen und den historischen Sinn in ihnen wecken müsse. Diese Fragen sind nichts anders als eine oberflächliche Prüfung, ob die Schüler einige

Hauptnamen und Zahlen der Geschichte im Gedächtniß behalten haben. — Die „Merkwürdigkeiten aus der Geschichte christlicher Staaten“ sind eine bloß tabellarische Aufzählung der Hauptbegebenheiten eines jeden Jahrhunderts, politische und kirchliche Ereignisse, ohne alle pragmatische Combinationen — im Grunde nichts anders als ein Register. Der Geschichte der katholischen Kirche und Dogmen wird hierbey, mit besondrer Vorliebe des Verf. für diesen Gegenstand, und mehrmals nicht ohne polemische Bemerkungen, viel Platz eingeräumt. S. 109 heißt es: „Zu den vielen Festen kommt nun auch das Fest Trinitatis hinzu, damit Niemand sich weiter unterfange, die Einheit des göttlichen Wesens zu behaupten, und man die Unitarier als fluchwürdige Ketzer verbrennen könne.“ Th. 2. S. 9, wird Zwingli's Behauptung: Brod und Wein bedeuteten den Leib ꝛc. ungrammatisch genannt, und hinzugesetzt: „Hätten Luther und Zwingli an den Lateinischen und an den Französischen Ausdruck der Abendmahlsformel gedacht; so wären sie Freunde geblieben.“ Zuweilen wird dieses Register durch eingeschaltete längere Darstellungen einzelner historischer Thatsachen aus andern Schriftstellern unterbrochen, so wird z. B. S. 81 aus dem Jornandes de reb. Geticis die Beschreibung der Züge des Attila; ein andermal eine Beschreibung der Frohnleichnamsfeyer in Spanien von Fischer, eingeschaltet. Wir tadeln dieses nicht; wenn es nur in besserer Umgebung stände. Ueberhaupt wünschten wir, da doch das ganze Buch mehrentheils Excerpte enthält, daß der Verf. vorzügliche Darstellungen der besten Historiker von wichtigen Begebenheiten gegeben hätte, wie S. 66 Moses Gesetzgebung auf Sinai von Joh. v. Müller. Solche Muster sind mehr geeignet, der Jugend historischen Sinn einzuflößen, als solche Fragen und Antworten und Register, wie sie das Buch gibt. Was der Baum Baobab, der Geyser, das Nordlicht, deren Beschreibung sehr dürftig ausgefallen ist, so wie die Schlußabhandlung, über die Gleichheit der Bürgerrechte ꝛc., in solchem Buche solle, sehen wir nicht ein. — Die Abhandlung, über die Deutsche Litteratur, wird der Jugend schwerlich einen deutlichen und würdigen Begriff von ihrem Gegenstande beybringen. Es ist ein Cento von wahren und halbwahren, und vielen kecken und falschen Urtheilen und Bemerkungen.. So wird S. 139 über Kant ein abgeschmacktes Urtheil gefällt, und seine Versuche, die Gesetze der Kunst a priori zu entwickeln, ein drollichter Einfall genannt, nachdem kurz vorher bemerkt war, es habe natürlich allgemeines Erstaunen erregt, daß ein Berliner Jude philosophirte — als ob zur Philosophie die Vorhaut unumgänglich nothwendig wäre. — S. 141 „kommt der Dichter Göthe, nachdem er eben die

Universität Leipzig verlassen, und mit Gotter zu Wetzlar die Reichskammergerichtsacten studirt, und mit ihm Komödie spielte, auf den Einfall, zum Scherz, des Ritters Götz von Berlichingen eigne Lebensbeschreibung auf Shakespear'sche Manier zu dramatisiren. „Und siehe da! der Versuch gerieth über Erwarten.“ Sollte man nicht denken, es wäre etwa von einer Töpfer- oder Steingutfabrik die Rede! — Wieland hat, weil er aus Schwaben gebürtig ist, zu warmes Blut, um lange fromm zu schwärmen. S. 143. Kurz darauf bekommt Voß eine Zurechtweisung wegen seiner Schriften gegen Heyne. S. 146 wird gewünscht, daß Klinger die Verskunst erlernt und hierdurch seiner Phantasie einen geregelten Schwung gegeben haben möchte. Gleim's Kriegslieder beruhen nach S. 149 auf dem Irrthum, daß Friedrich zur Aufrechthaltung der Deutschen Nationalfreyheit und der evangelischen Kirche Krieg geführt habe. Denis kehrte nach S. 150 die Buchstaben seines Namens um, und — „glaubte, der Name Sinned töne wie der eines Celtischen Barden, und als solcher verfertigte er Lobreden auf seinen Kaiser; kurz, besang Gegenstände seiner Zeit. Das war der ärgste Mißgriff.“ — Schiller fühlte (S. 152) er könne Lessingen im prosaischen Dialog nicht erreichen, und nun schrieb er den Don Carlos, und Göthe, den die Flut der Ritterstücke anekelte, und der indeß an den Hof nach Weimar gezogen war, schrieb die Iphigenie und den Tasso. — S. 156 wird Schillers Jungfrau mit Voltaire's Pucelle, der lieben Jugend zu Nutz und Frommen, zusammengestellt. Bald darauf äußert der Verf. den Wunsch, daß in zwanzig Jahren weiter kein Roman möge gedruckt werden. Doch nein: setzt er hinzu, Göthe mag fortfahren, Romane zu schreiben, und wenn er auch, wie in den Wahlverwandtschaften, ein junges Mädchen zur Wünschelruthe macht ꝛc. Hermann und Dorothea wird ein versificirter kleiner Roman genannt. Von Weisser wird gesagt, er sey der zweyte Rabener, auch Obersteuerrath wie dieser; also eine Geißel der Bauern und Narren. Durch solche Behandlung der Literaturgeschichte möchte der Jugend eher die materia peccans der Oberflächlichkeit und des Eigendünkels, als historischer Sinn eingeimpft werden. Es sollen noch zwey ähnliche Bändchen folgen!!

# Jahrbücher der Litteratur.

Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts nach den Grundsätzen Georg Ludw. Boehmers. Von D. Georg Mich. Weber, ehemaligen Prof. u. gegenwärtigen Director des Kön. Bairischen Appellationsgerichts zu Bamberg, Ritter des Civil-Verdienst-Ordens der Bairischen Krone. Vierter und letzter Theil. Nebst dem K. Bairischen Lehensedicte. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1811. X und 778 S. 8. (Druckppr. 3 Rthlr. Schrppr. 3 Rthlr. 12 gr.)

Mit diesem vierten Theile schließt sich nun dieser umständliche und ausführliche Commentar über das in so großen Credit gekommene Boehmer'sche Compendium. Der Preis des ganzen Werks ist freylich ziemlich groß, und doch nicht übersetzt, wenn man damit die Quantität von Druck vergleicht, die man dafür erhält. Freylich mag auch das gelungenste Werk über die Lehnrechtsdisciplin bey dem Publicum sich keinen ausgezeichneten Dank versprechen, da diesem vom Mittelalter sich herschreibenden Institute der Geist der jetzigen, für so hoch aufgeklärt sich haltenden Zeit höchst ungünstig ist; zumal, da im Sturme der Französischen Revolution das Ritterlehnsinstitut mit dem Bauernlehnswesen vernichtet worden, und man nun auch in Deutschland da und dort angefangen hat, bey dem Neuorganisiren der Staaten dem Ritterlehnwesen lieber den Garaus zu machen, als sich lange mit Reformen und Abschaffung der darin eingeschlichenen Mißbräuche aufzuhalten. Auch selbst der gelehrte Verf. des Werks scheint immer mehr das Undankbare seiner unstreitig höchst mühsamen Arbeit gefühlt zu haben, da er nach der Vorrede der Vollendung seines Werkes froh ist, um „frey von dieser Fessel wichtigere und interessantere Gegenstände bearbeiten zu können, und er ohnehin in dem trüben Gebiete der Lehnrechtswissenschaft sich unvergängliche Lorbeeren nicht habe brechen wollen.“ Indeß ist zur Zeit auch vom Ritterlehnsinstitut in Deutschland noch genug übrig geblieben, das

eine wissenschaftliche Kenntniß davon unentbehrlich macht, und in dieser Rücksicht wird dieser Weberscher Commentar, welcher mit so vielen litterarischen Reichthum ausgestattet und so ausführlich ist, immerhin noch manchen Geschäftsmanne zum praktischen Gebrauche willkommen seyn. Rec. ist auch weit entfernt, dem gelehrten Verf. seine damit erworbenen Verdienste nur im mindesten in Zweifel zu stellen, oder streitig zu machen. Doch hätte er gewünscht, daß an manchen Orten die Ausdrücke richtiger und wissenschaftlicher gewählt, und auch die Rechtslehren selbst mit mehr Präcision abgefaßt worden wären. Daß übrigens der Verf. in den Materien, wo so vielerley Meinungen obwalten, immer bey der gemeinen in der Praxis aufgenommenen Meinung geblieben, ist mehr zu billigen, als zu tadeln, wenn auch gleich an der Richtigkeit derselben noch sehr zu zweifeln seyn sollte. Nur über Stellen, die den Leser irre führen könnten, erlaubt sich der Rec. seine Bemerkungen, soviel es der Raum dieser Blätter gestattet. Dieser vierte Theil beginnt mit dem Cap. IX der 1. Sect. und §. 147 des Boemer'schen Compendiums. Gleich S. 1 u. 2 scheint mit der Sammtbelehnung die Eventualbelehnung confundirt zu seyn, wenn der Verf. den Fall setzt, daß vermöge des Investiturvertrages mit Einem ersten Erwerber auch ein Andrer die Eventualbelehnung erhalten möge; in welchem Falle jener Erstere im Verhältnisse gegen den Letztern, den Eventualbelehnten, für den Hauptvasallen anzusehen wäre, und sodann die Diesem in seinem Investiturvertrag vorgeschriebene besondre Erbfolgeordnung auch ohne weiteres dem Eventualbelehnten gelten müsse. Auch ist der andre Fall der Eventualbelehnung, wo dieselbe „nicht vermöge des Investiturvertrags geschehen soll", hiermit ziemlich mißverständlich ausgedrückt, da die Eventualbelehnung immer eine selbstständige Belehnung ist, die sich gewöhnlich auch wieder auf ihren neuen und eigenen Investiturvertrag gründet, und welche der Lehnsherr dem Eventualbelehnten, unter welchen neuen Bedingungen er will, ertheilen kann. Nach S. 7 soll jeder erste Erwerber seiner erbberechtigten Nachkommenschaft eine specielle Erbfolgeordnung, z. B. nach dem Erstgeburtsrecht, zu bestimmen berechtigt seyn. Wenn er dieselbe mit dem Lehnsherrn verabredet, und in das Investiturgesetz

gebracht hat, so ist wohl daran nicht zu zweifeln; desto mehr aber im andern Fall. Denn man succedirt im Lehen per investituram primi adquirentis, und das gemeine Lehnrecht hat ganz ins Allgemeine ausgesprochen: „filii aequaliter succedunt.“ Eben so soll nach S. 8: „jeder Nachfolger im Lehen für seine Descendenz, die noch nicht empfangen sey, eine spezielle Erbfolgeordnung festzusetzen berechtigt seyn. „Gesetz und Herkommen sollen auch im Lehen die ungebornen noch nicht empfangenen Kinder, selbst im rechtlichen Sinn, als nicht existirend ansehen, und kein Recht von Seiten irgend Eines, der noch nicht existirt, und dessen Existenz selbst noch ungewiß wäre, anerkennen.“ Wie man damit bey angebornen Rechten auskommen könne, ist nicht leicht einzusehen. Ueber die Natur und Beschaffenheit der Primogenitur S. 28 sind vom Verf. die Begriffe etwas undeutlich angegeben. „Vermöge derselben, schreibt der Verf. S. 29, steht Einem vor dem Andern, welche sonst gleiches Erbfolgerecht haben, ein vorzügliches Erbfolgerecht zu.“ Aber die ganze Theorie von der Erbfolge erhält ungemein viel Bestimmtheit und Deutlichkeit, wenn man strenge über Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung hält. „Bey der Primogenitur soll nach S. 29 die Successionsordnung in jedem Successionsfalle nach dem Vorzuge der Linie, und in der Linie nach dem Vorzuge der Geburt bestimmt werden.“ Aber auch der Vorzug der Linie ist immerhin der Vorzug der Geburt. Die Natur der Erstgeburtsfolge besteht darin, daß ihre Ordnung nie nach dem Verhältnisse mit dem jedesmaligen Erblasser normirt wird; daß sie immerhin Descendentenfolge vom Stammvater oder Stifter derselben ist; daß, neben dem daß das Erbe untheilbar und immer nur Einer darin succediren soll, die Kinder, welches eben die Linien sind, nach ihrem Alter geordnet werden; daß aber jedes Kind seine Stelle nach der Zeitordnung seiner Geburt mit seiner ganzen Descendenz erhält; und, sofern jedes Kind mit seiner Descendenz eine Parentel bildet, wovon es das Haupt ist, daß solchemnach nicht bloß die einzelnen Personen, sondern zugleich mit die ganzen Parentelen und diese immerhin nach dem Alter ihrer Häupter geordnet werden, und daß solchem allem nach dem Vater sein Enkel oder Urenkel vom vorverstorbenen erstgebornen Sohne, vor

seinem noch lebenden zweytgebornen Sohne, und dem erstgebornen Bruder der Enkel oder Urenkel vom verstorbenen zweytgebornen Bruder vor seinem noch lebenden drittgebornen Bruder succedirt. Nach S. 29 soll „nothwendiger Weise mit dem Erstgeburtsrechte das Succossionsrecht verbunden seyn.“ Aber in jeder Erbfolge, nach welcher mehrere nach einander succediren sollen, muß zuerst das Erbfolgerecht, und dann unter den dazu Berechtigten ihre Ordnung bestimmt seyn, und in sofern ist mit jeder Erbfolgeordnung und deren Recht auch das Erbfolgerecht verbunden. Denn wer das Erbfolgerecht nicht hat, von dessen Rangordnung in der Erbfolge kann nimmermehr die Frage seyn. Der Abschnitt „von der Verbindung der Primogenitur mit dem Successionsrechte“ scheint also ziemlich überflüssig zu seyn. Unstreitig hat die Erbfolgeordnung nach Erstgeburtsrecht das Eigene, daß Jeder die Rangordnung, welche ihm in der Reihe der Linien, und der Parentel, worin er gehört, das Alter seiner Geburt für ihn und seine Descendenz, d. i. für seine Parentel, deren Haupt er ist, gibt, auf alle mögliche Successionsfälle und auf eine von jedem Successionsfall unabhängige Weise behält. In dieser Rücksicht soll einestheils nach S. 30 das Erstgeburtsrecht durch die bloße Geburt erworben werden, und anderntheils nach S. 31 das Primogeniturrecht, wenn es in dem Lehen eingeführt werde, mit dem Lehensrechte verbunden, und eben so wenig als die Lehensfolge an die Person, der es erworben werde, gebunden seyn. Es werde demnach solches mit der Lehensfolge auf die lehensfähige Descendenz des Erstgebornen oder Vorgeborneu, welche seine Linie ausmache, transmittirt. In sofern der Nachfolger in die Rechte des Andern trete, so gibt der Verf. S. 32 zu, daß das Repräsentationsrecht zur Erklärung des Primogeniturrechts dienen könne. „Aber, fährt der Verf. fort, soll dasselbe in dem speciellen Sinne genommen werden, den es in dem Römischen Rechte, bey den zur Erbschaft des Oheims mit ihren Oheimen gerufenen Bruderskindern hat; so wird solches nicht einmal nach Römischem Rechte bey Descendenten richtig angewendet, um desto weniger bey der Lehnsfolge der Descendenten, nach welcher die Enkel aus dem verstorbenen Sohne, eben so gut wie die Söhne aus eigenem Rechte, vermöge der Investitur

des ersten Lehenerwerbers, nicht aus Wohlthat des Vaters, sondern mittelst vom Vater auf sie transmittirten oder devolvirten Erbfolgerechts succediren. Um desto mehr hat dieses bey der Primogenitur statt, da hier nie von der Concurrenz der Enkel mit dem Sohne, sondern von dem Rechte des den Oheim ausschließenden Enkels aus dem erstgebornen Sohne die Rede ist. Wollte man diesem Repräsentationsrechte Platz geben; so müßte solches bey allen Enkeln, die einen Stammvater repräsentiren, im vollen Widerspruche mit der Natur der Primogenitur statt haben." Rec. muß aufrichtig gestehen, daß er sich in diese ganze hier ausgehobene Stelle, auch selbst nach öfterem Wiederlesen, nicht wohl zu finden wußte. Denn das Repräsentationsrecht gehört ins Gradual- und keineswegs ins Lineal-Erbfolgesystem, und sofern nach jenem der Nähere den Entfernteren im Grade ausschließt; so soll das Repräsentationsrecht dem Entfernteren als Privilegium dienen; um nicht vom Näheren ausgeschlossen zu werden. Um so weniger kann aber das Repräsentationsrecht zur Erklärung des Primogeniturrechts zu Hülfe genommen werden, als die Erstgeburtsfolge immer zugleich die Alleinfolge in sich schließt. Doch gehört letztere keineswegs, wie der Verf. meint, zur Natur der Primogenitur. Sie hat ja diese mit dem Majorat und Seniorat gemein. Ferner solle das Repräsentationsrecht, womit nach dem Römischen Rechte bey der Erbschaft des Oheims die Kinder des vorverstorbenen Bruders privilegirt sind, in einem speciellen Sinne genommen werden müssen. Diesen speciellen Sinn sieht Rec. nicht ein. Noch vielweniger aber will ihm einleuchten, daß ein solches Repräsentationsrecht nicht einmal nach Römischem Rechte bey Descendenten soll richtig angewendet werden können. Die gemeine Vorstellung hiervon ist diese, daß in der Collateral- wie in der Descendentenfolge das Repräsentationsrecht den Entferntern, dem Grade nach, dazu dienen soll, um nicht von Nähern ausgeschlossen zu werden. Der Unterschied zwischen der Collateral- und der Descendentenfolge besteht nun darin, daß das Privilegium in jener lediglich auf die Bruders- oder Schwesterkinder eingeschränkt ist, da es dagegen in der Descendentenfolge allen Descendenten, ohne Unterschied der Grade, mithin auch den Urenkeln u. s. w. gilt.

Der Verf.] hält auch das Repräsentationsrecht in der Descendentenfolge bey Lehen „um so weniger für anwendbar, als die Enkel aus dem vorverstorbenen Sohne eben so gut wie die Söhne ein eignes Recht zur Successsion, und zwar vermöge der Investitur des ersten Erwerbers, nicht aber aus Wohlthat des Vaters hätten, und mittelst eines vom Vater auf sie transmittirten oder devolvirten Erbfolgerechts succedirten.“ Aber hier ist ja überall nicht vom Successionsrechte, sondern lediglich von der Successionsordnung die Rede; und wenn nun einmal im Lehen das Erbfolgerecht den Descendenten des ersten Erwerbers in dessen Investitur vom Lehensherrn gegeben worden ist; auch grade hierin das besteht, was man damit sagen will, daß vom Lehensherrn das Lehen den Descendenten des ersten Erwerbers mit constituirt worden sey; so bedarf es bey dem Sohne, zur Begründung seines Erbfolgerechts, nichts weniger als einer erst noch vom Vater auf den Sohn geschehen sollenden Transmission oder Devolution. Wenn dann endlich der Verf. die Anwendung des Repräsentationsrechts in der Descendentenfolge um so weniger bey der Primogenitur gelten lassen will, als hier nie von der Concurrenz der Enkel mit dem Sohne (vermuthlich um der Alleinfolge willen) sondern von dem Rechte des den Oheim ausschließenden Enkels aus dem erstgebornen Sohne die Rede sey; und sonst dasselbe bey allen Enkeln Eines Stammvaters statt haben müßte, welches aber im vollem Widerspruche mit der Natur der Primogenitur stehen würde: so ist schon gegen diesen Punct erinnert worden, daß die Alleinfolge nichts weniger als zu dem Charakteristischen der Primogenitur gehöre. S. 54 will der Verf. den Unterschied zwischen der Linealfolge nach gemeinem und nach Erstgeburtsrechte bemerklich machen; er gibt ihn vierfach an, und auch wieder in keinem der vier Puncte kann Rec. beypflichten. 1) In Rücksicht der Entscheidungsquellen soll von der Erstern das „gemeine Recht“; und von der Letztern (der Primogenitur) sollen „specielle Dispositionen“ die Entscheidungsquelle seyn. Aber was für ein Recht ist hier unter dem gemeinen Rechte zu verstehen? Das hätte doch wohl noch einer nähern Bestimmung für viele Leser bedurft. 2) In Rücksicht der Gründe, worauf beyderley Linealfolgen beruhen, soll „die gemeine auf

dem Grunde der, mittelst Theilung dem Einen mit Einstimmung der Uebrigen geschehenen Lehensüberlassung beruhen." Aber wie in aller Welt kann das gemeines Recht seyn, was auf dem besondern Factum beruht, wo Mehrere das Lehen wirklich haben, und eben darum auch wirklich erworben haben müssen, und nun freywillig dasselbe nur Einem aus ihnen überlassen? Und dann kommt es darauf an, wie diese Ueberlassung geschieht. Denn wenn der Eine den übrigen ihre Lehensantheile in Geld hinausbezahlt; so muß dieß auf deren dereinstige Lehensfolge großen Einfluß haben. Hieran hat der Verf. nicht gedacht. Die Erstgeburtsfolge soll „auf dem Vorzugsrechte beruhen, das in der Familie eingeführt, durch die Geburt erworben und auf die Linie transmittirt werde." Dieß könnte doch wohl kürzer und deutlicher gefaßt werden. 3) In Rücksicht auf die Wirkungen soll „die Linealsuccession nach gemeinem Rechte lediglich auf die Linie desjenigen beschränkt seyn, auf den das Lehen mittelst Theilung gekommen sey; nach deren Erlöschung der Linienvorzug aufhören, und dann, ohne Rücksicht auf weitern Linealvorzug, die Succession des gemeinen Rechts nach der Nähe des Grades eintreten." Aber, nicht zu gedenken, daß dem gemeinen Rechte, ohne Unterschied, die Lineal- und dann wieder die Gradualfolge zugeschrieben wird, so ist ja, wenn das Lehen vertragsweise von Mehrern, die es zu gleichen Theilen erworben hatten, Einem aus ihnen überlassen worden, und zwar für sich und seine Descendenz, der Erwerb des Letzten nicht durch Erbgang, sondern durch Vertrag geschehen, und er vererbt es sodann auf seine Descendenz, Linie oder Parentel, welches Wort man hier auch gebrauchen will. Was nun aber in dieser für eine Erbfolgeordnung statt haben solle? Die Mehrfolge nach der Nähe des Grades und nach Römischem Rechte? Oder die Alleinfolge, und in dieser Primogenitur oder Majorat, oder wohl gar Seniorat? Das Alles ist vor der Hand nichts weniger als in dem Vertrage der Ueberlassung des Lehens an den Einen bestimmt. Ferner hat es wohl seine Richtigkeit, daß, wenn durch einen solchen Vertrag das Lehen von Mehreren ihrer Einem für ihn und seine Descendenz überlassen worden ist, das Lehen bey dieser bis zu deren Verlöschung ausschließlich verbleibt. Aber auf

dieſen Fall der Erlöſchung dürfte die Frage nichts weniger als überflüſſig ſeyn: wem dann auf die Erbfolge in ſolchem Lehen ein wohl ſchon bereits wohlerworbenes Recht zuſtehe? Oder wie es überhaupt an die theilenden Brüder, oder deren Descendenten zurückfallen ſolle? Und wenn es diejenigen ſeyn ſollen, die vorher das Lehen ihrer Einem überlaſſen haben; ſo ſcheint es hierbey gar ſehr darauf anzukommen, wie vorher die Ueberlaſſung geſchehen iſt; und Rec. möchte wohl fragen, wo das geſchrieben ſtehe, daß nur in allen Fällen die Succeſſion des gemeinen Rechts nach der Nähe des Grades, d. i. nach der Analogie des Römiſchen Inteſtaterbfolgerechts eintreten müſſe? Endlich 4) in Rückſicht der Succeſſionsordnung ſchreibt der Verf. S. 35: „die in der Linie ſtatt hat", ſo ſollen beyderley Linealfolgen, die nach gemeinem und die nach Erſtgeburtsrecht von einander verſchieden ſeyn. Hiervon ſteht aber zur Erläuterung und nähern Beſtimmung nichts weiter als das: „die in die Linie fallende Lehensfolge wird nach der geſetzlichen Lehensfolge des gemeinen Rechts beſtimmt." Das errathe, wer da kann, aber in einem ſolchen Handbuche, wie das des Verf. iſt, ſollte dem Leſer zum Errathen nichts aufgegeben oder gelaſſen werden.

Die Frage: wer nach Ausgang des Mannsſtamms bey eingeführter Primogenitur, wenn das Lehen an den Weibsſtamm falle, zunächſt ſuccedire? hält der Verf. allerdings mit Recht für wichtig. Der Ausdruck: Weibsſtamm iſt nicht wohl gewählt. Im übrigen entſcheidet der Verf. ohne Bedenken für die Deſcendenten des Letztverſtorbenen. Bey der eintretenden Collateralfolge, und der größeren Anſtänden unterliegenden Frage: ob eines vorverſtorbenen Bruders weibliche Nachkommen gegen ältere Schweſtern zurückſtehen müßten? gibt der Verf. S. 41 der in der erſten und ältern oder vorgebornen Linie befindlichen Weibsperſon den Vorzug. Nach der Meinung des Rec. hat man zur Entſcheidung dieſes immerhin ſchwierigen Succeſſionsfalles, wenn nicht hierüber ein poſitives Geſetz oder Statut beſtimmt entſcheidet, nur zwiſchen zweyen Principien zu wählen: entweder, daß man die Primogeniturfolge bey den weiblichen Nachkommen des Stifters, oder erſten Erwerbers vom Letzten des Mannsſtammes, oder vom Stifter (erſten Erwerber) ausgehen läßt. Im erſtern Falle wird die Primogenitur, die

im Mannsstamm angefangen, nach dessen Erlöschung von den weiblichen Nachkommen des Stifters, so zu sagen, fortgesetzt; im letztern Falle wird die Primogenitur, welche im Mannsstamme vorangegangen, mit dessen Erlöschung nun auch darin beendigt, und nun dagegen die Primogenitur in den weiblichen Nachkommen des Stifters angefangen. Aber es ist „nichts weniger als gleichviel", wie der Verf. S. 43 meint: „ob man sage, die Primogenitur werde nach Erlöschung des Mannsstammes von dem Weibsstamme (ein unpaßlicher Ausdruck!) fortgesetzt, oder angefangen." Läßt man sie vom Letzten des Mannsstammes an in der jetzt eintretenden weiblichen Erbfolge fortsetzen, welches allerdings viel für sich hat: so verletzt man nun aber doch das Primogenitur-Erbfolgegesetz in zwey Puncten, die ihm eigenthümlich sind. Einmal muß man eine Collateralfolge nachgeben, und Primogeniturfolge soll doch nur Descendentenfolge seyn; und dann muß man eben damit unter den Collateralen des Letzten vom Mannsstamm auch eine Gradualfolge nachgeben, und doch soll die Primogeniturfolge die strenaste Linealfolge seyn. Ja grade der Vorzug, womit sich die Erstgeburtsfolge so sehr auszeichnet, geht damit ganz verloren, indem sie aufhört, absolut und unveränderlich zu seyn, nun dabey auf das Verhältniß mit dem Letztverstorbenen gesehen wird, und es nun höchst zufällig wird, in welchem männlichen Nachkommen des gemeinsamen Stammvaters der Mannsstamm erlöschen, und welche Person von den weiblichen Nachkommen, als die nächste Verwandte vom Letzten des Mannsstammes succediren werde? Läßt man dagegen die Primogenitur in der weiblichen Erbfolge nun auch wieder vom Stifter oder ersten Erwerber anfangen, wie sie auch in der männlichen Erbfolge von demselben ausgegangen war; so behält sie auch in der weiblichen Erbfolge durchaus ihren sich so auszeichnenden Charakter. Man denke sich auch den Fall, der Stifter einer Primogenitur, der ausgesprochen hat, daß sein Nachlaß ein unveräußerliches und untheilbares Erbeigenthum seiner ganzen Nachkommenschaft mit Alleinfolge nach Primogeniturordnung, jedoch mit Vorzug des Mannsstammes seyn und bleiben solle, der Stifter solcher Primogenitur habe drey Söhne und zwey Töchter hinterlassen, das Erbgut wäre auf seinen Enkel vom Erstgebornen herab;

und von diesem auf seinen zweytgebornen Sohn, und von diesem auf den Enkel seines drittgebornen Sohnes hinüber gekommen, in welchem sodann schon der Mannsstamm erloschen wäre. Jetzt erscheinen unter den weiblichen Nachkommen des Stifters dessen noch lebende zwey Töchter; sodann eine Tochter vom Enkel des erstgebornen Sohnes, und vom Letzten des Mannsstammes eine Tochter und zwey Schwestern. Fast sollte man glauben, daß der erstgebornen Tochter des Stifters der Vorzug vor allen dessen übrigen weiblichen Nachkommen nicht einmal auch nur bezweifelt werden möchte. Der Stifter des Primogeniturgesetzes hat hiernach die Erbfolge unter seiner Nachkommenschaft als solcher geordnet. Descendentenfolge soll sie seyn und ewig bleiben. Jeder soll seine Stelle, die ihm die Zeit seiner Vorgeburt vor dem Nachgebornen gibt, für sich und seine Nachkommen haben und behalten. Unabänderlich ist folglich ihre Ordnung, ganz unabhängig vom jedesmaligen Erblasser. Aber er hat zuvörderst unter seiner Nachkommenschaft das männliche Geschlecht vom weiblichen gesondert. Auf eine eben so selbstständige Weise, als die männliche Erbfolge geordnet ist, soll nun auch die weibliche geordnet seyn und bleiben. Ist die männliche Erbfolge von den männlichen Linien ausgegangen, so muß nun auch die weibliche Erbfolge von den weiblichen Linien ausgehen. Die Töchter und die weiblichen Linien können unmöglich als Theile des Mannsstammes, von dem sie ein- für allemal getrennt worden sind, angesehen werden. Sind nur die männlichen Linien in der Nachkommenschaft des Stifters für sich und als Häupter ihrer männlichen Descendenzen nach ihrem natürlichen Alter geordnet worden; so müssen nun auch nach dieser Ordnung die weiblichen Linien und als Häupter ihrer Descendenzen geordnet werden. Bey den weiblichen Linien ist nur das Eigene, daß sie nicht von gleicher Ordnung sind, und daß, wenn gleich der ganze Mannsstamm unter den Nachkommen der Söhne des Stifters begriffen ist: dagegen doch dessen ganze weibliche Nachkommenschaft nichts weniger als unter dem Töchtern des Stifters begriffen werden kann. Die weiblichen Linien erscheinen also von ungleicher Ordnung. Solche sind also zunächst seine Töchter, aber nach denselben von seinen Söhnen seine Enkel- Urenkel-Töchter u. s. w. Aus diesen Begriffen und Ansichten, die Rec. von der weiblichen Primogenitur hat, ergibt sich leicht von selbst, daß er für die Tochter, oder Enkelin des Erstgebornen, oder vorgebornen Sohnes kein Princip finden kann, um daraus ihr den Vorzug vor den weiblichen Linien des Stifters, oder auch nur vor den nächsten Verwandten des Letzten vom Mannsstamm zu erweisen. Man kann wohl so

oder anders ausdrücklich disponiren, und die weibliche Erbfolge nach der Primogenitur ordnen: aber an einem Primogenitur rechtlichen Principe fehlt es durchaus, für die weibliche Descendentin des erst- oder vorgebornen Bruders vom Letzten des Mannsstammes, um unter dessen Collateralen das Erstgeburtsrecht aus der männlichen Erbfolge nun noch einmal für sich als eine weibliche Linie in der weiblichen Erbfolge geltend machen zu dürfen. Wenn aus der ganzen großen Masse vom Erbeigenthum der Familie ein kleiner bestimmter Theil für den Zweytgebornen und dessen Descendenz ausgeschrieben wird; so rechnet der Verf. auch das unter die Kategorie der speciellen Erbfolgeordnungen, und nennt es Minorat. Der Ausdruck dürfte wohl nicht passend gewählt seyn. Auch im X. und XI. Cap. S. 78 u. f., wo von der speciellen Lehnsfolge, vermöge Simultan-Investitur, und vermöge Eventual-Investitur und Anwartschaft gehandelt wird, fehlt es hie und da wieder dem Lehrvortrage des Verf. an der gehörigen Bestimmtheit: und auch hierin, wie sonst in manchen andern Capiteln, fand es der Verf. gerathener, dem nun einmal so allgemein beliebten Boehmer'schen Compendium eher zu folgen, als es zu verbessern. „Bisher, schreibt der Verf. S. 78, wurde von der Lehensfolge, vermöge Geblütsrecht, und zwar nach der gesetzlichen sowohl als speciellen Lehnsfolgeordnung gehandelt." Offenbar versteht er also unter der Lehensfolge das Recht, das Lehen durch den Erbgang erwerben zu können, und auch wirklich zu erwerben. Wenn das Erbfolgerecht nun gleich auf der Abstammung vom ersten Erwerber haftet, so ist es doch nicht sowohl auf diesem Geblüt, als vielmehr auf der constituellen Investitur des ersten Erwerbers gegründet; und grade hierin weicht die Lehensfolge von der Römischen Intestat-Erbfolge so sehr ab. „Gegenwärtig, fährt der Verf. fort, folgt die specielle Lehensfolge, welche sich auf specielle Investitur, und zwar entweder Simultan- oder Eventual-Investitur gründet. Wenn nun aber hier die Rede von der Lehensfolge oder Successsion im engern Sinne ist, welche durch den Erbgang geschieht; so besteht der wichtige Unterschied zwischen Simultan und Eventual-Investitur nun grade darin, daß der Simultanbelehnte, gleich den Nachkommen des ersten Erwerbers, das Lehen durch den Erbgang; und dagegen der Eventualbelehnte dasselbe durch die Investitur erwirbt. Der Simultanbelehnte wird in die Gemeinschaft des Lehn-Erbeigenthums des ersten Erwerbers (Principalvasalls) aufgenommen. Der Eventualbelehnte ist selbst selbstständiger erster Erwerber. Ebendaher hält Rec. auch nichts weniger als mit dem Verf. S. 80 dafür, daß der Simultanbelehnte mit dem Lehensbesitzer das Mitreigenthumsrecht

habe, und dagegen die Ausübung desselben dem Lehensbesitzer unbedingt, dem Simultanbelehnten aber nur bedingt ertheilt werde, indem sie bey diesem von der Erlöschung des Rechts des Lehensbesitzer und seiner Erben abhange.“ Der Verf. gesteht dem Mitbelehnten S. 81 ein reines unbedingtes Condominium utile zu. Nach dem Verf. S. 84 soll „der Eventualbelehnte, so lange noch die Bedingung der Apertur schwebe, gar keines Rechts theilhaftig seyn, welches das Lehenseigenthum betreffe; da dessen Recht erst mit Existenz der Bedingung entstehe.“ Um des nutzbaren Miteigenthums wegen, das nach dem Verf. dem Mitbelehnten verliehen werden soll, glaubt auch der Verf. S. 88, „daß ohne Einwilligung des Vasallen dem Lehensherrn nicht das Recht zustehe, einem Andern die Simultan-Investitur zu ertheilen. Die ohne Einwilligung des Lehensbesitzers vorgenommene Simultan-Investitur soll für ihn unverbindlich und unnachtheilig, doch eben nicht eine ganz nichtige Handlung seyn, vielmehr durch die Einwilligung des Lehensherrn und des Belehnten, doch unter einer andern Gattung von Geschäft, aufrecht erhalten werden, und in eine, ohne Einwilligung des Vasallen ertheilte Eventual-Investitur übergehen.“ Aber will der Lehnsherr, sich einzig zum Nachtheile, die Infeudation seines Guts, und das Erbrecht daran, über die Nachkommenschaft des ersten Erwerbers hinaus, vermittelst einer Simultanbelehnung, ausdehnen, und noch einem Andern für sich und dessen Nachkommenschaft das Erbrecht an dem Lehen verleihen; oder will er vermittelst einer Eventualbelehnung auf den Aperturfall sich selbst den Heimfall des Lehens versperren; so dünkt den Rec., das Eine wie das Andre bey der Willkühr des Lehnsherrn zu stehen, ohne hierzu der Einwilligung des Lehnsbesitzers zu bedürfen, eben darum, weil diesem seine Rechte, in dem einem wie in dem andern Falle, ganz unverletzt bleiben müssen. Nach S. 108 soll „die Eventualbelehnung, lediglich der Successsion wegen, auf den Fall verliehen werden, wenn das Lehen dem Lehensherrn eröffnet werde“, und nach S. 109 soll durch dieselbe ein dingliches Recht und zwar das nutzbare Eigenthum an dem fremden Lehen verliehen werden; allein „bloß der Lehensfolge wegen, und auf den Aperturfall, wo die Rechte aller derjenigen erloschen sind, welchen das Lehen verliehen worden.“ Das Wort im weitesten Sinne genommen, kann man wohl, selbst mit dem Feudisten, sagen, daß auch im Aperturfalle der Lehnsherr succedire. Aber in einem Lehrvortrage vom Systeme des Lehnrechts sollte die Lehensfolge bloß vom Erwerbe des Lehens durch den Erbgang gebraucht, und davon der Lehnserwerb durch die Investitur sorgfältig unterschieden werden; und wenn nach S. 109 dem

Eventualbelehnten ein dingliches Recht, und zwar das nutzbare Eigenthum vermittelst der Investitur verliehen wird; so reimt sich das doch nicht mit S. 84, wornach der Eventualbelehnte gar keines Rechts theilhaftig seyn soll, welches das Lehnseigenthum betreffe, so lange die Bedingung noch nicht in Erfüllung gegangen wäre.

Ganz richtig bemerkt der Verf. S. 116, „daß zur Eventualbelehnung die Einwilligung des Vasallen nicht nothwendig sey. Dagegen soll er aber auch an die, ohne seine Einwilligung ertheilte Eventual-Investitur nicht gebunden seyn. Aber es ist schwer zu begreifen, was aus der Eventualbelehnung flösse, wovon der besitzende Vasall sagen könnte, daß er daran nicht gebunden wäre, weil er dazu seine Einwilligung nicht gegeben habe, zumal, wenn auch das seine Richtigkeit hätte, was der Verf. S. 84 jedoch nicht übereinstimmig mit S. 109 behauptet hat, „daß der Eventualbelehnte vor dem Falle der Apertur gar keines Rechts theilhaftig wäre, welches das Lehenseigenthum betreffe." Hat nun aber der Lehensbesitzer zur lehnsherrlichen Eventual-Investitur seine Einwilligung gegeben; so solle nach dem Verf. S. 118 sie dadurch der Investitur gleich gemacht werden, in welcher, vermöge eines beygefügten Vertrages, einem dritten die Lehensfolge ertheilt werde; und solle der Eventualbelehnte dadurch in die Investitur des Vasallen mit aufgenommen werden, und mit jener stehen oder fallen." (Das Letztre scheint dem Rec. vollends ganz dunkel zu seyn.) „Durch die Einwilligung sollen nach S. 119 dem Lehensbesitzer alle die Rechte verloren gehen, welche ihm ohne diese Einwilligung freygestanden wären." „Nach dieser Einwilligung solle der Lehnsbesitzer durch den dadurch beygefügten Vertrag eben so, wie durch den Hauptvertrag verbunden werden; und durch diese Einwilligung seinen Rechten entsagt, und dem Eventualinvestirten auch von seiner Seite ein dingliches Recht übertragen haben, welches er zu respectiren, und gegen welches er nichts ohne Einwilligung des Eventualbelehnten vorzunehmen gehalten sey." Mancher mag freylich begierig seyn, von dem Verf. zu erfahren, was dann das für Rechte wären, die dem Lehnsbesitzer durch seine Einwilligung in die Eventualbelehnung verloren gingen, und denen er dadurch entsage? Geht man einmal von den bekannten Rechtsprincipien aus, daß der Vasall vermöge des ihm verliehenen nutzbaren Eigenthums vom Lehen nur den ausschließlichen Besitz und Genuß habe; und dagegen auf den Aperturfall der Lehnsherr das Recht, mit seinem vorbehaltnen Dominium directum das Utile wieder zu consolidiren, und darüber als über sein freyes Eigenthum zu disponiren; auch eben darum der Vasall das Lehen

nicht deteriorliren, und noch viel weniger eigenmächtig alieniren dürfe; und ferner, daß die Eventualbelehnung ein zwischen dem Lehnsherrn und dem Eventualbelehnten eingegangenes rechtliches Geschäft seye, das, der ihm gegebenen Modalität ungeachtet, nun doch im übrigen seine vollkommne Verbindlichkeit habe; so möchte man zwar immer S. 127 zugeben, daß der Lehensherr nicht berechtigt wäre, ein dem Vasallen wirklich nachtheiliges und dessen wirklich habenden wohl erworbenen Rechten zuwider laufendes Versprechen Jemanden zu thun; dagegen fast daran zweifeln, was der Verf. für ganz ausgemacht hält, „daß jeder Eventualbelehnung stillschweigend die Bedingung anklebe, in sofern der Lehensmann den Lehnsherrn nicht bewegen werde, zu seinem Besten eine andre Verordnung in Rücksicht des Lehens zu machen; und ferner, daß der Vasall vollkommen berechtigt wäre, vom Lehensherrn nicht leiden zu dürfen, daß er ihm durch eine Eventualbelehnung, in Hinsicht einer allenfalsigen Veräußerung oder Verpfändung des Lehens, nun eine neue Beschwerde von erforderlicher Consenseinholung bey dem Eventualbelehnten auf den Hals lade; und daß der Lehensherr, auch nach noch so fest und förmlich ertheilter Eventualbelehnung, doch immerhin berechtigt bleibe, zum offenbaren Nachtheil des Eventualbelehnten, den Aperturfall nach seiner freyen Willkühr zu verhindern, oder wohl gar zu vereiteln; ja, daß die ertheilte Eventualbelehnung den Lehnsherrn keineswegs hindere, in die Veräußerung des Lehens nach seiner Laune zu willigen, auch es lediglich zum Besten des Besitzers in Erbe zu verwandeln: als welches nicht nur der Praxis, sondern auch der Billigkeit (??) ganz angemessen seyn solle; und daß endlich auch von Agnaten und Simultanbelehnten durchaus kein gültiges Argument für die Eventualbelehnten hergeholt werden könne, indem jene ein unbedingtes, dagegen diese ein bloß bedingtes und auf den Aperturfall beschränktes Recht hatten. Die Enge des verstatteten Raums gebietet dem Rec. schon hier mit seine Bemerkungen abzubrechen. Es kann aber auch daran genügen, um damit nur soviel zu beweisen, daß der Gebrauch dieses Handbuchs, aller seiner unverkennbaren Vorzüge ungeachtet, doch mit vieler Vorsicht geschehen müsse.

---

Uebersicht der das Privatrecht betreffenden Constitutionen der Römischen Kaiser Constantin I. bis auf Theodos II. und Valentinian III. Eine Einladungsschrift zu den auf der Rechtsfacultät zu W. zur im Winter 1811 zu haltenden Vorlesungen, vom Professor von Löhr. Gedruckt mit Winckleriſchen Schriften. 102 S. 8. (30 kr.)

Schon oft iſt darüber, im Stillen oder öffentlich, geklagt, daß in unſern Handbüchern und Compendien die Chronologie der Rechtsſätze ſo äußerſt mangelhaft vorgetragen wird. In den erſten Perioden, wo das Material, größtentheils aus Mangel an geſchichtlichen Zeugniſſen, ſehr geringfügig iſt, und wo man den Commentatoren der beſten Claſſiker unbeſorgt nachſchreiben kann, wird gewöhnlich jede Kleinigkeit gewiſſenhaft angeführt; aber von da an erzählt man nur mit einiger Genauigkeit grade das Unbedeutendſte, d. h. die Geſchichte der wenigen, uns aus der Periode der Kaiſer bekannt gewordenen Volks- und Senatsſchlüſſe, und übergeht grade das, wodurch das Juſtinianeiſche Recht vielleicht zur Hälfte ſo gebildet ward, wie es jetzt iſt, nämlich die Conſtitutionen der Kaiſer. So blieben denn viele der wichtigſten Lehren faſt ganz im Dunkeln liegen, wie z. B. die Geſchichte der Magiſtraturen, des Criminalrechts, des Proceſſes, der Peculien, der Ehe, des Pfandrechts, der Inteſtaterbfolge, des Concurſes, und eine ganze Reihe andrer Materien. Etwas hat hier nun freylich Hugo nachzuhelfen geſucht, aber ohne auch nur entfernt Vollſtändigkeit zu erreichen. Dieſe Mängel will daher der ſcharfſinnige und gelehrte Verf. der vorliegenden Schrift ergänzen, indem er entſchloſſen iſt, eine chronologiſch ſyſtematiſche Darſtellung aller, das Privatrecht betreffenden Conſtitutionen der chriſtlichen Kaiſer zu liefern, womit dieſe Gelegenheitsſchrift den Anfang macht, indem darin alle das Privatrecht (mit Einſchluß des Proceſſes) betreffenden Conſtitutionen der auf dem Titel genannten Kaiſer, mit Ausſchluß von Theodor II. und Valentinian III., aber auch mit Einſchluß von Julian, ſyſtematiſch, mit möglichſter Kürze und Präciſion angeführt ſind, ſo nämlich, daß bey jedem Kaiſer nach gewiſſen Rubriken angegeben iſt, was durch denſelben für die einzelnen Lehren geſchah. Der Text iſt kurz und einfach, und in den Noten ſind die Belegſtellen (faſt durchaus aus dem Cod. Theod. und Juſtinians Compilation, in ſteter Zuſammenſtellung deſſen, was ſich über denſelben Punct, ſey es auch dem Inhalt nach verſchieden, in beyden Codicibus findet) gegeben, oft mit kurzen erläuternden Bemerkungen, welche, wie die ganze Schrift, die Gelehrſamkeit, den Scharfſinn und das eigne Nachdenken des Verf. beweiſen. Außerweſentliche Kleinigkeiten ſind weggelaſſen; auch iſt auf die neuere (leider faſt durchgehends unbedeutende) Litteratur keine Rückſicht genommen. Die Ordnung iſt übrigens im Ganzen nach Hugo's Lehrbuch eingerichtet, zu welchem alſo dieſe Schrift, ihrem Zweck zufolge, einen ergänzenden Nachtrag ausmacht. Daß der Verf. überall ſo genau, als möglich, die Jahrzahl der Conſtitution, und (mit den Zeichen: Or. und Occ.) den

Theil des Reichs, für welchen dieselbe erlassen war, bemerkt hat, ist um so zweckmäßiger, je mehr grade in dieser Hinsicht die größte Genauigkeit zu wichtigen Resultaten führen kann.

Obgleich nun Rec. (zum Theil denkt der Verf. nach der Vorrede eben so) überzeugt ist, daß eine solche chronologische Darstellung, als Hauptgrundlage des akademischen Vortrags, nicht paßlich ist, so wünscht er dennoch lebhaft, daß Hr. v. L. seinen Plan bald völlig durchführen möge. Denn wenn auch für den Lehrvortrag der Rechtsgeschichte auf Akademieen der bloße systematische Vortrag absolut vorzuziehen seyn möchte, so wird dennoch zum Nachschlagen, und zum eignen Studio bey tieferem Eindringen in das Detail des Rechts ein chronologisches Werk über Rechtsgeschichte täglich mehr und mehr ein dringendes Bedürfniß. Der Verf. gehört zu den Wenigen, welche, mit Talenten, Gelehrsamkeit und Eifer für dieses schwierige, interessante, aber nur zu oft verachtete Fach ausgerüstet, jenem Bedürfniß abzuhelfen im Stande sind. Darum erlauben wir uns denn auch die Bemerkung, daß wir eine dreyfache Erweiterung des angelegten Plans in aller Hinsicht wünschen, und zwar dahin, daß der Verf. sich über die Gesetzgebung aller Kaiser verbreiten, damit die sämmtlichen unter den Kaisern erlassenen Senatsschlüsse verbinden, und seine Darstellung auch auf das ganze öffentliche Recht im weitesten Sinn erstrecken möge. Denn auch durch die Kaiser vor Constantin (z. B. durch Hadrian und Diocletian) ist unendlich vieles geschehen, was für die Ausbildung des Rechts von der größten Bedeutung war, aber bisher von keinem Rechtshistoriker entwickelt ward; die Senatusconsulte sind mehrentheils nur verdeckte Constitutionen; und daß kein Theil des Rechts von andern getrennt werden kann, wird der Verf. selbst schon bey der Geschichte des Processes gefühlt haben, worauf namentlich die Geschichte der Magistraturen und der Kirche so tausendfältig einwirkte, daß eine isolirte Darstellung der Geschichte des spätern Processes eine reine Unmöglichkeit genannt werden kann.

Was wir wünschen, ist freylich viel, sehr viel. Allein wenn wir den Verf. bitten, auf diese Wünsche möglichst Rücksicht zu nehmen, so wissen wir, daß diese Bitte einem Gelehrten geschieht, welcher sich durch wahre wissenschaftliche Kenntnisse und unermüdeten Eifer auszeichnet, und im umgekehrten Verhältniß zu denen steht, welche viel versprechen, und viel auf ihre Kräfte rechnen, aber wenig zu leisten vermögen.

# Jahrbücher der Litteratur.

Christologia Judaeorum Jesu Apostolorumque aetate in compendium redacta observationibusque illustrata a D. Leonhard Bertholdt, Theol. Prof. P. O. in literarum univ. Regio-Bavarica Erlang. et templi acad. Ant. Erlangae, sumt. Jo. Jac. Palm. 1811. XX u. 227 S. gr. 8. (1 fl.)

Eine der gelehrtesten Schriften, die seit einiger Zeit im Fache der Theologie erschienen sind! Bekanntlich fehlte es nicht an gelehrten Sammlungen über die Vorstellungen der Juden vom Messias, wie sie Lightfoot, Schöttgen, Eisenmenger und Andre, angelegt haben. Aber zum Theil waren diese Sammlungen zu wenig nach bestimmten Gesichtspuncten geordnet, um eine bequeme Uebersicht zu gewähren; zum Theil war der gänzliche Mangel an Kritik bey jenen gelehrten Sammlern gar zu auffallend; wodurch ihre Werke zu sehr an Brauchbarkeit verloren, um daraus sichere Resultate für die Aufklärung des Sprachgebrauchs und der Ideen des N. T. herzuleiten. Es war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herrn D. Bertholdt, über die Christologie der Juden zu den Zeiten Jesu und seiner Apostel, nach sorgfältigem und kritischem Gebrauche der Quellen, eine ganz neue und vollständige Untersuchung anzustellen, und diese Ideen zugleich systematisch zu ordnen, wodurch man sich so viel eher von ihrer Vollständigkeit überzeugte. Er gibt in der Vorrede außer der allgemeinen Wichtigkeit des Gegenstandes hauptsächlich zwey Ursachen an, warum er zum Antritt seiner theologischen Professur vornehmlich diese Materie zu bearbeiten übernommen habe; theils die sonderbare Tendenz einiger Theologen des Zeitalters, die den durch Ernesti und Semler gebahnten Weg der historischen Interpretation der Bibel verlassen, und die auf diesem Wege dargestellte biblische Theologie vernachlässigen, und dagegen ihren dunkeln Speculationen oder ihren mystischen Phantasieen nachhängen, und veraltete Formeln, die

bloß rerum coelestium ac divinarum humana fulcra ſind, als das Weſen der Religionswiſſenſchaft geltend machen wollten; theils die zu einem andern Zweck angeſtellte Lectüre der Chaldäiſchen Paraphraſen und der beſſern rabbiniſchen Schriften, die den Verf. leicht überzeugten, daß in den bisherigen, auch den neuern Darſtellungen der Chriſtologie der Juden zu den Zeiten Jeſu und ſeiner Apoſtel noch keineswegs alles ganz aufs Reine gebracht ſey. Indem er nun durch ſorgfältiges Schöpfen aus den Quellen, und durch gehörige Läuterung derſelben den Mängeln der bisherigen Darſtellungen dieſer Chriſtologie der ſpätern Juden abzuhelfen bemüht geweſen, ſey er durch mehrere Gelehrte, die ihm zu dieſem Behufe mehrere unentbehrliche rabbiniſche Schriften aus den Nürnbergiſchen und Altdorfiſchen Bibliotheken verſchafft haben, trefflich unterſtützt worden, worauf er durch Vergleichung derſelben mit den Werken der bisherigen Bearbeiter der jüdiſchen Theologie und Chriſtologie ein beſtimmtes Reſultat aufzufinden geſucht habe. Die leitende Idee nun, welche man nach dem Wunſche Hrn. B. bey der ganzen Lectüre ſeiner Schrift vor Augen haben ſoll, iſt dieſe: die Lehre des N. T. ſtimme in Ideen und Formeln oder Ausdrücken, wenn man ihre äußere Geſtalt betrachte, mit der Chriſtologie der Juden ſehr genau zuſammen. Deswegen aber ſey die chriſtliche Lehre nicht ein bloßer, etwa verbeſſerter Judaismus; vielmehr ſey es klar, daß allein auf dieſem Wege, welchen die Geſchichte darbiete, eine deutliche Einſicht und ſichere Ueberzeugung von dem göttlichen Urſprunge der chriſtlichen Lehre und ihrer Göttlichkeit ſelbſt zu erlangen ſey. Denn ſchwerlich hätten die Juden, unter welchen Jeſus nach Gottes Rath auftreten mußte, ſich überreden können, daß Jeſus ein durch ſeine geiſtige Natur über Menſchen und Engel unendlich erhabenes, Gott gleiches und ihm innigſt verbundenes Weſen ſey, wenn nicht einem Theil der Juden ſchon lange ſolche Ideen von dem zu hoffenden Meſſias geläufig geweſen wären, die ſich nun gar leicht an die chriſtliche Lehre anknüpfen ließen. Hieraus wird dann S. XV noch weiter gefolgert: daß Alles, was in der chriſtlichen Lehre auf dieſe jüdiſche Chriſtologie oder den Meſſianismus hindeute, ein bloßer Schematismus ſey, deſſen ſich die Gottheit als einer Stütze

oder eines Vehikels bedient habe, um die neue göttliche Lehre den Gemüthern der Juden annehmlicher zu machen, und auf dieſes Fundament, das keineswegs immerfort dauern ſollte, weiter fortzubauen; daß man alſo nicht ſowohl an dieſes Subſtrat, welches leicht untergehen könne, ſondern an das darauf gegründete Gebäude ſelbſt, an das unwandelbare Wort der Wahrheit, ſich halten ſolle. — Dieſe Ideen mußten wir vorausſchicken, um auf den Geſichtspunct hinzuweiſen, aus welchem Hr. B. ſeine nun folgende gelehrte Auseinanderſetzung der jüdiſchen Chriſtologie betrachtet zu ſehen wünſcht.

Das ganze in 49 Paragraphen dargeſtellte Werk zerfällt nächſt den Prolegomenen in zwey Hauptheile, einen allgemeinen und einen ſpeciellen. In dem allgemeinen iſt von der Chriſtologie der Juden zu Jeſu und ſeiner Apoſtel Zeiten überhaupt, im ſpeciellen von der Chriſtologie der Paläſtiniſchen Juden zu Jeſu und ſeiner Apoſtel Zeiten nach ihren einzelnen Theilen die Rede. Wir verſuchen die Hauptreſultate dieſes Werks kürzlich darzuſtellen.

Nach einer kurzen Andeutung in den Prolegomenen, wie allgemein die Hoffnung eines Meſſias zu den Zeiten Jeſu und ſeiner Apoſtel unter den Juden verbreitet und wie tief ſie in den Gemüthern derſelben gewurzelt geweſen, woher ſie ihren Urſprung nahm, und wodurch ſie nach dem Babyloniſchen Exil ganz andre Modificationen annahm, als ſie vor demſelben gehabt hatte, werden §. 4 die Quellen bemerkt, aus denen man eine von neuen unternommene unbefangene Unterſuchung über dieſe ſchwierige Lehre zur Aufhellung mancher ihr eigenthümlichen Dunkelheiten, zu ſchöpfen habe? Fontes primarii und secundarii werden hier unterſchieden. Zu den erſtern werden gerechnet die ſpätern kanoniſchen Bücher des A. T., beſonders die prophetiſchen, die Apokryphen des A. T., Philo, Joſephus, das N. T., auch einige Pseudepigrapha des A. T., beſonders das vierte Buch Esdra. Zu den letztern werden gezählt die ältern Bücher der Rabbinen, vorzüglich das Buch Sohar, welches eine höhere Chriſtologie enthält, jedoch ſo, daß auch die ſpätern Bücher dieſer Art, wie das Buch Nezach Israel, nicht ganz aus der Acht gelaſſen

werden. Der Grundsatz, den der Verf. über ihren Gebrauch aufstellt, ist dieser: daß in diese Darstellung der jüdischen Christologie nichts aufgenommen werde, was nicht in den genannten Quellen der erstern Classe, nach sorgfältiger Kritik derselben, mit klaren Worten angedeutet ist, oder doch aus untrüglichen Merkmalen abgeleitet werden kann. Doch gibt Hr. B. zu, daß man auch bisweilen, unter gewissen Bedingungen, der Conjectur Raum verstatten könne.

Die Auseinandersetzung selbst in dem allgemeinen Theile des Werks beginnt mit der Bemerkung, daß die Christologie der Juden, nach Verschiedenheit der Länder und Gegenden, einen ganz verschiedenen Charakter trage; anders bey den Aegyptischen, besonders den Alexandrinischen Juden; anders bey den Palästinischen; und wieder anders bey den Samaritanern. Die Juden, die sich nach Alexandrien und überhaupt nach Aegypten hingezogen hatten, schlossen sich an die dortige philosophische Schule an, und verbanden ihre philosophischen Ideen mit Platonischen Sätzen, wie mit einigen Pythagoreischen orientalischen Philosophemen. Dadurch hat bey ihnen die alte Idee vom künftigen Messias und seinem herrlichen Reiche ihren niedrigern und irdischen Charakter verloren, und einen edlern und erhabnen Charakter angenommen; sie verließen nämlich die gemeinen Vorstellungen darüber, und entwarfen sich zur Darstellung dieser Idee ein Bild von einer vollkommenen Erkenntniß himmlischer Wahrheit, von einem höchsten Streben nach Tugend und einem unaufhaltsamen Fortschreiten in derselben, und von einer reinern geistigen Glückseligkeit, die daraus entspringt; sie wandten endlich ihre allegorische Erklärungsart des A. T. an, um diese Vorstellung aus demselben zu deduciren, wie das Buch der Weisheit hierüber zum Beleg dienen kann. Philo's Ideen über das künftige Zeitalter sind denselben sehr analog. — Die Samaritaner, ob sie gleich von den Juden vielfältig abweichen, und die spätern Religionsbücher derselben nicht annehmen, haben dennoch ebenfalls einen Messias erwartet, wie sich dieß sowohl aus ihrem gemeinschaftlichen Ursprung, als aus der Nachbarschaft ihres Aufenthalts leicht erklären läßt. Sie schrieben dem Messias, den sie wahrscheinlich nach nach 5. Mos. 18, 15. vorzugsweise τὸν προφήτην nann-

ten, als dem Heiland der Welt, Zeiten des Heils zu, die Er wieder herbeyführen würde; und hofften, daß, wenn ihnen ihre alte Freyheit vom Joch fremder Völker wieder verschafft seyn würde, seinem Regiment alle Völker der Erde unterjocht werden würden. Aber nicht aus Davidischem Geschlechte, sondern von den Nachkommen Josephs, den sie als ihren Ahnherrn betrachteten, ließen sie ihn abstammen; und glaubten, daß er den Cultus des Jehovah auf dem Berge Garizim unter göttlicher Auctorität in herrlichem Glanze wieder herstellen, und, nach Vollendung seiner Laufbahn, wenn er gestorben wäre, im Grabe Josephs würde begraben werden. Den Namen הַשָּׁהֵב oder הַתָּהֵב, den ihm die Samaritaner gaben, erläutert unser Verf. am liebtesten durch Vergleichung des Arabischen هُتْهُبٌ violentum imperium exercuit dynasta, weil die Samaritaner sowohl als die Juden dem Messias eine schwere Herrschaft über die Heiden zuschrieben Freylich sehr angemessen! — Bey den Palästinischen Juden nahm die Erwartung des Messias einen andern Charakter an, weil sie, in ihre alten Wohnsitze zurückgekehrt, die Hoffnung unterhielten, ihren Staat wieder in seinem vorigen Zustand herzustellen. Aus diesem steten Hinblick auf die frühern glänzendern Zeiten, deren Wiederkehr sie hofften, erklärt sich nun die Erwartung, daß der Urheber einer bessern Zeit ein großer König aus Davidischem Geschlecht seyn werde, der seine Herrschaft weit über die Gränzen des heiligen Landes erweitern, und über alle Völker der Erde verbreiten, und dadurch sein Volk und Reich zu dem größten Glanze erheben werde. Diese Idee suchten sie noch durch die Vorstellung auszuschmücken, daß der Messias die Feinde des jüdischen Volks schwer bestrafen, die Heiden, die das heilige Land beherrschten, daraus vertreiben, und den Bewohnern desselben wieder zur Freyheit verhelfen, die im Auslande zerstreuten Nachkommen Abraham's wieder in ihr Vaterland zurückführen, die Verstorbenen wieder aus dem Unterreiche heraufführen, und dann durch einen prachtvollen Cultus zu Jerusalem, beym Hinzutritt der Götzendiener zur Verehrung des wahren Gottes, bey allgemein verbreiteter Frömmigkeit und Tugend, und bey reichlich verbreitetem irdischem Wohlstand,

eine Zeit des Glücks und des Segens herbeyführen werde, die alles frühere übertreffe. Jedoch, bemerkt der Verf., seyn diese Ideen keinesweges von allen auf gleiche Weise dargestellt, sondern von Verschiedenen verschieden ausgeschmückt worden; und in Auffassung dieser Ideen und ihrer Ausschmückung sey von den Gelehrten zu verschiedenen Zeiten auf mehr als eine Weise gefehlt; daher eine nähere Darstellung derselben aus den Quellen nothwendig werde. Mit dieser Darstellung beschäftigt sich Hr. B. im zweyten speciellen Theile seines Werks, worin die Christologie der Juden zu den Zeiten Jesu und seiner Apostel nach ihren einzelnen Theilen beleuchtet wird. Wir können nur die Hauptpuncte dieser Darstellung angeben.

Die Zeit der erwarteten Ankunft des Messias, dessen verschiedene Benennungen §. 9 aufgeführt sind, ist gänzlich unbekannt, und nicht zu erforschen. Seine Erscheinung bildet eine neue Periode; darauf gründet sich die Eintheilung in die vormessianische und messianische Zeit, welche von den Juden עילם הזה und עולם הבא αἰὼν οὗτος oder ὁ νῦν αἰὼν, und αἰὼν μέλλων oder ἐρχόμενος, genannt worden; welche Ausdrücke, so wie die damit zusammenhängenden, hier erläutert sind. Jedoch, wie unbekannt auch die Zeit der Ankunft des Messias war, so nahm man doch an, daß gewisse Ereignisse als Zeichen (אותות, σημεῖα) die Annäherung seiner Zukunft andeuten würden. Dahin rechnete man sehr unglückliche und bedrängte Zeiten, Zwietracht der Völker, Theurung, Pest u. dgl., ferner Sittenverfall, häusliche Zwietracht, Mangel an Liebe unter einander, Abfall von der wahren Religion, die Erscheinung falscher Messias und falscher Propheten, die Viele irre leiten würden, tiefen Verfall des jüdischen Staats, Entweihung des Tempels zu Jerusalem durch Götzendiener, Erdbeben, Zeichen am Himmel u. dgl., welches alles der Erscheinung des Messias vorhergehen würde, wobey jedoch Gott, um seiner Lieblinge willen, diese Unglückszeit möglichst abkürzen werde. Ferner rechnete man dahin einen Stern, der einige Zeit vor der Geburt des Messias am östlichen Himmel erscheinen, und durch seinen Glanz alle übrigen Sterne verdunkeln werde; desgleichen die Erscheinung des Elias als Vorläufers des Messias, der die nun zunächst bevorstehende Ankunft desselben ankündigen, die

Israeliten zur Buße leiten, Frieden und Eintracht unter ihnen herstellen, und eine gänzliche Reformation, auch in Ansehung des Cultus, unter ihnen bewirken, den Messias zu seinem großen Amte einweihen, und die Gemüther der Menschen für seine Aufnahme vorbereiten sollte; woran man den Gedanken knüpfte, daß beym Anbruch des messianischen Zeitalters außer dem Elias noch drey andre alte ehrwürdige Propheten wieder aufstehen, und dem Messias in seinem großen Geschäft Hülfe leisten würden, nämlich Moses, Jeremias, Jesaias. Zugleich aber nahmen die durch Babylonische und Persische Ideen mit dem System des Dualismus bekannt gewordenen spätern Juden an, daß dem Messias bey seiner Erscheinung sich ein feindseliges Wesen in menschlicher Gestalt, von verwerflicher Abkunft, der Antichrist, der kurz vor dem Anbruch des messianischen Zeitalters erscheine, entgegensetzen werde. Die Wirksamkeit desselben zur Verführung der Menschen, durch Hülfe des Satans, so wie sein Kampf mit Elias, dem Vorläufer des Messias, und seine Niederlage durch den Messias, wird hier §. 16 angedeutet mit der Bemerkung, daß Antiochus Epiphanes als der πρωτότυπος dazu anzusehen sey. Dann tritt endlich das messianische Zeitalter ein. — Daß nur jüdische Schriftsteller nach der Apostel Zeit von zwey Messiassen reden, einem Sohne Josephs und einem Sohne Davids; dieß erklärt der Verf. aus der Christologie der Samaritaner, deren Messias ein Sohn Josephs genannt werde, und aus dem Umstande, daß deren Christologie später zu den Juden übergegangen sey, und sich mit deren Ideen vom Messias vermischt habe, woraus denn die Erwartung zweyer Messiasse entstanden seyn möge. Auf gleiche Weise wird die gedoppelte Meinung der Juden von der Abstammung des Messias erklärt, da die Mehrsten ihn aus dem Stamme Juda, aus der Familie Davids, aus Bethlehem abstammen lassen; dagegen Andre ihm eine Abstammung aus einem andern und zwar ganz unbekannten Stamme zuschreiben; welches wieder allein aus Vermischung der jüdischen Christologie mit der samaritanischen erklärbar sey. Aus der nämlichen Quelle leitet Hr. B. die Verschiedenheit der Vorstellungen ab, da Einige den Messias als ein kleines Kind geboren werden, und, gleich andern Menschenkindern, aufwachsen und

zunehmen, Andre ihn als einen schon Erwachsenen im männlichen Alter plötzlich in großem Glanze erscheinen lassen; so wie Einige glauben, er werde zwar von leiblichen Eltern erzeugt werden, jedoch unter der besondern Mitwirkung der göttlichen Kraft (des πνεῦμα ἅγιον); Andre annehmen, er werde allein durch göttliche Kraft auf eine übernatürliche Weise, im Leibe einer Jungfrau entstehen. Diese Vorstellung wird durch Vergleichung der Mythen anderer Völker von ausgezeichneten Menschen und Göttersöhnen erläutert. Hiernächst wird die Vorstellung Einiger, die den Messias für einen bloßen Menschen halten, §. 21, und die Vorstellung Andrer, die ihn als ein über Menschen und Engel erhabenes Wesen, als das erste und vorzüglichste Wesen nach Gott betrachten, §. 22 näher betrachtet und nach ihrem Ursprunge näher erforscht. An diesen letztern Gedanken knüpft sich dann noch §. 23 die Vorstellung andrer Juden vom Messias, als dem λόγος θεοῦ, die aus dem Emanationssystem der Orientalen erläutert wird; als dem ersten aller erschaffenen Wesen, welches in Gemeinschaft mit Gott, der in ihm und durch ihn wirkt, Ursache aller geschaffnen Dinge und auch der sichtbaren Welt Urheber ist; (die gelehrte detaillirte Ausführung des Ursprungs und der Ausbildung dieser Idee müssen wir übergehen), so wie §. 24 nachgewiesen wird, mit welchem Recht diese jüdischen Philosophen auf die Vorstellungen des N. T. von Jesu, dem Messias, angewandt werden; besonders, da es unleugbar ist, daß die Apostel sich über die erhabene Würde Jesu ganz solcher Ausdrücke bedienen, die der jüdischen Logologie gemäß sind. An diese beyden letztern §. 22 und 23 f. ausgeführten erhabnen Vorstellungen vom Messias knüpfte sich dann leicht wieder die Idee von der Präexistenz des Messias, die jedoch auch von denen, welche ihn für einen bloßen Menschen hielten, vertheidigt ward; nur ward diese Vorstellung von Verschiedenen verschieden modificirt. Alsdann wird §. 25 die Idee vom πνεῦμα θεοῦ beleuchtet, welches man dem λόγος mittheilen, und woran man den λόγος nicht weniger als Gott selbst Antheil nehmen ließ, so daß nach der Idee der Juden das πνεῦμα des λόγος, oder des Messias, an der Schöpfung der Welt Antheil genommen und nachher die Propheten über göttliche Dinge belehrt hatte; woraus sich

dann, da man das πνεῦμα θεοῦ und λόγον von Gott und dem λόγος selbst unterschied, die Rangordnung bildete, daß Gott selbst der Erste war, nach ihm der λόγος oder die σοφία, die aus ihm emanirte, darauf das πνεῦμα, welches beyden gemeinschaftlich war, und von beyden seinen Ursprung nahm; wobey dann λόγος und πνεῦμα mit Gott zusammengenommen die vollkommenste Einheit ausmachten. Aus jener oben gedachten Verschiedenheit der jüdischen Vorstellungen vom Messias erklärt Hr. B. ferner §. 27 die verschiedene Vorstellung, daß Einige dem Messias einen wirklichen menschlichen Körper, Andere ihm bloß einen Scheinkörper zuschreiben. Zu den erhabenen Vorstellungen vom Messias gehörte auch die Idee: daß Er nie sterben würde. Gleichwohl scheinen schon zu Jesu und seiner Apostel Zeiten einige Juden gewesen zu seyn, welche glaubten, daß der Messias schwere Leiden und einen gewaltsamen Tod erdulden werde; eine Vorstellung, die unser Verfasser wieder am liebsten aus einer Vermischung der samaritanischen Christologie mit der jüdischen ableitet. Jetzt folgen die Vorstellungen der Juden jener Zeit vom Geschäfte des Messias. Dahin gehört, daß er als σωτὴρ die Juden von der Herrschaft der Römer befreyen, den jüdischen Cultus zu seinem ehemaligen Glanze und hoher Würde wieder herstellen, die Sitten des jüdischen Volks läutern und bessern, Vergebung der vormals begangenen Sünden und Aufhebung ihrer Strafen bey Gott bewirken, durch Gottes Kraft Wunder verrichten, endlich daß er ins Unterreich hinabsteigen werde, um die Seelen aller frommen Israeliten aus demselben zu befreyen, und auf die Erde wieder zurückzuführen; zugleich aber, um den Seelen der ausgearteten Zeitgenossen Noah's im Scheol Buße zu predigen. Wenn dann die Seelen der Israeliten durch den Messias aus dem Unterreiche befreyt seyn, so werden ihre Leiber durch den Messias wieder erweckt, beym Schalle der Posaunen aus den Gräbern hervorgehen, und mit den Seelen wieder vereinigt werden. Diese Auferstehung, die sich allein auf die Israeliten erstreckt, werde die Auferstehung der Gerechten oder die erste Auferstehung genannt. Damit nun die Lieblinge Gottes, die entweder alsdann noch leben oder die wieder erweckt seyn, im Genusse der Glückseligkeit nicht gestört werden: so werde der

Satan, als der Urheber alles Böſen, nebſt ſeinen böſen Engeln, ſeiner Gewalt beraubt, und auf tauſend Jahre in den Tartarus verſtoßen werden. Wenn das Reich des Satans zerſtört ſey, ſo werden alle Israeliten aller Zeiten zu einer Geſellſchaft vereinigt, und es werde das Himmelreich gegründet, welches auch das Reich Gottes, das Reich des Meſſias, und ſchlechthin ἡ βασιλεία genannt werde. Die Bürger dieſes meſſianiſchen Reichs ſeyn ſchon von Ewigkeit her in das Buch des Lebens geſchrieben, welches der Meſſias vor Gottes Angeſicht in Gegenwart der Engel publiciren werde; ſie ſeyn zugleich mit einem Merkmale bezeichnet, um von denen, die nicht zu dieſem Reiche und ſeiner Glückſeligkeit beſtimmt ſeyn, unterſchieden werden zu können. Dieſes Reich des Meſſias werde tauſend Jahre dauern. In dieſem Reiche werden die Juden bey einem köſtlichen Mahle mit dem Meſſias, mit Abraham, Iſaak und Jakob, und mit den verehrten Propheten zu Tiſche liegen, und zwar zur Nachtzeit, in einem erleuchteten Speiſeſaal; dagegen die Heiden draußen ſeyn, und im Finſtern ſitzen werden. Nach Verfluß dieſer tauſend im höchſten Freudengenuſſe verlebten Jahre wird der Satan wieder eine Zeitlang aus dem Tartarus entlaſſen, wo er dann in Gemeinſchaft mit heidniſchen Völkern einen neuen Kampf mit dem Meſſias und deſſen wahren Verehrern beginnt. Aber nur auf kurze Zeit wird ſeine Freyheit dauern; die Völker, die er zum Kampfe gegen den Meſſias auffordert, werden unterliegen, und er ſelbſt wird auf immer ins Unterreich verſtoßen werden. Alsdann werden auch alle übrigen verſtorbenen Menſchen, bey wiederholtem Schalle der Poſaunen, ins Leben zurückgerufen, und dieſe zweyte Auferſtehung, die ſich auf alle Nicht-Israeliten erſtreckt, wird ſchlechthin die Auferſtehung der Todten, vielleicht auch ἡ ἀνάστασις τῶν ἀδίκων genannt. Hierauf folgt das Gericht, welches der Meſſias über die Auferſtandenen, aber nur über die Heiden oder die ἀδίκους, nicht über die Israeliten, halten wird. Es folgt der letzte oder jüngſte Tag und das Ende der Welt; die Erde und die ganze Welt wird im Feuer vergehen; doch wird ſie in einer neuen herrlichern Geſtalt wieder hervorgehen; eine neue Welt wird geſchaffen werden. Alles, was in der Welt iſt, beſonders aber das Menſchengeſchlecht, wird in

denjenigen herrlichen Zuſtand wieder zurückkehren, in welchem es ſich vor dem Falle befand. Das himmliſche Jeruſalem wird auf die neue Erde herabgelaſſen, die Iſraeliten, die zuvor zum tauſendjährigen Reiche des Meſſias beſtimmt waren, werden daſelbſt zu einer neuen Geſellſchaft ſich vereinigen, und in der ſeligſten Gemeinſchaft mit Gott und dem Meſſias ein überaus wonnevolles Leben führen. Der Tod wird nicht mehr ſeyn; die Iſraeliten führen im neuen Jeruſalem, von Engeln bedient, ein ewig ſeliges Leben, woran aber die Heiden, die in das neue Jeruſalem nicht kommen, keinen Antheil haben. Vielmehr werden ſie eine Zeitlang dieſer Herrlichkeit der Iſraeliten zuſchauen; worauf die Mehrſten von ihnen von den Engeln des Meſſias, zugleich mit den böſen Geiſtern, in den Tartarus geſtürzt und ewig geſtraft werden; dieß iſt der zweyte oder der ewige Tod. Nach dieſem Allen wird der Meſſias, wenn er ſein Geſchäft vollendet hat, ſein Reich Gott übergeben, dem er aber in alle Ewigkeit zunächſt ſitzen wird.

Hiermit hat Rec. die jüdiſche Chriſtologie, wie ſie unſer Verf. aufgefaßt hat, nach ihren Hauptzügen, die freylich in dieſer Zuſammenſtellung zum Theil gar ſehr auffallen, darzuſtellen geſucht; und er muß es der eignen Bemühung eines Jeden überlaſſen, den gelehrten Apparat aus neuteſtamentlichen, apokryphiſchen, rabbiniſchen und andern Schriften, womit für jeden Hauptpunct, der im Paragraph angedeutet wird, die Belege in den Anmerkungen hinzugefügt werden, weiter nachzuſehen, oder eigentlich mit Kritik zu ſtudiren. Er kann bloß darauf hinweiſen, daß in einzelnen Anmerkungen noch manche ſchätzbare Winke ertheilt ſind, die auf die wahrſcheinlich richtige Anſicht von einzelnen mythenartigen Erzählungen des N. T. oder auf den wahrſcheinlichen Sinn einzelner Stellen hinführen; z. B. §. 14 Note 5 zu Luk. 2, 9; §. 15 Note 17 zu Luk. 9. 30; §. 22 Note 9 zu Matth. 16, 27. 28, 31 f.; und Note 10 zu Mark. 1, 23. 3, 11 f.; §. 25, Note 11 zu 1. Kor. 10, 1 f.; Und er muß nur noch hinzufügen, wie aufrichtig er die Gelehrſamkeit, den Fleiß und den Scharfſinn ſchätzt, die hier aufgewandt ſind, um aus dem Chaos der einzelnen Meſſiasideen der Juden ein ſolches Ganzes

zuſammenzuſetzen. Nur blieben ihm bey einzelnen Puncten noch einige Bedenklichkeiten.

Rec. glaubt ſehr gern, daß die vom Verf. S. XIII f. der Vorrede angegebne leitende Idee für dieſe Unterſuchungen zu dem beſten Auswege führt, um manchen Schwierigkeiten zu entgehen, mit denen man allerdings zu ringen hat, wenn man alle in den Ausſprüchen Jeſu ſelbſt und ſeiner Apoſtel angedeuteten Meſſiasideen als eigentliche Dogmen, die für immer ihre Gültigkeit haben ſollen, betrachten wollte. Von dieſer Seite alſo glaubt er gegen Herrn B's Darſtellung nichts Erhebliches erinnern zu können. Aber dagegen iſt ihm ein Zweifel aufgeſtoßen, ob nicht der mit den rabbiniſchen Ideen vom Meſſias und ſeinem Reiche ſo vertraute Verfaſſer auch in manchen Stellen, z. B. der Pauliniſchen Briefe, Anſpielungen oder gar beſtimmte Hindeutungen auf ſolche, aus der jüdiſchen Chriſtologie allein erklärten Ideen zu entwickeln geglaubt hat, wo er ſie erſt hineingetragen hat? Warum will z. B. der Verf. nach Seite 179 f., die freylich nur kurz angedeuteten Ideen des Apoſtels in den Stellen 1. Kor. 15, 22. 23. 1. Theſſ. 4, 16 erſt durch Zuziehung der jüdiſchen Dichtungen in der Apokalypſe von einer gedoppelten Auferſtehung (wovon Paulus nie beſtimmt ſpricht); der Einen vor dem tauſendjährigen Reiche des Meſſias, der Andern nach demſelben; der Erſten für die Israeliten, der Zweyten für Nicht-Israeliten, erklären? Wird nicht zugleich durch die vom Hrn B. verſuchte Beziehung einzelner neuteſtamentlicher Ausſprüche, namentlich des Paulus, auf ſolche Meſſias-Idee der Univerſalismus deſſelben, der ſich z. B. 1. Tim. 2, 4 ſo ſchön ausſpricht, in einen engherzigen, von dieſem hellſehenden Apoſtel gewiß nicht zu erwartenden Particularismus verwandelt? Dieß würde nicht allein der Fall ſeyn bey Apoſtg. 24, 15, wo nach S. 181 die ἄδικοι gentiles ſeyn ſollen; ſondern auch bey 1. Kor. 1, 18. 2. Kor. 2, 15. 2. Theſſ. 2, 10, wo nach S. 190 Note 8 die ἀπολλυμένοι diejenigen ſeyn ſollen, die nach dem ewigen Rathſchluß Gottes nicht zum meſſianiſchen Reiche berufen ſind, im Gegenſatz gegen diejenigen, die nach Gottes ewigem Rathſchluß dazu eingeladen wurden. Auf gleiche Weiſe ſtießen wir an bey der Nachweiſung

einzelner neutestamentlicher Stellen zu §. 47 über die den Israeliten allein im neuen Jerusalem bestimmte ewige Glückseligkeit, wovon die Juden gänzlich ausgeschlossen seyn sollen; eine Vorstellung, die freylich in der Apokalypse aus einem dichterischen Buche im jüdischen Geschmacke angedeutet seyn mag; für welche sich aber schwerlich in irgend einem Ausspruche Jesu oder Paulus ein sichrer Beleg nachweisen läßt; da nach Beyden vielmehr die Glückseligkeit, die der Messias seinen Anhängern gewährt, Juden und Heiden auf gleiche Weise, wenn sie zum Glauben an den Messias gelangen, zu Theil werden soll; vergl. Matth. 8, 11 f. 19, 30. Röm. 1, 16. 1. Kor. 1, 24 u. s. w. — Doch dieß sind nur einzelne Bedenklichkeiten, welche uns bey der vollständigen Darstellung dieser Messiasideen und ihrer Anwendung aufs N. T. aufgestoßen sind; dagegen wir im Ganzen mit dem freymüthig forschenden Verf. vollkommen übereinstimmen. Daher wünschen wir recht aufrichtig, daß diese gelehrte Schrift nicht allein zur Anregung neuer Forschungen überhaupt über diesen so wichtigen und schwierigen Gegenstand gereichen, sondern auch eine bestimmte Sonderung dessen, was allgemeingültige Lehre des Christenthums ist, von dem, was bloß Schema, bloß Vehikel, bloß Zeitvorstellung, bloß Einkleidung der Religionslehren für Juden ist, mehr und mehr befördern möge!

r.

---

Das Christenthum. In einem kleinen Katechismus aufs neue der Jugend vorgestellt und gepriesen. Kiel, academ. Buchhandlung. 1810. 48 S. 12.

Inhalt und Ton dieses Katechismus zeigen den Verf. (nach der Vorrede Hrn. Harms zu Lunden in Norderdithmarschen) als einen Mann von Geist und Gemüth. Man wird von dem Büchlein angezogen, und durch manche eigenthümliche Ansicht oder auch Stellung und Darstellung der Religionswahrheiten — wie überrascht, und ein Rec. könnte leicht verleitet werden, zu viel zu loben, weil er manches Lobenswürdige findet. Wir hoffen jenem zu entgehen ohne diesem zu nahe zu treten. Der Verf. selbst redet in der Vorrede mit

Bescheidenheit von seinem „Versuche.“ Bloß dafür will er seine Arbeit angesehen haben. „Als Unterrichtsbuch, sagt er, soll sie nichts gelten, da sind viel bessere vorhanden, sondern als moralisch-religiöses Bildungsbuch möchte sie etwas gelten, bis eine reichere und stärkere kommt.“ Der Verf. will unstreitig das erstere nicht ausschließen, denn alsdann könnte es ja kein Katechismus, Lehrbuch seyn; er will also wohl sagen, sein Katechismus sey vor allem auch auf das Gemüth des Kindes berechnet. Und wer würde dem Verf. nicht danken, wenn er beydes auf eine erwünschte, der Fassungskraft und dem Gemüthe des Kindes angemessene Weise erreicht hätte. Wir können aber, nachdem wir es wohl überlegt haben, nicht anders, als dieses bezweifeln. Denn wir haben hauptsächlich Folgendes an diesem Katechismus auszusetzen. Vorerst fehlt ihm die Einfalt. Luther fordert von dem Volkslehrer und Ausleger der heiligen Schriften, daß er der Mutter im Hause und dem gemeinen Manne auf dem Markte soll auf den Mund sehen, damit er in ihrer Weise, versteht sich zugleich edel und verständlich, zu ihnen rede. Wir finden in diesem Büchlein nicht diese natürliche, sondern vielmehr eine gekünstelte Sprache, die oftmals in Antithesen und witzigen Ausdrücken springt und hüpft. Der Verf. hat hierin dem Zeitgeiste nachgegeben, welchen, wie zu Seneca's Zeiten bey den Römern, nach dem Pikanten gelüstet, um den abgestumpften Gaumen dadurch zu reizen. Manche unsrer angesehenern Deutschen Schriftsteller haben dieser Schwäche unsers Zeitalters, welches nach dem Scharfen und Ergreifenden verlangt, zu sehr gehuldiget, und durch ihr Beyspiel diesem falschen Geschmacke das Wort geredet. Wir hoffen aber, daß diese Asthenie aufhören, und der Deutsche Sinn und Stil immer mehr zu der alten Einfalt, die ihm angemeßner ist, zurückkehren werde, und glauben, daß der Volks- und Jugendlehrer vor allem dazu mitwirken könne und solle. Hr. H. hat selbst nach dieser Einfalt gestrebt, das ist sichtbar; aber er hat darin, deucht uns, geirrt, daß er sie in einer Gnomenartigen Diction suchte. Denn wenn auch der einzelne Gnome einfach ist, und seyn muß, so erzeuget dagegen die Anhäufung der Gnomen eine Art von Zerstreuung und Unstätig-

keit, und es entsteht das Gegentheil von der edlen Einfalt. Zu einfach ist dagegen die Diction in Luthers Katechismus! Beyspiele und Belege zu diesem Urtheile führen wir nicht an, weil sie sich dem Leser leicht darbieten, und glauben dabey, daß Hr. H. nach kaltblütiger Ueberlegung unserm Tadel zustimmen werde. — Der Verf. beginnt ferner seinen Katechismus wie Luther mit den Geboten, setzt aber statt des Dekalogs zehn andre Gebote. Wollen wir noch zugeben, daß der Mosaische Dekalog, wenn auch wie in Luthers und dem Heidelberger Katechismus evangelisch erklärt und erfüllt, nicht zum christlichen Religionsunterricht passe; so hätte doch der Verf., wenn er jene Form und Zahl beybehalten wollte, diese Zehn Gebote, so dünkt es uns, wörtlich aus dem Munde Jesu oder seine Apostel nehmen sollen. Das erste Gebot unsers Katechismus heißt: Was du nicht willt, daß dir geschieht, daß thu auch einem andern nicht." Ist nicht Jesu Wort Matth. 7, 12 umfassender und edler? und 2. Mos. 20, 12 oder Ephes. 6, 1. 2 oder Kolosf. 3, 20 einfacher und kräftiger als hier das zweyte Gebot: „Vergiß nicht wie sauer du deiner Mutter geworden bist, und mache dem wieder Freude der für dich Sorge getragen hat?" Und könnte nicht mit diesem das dritte: „Ehre die Alten!" Und das sechste: „Ehre deinen König und halte sein Gesetz" vereinigt, oder subsumirt werden. Ueberhaupt haben die meisten dieser zehn Gebote etwas Zugespitztes und Gekünsteltes; aber vor allem tadeln wir, daß ihnen die höhere göttliche Auctorität in dem Ausdruck derselben abgehet. Der Katechismus frägt zuletzt: Wo stehen alle diese Gebote geschrieben? Antwort: „das sind die Stimmen der Völker, die goldnen Sprüche der Weisen aller Zeiten." Warum nicht kurz und gut: Es sind die Gebote Gottes?

Das zweyte Hauptstück handelt von dem Worte Gottes, und es werden hier drey Stimmen Gottes aufgezählt, die Welt, das Gewissen und die Bibel. So viel schönes in diesem Abschnitte enthalten ist, so fühlt man doch ein gewisses Mißbehagen indem man es liest. Rec. suchte sich dieses zu erklären, und meint die Ursache in einem Mißverhältniß zwischen Frage und Antwort zu finden. Wenn man sich nämlich (und man kann nicht anders) das Kind oder den Katechumenen als fragend, den Lehrer als antwortend denkt, wie contrastirt alsdann die Ruhe in den Fragen mit der — Heftigkeit in den Antworten! Auch scheint uns die Behauptung: „Wisse, da ist kein Licht auf Erden und keine Weisheit unter den Menschen, es kommt von der Bibel her, und sie hat den ersten Antheil an allem was Gutes geschehen ist von jeher," S. 21, zu viel zu sagen, und mit dem, was unser Katechismus von den andern Stimmen Gottes sagt, in Widerspruch zu stehn.

Das Gleichniß von den beyden Brüsten der Bibel dünkt uns schielend. — Das dritte Hauptstück vom Glauben enthält einiges, womit nicht gut eine klare Vorstellung sich verbinden läßt, z. B. „Gott war in Christo; Gottes Ewigkeit in seinem geheimnißvollen Empfängniß von dem heil. Geiste; Gottes Huld in seiner Geburt von der armen Jungfrau Maria; Gottes Herrlichkeit in der Engel Begrüßung und Lobgesang; Gottes still mächtiges Hinwirken in seiner Verborgenheit bis zum dreyßigsten Jahre." — Warum sind statt dieser halbdunkeln Ausdrücke, welche die Sache zu umgehen scheinen, nicht lieber die klaren Ausdrücke der heil. Schrift gebraucht? Auch die schriftmäßige Darstellung der Wirksamkeit Gottes, als heiligen Geistes, ist viel bestimmter und einfacher, als die vage hier gegebne. — Das vierte Hauptstück handelt von den Sacramenten. Warum ließ der Herr Verf., der doch nach der Vorrede Luthers Form befolgen wollte, nicht auch hier nach Luthers Weise und viel schicklicher die Lehre vom Gebet folgen. — Taufe und Abendmahl werden dargestellt als ein Band, welches die Menschen an den Glauben der Christen bindet. Viel einfacher, richtiger und umfassender dünkt uns die biblische Idee eines Bundes. — Der fünfte Abschnitt mit der seltsamen Aufschrift: „von den Heiligkeiten" scheint uns als besonderer Abschnitt überflüssig, indem von den heiligen Büchern, Oertern, Zusammenkünften, Handlungen ꝛc. schicklicher an andern Stellen hätte geredet werden können, zum Theil auch schon geredet ist. — Die beyden letzten Abschnitte handeln vom Gebet (voll schöner Gedanken, aber auch voll Antithesen und Metaphern) und von den letzten Dingen. — Zwey Haupt- und Grundlehren des Christenthums, nämlich von der Verdorbenheit des Menschen und von der Erlösung durch Jesum Christum, vermissen wir beynahe gänzlich in diesem Katechismus. Dieß ist unser tadelndes Urtheil, das wir mit Liebe für den Verf. ausgesprochen zu haben uns bewußt sind. Herr Harms kommt uns vor wie ein rüstiger junger Wanderer, der mit Kraft und Eifer einem schönen Ziele entgegenstrebt und eilet, aber (wir meinen so) auf unrechtem Wege. Um so mehr verdient er des begegnenden Freundes Wort und Warnung: du wandelst rüstig, aber du bist auf einem Abwege. — Wir bilden uns ein, Hr. Harms werde unsern Zuruf auch so nehmen, und mit mehrerer Besonnenheit und Mäßigung der ihm gegebnen Kraft sich diesem Ziele nähern. Uebrigens bitten wir nicht zu vergessen, daß unsere Beurtheilung von dem Gesichtspuncte eines Katechismus und Lehrbuchs für die Jugend ausgegangen ist.

No. 11. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

1) Des Aristophanes Wolken von F. G. Welcker. Gießen und Darmstadt bey G. Fr. Heyer. 1810. 256 S.

2) Aristophanes' Wolken eine Komödie, griechisch und deutsch. Berlin bey G. C. Nauck. 1811. XXVI und 243 S.

Nach den älteren, nunmehr vergessenen, aber nicht ganz werthlosen Uebersetzungen der Aristophanischen Wolken von Frereisen, Goldhagen und Herwig, traten einige auf, denen schon die Namen ihrer Verfasser eine längere Lebensdauer verbürgen. Zuerst die Schützische (Halle 1784 und 1798), größtentheils in Prosa, mehr eine Travestirung als Nachbildung, und veranlaßt, wie es scheint, durch Michaelis kleinen Versuch in einer Gattung, die später von Blumauer im Großen ausgebildet ward. Die vielen Derbheiten und stark aufgetragenen Späße haben ihr manchen Freund verschafft, und sie mag auch zwischen den damaligen Lesern und „dem ungezogenen Lieblinge der Grazien" eine gute Vermittlerin gewesen seyn, gleich den Göthischen Vögeln, nur in einem anderen Sinne. Denn das Moderne wird von Göthe mit Aristophanischem Geiste aufgefaßt, und antik behandelt, statt das Schütz das Aristophanische und antike aus modernem Geiste zu gestalten sucht. Mehr Feinheit und Attische Laune legte Wieland in seine Uebersetzung, die 1798 erschien, in der etwas breiten, aber durchaus geistreichen Manier des Wielandischen Horaz, dem noch jetzt viele tausend Leser das richtige Verständniß danken. Den ersten Versuch, Aristophanes ganz wie er ist, in seiner eigenthümlichen Form darzustellen, machte Hr. Welcker, und wie vieles ihm geglückt ist, wie manches dagegen auch bey dem redlichsten Willen wegen unausgebildeter Kraft mißglücken mußte, wird diese Anzeige klar zu machen suchen. Sein Nachfolger, der berühmte Kritiker Wolf, gibt

einen geistvollen Versuch die Schützische und Wielandische Manier mit der strengen Aristophanischen Form zu vereinigen.

Die Bemühungen des Hrn. Wolf um die Deutsche Verskunst, begonnen in der Rede über ein Wort Friedrich's II., hier praktisch fortgesetzt, fodern die wärmste Anerkennung, da noch so viele das Sylbenmaß nicht für etwas zum Mitausdruck nothwendiges, sondern für etwas zufälliges und unwesentliches, und wenn es hoch kömmt, für eine schmückende Zugabe erkennen. Hr. W. vereinigt metrische Gelehrsamkeit mit einem feinen Gehöre. Seine Senare, trochäischen, jambischen, anapästischen Tetrameter und eupolideïschen Verse sind im Durchschnitte tadellos, oft vortrefflich gebaut, wie z. B.

Schweig' andachtsvoll! Dieß ziemet dem Greis und die Anrufworte zu hören!

Allwaltender Herr, unermeßlicher Dunst. u. s. w.

weniger die Chorverse, von denen nachher. Unter den Mängeln wollen wir nur auf einiges, das häufig wiederkehrt, und eben dadurch charakteristisch wird, aufmerksam machen. Hr. W. hat nicht genug auf Mannigfaltigkeit der Wortfüße gesehn. V. 1450. 1452 u. a. haben drey Trochäen:

Euch stellt' ich alle | meine | Sachen | ganz anheim

die sich zur Noth aus dem Aristophan. Verse (nub. 258):

οὐκ· ἀλλὰ | πάντα | ταῦτα | τοὺς τελουμένους

vertheidigen ließen. Aber Verse mit vier Trochäen, wie V. 786:

Willst du uns hören, Alter, folge diesem Rath.

die V. 1154 und 1456 wiederkehren, oder gar mit fünf, wie V. 111:

Ich bitte, bitte, liebster aller Menschen mir

lassen sich durch nichts entschuldigen, selbst nicht durch av. 363:

ἕλκε, τίλλε, παῖε, δεῖρε, κόπτε πρώτην τὴν χύτραν

wo die Abweichung von der Regel absichtlich ist, um einen komischen Effect hervorzubringen. Dann sind häufig Senare nach folgender Messung zugelassen:

Ach weh, mir Jammermenschen! | wie wird mir's endlich gehn?
Heil uns, o ihr Jammermenschen! | wie sitzt ihr dort so dumm!

V. 783. 875. 1198. 1235. 1267. 1455. 1468. 1496. 1498.

1502 u. s. w. lauter Senare, die wir Unsenare nennen, sie in das Kirchenlied hinverweisend:

Von Gott will ich nicht lassen, | denn er läßt nicht von mir.

Nach einer hörbaren jambischen Hephthemimeris muß entweder ein Spondeus, oder ein Trochäus, oder ein Pyrrhichius eintreten, wie nub. 1498:

οἴμοι τάλας! δειλαίος ἀποπνιγήσομαι
— — ∪ ∪ ∪

ein Vers der jenem Kirchenverse nur scheinbar ähnlich ist; wie folgender Plut. 750:

ἀλλ' ἦν περὶ αὐτὸν | ὄχλος ὑπερφυὴς ὅσος.

denn dieser hat fürs Ohr den Abschnitt der Penthemimeris. Aber auch solche Verse kommen nur selten vor. — Verdorben ist Pax 187:

Ἑρμ. πατὴρ δέ σοι τίς ἐστιν; Τρ. ἐμοί; μιαρώτατος.

statt ἐστιν muß ἐστ' gelesen werden. — Mitunter werden den jambischen Versen (auch den anapästischen) Dactyle beygemischt, deren Charakter aber vom Uebersetzer fast durchgängig verfehlt ist. Ein den Jamben und Anapästen beygesellter Dactylus hat die Kürzen in der Hebung, und dieß kann in unsrer Sprache nur dadurch erreicht werden, wenn man die erste durch eine schwache, wo möglich die schwächste, mittelzeitige Sylbe darstellt; z. B.: heilige Gesinnung wäre ein guter Senaranfang; heiliges Chorlied ein anapästischer Monometer. Was Hr. Wolf bietet V. 159: „Vorne mit dem Maule", V. 1333: „wähle dir, nach welcher" und anderswo: sind nur Senaranfänge fürs Auge nicht fürs Ohr. Ein wenig besser ist V. 174:

Aufschaute, bestuhlgängelt' es ihn hoch vom Dach herab.

Doch möchten wir die Vertheidigung, da gelt' bloß durch eine Art von Position gehoben ist, auch nicht übernehmen. — Die anap. Tetrameter haben solche Dactyle, bisweilen in der zweyten Hälfte, wo sie eine sehr matte Wirkung thun, z. B. V. 274:

Ob vielmehr ihr den See den Mäoten bewohnt oder die
Schneeklippe des Mimas.

Selbst wenn der Dactylus an dieser Stelle seine Bedingungen erfüllt, scheint er uns gewagt; wie 266:

Und o Aether, von Lichtglanz stralend, und ihr, würdige,
blitzdonnernde Wolken.

und wir meinen, da die Griechen, die eine Kürze ganz anders heben konnten, als wir, ihn hier nur selten zulassen, dieß als einen Fingerzeig ansehn zu dürfen, ihn gänzlich auszuschließen. — Auch diesem Verse hat Hr. W. oft zu viel eintönige Wortfüße gegeben. V. 345:

ἢ παρδάλει, ἢ λύκῳ ἢ ταύρῳ; — Στρ. νὴ Δί', ἔγωγ'.
εἶτα τί τοῦτο;

wird übersetzt:

Bald wieder wie Pardel gestaltet, wie Wölf' und wie Stiere?
Str. Ja freylich. Was weiter?

Abgesehen davon, daß Strepsiades seine Antwort vier Sylben zu spät beginnt, haben wir — was unerhört ist — einen anap. Tetr. von vier weichlichen Amphibrachen und einem Palimbacchius, der auch fast wie ein Amphibrach klingt. Wir brauchen nur Einen Schritt weiter zu gehn, und: „wie Wölfe, wie Stiere" zu lesen, so haben wir einen amphibrachischen Siebenfüßler. Der Vers läßt sich getreu so übersetzen:

Auch wohl, wie ein Wolf, wie ein Pardel, ein Stier. Str. Nun
ja doch. Weiter, wozu das?

Aus gleichem Grunde verwerflich sind mehrere jamb. Tetrameter, wie 1031 und 1038:

Um dieß verworrne Zeug mit Gegensprüchen umzustoßen.
Der dir zum Beyspiel warme Bäder untersagen wollte.

— Eine große Scheu hat der Uebersetzer, die einsylbigen Pronomina lang zu gebrauchen; ihnen wird gewöhnlich eine Partikel zur metrischen Ausfüllung beygegeben, wodurch aber die Rede nicht selten ein gestücktes und unreinliches Ansehn gewinnt, wie V. 258:

Daß ihr nur nicht gar mich opfert, wie den Athamas.

wo gar besser fehlte. — Mit dieser Scheu steht in seltsamem Contraste, daß häufig accentuirte Mitteizeiten, ja Längen als Kürzen behandelt werden, z. B. V. 222:

Ei ruf' ihn lieber selbst: Ich habe keine Zeit.

So V. 214: wir und 220: wer. V. 934 wird itzt als Kürze gebraucht, V. 333: Faulenzerpack als Choriamb. V. 752 endigt ein Senar: „ich such' also." V. 792 lesen wir gar:

Und prunkt mit Koisyras hochflatterndem Frauensinn
∪ — — —

und 685:

Das kann wohl seyn. Nun lege dort aufs Bett hin — —
Str. Was?

wo hochtönige Längen zu jambischen Kürzen werden.

Den Chorversen der Wolfischen Uebersetzung können wir nicht ein gleiches Lob ertheilen; sie sind nur zu oft mehr abgezählt, als abgemessen, und befriedigen daher mehr das Auge als das Ohr. Ein paar Beyspiele mögen genügen V. 282:

τηλεφανεῖς σκοπιὰς ἀφορώμεθα,
καρπούς τ' ἀρδομέναν θ' ἱερὰν χθόνα,
καὶ ποταμῶν ζαθέων κελαδήματα,
καὶ πόντον κελάδοντα βαρύβρομον

vier dactyl. Tetrameter, mit gerundeten Gliedern. Die Uebersetzung:

Fernhinerscheinenden Warten des Feldes || den
Blick zukehrend, die Früchtegebärerin
Erd' und der heiligen Ströme Gerieſel || und
Tiefaufrauschend das wogende Meer schaun

verkürzt den ersten und dritten Vers um die Schlußsylbe, wodurch der zweyte und der vierte einen jambischen Vorschlag bekommen. Man höre dagegen:

Heilige Flur auch, die Früchtegebärerin,
Auch auf der Ström' hinrauschende Wallungen,
Und auf das Meer, das mit Brausen erdonnernde.

So in der Gegenstrophe, und, die anapästischen Dimeter ausgenommen, in den meisten übrigen Chorliedern.

Von den Verstößen gegen den Wohlklang führen wir nur einige an, die durch häufige Wiederkehr sich eine Art von Bürgerrecht erworben haben. V. 609 gibt der Uebersetzer: „rückwärts ziehn" (wo es zurück heißen sollte); V. 690:

„jetzt speculiert“; V. 747: „Gäb's sicher keine Zinsen zu zahlen“; V. 986: „von dem Sitz zu erstehn“; V. 1018: „stützet dich steif“; V. 1173: „Antlitz zeigt“; V. 1317: „selbst stumm“; V. 1349: „anjezt zuerst“ u. a. Klopstock pflegte zu sagen: „was sich nicht aussprechen ließe, sey undeutsch“; und wer möchte ihm widersprechen? — Die jambischen und anap. Tetrameter, die durch eine spondeïsche Schlußsenkung so sehr gehoben werden, gehen zu häufig trochäisch aus, und bekommen dadurch etwas mattes und hinfälliges. S. 173 endigen sich drey Verse hintereinander mit werden, sprechen, stoßen; gleich darauf vier mit erfunden, stellen, wählen, stürzen; dann wieder vier mit machen, gefangen, Söhnen, Thaten. Mehrere Beyspiele anzuführen ist unnöthig. Harte Zusammenziehungen, wie V. 359: heut'ge; V. 399: meineid'ge; V. 429: vorangeh' am Schluß einer Rede, Dinge, die man wohl sparsam dem modernen Jambus der Bühne vergönnen kann; oder Reime, wie V. 1325: „Da seht, er gesteht (l. bekennt) es selber“ fanden wir nur selten.

Alle diese von uns gerügten Fehler finden wir auch in der Welckerschen Uebersetzung, und noch viele außerdem, die hier aufzuzählen, ermüdend seyn möchte. Wir sind überzeugt, daß Hr. Welcker seines Nachfolgers rhythmische Meisterschaft mit uns anerkennen wird.

Das Original ist, wie es von zwey so trefflichen Gelehrten zu erwarten war, meistentheils richtig verstanden. Hin und wieder jedoch fanden wir bey Hr. Wolf — seltener bey Hr. Welcker — den Sinn nicht getroffen, wovon wir den Grund in der Vorrede zu finden glauben. „Nicht so eigentlich gemacht ist diese Uebersetzung, lesen wir S. XVIII, „als entstanden, in einem der widerwärtigsten Zeitläufte, zur Erholung von einer langen Krankheit, um eine, den sonst gewohnten ähnliche, nur leichtere Beschäftigung zu haben, die den Mismuth über zerrüttete angenehmere Thätigkeit zerstreuen sollte.“ Und S. XX heißt es vom Uebersetzer: „Ganz eigentlich dann zur Probe seiner gesammelten Beobachtungen fing er an, wie schnell zu übersetzen, indem er wie habsüchtig die Gedanken, oft ohne bis zum Ende eines Satzes fortzulesen, zu Papier

schaffte u. s. w.“ Mehrere dieser Versehen sind wohl auch einer minderen Vertrautheit mit der Muttersprache zuzuschreiben, die Hr. Wolf, der mehr in Hellas und Latium lebt, als in Deutschland, S. XIX selbst freymüthig eingesteht, mehr noch sein Werk, das nicht aus gleichem Sprachschatze gemünzt ist, wie das Original des Dichters. Unsre Leser mögen selbst urtheilen. V. 52 ist μύρον, Salbe falsch durch Schminke übersetzt. — φροντιστήριον wird im Gedichte immer durch Studienhaus gegeben, in den Theaterweisungen häufig durch Schulhalterey (V. 796 durch Denkerey). Beyde Worte, besonders das erste, wofür Grübelhaus schon besser wäre, dünken uns nicht gut gewählt, sowohl für sich, weil sie nicht das Bild eines Hauses gewähren, worin das Denken gleichsam als ein Handwerk getrieben wird, von Leuten, die, wie Claudius's Haushahn, fait vom Denken machen, als auch besonders wegen der vielen Worte, die sich um dieß φροντιστήριον herumdrehen, wie V. 102: μεριμνοφροντισταί — V. 190. 216: φροντίζειν — V. 230: φροντίς — V. 267. 413: φροντιστής — V. 688: ἐκφροντίζειν — V. 732: σχάσας τὴν φροντίδα — περιφρόνει u. s. w., bey denen sich der Uebersetzer auch immer in Verlegenheit gefunden, und sie nur selten mit seinem Studienhaus in Beziehung zu setzen gewußt hat. Hrn. Welcker's Speculiergemach mißfällt als halbfremdes Wort. Aber Denkerey, oder Denkwirthschafterey, Kopfarbeiterey, die noch besser die Würde der feyerlichen Denkanstalt malen, hätten das Ziel getroffen. — V. 317: περίλεξις ist nicht „Rührungskunst“, sondern Redseligkeit, Wortumschweif. — V. 435:

ἀλλὰ σεαυτὸν παράδος θαῤῥῶν τοῖς ἡμετέροις προπόλοισιν

Doch (?) getrost auch ergieb dich mit Seel' und mit Leib
hier unseres Priesters Gehülfen.

Die „Gehülfen des Priesters“ können nichts seyn, als die Schüler des Sokrates. Der Chorführer aber meint Diener, oder Priester überhaupt, den Sokrates mit einbegriffen, windige Philosophen u. dgl. Im Ganzen besser übersetzt Hr. Welcker:

Auf also, und übergieb dich getrost an unsere willigen (?)
Diener.

— V. 629:

πότερα περὶ μέτρων, ἢ περὶ ἐπῶν ἢ ῥυθμῶν,

Warum Hr. Wolf die Hermannische Lesart:

πότερα περὶ μέτρων, ἢ ῥυθμῶν, ἢ περὶ ἐπῶν;

die sich noch mehr durch sich selbst empfiehlt, als durch das Zeugniß des Scholiasten, verworfen hat, erfahren wir nicht. Er übersetzt:

Vom Rhythmos etwan oder Vers? Vielleicht vom Maß?

Hr. Welcker gibt:

Von den Maßen, oder von Rhythmen, oder dem Wortgehalt?

Gut! Aber was sagt das weitschichtige Wortgehalt? Rec. versteht: Von den Maßen (Versmaßen, Versarten) oder von Rhythmen (Zeitfüßen, Wortfüßen) oder vom Gedichte? Wie Hr. Wolf sich den Sinn gedacht hat, geht aus der Uebersetzung nicht hervor, da offenbar das nachgeschickte Maß schon in den beyden vorausgehenden Worten enthalten ist. Gleich darauf übersetzt er:

πότερον τὸ τρίμετρον ἢ τὸ τετράμετρον

durch: „das Drittel- oder Viertelmaß.“ Aber ein Drittelmaß ist zum Unglück mehr als ein Viertelmaß. Gewiß wollte Hr. Wolf sagen, was Hr. Welcker gesagt hat: den Dreymeßler oder den Viermeßler. — V. 918:

οἶμοι σοφίας, ἧς ἐμνήσθης!

Sehr unverständlich ist Hrn. Wolf's Uebersetzung:

O du kennst nicht den Geist, der dir Aergerniß macht!

Den Sinn trifft die Welckersche:

O weh des Verstands! woran du nicht denkst!

Nur ist der Ausdruck mangelhaft und doppelsinnig. Besser:

O der Weisheit doch, die dir so entfiel!

— V. 980:

— — ἐν ἱματίοις προδιδάσκεις ἐντετυλίχθαι

Hrn. Wolf's Uebersetzung:

— — O der Schand'! In Gewänder das Knäbchen zu winden

gibt die Vorstellung von einem Wickelkinde; das Original redet von Mänteln, worin sich die verweichlichte Athenische Jugend einhüllte, im Gegensatz von V. 959, wo nach der alten Sitte die Kinder auch beym schlechtesten Wetter in dem dünnsten Gewande einhergingen.

— V. 1018:

ὦ καλλίπυργον σοφίαν
κλεινοτάτην ἐπασκῶν

Hr. Wolf gibt:

„Thurmfester Grund stützest dich stets,
Meister erlauchter Weisheit."

Richtiger wäre:

O du, der Thurmprangenden, hoch —
herrlichen Weisheit Diener.

Doch in diesem ganzen Chore streift die Uebersetzung den Sinn des Originals vorbey. — V. 1273; τὰ χρήματα und V. 1282: τάργύριον sind nicht Capital sondern Geld, nämlich Capital und Zinsen. — V. 1320:

ἀμυνάθετέ μοι τυπτομένῳ πάσῃ τέχνῃ!

heißt nicht, wie Hr. Wolf verbindet: „Helft aus Leibeskräften mir! Er prügelt mich"; — was die Wortstellung nicht erlaubt; — sondern:

Helft, helft mir doch, der Schläge bekommt aus aller Macht!

So Aesch. Prom. 55: ἐγκρατεῖ σθένει ῥαιστῆρι δεῖνε, und V. 65: πασσάλευ' ἐρρωμένως.

Mehr mangelhaft ausgedrückt, als falsch aufgefaßt mögen folgende Stellen seyn. V. 75:

ἀλλ' ἱππερόν μου κατέχεεν τῶν χρημάτων
Und schleppte mit böse Pferdesucht mir hier ins Haus.

Besser übersetzt, wenn wir vom Bau des Verses absehen, Hr. Welcker:

Und überzog mit Rossesucht mir Hab' und Gut.

— V. 117. Die ungerechte Redensart (vgl. V. 246. 648. 874. 1145) steht dunkel und unverständlich für: ungerechte Art zu reden. — V. 203. Auf die Frage des Strepsias

des, wozu die Geometrie nützlich sey, antwortet der Sokratische Famulus:

γῆν ἀναμετρεῖσθαι. Στρ. πότερα τὴν κληρουχίκην;
Μαθ. οὐκ· ἀλλὰ τὴν σύμπασαν.

Hr. Wolf übersetzt:

Um Feld und Land zu messen. Str. Vielleicht Colonistenland?
Schül. Mit nichten; die Erde weit und breit.

Sehr dunkel, trotz der Anspielung auf den Feldmesser, der hier gleichsam als Commentator eingeschoben wird. Eine einzige Redensart mußte den Hauptsinn des Originals sammt der Nebenbedeutung, die Strepsiades als armer Mensch begierig auffaßt, erschöpfen.

Sie lehrt das Erdreich messen. Str. Wie? verlooßetes?
Schül. Nein, nein, der Erde ganzes Reich.

V. 426; „Fehlbitten gehören für dich nicht, sagt etwas anderes, als: du wirst keine Fehlbitte thun, οὐκ ἀτυχήσεις. — V. 650:

τῶν τετραπόδων ἄττ' ἐστὶν ὀρθῶς ἄῤῥενα

übersetzt Hr. Wolf:

So sage welche Thier' in Wahrheit männlich sind.

wahrscheinlich, weil in der Antwort des Strepsiades der ἀλεκτρύων mitgenannt wird. Aber darin liegt eben das Launige, daß dieser Rüpel den Hahn unter den vierfüßigen Thieren mit laufen läßt. Besser also:

Vierfüßige Thiere, die in der Regel männlich sind.

— Völlig unverständlich ist V. 713:

φρουρᾶς ᾄδων
ὀλίγον φροῦδος γεγένημαι.

Ich noch selber dahin
Nach dem Liedchen des Wächters mich singe!

— V. 818:

ὁρᾷς οὖν, ὡς ἀγαθὸν τὸ μανθάνειν

In Hrn. Wolf's Uebersetzung:

Siehst du, wie wohl das Lernen thut

ist mehr die Worte, als der Wortsinn übersetzt. Besser Hr. Seicker:

Wie gut das Lernen ist.

– V. 1433: „Du lachst im Tode laut noch", was wohl nicht gut möglich wäre, statt: „du lachtest dich zu Tode."

In der Darstellungsweise herrscht zwischen beyden Uebersetzern eine große Verschiedenheit. Daß Hr. Wolf als Metriker voransteht, ist bereits bemerkt worden; so gebührt ihm auch der Vorzug größerer Leichtigkeit und Lesbarkeit im Allgemeinen. Was aber das Einzelne betrifft, Wahl des Ausdruckes, Begriffstellung u. dgl., hier hat Hr. Weicker mehr geleistet. Sein Bestreben geht immer dahin, Aristophanisch zu seyn, und Unaristophanisches zu meiden, wenn er sich gleich häufig in den Mitteln vergreift, oder der rechten Kraft nicht bemeistern kann, um ans Ziel zu kommen. Seine Darstellung ist treu, manchmal farblos, aber nie geistlos, denn oft ist es nur ein Ringen mit dem Ausdruck, was ihm das Rechte verfehlen läßt. Auch ist eine gewisse gleiche Haltung des Tones zu loben, eine Mäßigung und Scheu vor Uebertreibung, wie sie dem Freunde der Griechen geziemt. Diese Haltung finden wir bey Hr. Wolf nicht, der gemeines und vornehmes, antikes und modernes mit einander abwechseln läßt, und besonders darauf ausgeht, den Dichter zu einem recht sinnlich derben Realisten zu machen. Seine Absicht dabey entgeht uns nicht, dem Aristophanes eine allgemeiner verständliche Laune zu leihn, und ihn dadurch heutigen Lesern näher zu rücken. Und zu leugnen ist auch nicht, daß seine Uebersetzung ein gewisses Leben hat; nur möchten wir behaupten, dieß Leben ist oft nur ein äußeres Scheinleben, welches verschwindet, sobald man die Gedanken ihres Colorites entkleidet.

Wohl durch nichts kündet sich das innre Leben eines Kunstwerkes so sehr an, als durch eine anschauliche Begriffstellung, und in ihr kommen, wie durch geistige Verabredung, alle wahren Dichter aller Zeiten und Nationen überein, ein Sophokles, ein Aristophanes, ein Virgil, ein Dante, ein Shakspeare, ein Göthe und die noch ungebornen. Die schaffende und bildende Phantasie weist jedem Begriffe den Platz an, wo er am besten im Stande ist, das Bild, dem er dient, in der

Seele des Lesers oder Hörers zurückzaubern zu helfen. Für nichts also hat der poetische Nachbildner so sehr zu sorgen, als daß er das treffend gewählte Wort auch an die rechte Stelle bringe, und so das Leben des Originals gleichsam an der Wurzel ergreife. — Von einem so gelehrten und feinsinnigen Kenner des Alterthums, wie Hr. Wolf, war es nun allerdings befremdend, die Begriffstellung so gar häufig verletzt zu sehen. V. 271 werden die Wolken angeredet:

εἴτ' ἐπ' Ὀλύμπου κορυφαῖς ἱεραῖς χιονοβλήτοισι κάθησθε

Und wie stellt sich hier der Olympos mit seinen heiligen Gipfeln voll Schnee in seiner ganzen Größe vor die Augen des Geistes! In der Wolfischen Uebersetzung:

Ob ihr etwa fürjetzt auf den heiligen Höh'n des beschneiten Olympos euch setzet

sind alle Nebenbegriffe vorangestellt, und das Hauptwort tritt ein, wann die Zeit, wo es wirken sollte, längst vorüber ist. Konnte der Olympos nicht schon im ersten Gliede erscheinen, so mußte er es doch so bald wie möglich, und dann im ersten Gliede für einen stellvertretenden Anmelder gesorgt werden. Etwa so:

Ob auf heiligen Höhn des Olympos anitzt, den beschneieten, ihr euch gelagert.

Hr. Welcker hat den selbigen Fehler. — V. 340:

εἴπερ νεφέλαι γ' εἰσὶν ἀληθῶς, θνηταῖς εἶξασι γυναιξίν,

Hrn. Wolf's Uebersetzung:

Daß, ob eigentlich gleich bloß Wolken sie sind, sie mit Weibespersonen erscheinen.

gibt so ziemlich die Begriffe des Originals, aber mehr blind zugezählt, als für das poetische Verständniß geordnet. Besser hat Hr. Welcker:

Wenn anders sie Wolken sind in der That, sie sterblichen Weibern so gleich sind.

aber rauh und unmetrisch. Vielleicht hätte sich Aristophanes Deutsch so ausgedrückt:

Wenn Wolken ja, wirkliche Wolken sie sind, was gleichen sie sterblichen Weibern.

— V. 365:

ὁ Ζεὺς δ' ἡμῖν, φέρε, πρὸς τῆς Γῆς, ὀλύμπιος,
οὐ θεός ἐστιν;

Hr. Wolf gibt:

So beschwör' ich dich jetzt bey derselbigen Erd': ist Zeus, der Olympier, nicht Gott?

Den zahlreichen Mängeln dieser Uebersetzung kann vielleicht so abgeholfen werden:

Und Zeus ist uns, bey der Erd', o sprich! der Olympier, ist er ein Ungott?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Mains, im Spessart, und im Odenwalde. Enthaltend vorzüglich auch die Geschichte der Beraubung und Ermordung des Handelsmanns Jacob Rieder von Winterthur auf der Bergstraße. Nebst einer Sammlung und Verdollmetschung mehrerer Wörter aus der Jenischen oder Gauner-Sprache. Vom Stadtdirector Pfister zu Heidelberg. Heidelberg, bey Braun. 1812. 244 S. gr. 8. (2 fl.)

Nachdem lange Zeit in vielen Gegenden des Mayns, des Spessarts, des Odenwaldes, und der umliegenden Länder viele Räubereyen, Einbrüche und Diebstähle begangen, und einige fruchtlose Vorkehrungen dagegen getroffen waren, so erfolgte im vorigen Frühjahr eine Begebenheit, welche hoffentlich dazu Veranlassung gibt, daß man überall, nach dem Beyspiel der hiesigen Gerichte, mit möglichster Energie und Thätigkeit dahin arbeite, auch die letzten Spuren jener Banden, und sich mannigfaltig durchkreuzenden Verbindungen zu vernichten, welche in dem letzten Jahrzehend über den schönsten Theil von Deutschland so vieles Unheil verbreiteten. In der Nacht vom letzten April auf den 1. May 1811 wurden nämlich an der Bergstraße zwischen Darmstadt und Weinheim zwey Handelsleute aus der Schweiz von sechs Räubern überfallen, ausgeplündert, und schrecklich mißhandelt. Die dem einen derselben, dem Kaufmann Rieder aus Winterthur, zugefügten Mißhandlungen waren so bedeutend, daß er schon am 5. May in Heidelberg,

wohin er mit aller Vorſicht gebracht war, an ſeinen Wunden ſtarb.

Gleich am 4. May ward einer der Raubmörder im Darmſtädtiſchen verhaftet, und dieſer ward denn am 9. f. M. an die competente Unterſuchungsbehörde, nämlich das Stadtdirectorium zu Heidelberg abgeliefert, alſo an eine Behörde, von der ſich in dieſer höchſt ſchwierigen Sache alles erwarten ließ, da der Director dieſes Gerichts, Hr. Pfiſter, der Verf. der vorliegednen Schrift, längſt im ganzen Lande als einer der talentvollſten, erfahrenſten und thätigſten Criminalrichter allgemein verehrt war. Ihm gelang es denn auch, den Arretirten bald zum Geſtändniß, und zur Angabe und Beſchreibung ſeiner Mitſchuldigen zu bringen, von welchen denn auch in wenig Wochen vier eingefangen, und gleichfalls zum Geſtändniß vermocht wurden. Nur der ſechste, der ſogenannte lange Andres, iſt aller Mühe ungeachtet bis jetzt unentdeckt geblieben.

Das Stadtdirectorium begnügte ſich nicht damit, die Geſtändniſſe jener Arreſtanten über den zunächſt in Frage ſtehenden Raubmord zu erhalten, ſondern richtete die Unterſuchung auch auf ihr früheres Leben. Daneben wurden außer einer Menge Vaganten, noch ſehr viele wirkliche Gauner, Räuber und Diebe eingezogen, ſowohl im Großherzogthum Baden, als in den benachbarten Staaten. Auch viele Diebshehler wurden entdeckt, und hier, oder bey andern Gerichten zur Unterſuchung gebracht. Der Verf. rühmt dabey ſehr die raſtloſen Bemühungen des Neckarkreis-Directorii, und die ausgezeichnet thätige Mitwirkung aller benachbarten höhern und niedern Behörden.

Mit Einſchluß der in Heidelberg zur Haft gekommenen 15 Verbrecher wurden von der Bande, welche ſchon ſeit Jahren in den Mayngegenden ihr Weſen trieb, 100 Mitglieder, denen beſtimmt angegebene und verificirte Verbrechen zur Laſt fallen, entdeckt, ohne die Weiber, Kinder und Hehler in Anrechnung zu bringen. Von jenen 100 waren 47, theils hier, theils an andern Orten, zur Haft gebracht, in Freyheit aber noch 53, deren genaues Signalement die vorliegende Schrift enthält.

Die Heidelberger Untersuchung, welche mit fast unglaublicher Energie in dem engen Zeitraum von fünf Monaten beendigt ward, hatte das Resultat, daß 143 umständlich erhobene Verbrechen entdeckt wurden, wobey stets wenigstens Einer der in Heidelberg Verhafteten mit Theil hatte. Die übrigen Verbrechen, wobey keiner der Heidelberger Arrestanten Theil hatte, sind auch in bedeutender Anzahl, zwar nicht in vorliegender Schrift verzeichnet, aber den Behörden, bey welchen die Theilhaber einsaßen, mitgetheilt, und größtentheils verificirt und einbekannt worden.

Unter den verhafteten Räubern befanden sich vier Mitglieder der ehemaligen Bande des Schinderhannes, namentlich auch der berüchtigte schwarze Peter (Peter Petry), der Lehrmeister und Stellvertreter des Schinderhannes. Eine höchst interessante Untersuchung brachte jenen, längst in Maynz zum Tode verurtheilten Bösewicht zum Geständniß. Sein Sohn Andreas hatte an dem Raubmorde, welcher diese Untersuchung veranlaßte, thätigen Antheil. Die drey andern zur Haft gebrachten Mitglieder der Bande des Schinderhannes sind die, aus der actenmäßigen Geschichte der Räuberbanden auf beyden Ufern des Rheins bekannten Peter Heinrichs-Hannadam, Martin Delis und Johann Adam Steininger, welche nebst Peter Petry, und der, von der Französischen Behörde schon zum Tode verurtheilten Catharine Weis, Zuhälterin des Raubmörders Hölzerlips, nach Maynz abgeliefert wurden. Auch noch drey andre, minder bedeutende Genossen des Schinderhannes, welche nun ebenfalls einsitzen, wurden durch diese Untersuchung entdeckt.

Sämmtliche hier eingezogne Verbrecher sind schon vor einigen Monaten nach Manheim abgeführt, und werden nächstens von dem dortigen Hofgericht ihr Urtheil erhalten.

Die vorliegende Schrift gibt nun von dem ganzen Gange der Sache Rechenschaft, enthält aber dabey noch eine Menge genauer Notizen, welche zur Instruction andrer Gerichte dienen. Zuerst (S. 1—46) wird die stattgehabte Untersuchung kurz und einfach beschrieben. Hierauf folgt (S. 46—61) eine kurze Lebensbeschreibung der hier eingefangenen Räuber, welche denn auch sämmtlich auf der vorgehefteten Kupfertafel abgebil,

det sind. Daran schließt sich ein genaues Verzeichniß der, den in Heidelberg verhafteten Räubern und ihren Genossen zur Last fallenden 142 Verbrechen, worin bey jedem derselben die Theilhaber angegeben sind (S. 60 — 142), und damit ist wieder verbunden eine Nachweisung über die Verbrechen jedes einzelnen Räubers (S. 143 — 198), so nämlich, daß erst die, in Heidelberg und auswärts wirklich verhafteten Verbrecher namentlich aufgeführt, und bey jedem derselben, mit Rückweisung auf die Acten, dessen einzelne Verbrechen kurz angegeben sind, dann aber die noch nicht zur Haft gebrachten Räuber unter Beyfügung ihres Signalements, und eines Registers der ihnen nach den Acten zur Last fallenden Verbrechen. Den Beschluß machen einige allgemeine Betrachtungen und viele Notizen über die Jenische- oder Gauner-Sprache, zu deren Versinnlichung ein Bruchstück einer Gauner-Idylle in Ursprache und Uebersetzung beygefügt ist. Ein angehängtes genaues Register erleichtert sehr den Gebrauch der Schrift.

Obgleich wir nun, da der Verf. zu den einländischen Schriftstellern gehört, nach den Gesetzen unsers Instituts eine Kritik der vorliegenden Schrift zu geben, außer Stande sind, so halten wir es doch, wegen unendlicher Wichtigkeit der Sache, für unsre erste Pflicht, das Publicum dringend auf dieselbe aufmerksam zu machen. Daß die Schrift durch ihre einfache, ungekünstelte Darstellung Jedermann verständlich ist, muß ihr, in Verbindung mit dem großen Interesse ihres Gegenstandes, schon an sich allgemeinen Eingang verschaffen. Allein wir legen nicht sowohl darauf Gewicht, als auf die mit höchsten Fleiß gesammelten Data, welche, wenn sie von andern Gerichten gehörig benutzt werden, zu den wichtigsten Resultaten führen müssen. Dabey wird es denn auch nicht fehlen können, daß die musterhafte Art, wie diese schwierige Untersuchung geführt ward, andre Gerichte zur Nachahmung und größern Thätigkeit reitze, zumal da Hr. Pf. schon von mehreren Seiten die ehrenvollesten Beweise der Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste bey dieser Untersuchung erhalten hat.

Aristophanes Wolken übersetzt von Welcker und Wolf.

( Fortsetzung der in No. 11. abgebrochenen Recension. )

Vers 810:

ἰδού γ', ἰδού, Δί' Ολύμπιον· τῆς μωρίας

Die Wolfische Uebersetzung:

Da seht doch, seht mir den Narren: Zeus Olympios;

gibt fürs Gehör einen komischen, für Zeus einen ehrenrührigen Doppelsinn, der durch eine bessere Begriffstellung beseitigt werden kann:

Ha seht doch, seht doch! Zeus der Olympier! — Welch' ein Narr!

V. 1286:

τί δ' ἄλλο γ' ἢ κατὰ μῆνα καὶ καθ' ἡμέραν
πλέον πλέον τἀργύριον αἰεὶ γίγνεται,
ὑπορρέοντος τοῦ χρόνου. Στρ. καλῶς λέγεις.

Hr. Wolf übersetzt:

Das ist das Geld, das von einem Mond zum andern fort,
Von Tag zu Tag, im Zeitenstrom stets größer wird
Und größer. Str. Aufs Erklären hast du gut studirt.

Die Mangelhaftigkeit der Begriffstellung springt in die Augen. Tadelnswerther noch scheint, daß der Uebersetzer durch zu nachdrückliches Hervorheben das Bild zur Hauptsache macht, und wirklich den Zins im Strome seyn läßt *). Folgender Uebersetzung kommt die Welckersche ziemlich nahe:

*) Zur Hauptsache wird das Bild in Klopstocks lehrreichem Epigramm:

Im Zeitenstrome schwimmen oben
Die Werke, die den Meister loben;
Wer's umkehrt, ist Gesell; sein Werklein trinkt
Des Stroms, und sinkt.

Was anders, als daß jeden Monat, jeden Tag,
Anwächst das Geld, und immer fortwächst mehr und mehr,
Indem gemach hinfließt die Zeit. Str. Sehr gut gesagt.

Was nun die Wolfische Uebersetzung durch häufig verfehlten Ausdruck und durch eben so fehlerhafte Begriffstellung an innerem Leben einbüßt, das sucht sie durch äußere Mittel, besonders durch ein buntscheckiges, schimmerndes Colorit zu ersetzen. Der Uebersetzer bedient sich zu diesem Zwecke bald spaßhafter, bald ernsthafter Zusätze, gemeiner Ausdrücke, wenn sie ein charakteristisches Gepräge zu haben scheinen, vertraulicher Redensarten, Provinzialismen, fremder, wo möglich lachenerregender Worte, die entweder ganz aus der modernen Welt entlehnt sind, oder doch an diese erinnern, Uebertreibungen aller Art, mit einem Worte gewisser genialen Zuthaten, um der dargestellten Sache Farbe und Schick zu geben. Damit nun der Leser nicht getäuscht und veranlaßt würde, dem Aristophanes aufzubürden, was seinem Uebersetzer gehört, war es ein glücklicher Gedanke das Original gegenüber abdrucken zu lassen. So ist für das suum cuique hinlänglich gesorgt. — Ernsthafte Zusätze finden wir im ersten Chorliede V. 276:

ἀέναοι Νεφέλαι,
αρθῶμεν φανεραί,
δροσερὰν φύσιν εὐάγητοι

welches Hr. Wolf übersetzt:

Träufelnde Wolken, o hebt,
Erdwärts hebet den Fuß,
Auf den Flügeln des Thaus anstrebend.

Die bezeichneten Worte sind des Uebersetzers, und verdunkeln, wenn wir nicht irren, den Sinn des Originals. So auch in der Gegenstrophe z. B. gleich anfangs:

παρθένοι ὀμβροφόροι,
Mädchen mit regnendem Haar.

Nach V. 273 schöpfen die Aristophanischen Wolkenjungfrau Wasser in die goldnen Krüglein; von ihrem triefenden Haar ist keine Spur im Stücke. Eben so sind der „Urgrund unter dem Tartaros“ V. 193, und der „schwebende Erdball“ V. 265, für welchen ja Erdkreis in das Metrum

paßte, Zusätze, die gegen die Geographie damaliger Zeit verstoßen. Daß die Erde als eine Fläche gedacht wurde, lehrt schon V. 97 das Bild vom Backofen, unter dessen Wölbung die Menschen, wie Kohlen daliegen. — Viel häufiger noch sind die scherzhaften und spaßigen Zusätze, die manchmal die Stimmung des Augenblicks, manchmal die Versnoth, manchmal auch wohl die Willkühr herbeygeführt hat. — V. 217 wird Lakedämon ohne Veranlassung das „böse Räubernest“ genannt; eben so sagt Strepsiades V. 294:

mich lüstet entgegenzuknallen
Dem Geprassel des Donners der würdigen Fraun.

wo das Original bloß hat: πρὸς τὰς βροντάς. — V. 409 heißt es von der Wurst:

Da erschwoll blitzschnell mir das tückische Ding

ἡ δ' ἀρ' ἐφυσᾶτ' — V. 439: dieß Körperchen geb' ich den Herren da Preis — V. 751: das Wischchen — V. 764: das Klaglibell des Ehrenmanns — V. 1286: saubre Ausgeburt, θηρίον — V. 1489:

Noch heute will ich das Prahlerpack so strafen, daß
Schon manchem im Feuer die Augen sollen übergehn.

An diese Zusätze, deren Liste wir leicht um ein bedeutendes vermehren könnten, schließt sich ein Haufe aus dem gemeinen Leben geschöpfter Worte und Redensarten, die eines gewissen Effectes wegen dastehn, und vermuthlich auch bey einer gewissen Classe von Lesern ihre Wirkung nicht verfehlen werden; denn es gibt ihrer, deren Trommelfell derbe geklopft seyn will, wenn sie hören, fühlen und lachen sollen. V. 343 heißt es von den Wolken: „die haben ja ordentlich Nasen.“ — V. 366: für οὐ μὴ λῆρήσεις, kein fades Gewäsch“, was nicht einmal dem Sinne nach richtig ist. Besser Hr. Welcker: „sey doch nicht albern.“ — V. 381. 383 „von wegen des Krachens“ und: „von wegen der Dichtheit“ — V. 388: „es läßt sich erschrecklich vernehmen“ — V. 635: οὐδὲν λέγεις, ὦνθρωπε, „Schweig, Narr; mit dem dummen Zeuge“; Hr. Welcker hat: „du redest, Mensch, unsinnig.“ — V. 770: „das ist mir lumpicht leicht.“ — V. 890 wird das Athenische Volk: „der alberne

Troß“ genannt. — V. 1084: „ein zweyter grober Schnizzer“ statt: „zwey der ärgsten Uebel“, δύο κακὼ μεγίστω — V. 1371: „da gab, wie sehr natürlich, ein scheltendes Wort das andre“, κἀντεῦθεν μέν, οἷον εἰκός, ἔπος πρὸς ἔπος ἠρεῖδόμεσθ'. — V. 721: „Taschenspielerstückchen“ — V. 888: „Sprüch' in der neuen Manier.“ — Aus dem Iapetos wird V. 992 „ein dämischer Alter“ gemacht — V. 1065 aus: σὺ δ' εἶ Κρόνιππος (Etwa: „du bist ein Vieh vom Kronos“): „du bist ein alter Dummsbart“! — V. 124. 863 und anderswo: „zum Geyer“, wobey man an den leibhaften Satan denkt, statt: zu den Raben — V. 1178: die Kläger holt der Henker gewiß“ — V. 1446: „Sündergrube“ aus βάραθρον — V. 1259: jauein — V. 1338. 1406. prügeln st. schlagen u. s. w.

Nicht ferne davon stehen gewisse vertrauliche Redensarten und Provinzialismen *), die ebenfalls coloriren. V. 113: „Sie haben halt zwey Arten zu reden ausstudirt“ — V. 1182: „die Leute wissen halt nicht“ — V. 214: Versteh's — V. 346: „Leicht werden sie das, was so ihnen beliebt, zum Exempel ꝛc. — V. 357: „sey auf's schönste gegrüßt. — V. 715: „He dort! was thut man? 's wird doch brav studirt“? und gleich darauf: „nun, was hat man ausstudirt“ und V. 724: „he dort, man schläft wohl“? wobey uns jenes Ludimagisters: „Ist man nicht ein rechter Esel“ einfällt — V. 859: „komm 'raus“ — V. 723: „Ich will doch 'mal hinsehen“ — V. 895: „Wie? 's gibt kein Recht? — V. 1165: „nu denn mit i'm hinaus! Dieß und ähnliches — wir gestehn es aufrichtig — dünkt uns kein schönes, viel weniger ein Aristophanisches Colorit, sondern eine verunglückte Schönfärberey, unter der der Gegenstand kalt und leblos bleibt.

---

*) Den Dorismus hat Hr. Wolf, einmal V. 30 durch einen Sprachfehler:

— — welche Schuld bedrung mich?

und zweymal durch eine wunderliche Aussprache, V. 250: Alfenstücke und V. 593: Athana zu ersetzen geglaubt.

Ein gleiches urtheilen wir auch von den fremden Ausdrükken, von denen wir folgende mittheilen V. 37: Executor st. Schuldeintreiber — V. 84: Schutzpatron der Rosse — V. 165. 194: Poder. — V. 333: „weil's ihnen poetisch hofiret, wobey man entweder etwas sehr unanständiges denkt, oder etwas Unattisches, einen Hof. — V. 319: subtilisiren und V. 1493: durchsubtilisiren — V. 353: sympathetisch, an dieser Stelle noch dazu ein störender Zusatz — V. 418: ersprießliche Praxis — V. 470: Geistestalente — V. 473: Maschinen — V. 476: zum Exempel — V. 762: Actuar, wo es nach den Scholiasten Gerichtsschreiber heißen muß — V. 966: Coloraturen — V. 997: Betteihalunkenproceſſe — V. 1203: benedei't werde du hoch — V. 1295: Mir gleich den Kantschu! d. i. die Russenkarbatsche. — V. 1400:

Wie ist's doch süß mit neuer Lehr' und Kunst Verkehr zu treiben.
Und über alten Satzungskram genialisch wegzudenken.

Statt:

Und auf des Alterthums Gesetz voll Selbstgefühls herabschaun.

Hrn. Wolf's glücklichen Kantschuhieb auf die selbstgefälligen Genialen unserer Zeit verkennen wir nicht; aber Aristophanes gab ihm keinen Anlaß dazu. — An solchen modernen und fremden Ausdrücken leidet auch stark die Weickersche Uebersetzung.

Eine eigne Betrachtung erfodern die Wortspiele, deren bekanntlich eine nicht geringe Zahl in den Wolken vorkommt. Auch hier verdient die Weickersche Uebersetzung eine besondre Auszeichnung vor der Wolfischen. V. 54 sagt Strepsiades:

οὐ μὴν ἐρῶ γ', ὡς ἀργὸς ἦν· ἀλλ' ἐσπάδα.
ἐγὼ δ' ἂν αὐτῇ δοιμάτιον δεικνὺς τοδὶ
πρόφασιν, ἔφασκον· ὦ γύναι, λίαν σπαδᾷς.

Hr. Wolf übersetzt:

Faul war sie nicht, das sag' ich nie; sie zettelte
Wohl selbst am Webstuhl. Manchmal wieß ich ihr ein Gewand
Quantsweis' und sagte: Weibchen, zettelst gar zu stark.

Hier hat der Uebersetzer durch Gewand quantsweis die

Buchstabenähnlichkeit zwischen φασιν und φασκον ausdrücken wollen — unglücklich, wie uns dünkt, wegen des durchaus unedlen Wortes — und dagegen das eigentliche Wortspiel zwischen zetteln und zetteln, in seinen beyden Bedeutungen, durch den störenden Zusatz: wohl selbst am Webstuhl ganz fahren lassen. — Nebenbey bemerken wir, wie viel Strepsiades sich auf dieß Wortspiel zu Gute thut. Er hat es ihr oft gesagt, und erzählt es jetzt von neuem mit neuem Wohlbehagen. — V. 246:

——— μισθὸν δ', ὅντιν' ἂν
πράττῃ μ', ὁμοῦμαί σοι καταθήσειν τοὺς θεούς.

Aus einem Scholion hat Hr. Wolf ein Wortspiel hineingetragen, um einen Beweis abzulegen, daß er im Nachbilden derselben glücklich — nicht immer ist. Die Uebersetzung lautet:

Den bestimmten Lohn bekömmst du, Götter, ihr zeugt dafür.

dazu die räthselhafte Anmerkung: „da der Alte verworren spricht, fast wie wenn er Götter dafür, als Geld geben wolle, so spielt die Antwort in gleichem Doppelsinn. — Wenn's wahr ist.“ Das Wortspiel zugegeben, so konnte übersetzt werden:

Den bestimmten Lohn bekömmst du, Götter, beschwör' ich dir.

woraus zur Noth hätte gedreht werden können: den bestimmten Lohn bekömmst du, nämlich Götter (als Geld), das beschwör' ich dir. Aber in Hrn. Wolf's Uebersetzung läßt höchstens „dafür“ sich drehen; nicht: „Götter, ihr zeugt.“ Den Scholiasten verleitete das folgende: Götter (wie das Volk sie glaubt) sind bey uns (Philosophen) nicht gangbare Münze; d. h. sie sind uns nichtige Bürgen der Bezahlung. — V. 480:

λέγειν μὲν οὐκ ἔνεστ', ἀποστερεῖν δ' ἔνι.

Hr. Wolf übersetzt:

Ich habe Geschick
Zur Trügekunst, von Redekunst verspür' ich nichts.

mit der Anmerkung: „auch an solchen kleinen Aehnlichkeiten“ (der ὁμοιοκαταληξία in kunst — kunst, ειν — ειν) „begnügte sich das Ohr des feinhörenden Griechen zu einem Wortspiele.“ Wir bekennen, daß uns feinhörende Ohren der Art unbegreiflich sind, und möchten, wenn kein anderer Ausweg

dawäre, unbedenklich Bothe's sinnreicher Emendation ἐνεστιν, ἀπολέγειν δ' ἐνι Gehör geben. Aber Strepsiades spielt wohl mit den beyden Bedeutungen von λέγειν reden und zusammenlesen; und folgende zum Theil Welckersche Uebersetzung möchte den Sinn des Originals ziemlich erschöpfen:

Sokr. Hast du zum Vortrag etwa von Natur Geschick?
Str. Nein, nicht zum Vortrag, aber zum Wegtragen sehr.

Freylich mehr ein Spaß, als eine sinnreiche Antithese, und ein Spaß der im Munde des Sokrates nüchtern seyn würde; aber drum eben paßt er für den albernen selbstgefälligen Strepsiades. — V. 641. Das Wortspiel mit δάκτυλος:

εἶτ' ἐπαίειν, ὁποῖός ἐστι τῶν ῥυθμῶν
κατ' ἐνόπλιον, χωποῖος αὖ κατὰ δάκτυλον.
Στρ. κατὰ δάκτυλον; νὴ τὸν Δί', ἀλλ' οἶδ'. Σωκρ. εἰπὲ δή.
Στρ. τίς ἄλλος ἀντὶ τουτουὶ τοῦ δακτύλου;
πρωτοῦ μέν, ἔτ' ἐμοῦ παιδὸς ὄντος, οὑτοσί·

gibt Hr. Wolf etwas gelahrt und unverständlich so:

Dann dient's dir, leicht zu merken, welche Rhythmosart
Im Enoplios wohl steck', und welch' im Daktylos.
Str. Im Daktylos? Wie der zu handthieren, weiß ich. Sokr. Sag's.
Str. Du meinst doch ohne Zweifel diesen Daktylos?
Vor Zeiten that's der Finger hier, da Knab' ich war.

Besser Hr. Welcker, dessen Uebersetzung in folgender zu Grunde liegt:

Und dann genau zu hören, welcher Art der Tact
Des Waffentanzes, welcher Art der grade sey.
Str. Der Gerade? ja bey Zeus ich kenn'ihn. Sokr. Sage doch,
Str. Was anders streckt sich, gerader aus, als dieser da?
Vormals, ein Kind noch, streckt' ich so den Finger hier.

— Den Scherz, cujus generis der Backtrog sey (660—671) übergehen wir, da Hr. Wolf ihn bloß von der grammatischen Seite aufgefaßt hat; sonst möchte sich manches einwenden lassen, z. B. gegen:

Die Troge, nach Woge; wie Mulb' und Wann' und Kell' und mehr,

da wir auch einen Kessel, einen Hafen, einen Eimer, und mehr dergleichen Masculina haben. — Auch möchten wir uns gegen den Staar und die Staarin, die Hr. Wolf V. 480 für den männlichen und weiblichen ἀλεκτρυὼν einschiebt, erheben. Woher bekommt Strepsiades so schnell ein Staarpärchen? Und wie in aller Welt unterscheiden sich bey dieser Vogelgattung Männchen und Weibchen auf den ersten Anblick von einander? Hr. Wolf hätte durchaus bey Hahn und Henne bleiben, und dann natürlich eine etwas abweichende, aber dadurch um so treuere Wendung nehmen müssen. Etwa so:

Str. Laß sehn, wofür erklärst du diesen? Sage mir.
Pheid. Für einen Hahn. Str. Ganz richtig. Diese denn wofür?
Pheid. Für eine Henn'. Str. O rede doch nicht so lächerlich!
Nichts mehr von Henne! sondern diese heißt hinfort
Hähnin, wie die Regel Wiedehöpfin sagen lehrt.

— V. 702. Die Κορίνθιοι, die launig statt κόρεις sich eindrängen, sind durch die Uebersetzung „Korinthervolk", wie oben der Daktyles unübersetzt geblieben. Dafür hat Hr. Wolf V. 1275 dem Aristophanes ein Wortspiel geschenkt:

Str. Gleichsam so angegriffen, mein' ich, da im Gehirn.
Ampn. Beym Hermes, ein Angriff, mein' ich, droht in Rechten dir.

Das erste angegriffen steht etwas unpassend für erschüttert.

Schon mehrere der angeführten Beyspiele aus der Wolfischen Uebersetzung beweisen des Uebersetzers entschiedenen Hang zu derben Uebertreibungen, in denen man freylich eine geniale Laune nicht mißkennt, die aber doch, mit dem Namen Aristophanes zusammen gedacht, nicht erfreulich sind. Vorzüglich stark aufgetragen hat Hr. Wolf in der Anrede an die Zuschauer V. 509 — 553, die im Originale ein Muster von Feinheit und hochsinniger Bescheidenheit ist. Dem Dichter galt es, die verlorne Gunst des Athenischen Volkes wieder zu gewinnen; er konnte also nicht umhin, von sich und seinem Verdienste zu reden — aber wie weiß er alles Dünkelhafte zu vermeiden, und empörenden Vorwürfen an die Volksmenge auszuweichen! Er nennt sich wahr und bescheiden: „einen, den Dionysos aufgezogen", seine Wolken „die beste seiner Komödien", auf die

er „viel Müh' und Arbeit gewandt", um es seinen „redlichen und einsichtsvollen Zuhörern so recht zu Dank machen"; er klagt, daß er „durch den Spruch Aufsätziger als Besieger habe abtreten müssen, ganz gegen Verdienst"; er verräth seine Zärtlichkeit gegen das Volk in der schmeichelhaften Vergleichung mit der Haarlocke des Orestes, und durch sein Versprechen, es mit den Gemeinheiten andrer Komiker zu verschonen, und mit immer neuen Empfindungen zu ergötzen. Dann schließt er:

Wer denn nun dergleichen belacht, sey des Meinen nimmer froh.
Doch wenn mich, und was ich erfand, jetzo wohlgemuth ihr hört,
Auch für andre Zeiten hinfort wohlzudenken scheiner ihr.

Wahrlich! wenn das Volk den Dichter so reden hörte, es mußte sich geschmeichelt fühlen, und ihm von Herzen gut seyn. Die Welckersche Uebersetzung, wie viel sie auch zu wünschen übrig läßt, hat hier wieder das schickliche Maß beobachtet; die Wolfische dünkt uns vom Anfang bis ans Ende verfehlt. Da lesen wir das stolze: „Gott Dionys, dessen Pflegesohn ich bin"; ferner:

„Dieß Schauspiel, welches mir
Unter allen trefflich gerieth, auch mir wirklich sauer ward."

Und: „damals nahm mir Ungeschmack den mit Recht gebührenden Preis." Der Schluß lautet:

Wer denn solche Sachen belacht, freue nie der mein'gen sich:
Aber falls euch etwa noch heut' unser Schauspiel das behagt,
Dann ehrt selbst ihr euren Geschmack, dann gewinnt ihr ewig Ruhm.

Guter Aristophanes, wenn du so zu deinem geliebten Volke gesprochen hättest, wir fürchten, es hätte Miene gemacht, dir einen steinernen Rock anzumessen. Das εὖ φρονεῖν V. 553, welches Hr. Wolf verstanden hat, wie uns gar nicht behagt, vereinigt die Begriffe: klug und wohlwollend denken, und der Zusammenhang entscheidet jedesmal, wie ran. 705, welcher von beyden, oder ob beyde gleich stark vorwalten. Der Sinn ist hier: „wenn ihr euch jetzt als wohldenkende und redliche Beurtheiler zeigt, so wird mir solche Gesinnung ein Unterpfand eurer künftigen Liebe seyn, die ich durch ähnliche Beweise meiner Anhänglichkeit stets werde zu verdienen trachten."

Zu diesen Uebertreibungen rechnen wir auch die vielen unfeinen, widerlichen oder gar ins Eckelhafte gespielten Ausdrücke, die fast auf jeder Seite vorkommen. Gleich V. 9 sagt Strepsiades von seinem Sohne mit derber und dadurch naiver Natürlichkeit:

ἀλλ' οὐδ' ὁ χρηστὸς οὑτοσὶ νεανίας
ἐγείρεται τῆς νυκτός, ἀλλὰ πέρδεται,
ἐν πέντε σισύραις ἐγκεκορδυλημένος. —

Ja selbst der hoffnungsvolle hier, mein junger Herr,
Erwachet nie die ganze Nacht durch, sondern farzt,
In fünf gezotteter Ziegenbälg' Einpelsterung.

Hr. Wolf läßt ihn sagen:

Durchschläft die Nacht, und dünstet unten wie oben aus.

wobey wir uns wegwenden. — V. 45:

ἐμοὶ γὰρ ἦν ἄγροικος ἥδιστος βίος,
εὐρωτιῶν, ἀκόρητος, εἰκῇ κείμενος,
κρύων μελίτταις καὶ προβάτοις καὶ στεμφύλοις.

Wie war mein Landmannsleben doch so wohlgemuth,
Wustvoll und schmucklos, liegend nach Gemächlichkeit,
Schwerreich an Bienen, an Wollenvieh und Olivensaft.

Dafür gibt Hr. Wolf unaufgefodert:

Unfein und schmutzig freylich; allein was schadet das,
Wenn's Schmutz von Woll' und fettem Oel und Honig ist.

So überschreiten V. 348 „die knabenbeieckenden zottigen Kerls" und V. 705: „das Hodengehänge" ganz die Linie des Schicklichen.

Nicht selten wirft sich die Laune des Hrn. Wolf in die neueren und allerneuesten Zeiten hinein, und hier ist es nicht immer sichtbar, ob er spottet oder huldigt. Bekanntlich nannte Friedrich Schiegel das dolce far niente die göttliche Faulheit. Wenn wir nun V. 315 von den Wolkenjungfraun lesen:

Großgünstig der göttlichen Faulheit.
μεγάλαι θεαὶ ἀνδράσιν ἀργοῖς.

so fragen wir: Soll es ein Geißelhieb oder ein Compliment seyn, oder beydes zugleich, nach der Norm von Holberg's Hans in

in der Weihnachtsſtube? — Moſes Mendelſohn hieß den Königsbergiſchen Weiſen einen Alleszermalmer: ſo Hrn. Wolf's Strepſiades den Sokrates:

Wie vermeineſt du, Alleszermalmer?

was doch auf keine Weiſe dem ὦ πάντα σὺ τολμῶν anders, als in der gleichen Bewegung, entſpricht. — Die Pädagogik erhält V. 931 ihr Compliment, ſogar in einem eignen Worte:

Und auch du, was man heut Paidagogike nennt.

für σύ τε τὴν καίνην παίδευσιν: nach welcher Analogie man ohne Scheu auch Poietike ſagen dürfte. — Mit den Philoſophen ſcheint Hr. Wolf es ſchlimm zu meinen. Die μετεωροσοφισταὶ werden 359 und 1283 zu Naturphiloſophen, was ſchwerlich lobend gemeint iſt; ſo wird V. 234 die Feuchtigkeit der idealen Studien aufgeführt; und V. 726 muß ſich τὸ πέος bequemen, als „das Ding an ſich" aufzutreten. — Von künſtleriſchem Genuſſe kann bey dieſem und ähnlichem, das wir zurückbehalten, nicht die Rede ſeyn; höchſtens iſt es dem künftigen Litterator intereſſant, aus ſolchen Winken und Andeutungen des Hrn. Wolf Anſichten über jetzige Erſcheinungen im Gebiete der Philoſophie und Moral zu erfahren.

Die Unterredung zwiſchen dem gerechten und dem ungerechten Vortrage iſt beynah in jeder Zeile verunglückt, und man ſieht ſo recht, wie die Sucht, durch Späße zum Lachen zu bringen, den eigentlichen Charakter dieſer beyden allegoriſchen Perſonen dem Ueberſetzer entrückt hat. Gleich anfangs, nachdem der ἄδικος das Recht geleugnet, und den Hohn ausgeſprochen hat:

Iſt wahrhaft Recht, o warum doch fuhr
Nicht Zeus in Verderb, der den Vater ſogar
Feſt band?

läßt Hr. Wolf den gerechten antworten:

Weh! da da kömmt er heran,
Der veraltete Dreck! Mir den Speynapf her —

und fügt in einer Anmerkung hinzu: „So nannte ein berühmter Deutſcher Theolog ehemals zuweilen die Sätze einer andern

veralteten Dogmatik.“ — Aber, um aller Vernunft willen! wie paßt das im Munde des Gerechten? Dieser spielt ja durchgängig die Rolle eines Paläologen, der erstarrt und gleichsam eingerostet in seinem alten Glauben, das Herkömmliche kräftig und derb zu vertheidigen, und der einbrechenden Aufklärerey, die in seinem neologischen Gegner einen kecken Sprecher findet, noch einen schwachen Damm entgegenzustellen sucht. Nachdem nun der ἄδικος die alte, ihm heilige Theologie angetastet hat, antwortet er:

αἰβοῖ! τοττὶ καὶ δὴ
χωρεῖ τὸ κακόν· δότε μοι λεκάνην.

„Nein, das Unheil geht doch gar zu weit; mir wird die Galle rege! gebt mir den Speynapf“! *) und er ist so entfernt, über jene veralteten Sätze spotten zu wollen, daß er sie mit Eifer sogar in Schutz nimmt. Der Ausdruck: gebt mir einen Speynapf! als ein sprüchwörtlicher, hatte wohl damals schon vieles von seiner anfänglichen Schärfe verloren. Sollte einmal gespaßt werden, so mußte Hr. Wolf dem Ungerechten den alten Dreck in den Mund legen; doch besser, er wäre ganz weggeblieben. — Dann lesen wir Complimente wie: graubärtiger Schöps, schweinischer Wicht, unverschämtester Hund, frechester Kerl, altsinniger Narr, du Schaf, u. m. dgl. von denen das Original nichts weiß; und V. 1005 sogar:

Und Popo sehr groß, und Pipi sehr klein.

wo doch wirklich die schöne, dem Griechen so heilige Mäßigung ganz aus den Augen gelassen ist, und anstatt des derben pädagogischen Ernstes eine Spaßvogeley zum Vorschein kommt, als wollte der δίκαιος sich mit seiner eignen Lehre zum Besten haben. Der „schweinische Wust von Antimachos Seuche“ V. 1016 wird nach diesen Proben kaum mehr auffallen.

---

*) So sagt die alte Betschwester: „Schweigen Sie doch ja still, Herr Vetter; mir wird ganz übel bey solchen Redensarten.

Auch der Halliſchen Burſchenſprache hat Hr. Wolf, nach dem Vorgange des Hrn. A. v. Arnim, ein Denkmal zu errichten geſucht. V. 540:

ὃς μέγιστον ὄντα Κλέων' ἔπαισ' ἐς τὴν γαστέρα

lautet ſo:

Ich gab einſt dem mächtigen Mann, Kleon, kühn den Lungenhieb.

— V. 710:

Da ja längſt
Mir das Geld iſt dahin, und die Farbe dahin,
Und die Seele dahin, und die Schuhe dahin.

Erinnert etwas ſtark an:

Ach! mein lieber Auguſtin, alles iſt hin,
Geld iſt hin ꝛc.

Wir hätten, um der Aehnlichkeit ſoviel wie möglich auszuweichen, ſtatt: „Geld iſt dahin“ entweder „Gut“ oder „Hab' iſt dahin“ geſagt; aber nach dem vorigen erhellt wohl, daß der Ueberſetzer dieſe Aehnlichkeit beabſichtigte. — V. 1200:

Und nichts denn Schöpf' und Klötz' und Töpfe, leer an Geiſt.

wo zu „Töpfe“ die Anmerkung gegeben wird: „in ehemaligem Studentendeutſch, Theekeſſel.“ — Völlig nach Halliſcher Weiſe verburſcht, und aus dieſer Sphäre in die gemeinſte Gemeinheit hinabgezogen ſind folgende Verſe 1297—1299:

Str. Fort! Trödelſt du noch? Zieh, Schimmel, zieh mir endlich aus!
Amyn. Iſt das nicht toller Frevel? Str. Packeſt du dich nicht bald,
So ſteig' ich dir noch hinten zu Leibe, Karrengaul.

von welcher letzten unſauberen Unſauberkeit Ariſtophanes auch keine Spur hat.

Wir gehen jetzt zu dem erfreulichern Geſchäft über, eine der gelungenern Scenen der Wolfiſchen Ueberſetzung auszuheben, die beſſer als jedes lobpreiſende Wort zeigen wird, was dieſer Ueberſetzer leiſten kann, ſobald er es über ſich vermag, weniger „habſüchtig“ zu arbeiten, und rein Ariſtophaniſch zu ſeyn. Die ſelbige Scene mag dann aus der Welckerſchen Ueberſetzung nachfolgen; und zur Kritik beyder eine noch ungedruckte, dem Verfaſſer dieſer Anzeige von freundlicher Hand mitgetheilte, V. 1167—1211.

Chor*). Strepsiades und Pheidippides.
(über die Straße nach Hause gehend.)

Str. Juchhe, juchhe!
Wie freut's mich endlich diese Farb' an dir zu sehn!
Man sieht's, wie du schon zu leugnen trefflich hast gelernt,
Und keck zu widersprechen, recht nach unsrer Stadt
Gemeiner Art: „Was schwatzest du"? das heißt, zu thun,
Als ob man selbst Beleidiger, hochbeleidigt sey.
Auf diesem Antlitz zeigt sich des Attikers echter Blick.
Du stürztest deinen Vater; nunmehr hilf ihm auf;
Pheid. Was machet Furcht dir? Str. Des Mondes alt und neuer Tag.
Pheid. Der alt' und neue, welcher Tag denn wäre das?
Str. Der eben, wo mich die Gläubiger zu verklagen drohn.
Pheid. Den Kläger holt der Henker gewiß. Wo wär' ein Tag,
Der Einer heißen könnte, und dennoch zwey zugleich?
Str. Das ginge nicht? Pheid. Wie so denn? außer etwa wenn
Ein altes und junges Fräulein ganz dasselbe wird.
Str. Doch steht's ja so in Rechten. Pheid. Die Leute wissen halt
Nicht, wie's die Rechte meinen. Str. Nun, wie meinen sie's?
Pheid. Der alte Solon war von Gemüth ein Bürgerfreund ...
Str. Das geht den alt- und neuen Tag noch gar nicht an.
Pheid. Er schrieb die Vorladung vor Gericht zwey Tagen zu:
Ganz deutlich heißt es, des Mondes alt- und neuer Tag;
Damit das Zahlen den ersten Monatstag geschäh.
Str. Wie nannt' er ihn aber neu zugleich? Pheid. Ey, Thor, damit
Ein Ehrenmann, dem voriges Tages sein Termin
Nicht wohl gefiel', abziehen könnt', um Morgens nicht
Am ersten Monatstage baß geplackt zu seyn.
Str. Allein, wie kömmt's, daß Richter nicht am ersten Tag
Die Gelder nehmen, sondern am alt' und neuen schon?
Pheid. Die scheinen mit den Vorkostern gleicher Art zu seyn.
Um bald die Rechtsgebühren ausgezahlt zu sehn,
Drum kosten sie gern schon Einen Tag vorher davon.
Str. (an die Zusch.) Heil uns! O ihr Jammermenschen, was
sitzt ihr dort so dumm?

---

*) Hr. Wolf schreibt: Khor, Khariten, Aiskhylos, Skholiasten, und sucht diese Manier in einer Anmerkung zu V. 65 zu rechtfertigen. Rec. hält es für das Beste, darüber zu schweigen.

Uns Weisen leichte Beute, große Nullen ihr,
Und nichts den Schöpf' und Klötz' und Töpfe, leer an Geist!
Fürwahr, ein Loblied diesem edlen Sohn' und mir
Ob unserm Glück nun anzustimmen gelüstet mir.
„Benedeit werde du hoch,
Hoch, Vater! Klug warst du stets;
Doch welchen Sohn hast du jetzt"!
So preisen denn Freunde mich,
Und Nachbarn auch,
Voll Neid, wenn du unsre Händel einst sieggewohnt
Selbst gewinnst. —
Wohlan denn, ich führe gleich dich erst
Hin zur Ehrenmahlzeit.

Hr. Welcker übersetzt so:

Str. Juchhe! juchhe!
Wie freu' ich mich schon, wie ich deine Farbe seh',
Ja nun bist du ableugnerisch erst anzusehn
Und widersprecherisch und natürlich ausgeschmückt
Mit diesem einheimischen: Wie sagst du? und dem Schein,
Unrecht zu leiden, wenn man's thut, ich meine denn.
Und in dem Angesichte der Athen'sche Blick.
Daß du mich nun retteſt, denn du hast mich ruinirt.
Pheid. Was fürchtest du denn? Str. Ich fürchte den alten und neuen Tag.
Pheid. Und was ist denn der alt' und neue für ein Tag?
Str. Auf den sie mir hinterlegen wollen vor Gericht.
Pheid. Das wird verloren für sie selber seyn. Es kann
Nicht gehen, daß Ein Tag aus zweyen Tagen wird.
Str. Kann nicht geschehen? Pheid. Wie denn? soll nicht auch zugleich
Ein altes Weib und ein junges Mädchen Eine seyn.
Str. Doch ists gesetzt so. Pheid. Ja sie wissen das Gesetz,
Glaub' ich, nicht recht, was es versteht. Str. Und was versteht's?
Pheid. Der alte Solon war von Natur ein Bürgerfreund ....
Str. Das hat nun nichts mit dem alten und neuen Tag zu thun.
Pheid. Derselbe nun hat auf zwey Tage festgesetzt
Die Ladung, auf den alten und den neuen Tag,
Damit die Hinterlegungen am Neumond geschäh'n.
Str. Warum denn setzt' er den alten zu? Pheid. Du Thor, damit
Die Schuldner gegenwärtig wären Einen Tag
Vorher und sich freywillig lösten, und wo nicht

Man erst früh Morgens sie am Neumond ängstigte.
Str. Und warum läßt nicht erst am Neumond das Gericht
Das Geld erlegen, statt am alten und neuen Tag?
Pheid. Es scheint, wie die Vorschmecker thun, so machen sie's.
Damit sie recht bald das Proceßgeld an sich ziehn,
Deßwegen kosten sie es Einen Tag vorher.
Str. Nu, und was sitzt, ihr Kläglichen, einfältig da?
Nur Mittel für uns Sophisten, Steine seyd ihr all'
Und Schafe, Namen, buntgehäufte Henkelkrüg';
So daß ich auf mich selber und hier meinen Sohn
Von wegen unsers Glücks ein Loblied singen muß.

Seliger Strepsiades mein,
Wie bist du selbst weise doch
Und welchen Sohn ziehst du dir! —
So sagen mir meine Freund'
Und Nachbarsleut'
In Eifersucht, wenn deine Zung
Jeden Rechtstreit gewinnt. —
Doch führen will ich dich hinein
Und zuerst dich speisen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Blüthen aus Hellas Auen, ohne Druckort und Jahreszahl. 287 S. 8.

„Es macht Freude (sagt ein Aldermann in Klopstocks Gelehrtenrep. S. 139), Schadenfreude wohl, aber solche, wie du dir erlauben magst, wenn ein Männlein, das mit Dünkeln und Klügeln über allerley gelehrte Arbeit und Schrift, auch wohl Meisterwerk seine Lebenstage hat zubracht, geblinzt, und gethan, als ob's sehen könnt, beekelt und gethan, als hätt's 'ne Zunge, wenn solch Männlein selbst 'ne Schrift fertigt, und mit selbiger vor aller Welt Augen hervortritt. Darin lebt und webt denn nun nichts, ist noch Kraft noch Anmuth; Anstrengens wohl, und vielerley mißwachsner Zier; und wird kein halb Wort gehalten von allen dem, was da war durch so viel vorgängige Klügeley versprochen worden, auf die Ereigniß hin, daß der Klügling einst selbsten aufträt, und redete. Lassen's auch die Zuhörer dafür das eine Ohr hineingehn, und das andre wieder hinaus, und vergessen's übermorgen."

D. A. E.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Ariſtophanes Wolken, überſetzt von Welcker und Wolf.

(Beſchluß der im No. 12 abgebrochenen Recenſion.)

Die ungedruckte Ueberſetzung lautet:

Strepſ. Iu! iu!
Wie freut's mich, deine Farbe ſo einmal zu ſehn!
Nun iſt dein Anſehn erſtlich zum Ableugnen recht
Und Widerſpruch; und jenes hier Einheimiſche,
Da blüht es völlig, das, Wie ſagſt du? und der Schein
Gekränkt zu werden, kränkt man ſelbſt, und, mein ich, arg!
Aus deinem Antlitz blickt ja ganz der Attiker!
Nun daß du ja mich retteſt, da du mich verderbt!
Pheid. Dich ängſtet, was denn? Str. O der alt' und neue Tag!
Pheid. Der alt' und neue, welcher Tag kann dieſer ſeyn?
Str. Auf den ſie mir des Rechts verpfändete Klage drohn.
Pheid. Verloren gehn wohl Klag' und Pfand. Unmöglich kann
Ein Tag dir etwas und zugleich zwey Tage ſeyn.
Str. Nicht möglich wär' es? Pheid. Wie denn? wenn nicht auch zugleich
Die ſelbe ſeyn kann altes Weib und Mägdelein.
Str. Doch will's das Geſetz ſo. Pheid. Sie verſtehn ja dieß Geſetz
Nicht gründlich, däucht mir, was es meint. Str. Was meint es denn?
Pheid. Der alte Solon war von Natur ein Bürgerfreund . . .
Str. Das thut noch gar nichts für den alt' und neuen Tag.
Pheid. Der hat die Rechtsvorladung angeſetzt auf zwey
Verſchiedne Tag', auf den alten und den neuen Tag,
Damit die Pfandſtellungen am Neumondstag geſchähn.
Str. Doch warum den alten beygefügt? Pheid. Damit, o Thor,
Erſcheinen könnt' ein Angeklagter Einen Tag
Vorher, und ſich gutwillig löſen; doch wenn nicht,
Ihn morgen früh der ſtrenge Neumond ängſtigte.
Str. Wie, daß die Obern nicht am Neumondstag das Pfand
Annehmen, ſondern ſchon am alt' und neuen Tag?
Pheid. Das ſelbe, was Vorkoſter, ſcheinen ſie zu thun.

Um so schnell als möglich jenes Gerichtspfand einzuziehn,
Drum pflegen sie's wohl vorzukosten Einen Tag.
Str. Juch! O ihr Unglückskerle gesammt, wie dumm ihr sitzt!
Ihr fette Beut' uns Weisen hier, nur Block und Stein,
Nur Schwarm, nur Schafvieh, wild gehäuftes Thongeschirrt
Daß ich mir selber und dem Sohne, diesem da,
Ob solcher Wohlfahrt singen muß ein Jubellied!
„O du glückseliger Mann!
Selbst warst du stets, ha, wie klug!
Doch welchen Sohn zogst du auf"!
So ruft mir bald jeder Freund,
Und rings die Zunft,
Neidvoll, wenn du ein Rechtsgeschäft
Durch dein Wort selbst ersiegst. —
Doch komm mir hinein, und labe dich
Erst am hohen Festmahl.

Auf die Sprache hat Hr. Wolf, trotz seiner habsüchtigen Art zu arbeiten, im Ganzen vielen Fleiß gewandt. Von dem wenigen, was wir als tadelnswerth zu bemerken fanden, nur einiges. Als Sprachbildner ist uns Hr. Wolf an folgenden Stellen begegnet. V. 595 gibt er klenfackelnd; an vier Stellen Jammermensch für jämmerlicher Mensch, Unglücksmensch; V. 1384 Nothdurftsdrang, ein dreyfach zusammengesetztes Substantivum, wie V. 956. Man sah die Schuljugend:

Zu der Kitharaschul', in dem dünnsten Gewand' auch in Mehlschneeflocken*) daherziehn.

wo vielleicht nicht jeder räth, daß der Sinn ist, auch wenn es wie Mehlstaub schneite. Kaum können wir hieher rechnen V. 331: Prunkfaulheitnägelberingte die Uebersetzung des komisch gebildeten σφραγιδονυχαργοκομήται. Doch scheinen uns in dem Wolfischen Worte die einzelnen Be-

*) Eigentlich aus Mehl nachgebildete Schneeflocken. Ob eine andere Mischung der Bestandtheile dieses Wortes: Mehlflockenschnee, Schneemehlflocken, Schneeflockenmehl, Flockenmehlschnee, Flockenschneemehl hier zu gebrauchen wäre? Wir zweifeln.

ſtandtheile mehr willkührlich an einandergeleimt, als künſtleriſch ineinandergeordnet. — V. 873:

καὐτῶν σιδίων βατράχους ἐποίει, πῶς δοκεῖς!

Der Vers läßt ſich wörtlich überſetzen:

Aus Granatenſchal' auch macht' er Frösche, denk' einmal!

Hr. Wolf aber gibt, wir begreifen nicht warum:

Aus Granatenſchalen ließ
Er Frösch' im Hauf' entſtehen; und wie! du glaubſt es kaum.

— V. 854 finden wir eine Periode, die gar zu lange in der Schwebe gehalten wird:

Einſt kauft' ich auch
Dir Kind im ſechſten Jahr'; ich weiß du lalltest noch;
Vom erſten Obol, den mir die Heliaia gab,
Am Diaſienfeſt ein kleines ſchönes Wägelchen.

„ein kleines ſchönes" iſt Zuſatz, von dem Ariſtophanes nichts weiß. — Nicht beſſer iſt die Periode V. 919:

Der Stadt,
Die ſo lange dich nährt,
Der die Hoffnung der Zeit, der die Jugend verdirbt.

verdirbt ſt. verderbt. So V. 1269. Das Geld, was ich ihm lieh, ſt. das oder welches, V. 774 während ich hänge ſt. hange, und V. 719: längſtens ſt. lange. — Manchmal entſteht ein Doppelſinn durch die verkehrte Stellung eines Wortes, wie V. 757: Du ſollſt mich deshalb ſelber loben, wo dem Zuſammenhang nach ſelber zu du gehört. So V. 1268:

Zumal ich jetzt in Noth und Elend ſelber bin.

und V. 1402:

Ich thu' als Recht es dar, den Vater ſelbſt zu ſchlagen

wo wir, weil ſelbſt ein Zuſatz iſt, des Ueberſetzers Meinung gar nicht errathen. Eben ſo dunkel iſt V. 1370: „und poltere gleich gewaltig"; und V. 1175. — V. 1357: „als ob er Grillen ſpeiſte" bleibt doppelſinnig trotz der Anmerkung: „d. i. Cicaden zu Gäſten hatte. Nicht wie ein gelehrter Aus-

leger *) das Wort speisen irrig für essen nahm.“ Diese Bedeutung wird Hr. Wolf dem Wort speisen wohl im Ernst nicht abstreiten wollen. — V. 1214 ist völlig Undeutsch:

Viel besser war's,
Sich dreist den Bürgern zu weigern, denn Händel zuzuziehn.

weil sich doppelt mit dem vierten und dritten Biegungsfalle verbunden ist. Der folgende Vers fehlt ganz, wahrscheinlich durch die Schuld des Setzers.

Der bey weitem bedeutendste Theil des Wolfischen Werkes ist der Griechische Text, der (S. XVII) „nach allen kritischen Hülfsmitteln, von der Aldinischen Ausgabe bis zu der neusten herab, sorgfältig verbessert“ ist; und die Anordnung der Chöre. Sechs vorhin nicht benutzte Handschriften verglich der Herausgeber in Wien und München, konnte aber davon wenig Gebrauch machen, weil der Druck bereits angefangen war. Mit großem Selbstvertrauen sagt er: „So ist denn der Text jetzt in einem Zustande, der weiter keine sonderliche Ausfeilung leiden dürfte. Jedoch wird man darin weniger Neuerungen antreffen, als Zurückführungen auf den Vorgang der ältern Ausgaben. Daher bemerkten wir bey der Durchsicht des nur eben erschienenen Beck'schen Commentars mit Vergnügen, wie der neueste scharfsinnige Herausgeber der Wolken verschiedene seiner von uns vernachlässigten Aenderungen jetzt zurückgenommen hat; was wir von seinem Wahrheitssinn sofort bey anderen, wenn wir richtiger sahen, unser beyder und des alten Dichters halber wünschen.“ Nachher heißt es S. XVIII: „Beyläufig erwähnen wir noch für den Text, daß manche orthographische Aenderungen, die vielleicht Druckfehlern ähnlich sehn werden, vorsätzliche Abweichungen von der gemeinen Gewohnheit sind, dergleichen noch mehre seyn sollten, wo man bisher den Satzungen des Engländers Dawes zu nachgiebig folgte.“ Von den Chorversen sagt Hr. Wolf, daß ihre Wiederherstellung theils auf Hermann's Ansichten, theils auf eigenen, theils auf der Mit-

*) Spanheim nahm τέττιγας ἑστιᾷν (Cikaden ein Gastmahl geben) für Cikaden essen, was es gar nicht einmal bedeuten kann.

theilung eines anderen wackern Gelehrten (vermuthlich des Hrn. Prof. Böckh) beruhe.

Von diesem Wolfischen Texte, in sofern er vom Hermann'schen abweicht, müssen wir noch Rechenschaft abiegen. Da es aber so zwecklos als langweilig seyn würde, jede orthographische Aenderung und jede verbesserte Interpunction besonders aufzuführen, so wollen wir die Fälle der letztern Art — außer wo die Interpunction den Sinn ändert — ganz übergehen, und von jenen nur folgendes gleichsam zur Probe geben. Statt πρὸ τοῦ schreibt Hr. Wolf immer πρότου, ferner: ὅ,τι st. ὅ τι, dann: χἄτεροι, κἄστι, κεχηνότος, κἀμοὶ, κἄπειτ', κἀκ, χὠ, πεινῆν, διψῆν, νικᾶν u. s. w. statt: χᾄτεροι, κεχηνότος, χὡ, νικᾶν u. a. Dann gibt er: ὠφήμερε, τὠφθαλμὼ, τὠνόματ', statt: ὦ 'φήμερε u. s. w.; auch: χὥσπερ, χὥταν, χἄτερα, χοἷον, χοἱ, statt: χὥσπερ, χ' οἷον, χοἱ u. dgl. V. 142: λέγε νυν — V. 190. 708. 758: μή νυν — V. 237. 439: ἴθι νυν — V. 345: λέγε νυν — V. 485: ἄγε νυν — V. 723: φέρε νυν — V. 1277: κάτειπέ νυν u. s. w. wo Herm. beständig νῦν hat. — Wesentlicher, als jene Kleinigkeiten, die auf den Sinn des Originals keinen Einfluß haben, sind folgende zum Theil trefflichen Abweichungen vom Herm. Texte, die wir mit gewissenhafter Genauigkeit darzulegen uns bemühn werden.

V. 7 liest Hr. Wolf: ὅτ' οὐδὲ κολάσ' ἔξεστί μοι — V. 24: ἐξεκόπην, was uns unbegreiflich ist, nach Hermann's trefflicher Vertheidigung der andern Lesart ἐξεκόπη. Schwerlich hatte Hr. Wolf andere Gründe, als Schütz: homini pauperculo et ad rem attento levius videbatur, oculum sibi excuti, quam aes alienum augeri. Si vero equo oculum excussisset, damnum utique gravius accepisset. Aber das heißt mehr aus den Worten herausdrücken, als darin liegt.

Hätt' ihm doch ausgeschlagen zuvor das Aug' ein Stein

sagt nicht: dann wäre es zum Kaufe eines einäugigen Pferdes gekommen, sondern vielmehr auf eine launige Weise: zum Kaufe gar keines Pferdes. — V. 43: γῆμ' ἐπῆρε — V. 61: υἱός, οὑτοσί — V. 63: δὴ

ταῦτ' — Doch ziehen wir mit Herm. die Lesart der Ravenner Handschrift: δὴ 'ντεῦθεν vor. — V. 74: ἐπείθετο hergestellt. — V. 76 folgt Hr. Wolf der alten Interpunction:

νῦν οὖν ὅλην τὴν νύκτα φροντίζων, ὁδοῦ
μίαν εὗρον ἀτραπὸν δαιμονίως ὑπερφυᾶ,

Und übersetzt:

Ich sann dann nun die ganze Nacht so hin und her,
Und fand den göttlich-schönsten Ausgangsweg zuletzt.

Aber, wenn Beck's Bemerkung zu av. 22: „ὁδὸς et ἀτραπὸς inter se differunt, ut via ac semita", woran wir nicht zweifeln, gegründet ist, so läßt sich kaum eine Verbindung beyder Worte denken. Auch hat der Hörer φροντίζων ὁδοῦ (sc. περὶ, von dessen Auslassung im Index zum Euripides unter φροντίζειν Beyspiele vorkommen) schon verbunden, und darf nicht hinterher eines bessern belehrt werden. Rec. setzt daher mit Reitz, Herm. u. a. das Komma nach ὁδοῦ, und übersetzt nach Hr. Welcker: „da ich die ganze Nacht auf einen Weg gegrübelt hatte, fand ich zuletzt ein Pfädchen, ein gewaltig glückliches." — Der V. 134 auftretende Sprecher ist Hrn. Wolf, wie allen seinen Vorgängern, ein μαθητὴς Σωκράτους; aus mehrern Gründen sind wir geneigter, ihn für einen Pförtner zu halten. Darauf deutet erstlich der Ausruf des Strepsiades V. 133: παῖ, παίδιον! die gewöhnliche Anrede an Pförtner, S. nub. 1142. ran. 462. av. 57 u. das. Beck; wornach Strepsiades sich anders hätte ausdrücken müssen, wenn er aus der Menge der Schüler nur irgend einen aufgerufen hätte. Ferner führt darauf der 199. Vers, wo dieser Mensch — dem Knechte Hans gleich in Holbergs Maskeraden — die Aufsicht über die Denkwirthschafter hat, und sie, der Vorschrift des Meisters gemäß, nicht zu lange in der Luft lassen will; und dieß möchte für die Lesart ὑμῖν (V. 196) den Ausschlag geben, die Herm. nach Schütz aus einer Handschrift aufnahm, jetzt aber wieder soll verworfen haben. Launiger wird bey dieser Voraussetzung die Scene um vieles. Der Kerl, der immer unter Denkern und Gedachtem verkehrt, fühlt einen Drang, auch einmal eine Idee zur Welt zu fördern, und gebiert bey der Gelegenheit eine schon längst geborne Idee von Neuem, so wie

noch heutiges Tages große und kühne Erfindungen selbst von berühmten Männern mitunter noch einmal erfunden werden. Das Stocken, auf die Frage, wo Lakedämon liege, V. 215 paßt auch besser auf einen Pförtner als auf einen Schüler. — V. 180 wird Θοιμάτιον mit Recht hergestellt. — V. 186: ἐοικέναι — V. 187: ληφθεῖσι, τοῖς — V. 191: ἵν' εἰσὶ μεγάλοι καὶ καλοί. hergestellt. — V. 269:

τὸ δὲ μὴ κυνέην οἴκοθεν ἐ. ἐ. τὸν κακοδαίμον' ἔχοντα!

— V. 272: Νύμφαις, — V. 273: χρυσέαις ἀρύτεσθε πρόχουσιν — V. 276: Νεφέλαι — V. 277:

ἀρθῶμεν φανεραί,
δροσερὰν φύσιν εὐάγητοι,

— V. 286: Αιθέρος — V. 287: μαρμαρέαισιν ἐν hergestellt. — V. 309: παντοδαπαῖσιν — V. 312: μοῦσα — V. 313: τίνες εἰσ', so auch im folgenden Verse. — V. 325: μόλις ἑώρων — V. 330: μὰ Δί', οἶσθ' ὁτιὴ, welche Lesart nach Hrm's scharfsinniger Vertheidigung der anderen: μὰ Δί', ἀλλ' ἴσθ' ὅτι nicht gefallen will. — V. 331: στρεπταίγλαν. Wir ziehen mit Herm. στρεπταιγλᾶν vor. — V. 335: ἑκατογκεφάλα — V. 340: νεφίλαι — V. 355: τοίνυν hergestellt; so V. 391. 428. 434. — V. 361: παραβάλλεις — V. 362: Γῆ, so V. 365. — V. 389:

ἀτρέμας πρῶτον πάξ, κἆτα παπὰξ ἐπάγει, κἄπειτα παπαππάξ.

— V. 401: τί μαθών; und δρῦς γ' — Ueber die Wahl zwischen τί παθών; und τί μαθών; (S. Wolf's Anm. zur Leptin. Demosth. p. 348) kann hier nur Vorliebe entscheiden. — V. 409: ἦ δ' ἄρ' ἐφυσᾶτ' — V. 422: ἄλλο τί δῆτ' οὖν νομιεῖς ἤδη, worin uns οὖν kraftlos, und die Construction verworren dünkt. Richtiger ist wohl Hrm's neueste Lesart: ἄλλο τι δῆτ' οὐ νομ. — V. 424: διαλεχθείην ἀτεχνῶς — V. 436: τοῦθ' — Hrm. ταῦθ' — Die Entscheidung ist unmöglich, da beydes in Handschriften steht. — V. 443: τοῖς ἀνθρώποις γ' — V. 451: λέγουσιν ἀπαντῶντες — V. 467:

πράγματα καντιγραφὰς πολλῶν ταλάντων
ἄξια, σῇ φρενὶ συμβουλευσομένους μετὰ σοῦ.

Hr. Wolf nimmt nach Bergler's Vorgange ἄξια σῇ φρενὶ als Zwiſchenſatz zuſammen. Aber wie verträgt ſich das mit den Regeln einer geſunden Wortſtellung, da Hörer und Leſer ſchon πολλῶν ταλάντων ἄξια — in dieſer ſo bekannten Redensart! — verbunden hat, ehe er an σῇ φρενὶ gelangt? Am natürlichſten iſt auch der Fortgang: „um Klagen und Gegenberichte, viele Talente werth, deinem Geiſte zu vertraun, zu gemeinſamer Berathung.“ — V. 489: δέῃ — V. 518: ἐμῶν — V. 561 hätten wir das Komma nach αἰθέρα weggewünſcht, und mit Hrm. hinter πατέρ' geſtellt, was ſchon der Rhythmus zu fodern ſcheint. So dürfte auch wohl V. 564 das Komma hinter θεοῖς getilgt werden. — V. 571: πρόσχετε unnöthig. — V. 575: Σελήνη und Ἥλιος — V. 605: Σεληναίης — V. 633: πότερον, — ſo V. 837. — V. 649: τούτου — V. 655: ἀλεκτρυών, κἀλεκτρυών hergeſtellt. — V. 670. Die ſchöne, von Hrm. gründlich vertheidigte Lesart der Ravenner Handſchrift:

Στρ. τὴν καρδόπην θήλειαν; Σωκρ. ὀρθῶς γὰρ λέγεις

hat Hr. Wolf nicht aufgenommen. Er bleibt bey der gewöhnlichen. — V. 672: ἔτι δή γε. Klarer iſt Hermann's: εἶτ' ἔτι γε — V. 690: τήμερα — V. 692: τρόπον τε σαυτὸν — V. 731: πρῶτος ἐξευρεῖν — V. 747: ὁτιὴ τί δή; — V. 768: ἀποστρέψαις ἂν — V. 768: ἐπεί, τί δή γε — V. 795: τί ἐγὼ πάθω; — V. 804. Nach δύνασαι ein Komma, nach ταχέως ein Kolon. — V. 811: τὸν Δία hergeſtellt — V. 817: νῦν νὴ Δία; — V. 845: Γηγενεῖς — V. 847: ἱπελανθανόμην ἂν εὐθὺς ὑπὸ — V. 858: πειθόμενος — V. 861: καὶ τῶν γε κρ. — V. 862: αὐτὸς σὺ τρίβων εἶης ἄν, was auch uns voller dünkt, als die Hrm. Lesart, die σύ tilgt. — V. 864: κρέμαι' ὡς ἡλίθιον — V. 868: καί τοι ταλάντου — V. 878: παρ' αὐτοῖν τοῖν Λόγοιν — V. 884: τοῦτο δ' οὖν — V. 893: ἀνατρέψω ταῦτ' — V. 930:

δεῦρ' ἴθι, τοῦτον ἔα μαίνεσθαι

was auch uns lebendiger dünkt, als τοῦτον δ' ἔα, und metriſch untadelhaft, wiewohl wir, daß ἔα einſylbig ſeyn könne, keineswegs leugnen. — V. 954: φέρε, τίς λέξει πρότερός γ' ὑμῶν; nach Brunck, eine Lesart, die noch Zweifeln unterworfen ſeyn möchte. — V. 965: μούσας — V. 968: ἀνιστα μένους συμψῆσαι, καὶ προνοῆσαι, — V. 983: Λόγον — V. 988: ὅ,τι τῆς αἰδοῦς μέλλει τἄγαλμ' ἀναπλήσειν, eine treffliche Lesart; nur hätten wir Αἰδοὺς beybehalten gewünſcht. — V. 994: καλοῦσι — V. 1022:

εὐδαίμονες δ' ἦσαν οἱ
τότε ζῶντες, ἡνίκ' ἦς
τῶν προτέρων! πρὸς οὖν τάδ', ὦ
κομψοπρεπῆ μοῦσαν ἔχων,
δεῖ σε λέγειν τι καινόν· ὡς
εὐδοκίμησεν ἁ 'νήρ.

Im dritten Verſe jedoch möchten wir des raſcheren Rhythmus wegen mit Hrm. leſen: πρὸς τάδε γ', ὦ — V. 1034: καὶ τοῖσι νόμοις — V. 1041: εὐθὺς γάρ σε μέσον ἔχω — V. 1052: ἐς — V. 1057: ἔλαβε (Hrm. ἔλαβεν), welches wir mit Hrm. aus metriſchen Gründen verwerfen. — V. 1058: ἀστεῖόν γε — V. 1059: δ' ἐκ — V. 1061: δ' ἔγημε — V. 1067: κιχλισμῶν — V. 1069: εἶεν. — πάρειμ' ἐντεῦθεν κ. τ. λ. — V. 1120: ἣν νεᾶν βούλησθ' — V. 1121: ἡνίκ' ἂν γὰρ — V. 1148: ἂν βούλῃ (Hrm. βούλει). Hr. Wolf (vgl. V. 1120) ſcheint die Verbindung des ἂν mit dem Indicativ zu leugnen. In dem Falle müßten faſt zu viele Stellen ſich einer Emendation unterwerfen. — V. 1150: κἂν παρῶσι, was nun auch von Hrm. anerkannt wird. — V. 1151: τἄρα — V. 1165: ἄπιθι σὺ λαβών! Nach dieſem Verſe wird der von Hrm. mit Unrecht verſtoßene:

Στρ. ἰώ, ἰώ, τέκνον!

wieder eingeſetzt. — V. 1178: ἀπολοῦντ' hergeſtellt, und V. 1181: αὐτὴ γένοιτο — V. 1194: ἀρχαὶ — V. 1195: παθεῖν — V. 1200: πρόβατ' ἄλλως, ἀμφ. — V. 1205: χολον τὸν νἱ' ἐκτρέφεις — V. 1233: θαυμασίως ἤσθην — V. 1245: ἁ 'παιτῶν με — V. 1258:

ἔα, ἔα!
τίς οὑτοσί ποτ' ἔσθ' ὁ θρηνῶν; οὔ τι που

— V. 1263: Δαῖμον — V. 1276: προσκεκλήσεσθαί γ' ἐμοί — V. 1298: ἄξεις; ἐπιαλῶ worüber noch gestritten werden mag. — V. 1300: ἔμελλον ἄρα σε κινήσειν ἐγώ — V. 1338: τύπτεσθ' ἐστὶν — V. 1353: δῆλόν γε τὸ mit Recht hergestellt, da der Hrm. Kanon über die Unzulässigkeit des Artikels am Schlusse einer Zeile in mehrern Stellen bey den Tragikern seine Widerlegung findet. Vielleicht thäte man besser (τὸ,) zu schreiben, da ein so gestellter Artikel doch im Grunde ein Pronomen Demonstrativum ist. — V. 1354: εἶν' ἔφασκε — V. 1355: κάγχρυς — V. 1356: χρῆν σε τύπτεσθ. nach Bentley, um dem Anapäst in der vierten Region zu entgehen, den Hermann (welcher richtiger und den Handschriften gemäßer χρῆν σ' ἄρα τύπτ. liest) hinlänglich vertheidigt hat. — V. 1392. 1393: λάβοιμεν ἄν, ἀλλ' οὐδ' ἐρεβίνθου — V. 1399: πρὶν ἐξαμαρτεῖν — V. 1415:

εἰκὸς δὲ μᾶλλον τοὺς γέροντας ἢ νέους τι κλάειν,

— V. 1453: ἠγορεύετε — V. 1455:

ἀεὶ ποιοῦμεν ταῦθ' ἑκάστοτ', ὅταν τινὰ

— V. 1469: τότ' ὠόμην, Δία τουτονὶ τὸν δῖνον, Bentley's schöne Lesart. — V. 1471: χυτρεοῦν hergestellt. — V. 1479; εἶθ', ὅ,τι τοι δοκεῖ. Woher dieses τοι? Etwa ein Druckfehler für σοι? — V. 1489: κἂν σφόδρ' ὦσ' ἀλαζόνες. — V. 1497: ἢ ἡ σμινύη st. ἣν ἡ scheint auch ein Druckfehler. — V. 1500: μαθόντ' s. zu V. 401. — V. 1501; τὴν ἕδραν; —

In den Chören der Wolfischen Ausgabe liegt meistentheils Hermann's Anordnung zu Grunde. Abweichungen von dieser sind folgende. V. 462—468 sind 10 Herm. Verse zu 7 geordnet; so V. 505—508, 6 Herm. Verse zu 4, auf eine sehr gefällige Weise. — Der Chor 554—565 ist im Ganzen geblieben wie bey Hrm.; bloß 562 und 563 sind anders geordnet:

τὸν δ' ἱππονώμαν, ὃς ὑπερλάμπροις
ἀκτῖσιν κατέχει

eine Aenderung, die sich durch die Pracht des Rhythmus empfiehlt. Diesem gemäß in der Gegenstrophe V. 594:

Παρνασίαν θ' ὃς κατέχων πέτραν,
σὺν πεύκαις σελαγεῖ.

— V. 698 lieſt Hr. Wolf:

Στρ. ἀτταταταί, ἀτταταταί, * *
* * * * * * *
Σωκρ. * * τί ποιεῖς; τί κάμνεις;

Uns ſcheint Hrm. dieſe lückenhafte Stelle einzig verbeſſert zu haben. — V. 1151. 1152 ſind trefflich abgetheilt:

βοάσομαι τἄρα (Hrm. γ' ἄρα) τὰν ὑπέρτονον
βοάν. — Ἰω, κλάετ', ὦ βολοστάται,

— V. 1208. 1209 werden abgetheilt:

ζηλοῦντες, ἡνίκ' ἂν σὺ νικᾷς λέγων
τὰς δίκας.

Einen ſchöneren Rhythmus gewährt Hrm's Abtheilung:

ζηλοῦντες, ἡνίκ' ἂν σὺ νι —
κᾷς λέγων τὰς δίκας.

wenn wir einmal dem Rhythmus durch ein äußeres Mittel zu Hülfe kommen wollen; denn im Grunde ſind beyde Verſe nur Einer. — In dem Chorgeſange V. 1302 — 1317 folgt Hr. Wolf größtentheils Hermann's verdienſtvoller Anordnung. Wenn wir 1306. 1307 mit 1314. 1315 in der Gegenſtrophe vergleichen, ſo ſcheint ein Druckfehler obzuwalten. V. 1302. 1303 (ſo auch in der Gegenſtrophe) haben nach unſerer Ueberzeugung folgende Abtheilung:

οἷον τὸ πραγμάτων ἐρᾶν φλαύρων!
ὁ γὰρ γέρων ὅδ' ὀυρασθεὶς

die ſich in älteren Ausgaben findet, und ſich beſonders durch die moloſſiſchen Schlußausgänge der einzelnen Zeilen empfiehlt.

Die Anmerkungen, welche Hr. Wolf dann und wann der Ueberſetzung beygibt, ſind, wie ſchon aus den obigen Proben erhellt, unbedeutend. V. 1000:

Wohl duftend von ſilberner Pappeln Laub, von Schikanenbefreyung, von Blumen.

leſen wir zu Schikanenbefreyung folgendes: „Als Kräutlein hieße es, gleichſylbig, Vergiß doch die Acten. Es ſoll dieß würdigen Geſchäftsmännern zuweilen ſo behaglich ſeyn,

als Liebenden ihr Vergißmeinnicht. Wie es nach einem alten Schriftgelehrten in der anfangs sumpfichten, nachher durch Kimon getrockneten und verschönerten Akademie unweit Athen wuchs, mag es noch jetzt an ähnlichen Orten gedeihn." Woraus schwerlich was zu lernen ist, außer — Witz. Wichtiger, und nicht bloß für Anfänger, sind die erklärenden und kritischen Anmerkungen von Hr. Welcker S. 109 — 190; deren mehrere aus dem Scholiasten geschöpft sind. Desselben Abhandlung „über die Wolken", und ein Theil der Wolfischen Vorrede beschäftigen sich mit dem Verhältnisse des wirklichen Sokrates zum komisch idealisirten im Stücke, und aus beyden wäre viel lesenswerthes auszuheben; doch da unsre Anzeige bereits so angewachsen ist, begnügen wir uns, bloß zu bemerken, daß Hr. Welcker mehr auf dem von Lessing betretenen Wege fortgeht, Hr. Wolf dagegen als entschiedener Bestreiter von Lessing auftritt.

Werfen wir einen Blick auf das bisher abgehandelte, so scheint uns, Hr. Welcker gab, ohne an ein bestimmtes Publicum zu denken, treu und ehrlich den Aristophanes, wie er ihm vorschwebte, aber so, daß eine gewisse Unbehoifenheit des poetischen und metrischen Ausdruckes fast auf jeder Seite sichtbar ist. Hr. Wolf aber dachte ein modernes, zwischen Bildung und Unbildung schwebendes Publicum, und wandte seine ganze herrliche Kraft an, nur dieses zu befriedigen. Dem ersten wünschen wir, daß er sich selbst durch unabläßiges Streben stärke und kräftige; dem andern, daß er sich ein höheres Ideal bilde, und auf den Beyfall der Menge verzichte, eingedenk des schönen Spruches (Senec. ep. 7): Satis sunt mihi pauci, satis est unus, satis est nullus.

D. A. E.

---

Biographie Schiller's und Anleitung zur Kritik seiner Werke, von J. K. S. Zwey Abtheilungen. Mit einem handschriftlichen Briefe Schiller's. Wien und Leipzig, bey Cath. Gräffer und Comp. Heinrich Gräff. 1810. 416 S.

Es war vorher zu sehen, daß nach dem Tode des trefflichen Deutschen Mannes, dessen Name hier auf dem Titel prangt, der Stimmen und der Klagen viele sich erheben würden, um die Größe des Verlustes darzustellen, den wir erlitten. Wir nahmen schon manche Schrift, die sein Leben erzählen und seinen Tod betrauern sollte, in die Hände; aber wir fanden besonders in Hinsicht des erstern nirgends Befriedigung, und leider müssen wir hinzusetzen, daß auch die gegenwärtige Schrift durchaus nicht erfüllt, was man billigerweise erwarten dürfte. Schiller's Lebens-

umſtände, wie wir ſie bereits in mehrern Schriften lückenhaft und dürftig aufgezeichnet finden, ſind hier nur in die Breite gezerrt worden, und um die Dürftigkeit der Nachrichten, die der Verf. hatte, zu verhüllen, ſind Bemerkungen eingeſtreut, die zum behaglichen Lachen einladen würden, wenn man überhaupt nur bey dieſer Gelegenheit gern lachte. Unter den Aeußerungen, welche hier Sch. in den Mund gelegt werden, erklären wir gradezu wenigſtens zwey Drittel für falſch, denn ſie ſind mittelmäßig, unbedeutend, oder gar platt und gemein, und folglich kann ſie der tiefgebildete Sch. nicht geſagt haben. So wird ihm hier das alberne Geſtändniß angedichtet, er leſe und verſtehe Jean Paul's Schriften nur beym Champagner Rauſche (S 175), er verdanke die Idee zu den Xenien dem Bahrdtiſchen Kirchen- und Ketzeralmanach (S. 149), er wünſche ſie nicht geſchrieben, oder in den Almanach aufgenommen zu haben ꝛc. Die allerwidrigſte findet ſich S. 150 zu Anfang, und möge hier nicht einmal angedeutet werden. — Von dem eigentlichen Leben des würdigen Mannes, wie es ſich im Innern regte, und im Aeußern abſpiegelte, iſt hier nirgends die Rede, und faſt überall zeigt der Verf. ſeine Unfähigkeit, auch nur eine Ahndung davon zu erſchwingen. — In dem weitläuftigen Abſchnitte, der ſich mit der Kritik der Schillerſchen Werke beſchäftigt, haben wir keine neue Anſicht gefunden, dennoch erklären wir gern, daß wir hier einen beſſern Ernſt und den nothwendigen Fleiß nicht vermißt haben. So iſt z. B. Carlos und Maria Stuart nicht ohne gute Ueberlegung beurtheilt worden, wenn ſich auch leicht die Quelle nachweiſen ließe, aus der dieß Beſſere floß. Deſto alltäglicher aber iſt die Anſicht von den Räubern, dem Reiche der Formen und dem Geiſterſeher, welcher letztere von dem Verf. gänzlich unverſtanden geblieben iſt (S. 415, 22 ſchlechte Zeilen!) — Eine geiſtvolle Biographie Schiller's, und eine ſcharfe und tiefe Kritik ſeiner Werke, würde gewiß jeder Deutſche mit Achtung und Liebe anerkennen. Für die Erſtere iſt noch ſehr wenig, für die Letztere bereits ſehr viel gethan; doch eben weil es manchem unſrer Scribenten ſo leicht erſcheint, ein Werk dieſer Art zu liefern, möchten wir um ſo dringender und kräftiger jedem Unberufenen das „Manum de tabula“ zurufen. — Der Geiſt des edlen Dänenkönigs ſtand nicht dem Bernardo, nicht dem Marcellus, ſelbſt nicht dem wackern Horatio Rede; doch als Hamlet erſchien, da redete er.

Fn.

---

Geſchichte der Churſächſiſchen Staaten von D. Chriſtian Ernſt Weiße, Oberhofgerichtsaſſeſſor und ordentlichem Profeſſor des Lehnrechts in Leipzig. Fünfter und Sechſter Band. Leipzig, bey Hinrichs. 1808 und 1810.

Auch unter dem Titel:

Neueſte Geſchichte des Königreichs Sachſen, ſeit dem Prager Frieden bis auf unſere Zeiten. Erſter und Zweyter Band.

Es iſt ein mühſelig Ding um die Specialgeſchichte eines untergeordneten, durch freyen Verband oder Gewalt von mächtigern Staaten beſtimmten, mit dieſen fortgeriſſenen Landes. Will man die größern Begebenheiten, die Weltgeſchichte, hineinzwängen, ſo trifft der gerechte Tadel der Unangemeſſenheit, der Unverhältnißmäßigkeit; will man ſie heraus laſſen, ſo bleiben nur langweilige unverſtändliche Details, die (wie ſelbſt in Müller's trefflicher Schweizergeſchichte) den Bewohnern der erwähnten Stadt, oder des Dorfes wohl intereſſiren mögen, die aber kein Fremder ſich gern, leicht und mit Nutzen einprägt. Wenn nun aber auch der Gegenſtand immer minder reich und mannigfaltig erſcheint, ſo bleibt doch für die Specialgeſchichten, unſrer Meinung nach, Dreyfaches, deſſen Entwicklung Fleiß, Verſtand und ſelbſt hiſtoriſche Kunſt erfordert. Erſtens, eine genaue Nachweiſung, wie Umwälzungen größerer Staaten auf die kleinen zurückwirken, welche als lebendige organiſche Glieder des Körpers der geſammten Menſchheit, nicht aber wie Haare oder Nägel betrachtet werden ſollen, die man nach Willkühr und ohne Schaden fürs Ganze ausreißen oder beſchneiden könne. — Zweytens, die innere Geſchichte des Landes, ſeiner Verfaſſung und Verwaltung in jeder Hinſicht. — Drittens, die pſychologiſche Entwicklung der Verhältniſſe und Gründe, welche den Fürſten, welche die Höflinge, die Stände, die Behörden beſtimmten. Von dieſen drey Forderungen iſt der Letzten in vorliegendem Buche in ſofern am wenigſten genügt, als der Verf. ſie am kürzeſten behandelte, und manche erleuchtende Bemerkung und Anekdote, die in Memoires Franzöſiſcher Art, oder in der Saxe galante ihren Platz fand, oder, die noch in Ueberlieferungen lebt; ſelbſt wenn durch kritiſche Beleuchtung ihre Wahrheit hätte feſtgeſtellt werden können, dennoch verſchmäht iſt. Dazu mögen freylich hinreichende Gründe vorhanden ſeyn; auch wollen wir keineswegs behaupten, daß dieſe Seite ganz übergangen worden (denn Fräulein Reitſchitz, der große Kuchen im Luſtlager bey Zeithayn, die von 1656—1677 am Sächſiſchen Hofe erlegten 96,861 Stück Wildpret, Graf Brühl und ſeine Garderobe, und ähnliche ſehr lehrreiche Züge, würden uns widerlegen), ſondern nur, daß der erſten und zweyten Forderung noch vollſtändiger, noch lehrreicher genügt worden ſey. Das Verhältniß der Stände und des Hofes liegt klar vor Augen, es iſt offenbar: es war immer heilſam, daß die Stände auf den Hof, und der Hof auf die Stände wirkten, obgleich weder

der eine noch der andre Theil immer Recht hatten. Der Wahrheit, dem Rechte, dem Nutzen, kam man näher durch gemeinſame Behandlung, und das um ſo mehr, da die perſönliche Größe der Regenten hier nicht, wie in dem benachbarten Preußen, die Stände, wenigſtens auf eine Zeitlang, erſetzen konnte. Vor allem verdient die Einheit und Kraft und Schnelligkeit, mit welcher der Fürſt und die Stände nach Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs für die Aufhelfung des Landes, und für die Reguirung der Schulden und des Credits ſorgten, das höchſte Lob. Dieß Muſter, wie Staaten in ähnlichen Fällen, die jetzt nur zu häufig ſind, verfahren ſollten, iſt leider ſelten befolgt worden, und wir ſehn Länder, wo der Krieg ſchon ſeit Jahren nicht mehr hauſet, ohne daß für die Landesſchulden mit Einſicht und Kraft etwas geſchehn wäre.

Ungeachtet dieſer ſeltſamen Einwirkung der Stände im Ganzen, iſt doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß die fehlerhafte Art der Repräſentation, wo einzelne Stände ganz übergangen ſind, wo für eine Gegend viele, für die andre wenige Glieder repräſentiren; wo das Recht auf dem Landtage zu erſcheinen, von adlichen Groß- und Aeltervätern und Müttern abhängt, nachtheilig und einſeitig gewirkt, und beſonders allmälig dem Steuerſyſtem eine fehlerhafte Richtung gegeben hat. Freylich beſtimmt die Form der Verfaſſung nicht allein, aber ſie iſt auch keineswegs gleichgültig, wie viele uns jetzt weiß machen wollen; da doch grade die neuſte Zeit mehr als je beweiſet, wohin eine in ſich untaugliche Conſtitution führt. Man vergeſſe alſo nicht das Geſetze geben, über dem Geſetze anwenden, man reformire, damit man nicht revolutionirt werde. Eben ſo lehrreich und gründlich als die Entwicklung der innern Verfaſſung und Verwaltung, iſt der Einfluß dargeſtellt, welchen größere Mächte und der Gang der Weltbegebenheiten auf Sachſen hatten. In der Regel mußte dieſer Einfluß ſich als Willkühr und Gewalt darſtellen, und wir wollen, weil es Mode iſt, die Leiden unſrer Zeit, insbeſondre Kriegsmanier und Kriegsfrevel, als beyſpiellos darzuſtellen, hier einiges aus früherer Zeit anführen. — Dreyßig Jahre nach dem dreyßigjährigen Kriege, waren in Sachſen noch 900,000 Menſchen weniger, als vor dem Kriege; der Krieg ſelbſt und die Peſt hatten in Dresden von funfzehn Hauswirthen nur Einen übrig gelaſſen, mehrere Orte waren ganz verſchwunden, in Freyberg die wehrhafte Mannſchaft von 4000 auf 300 geſunken, Oſchatz konnte ſtatt 28,000 Schocke nur 8000 Schocke ſteuern. Der Wildſchaden ward allgemein, Wölfe fanden ſich im Lande. Von ſechszehn Freytiſchen auf der Univerſität Leipzig, blieben nur ſechs;

Kirchen und Schulgut war vorzugsweiſe genommen und zerſtört worden. Im Jahr 1637, als Sachſen ſich nicht zu Schweden wenden wollte, ließ Banner Städte und Dörfer niederbrennen, plündern, viele Einwohner wurden getödtet, gemartert, in Backöfen geſteckt, oder ihnen Miſtjauche (der ſogenannte Schwediſche Trank) in den Leib gegoſſen, um ſie zur Angabe ihrer Schätze zu bringen. Die Plackereyen der eignen Soldaten waren ſo groß als die der Feinde, jene mordeten und raubten auf den Straßen und in den Dörfern. — Carl XII. verlangte die Aushändigung des Einnahme und Ausgabeetats, ſtellte Deputirte für die Verwaltung der Landesangelegenheiten an, nahm aber ſonſt auf ihre Vorſchläge wenig Rückſicht; er warb im Lande nach Willkühr, war gleich ſtreng gegen ſeine Soldaten, als bey Executionen gegen die Bewohner. Sein kurzer Aufenthalt koſtete dem Lande nach einer Berechnung 23 Millionen Thaler. Friedrich II. nahm die königlichen Caſſen in Beſchlag, ſetzte die höhern Rathscollegien außer Thätigkeit, verweigerte die Auszahlung der Beſoldungen, oder zog dieſe ein, ließ Hubertsburg verwüſten, weil die Sachſen Charlottenburg zerſtört hatten, verurſachte durch ſchlechtes Prägen die großen Münzverwirrungen, hob im Lande Rekruten aus, hielt ſtrenge Mannszucht, zog nach eigner Rechnung, ohne Lieferungen und Naturalverpflegung, 40 bis 50 Millionen Thaler aus dem Lande; drohte 1760 Leipzig anzuzünden, weil es die Contribution nicht bezahlte, ſchon hingen die Pechkränze, aber niemand glaubte, es ſey Ernſt; ließ darauf 120 der reichſten Einwohner zehn Tage lang einſtecken, dann ſiebzehn Auserwählte vier Monate lang im Gefängniſſe ſitzen. Dieſe entſchloſſen ſich zur Bezahlung, als man ſie nach Magdeburg abführen wollte. Die alliirte Reichsarmee verwüſtete im J. 1757 ganze Gegenden, und plünderte um Freyberg zwanzig Dörfer und Kirchen rein aus. Die Bewohner von Dresden retteten 1760 bey der Belagerung ihre Güter in felſenfeſte Gewölbe und Keller auf der Neuſtadt, aber die befreundeten Oeſterreichiſchen Soldaten brachen ſie auf, und plünderten. Sachſen hatte durch den Krieg an 90,000 Menſchen verloren.

Nur denen, welche keine Hiſtorie kennen, iſt alles, was ſie erfahren, auch unerhört; und dennoch wird jetzt in Schulen, auf Univerſitäten, im Leben ſelbſt, kein Studium, zum Verderben Einzelner und Aller, mehr vernachläſſigt, als das Studium der Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, was wir in der geſellſchaftlichen Verbindung erwarten, fürchten, was wir thun ſollen; welche uns allein in eine andre Zeit verſetzen, oder mit der Gegenwart verſöhnen kann.

# Intelligenzblatt 1812.

# Nro. II.

## Chronik der Universitäten.

### Heidelberg.

Der bisherige Privatdocent, Herr Dr. Dümge, ist zum außerordentlichen Professor der vaterländischen Geschichte ernannt worden. (Großh. Bad. Regierungsbl. v. 27. Dec. 1811.)

Frequenz der Universität im gegenwärtigen Wintersemester:

Gesammtzahl 337, worunter Inländer 100, Ausländer 237. Hierunter befinden sich nach den einzelnen Fächern: an Inländern: Theologen 19, Juristen 36, Mediciner 27, Cameralisten 13, Philologen 5, in Summa 100. — An Ausländern: Theologen 21, Juristen 143, Mediciner 27, Cameralisten 33, Philologen 13; in Summa 237. — Im Ganzen studiren demnach in gegenwärtigem Winter-Semester: Theologen 40, Juristen 179, Mediciner 54, Cameralisten 46, Philologen 18; in Summa 337. — Hiernach hat sich im Verhältniß zur Gesammtzahl des vorigen Semesters, welche 332 Akademiker betrug, worunter Inländer 105, Ausländer 227, die Zahl der Studirenden in diesem Semester vermehrt um 5. — In Hinsicht auf das Verhältniß der Inländer zu den Ausländern, von welchen letztern zu Michaelis abgingen 79, von erstern 25, für das laufende Semester aber wieder hinzugekommen sind: 89 Ausländer und 20 Inländer, ergibt sich, daß die Inländer sich um 5 vermindert, die Ausländer hingegen um 10 sich vermehrt haben. (Ebendas.)

Am 4. Januar geschah der jährliche Decanatswechsel. Das Decanat der theologischen Facultät kam für das Jahr 1812 an Herrn Kirchenrath Schwarz, das der juristischen an Herrn Hofrath Zachariä, das der medicinischen an Herrn Prof. Schelver, und das der philosophischen an Herrn Prof. Voß. Das Directorium der staatswirthschaftlichen Section übernahm Herr Prof. Seeger.

## Freyburg.

Der Professor der Staatswissenschaften, Herr Lugo, hat den Titel und Charakter eines Großherzogl. Hofraths erhalten.

---

## Litterärische Nachricht.

Herr Oberhofgerichts-Präsident Freyherr von Drais zu Manheim, welcher schon im Jahr 1796 über die Regierung des Höchstseligen Großherzogs Carl Friedrich ein mit verdientem Beyfall aufgenommenes Werk herausgab: Beyträge zur Cultur und Statistik von Baden unter Carl Friedrich. (Carlsr. b. Maklot. 8), kündigt nunmehr in einer lesenswerthen Nachricht ein umfassenderes Werk über denselben Gegenstand an, welches nicht bloß jedem denkenden Bewohner des Großherzogthums Baden, sondern auch jedem Deutschen, welcher an den Schicksalen des Deutschen Vaterlandes ernstlichen Antheil nimmt, eine angenehme und wichtige Erscheinung seyn muß, nämlich: die Geschichte der Staatsverwaltung und Landescultur von Baden unter Carl Friedrich. Nach dem Muster der unter uns durch Crome's verdienstliche Bemühungen bekannter gewordenen Staatsverwaltung von Toskana soll in einzelnen Capiteln über die verschiedenen Theile der Administration und des Wohlstandes gezeigt werden, „wie der Stand der Dinge bey dem Regierungsantritt des höchstseligen Regenten war, wie die Verbesserungen auf und neben einander gefolgt sind, auch durch welche Mittel und unter welchen Vorsichten — danebst aber, aus welcher humanen und reinen Quelle sie geflossen sind.“ Bey jedem einzelnen Zweige zerfällt die Behandlung in die drey Perioden, in welche die Geschichte Carl Friedrichs so natürlich sich theilt: 1) was geschah unter Carl Friedrich als Marggrafen von Baden Durlach (1738—1771), 2) was nach dem Anfall des Baden-Badischen Landes (1771—1802), 3) was endlich seit seiner Erhebung zum Kurfürsten und Großherzog (1803—1811). Aus der, die einzelnen Gegenstände der Behandlung aufzählenden Aufforderung an sämmtliche Mitbürger des Großherzogthums, um die Mittheilung solcher Nachrichten, welche sich auf Carl Friedrichs erhabene und weise Wirksamkeit beziehen, erhellt, wie umfassend und vielseitig der Plan dieses Werkes angelegt sey. Es ist von dem patriotischen Sinne unsrer Mitbürger mit Zuversicht zu erwarten, daß jeder seines Orts durch bereitwillige Beyträge zu der Errichtung dieses würdigen Denkmals der beglückenden Regierung Carl Friedrichs sich beeifern werde, die Liberalität unsres erhabenen jetzt regierenden Großherzogs nachzuahmen, Höchst welcher bereits „die Befehle an alle Ministerialdepartements, so wie an das General-Landes-Archivariat, daß alle Acten

und Urkunden, die er einsehen möchte, ihm dazu vorgelegt werden sollen — danebst die allgemeine Erlaubniß zu geben geruht hat, daß auch jeder Staatsdiener, den er darum ersuche, ihm aus seinem Geschäftskreise actenmäßige und andre sichere Nachrichten mittheilen könne." Das Werk soll wo möglich in Einem Bande, höchstens mit Beylagen in zweyen, nach dem Wunsche und der Hoffnung des Verfassers mit dem Eintritt des Jahrs 1814, erscheinen.

---

## Correspondenznachricht.

Nach sichern Nachrichten ist der voreilige Correspondent des Morgenblatts, welcher zwey aus Heidelberg nach Berlin versetzte Professoren als die Verfasser des, in den H. Jahrbüchern 1811 No. 74 recensirten sogenannten vierten Buchs von Cicero de natura Deorum angab, einer falschen Witterung nachgegangen. Der wahre Verfasser dieses Machwerks ist in Berlin allgemein bekannt, und dessen Name dort leicht zu erfragen.

---

## Ankündigung.

Zur Leipziger Ostermesse erscheinen:

Gedichte von Helmine v. Chezy, Enkelin der Karschin. Erster Band. Preis 3 fl.

Früher noch werden sie ausgegeben:

In Heidelberg bey Mohr und Zimmer.
In Frankfurt am Mayn in der Andräischen Buchhandl.
In Würzburg bey Stahel.
In Darmstadt in mehrern Buchhandlungen.
In Aschaffenburg bey Ettlinger.

Dankbar empfinde ich die Theilnahme so vieler der Erhabensten und Würdigsten meiner Zeitgenossen bey dieser eröffneten Subscription, die mich so schnell in Stand setzt, das Unternehmen zu vollenden. Die gehaltvollen, unvergänglichen Namen, mit denen ich mein Werk schmücken darf, wecken den Wunsch noch lebendiger in mir, dieser Theilnahme mich würdig zu machen.

Der 1. März 1812 schließt die Subscription. Bis dahin ersuche ich diejenigen, die sich unterzeichnen wollen, sich direct an mich zu wenden.

Aschaffenburg, d. 7. Jan. 1812.

Helmina v. Chezy. geb. v. Klenck.

---

## Anzeige
## eine neue Leipziger Litteraturzeitung betreffend.

Die bisherige Leipziger Litteraturzeitung ist, wie bekannt, durch ungünstige Umstände bereits seit einiger Zeit gestört und endlich unterbrochen worden.

Nachdem jedoch, durch die großmüthige Fürsorge unsrer allerhöchsten Regierung für die Erhaltung und das Gedeihen aller vaterländischen wissenschaftlichen Institute, jene Hindernisse beseitigt worden sind, so wird mit Anfang des Jahres 1812 eine neue

## Leipziger-Litteraturzeitung

verbunden mit einem Intelligenzblatte für litterarische Notizen und Ankündigungen, bey unterzeichneten Verlegern herauskommen, wovon wöchentlich sechs halbe Bogen ausgegeben werden sollen, und deren Preis, wie vorhin, acht Thaler Sächsisch für den Jahrgang seyn wird.

Den etwas veränderten Plan dieser Litteraturzeitung, welche übrigens mit der vorigen Leipziger Litteraturzeitung in keinem Zusammenhange steht, sondern ein neues für sich bestehendes Unternehmen ist, wird eine ausführliche Ankündigung darlegen.

Die Redaction, zu welcher sich mehrere, besonders Leipziger Mitarbeiter vereinigen werden, wird den Ruf der Unparteylichkeit, Gründlichkeit, Zweckmäßigkeit und Humanität dieser Litteraturzeitung zu behaupten suchen; die Verlagshandlung wird bemüht seyn, durch Pünctlichkeit der Lieferung und der Versendung, durch saubern Druck und durch Erfüllung aller ihr sonst hierbey obliegenden Verbindlichkeiten, das Zutrauen, womit das gebildete Publicum sie bisher beehrt hat, zu erhalten; beyde rechnen mit Vertrauen auf die wohlwollende Unterstützung in- und ausländischer Litteratoren, des einsichtsvollen Publicums und der hiesigen und auswärtigen Buchhändler.

Leipzig, am 17. Dec. 1811.

Die Redaction der Leipziger Litteraturzeitung.

Christian Daniel Beck, Hofrath und ordentl. Prof. d. alt. Litterat., Herausgeber.

Breitkopf u. Härtel, Verleger d. L. L. Z.

Mohr und Zimmer nehmen Bestellungen an.

Von den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur erscheinen nach der nunmehrigen Einrichtung wöchentlich 1 ½ Bogen, oder eine Woche zwey und die andere Ein Bogen, die Intelligenzblätter ungerechnet, und werden regelmäßig durch die hiesige löbl. Zeitungsexpedition an alle löbl. Postämter versendet. Monatlich wird das Journal durch die Buchhandlungen geheftet ausgegeben. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist in Sachsen und Norddeutschland 5 Reichsthaler und in den Rheinischen und Süddeutschen Ländern 8 fl. Vorausbezahlung.

Das Intelligenzblatt nimmt litterärische Bekanntmachungen und Buchhändler-Anzeigen auf gegen die Insertionsgebühren von 1 ½ Gr. oder 6 ¾ Kreuzer für die aus kleiner Schrift gedruckte Zeile.

## Inhalt.

S.

1) Jakobi, Fr. H., von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. ..... 113

2) Münscher, D. W., Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Ps. ..... 124

3) Dyk, J. G., historisches Handbuch f. die Jugend. ..... 125

4) Weber, D. G. M., Handbuch des in Deutschland üblichen Lehenrechts nach den Grundsätzen G. L. Boehmers. 129

5) von Löhr Uebersicht der das Privatrecht betreffenden Constitutionen der Röm. Kaiser Constantin I. bis auf Theodos II. und Valentinian II. ..... 142

6) Bertholdt, D. L., Christologia Judaeorum Jesu Apostolorumque aetate in compendium redacta observationibusque illustrata.

7) (Harms) Das Christenthum. In einem kl. Katechismus. 157

8) Des Aristophanes Wolken, von F. G. Welcker. Von D. A. E. ..... 161

9) Aristophanes Wolken eine Komödie, griech. u. deutsch (von F. A. Wolf.) Von Dems. ..... ib.

10) Pfister, Actenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Mayns, im Spessart u. im Odenwalde. 173

11) Blüthen aus Hellas Auen. Von D. A. E. ..... 192

12) Biographie Schiller's und Anleitung zur Kritik seiner Werke, von J. K. S. Von Fn. ..... 204

13) Weiße, D. Chr. E., Geschichte der Churſächs. Staaten. 205

Heidelbergische

# Jahrbücher

der

# Litteratur.

---

Fünfter Jahrgang.

Drittes Heft. März.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1812.

Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Als Grundlehre zu einer wissenschaftlichen Naturlehre derselben. Von Christian Weiß, D. u. Prof. der Philos. Director der Stadtschule zu Naumburg. Leipzig, bey F. Chr. W. Vogel. 1811. XVI u. 510 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Verf. gibt die Absicht dieser Schrift in der Vorrede dahin an: daß er suchen wolle, die Psychologie von bloßer Naturbeschreibung der Seele zu dem Range einer wahren eigentlichen Naturlehre derselben zu erheben. Dafür, meint er, dürfe man sich ja durch die etwa herkömmlichen Gränzbestimmungen zwischen Psychologie, Logik und kritischer Philosophie nicht beschränken lassen. Philosophie ist ohne psychologische Kritik ganz eigentlich grundlos, und eben darum müssen auch die kritischen Arbeiten unsrer Selbstdenker so lange noch mehr oder weniger unbefriedigend bleiben, als sie nicht aus echter und durchdringender Seelenkunde hervorgegangen sind. Hier also sey das zunächst zu bearbeitende Feld. — Diese Absicht ist wörtlich dieselbe, welche Rec. bey einem vor wenigen Jahren beendigten Werke hatte, und zu haben erklärte, es mußte also für ihn ein besonderes Interesse haben, von des Verf. mit Ernst und Strenge tief geführten Untersuchungen eine kritische Anzeige zu übernehmen.

Die hier vorliegenden, für Psychologie und Philosophie zugleich wichtigsten Grunduntersuchungen finden in ihrer Natur zwey Hauptschwierigkeiten, um deren willen ihre Ausbildung und allgemeinere Verbreitung nur langsam gelingen kann. Die erste entspringt aus dem Wesen der psychologischen Abstractionen. Nachdem die ersten vorläufigen Vergleichungen beendigt sind, fixirt sich jeder einzelne Forschende seine bestimmten Abstractionen, über relative Abhängigkeit und Unabhängigkeit der drey Hauptclassen unsrer innern Thätigkeit: Erkenntniß, Interesse und That, und bildet dem gemäß seine

Terminologie aus. Nachher aber haben wenige Reſignation genug, fremde Anſichten tief und unparteyiſch mit der eignen zu vergleichen, um dieſe darnach zu verbeſſern. Und ſo bekommt denn grade für die Hauptgedanken faſt jeder ſeinen eignen Sprachgebrauch und ſeine eigne Theorie. Das zweyte ſchwierigſte iſt das Verhältniß der innern Naturlehre zur Philoſophie. Nur durch pſychologiſche Kritik kann die Aufklärung unſrer philoſophiſchen Erkenntniſſe gelingen, die Grundlagen der Pſychologie als Naturlehre ſetzen aber in der Lehre von den Anlagen, Vermögen, Kräften unſers Geiſtes überhaupt wieder entſchiedene Ausbildung metaphyſiſcher Lehren voraus. Von dieſem Kreiſe kann ſich hier die Ausbildung der Wiſſenſchaft nicht befreyen, ſie wird nur allmälig nach Analogie mathematiſcher Näherungsmethoden gediegener dargeſtellt werden können.

Die Unterſuchungen der letztern Art machen denn auch hier, wie meiſt in ähnlichen Werken den Anfang. Der erſte Abſchnitt, überſchrieben: von den Elementen des Geiſtes und der Art ſeines Daſeyns im allgemeinen, handelt davon. Hier bringen die metaphyſiſchen Grundvorausſetzungen des Verf. ſeine Lehre gleich in ein polemiſches Verhältniß gegen die des Rec. Schon §. 1 ſagt der Verf., rückſichtlich der äußern Natur: „die dem Geiſt eröffnete Anſicht der Dinge, welche das Ganze nicht mehr als Summe des Einzelnen, ſondern als wahrhafte Einheit deſſelben, und daher jedes Einzelne im Bande einer ewig ſich ſelbſt gleichen, und in Zeit und Raum ſich unendlich verendlichenden Allheit erblickt, — iſt beſtimmt, den Fortſchritt auf jedem Pfade beſondrer Erkenntniß lichtvoll zu machen“, und rückſichtlich der innern Natur: „Nach ſchärferer Begriffbeſtimmung iſt nur da eigentliche Philoſophie, wo nicht das Einzelne als ſolches, ſondern nur ſeine Einheit mit dem Ganzen, wo das Unendliche als Grund des Endlichen und dieſes als Erſcheinung von jenem betrachtet wird.“

In dieſen unbeſtimmten Aeußerungen ſcheint der Verf. den irrigen erſten Vorausſetzungen der abſoluten Identitätslehre beyzupflichten, was denn auch einzelne Angaben im folgenden beſtätigen. Allerdings ſind nothwendige Einheit des Ganzen und Identität des endlichen und ewigen Weſens der Dinge die philoſophiſchen Grundformen aller menſchlichen Erkenntniß;

allein in dem der wiſſenſchaftlichen Entwicklung fähigen Theil der menſchlichen Erkenntniß bleiben dieſe nothwendigen Formen für ſich unvermeidlich leere Formen, deren Gehalt nur durch Summirung des Einzelnen aus ſinnlicher Anſchauung erhalten werden kann. Höhere Anſprüche an die Wiſſenſchaft ſind und bleiben Chimären. §. 2 ſagt der Verf.: „Wenn man ſagt, daß ein Ding da ſey, ſo behauptet man damit zweyerley. Einmal iſt die Rede von einer Wirkung, welche in einen Sinn fällt, — ſodann von einem innern Grunde dieſer Wirkung. — Daher hat ein jedes Ding für ihn (den Menſchen) nothwendig zwey Seiten, die eine, welche der ſinnlichen Thätigkeit in ihm entſpricht, die andere, welche von der logiſchen Thätigkeit gefordert und erkannt wird. Wir nennen jene erſte Seite die Erſcheinung des Dinges, die zweyte ſeine Kraft. — Beyde ſind nicht für reell und objectiv von einander verſchieden zu halten. — Die Kraft geht der Erſcheinung nicht voraus, ſondern iſt immer und vom Anfang her gleichzeitig mit ihr vorhanden. — Das Verhältniß der Erſcheinung zu der Kraft iſt keineswegs das der Wirkung zu der Urſach.“ — „Dieſe Anſicht iſt die des dynamiſchen Syſtems. — Ihm entgegen ſteht das atomiſtiſche Syſtem, nach welchem zwar auch ein zweyfaches in den Dingen unterſchieden wird, nämlich die Materie und die Kraft, jedoch ſo, daß beyde ein eigenthümliches Weſen behalten, und die Kraft bey der Hervorbringung wirklicher Dinge kein anderes Geſchäft hat, als der Materie eine beſtimmte Form zu verſchaffen.“ Gegen dieſes alles haben wir mancherley zu erinnern. Erſtlich enthält das Raiſonnement des Verf. einen logiſchen Fehler. Im Anfang wird nämlich geſagt, die Erſcheinung ſey Wirkung und die Kraft ſey Grund dieſer Wirkung, nachher aber das Verhältniß der Erſcheinung zur Kraft ſey nicht das der Wirkung zur Urſach. Den ganzen hier angegebenen Sprachgebrauch des Verf. müſſen wir tadeln. Wir können aber dem Verf. wohl nachweiſen, wie er zu ſeinen unvollſtändigen Beſtimmungen gekommen iſt. In unſrer philoſophiſchen Sprache ſtammt die Unterſcheidung von dynamiſcher und atomiſtiſcher Anſicht der Naturwiſſenſchaft aus der Dynamik in Kants metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft. Die frühere atomiſtiſche Naturphiloſophie

ſetzte voraus, die Maſſe d. h. die materielle Subſtanz erfülle einen Raum ſchon, indem ſie in ihm vorhanden ſey, Kant hingegen zeigte, nicht bloß durch ihre Exiſtenz im Raum, ſondern erſt durch die ausdehnende Kraft der Maſſe laſſe ſich die Raumerfüllung denken. Im Gegenſatz gegen die atomiſtiſche Erklärung des Stoßes durch die bloße Undurchdringlichkeit abſolut harter und ſtarrer Grundkörperchen wurde die Kantiſche Lehre von der Cauſalität aller Bewegung durch urſprüngliche anziehende und ausdehnende Kräfte Dynamik genannt. Kant's Nachfolger in dieſer Lehre, vorzüglich die aus der Fichtiſchen und Schellingiſchen Schule, haben dann meiſt die Maſſe in ihren Erklärungen ganz überſehen, und aus bloßen Kräften alles zuſammenſtellen wollen. Dieß widerſtreitet den Geſetzen unſers denkenden Verſtandes, welcher die Verhältniſſe der Exiſtenz überhaupt nur durch die Verbindung der beyden Kategorieen der Subſtanz und der Urſache, alſo für die Materie durch die Maſſe, welcher bewegende Kräfte zukommen, denken kann. Jene falſche Abſtraction faßte unſer Verf. auf, verglich ſie aber mit den wirklichen Verhältniſſen unſrer Erkenntniß, und mußte nun natürlich darauf kommen, den Sprachgebrauch in Rückſicht auf das Wort Kraft zu ändern, und dadurch den Fehler zu verbeſſern. So iſt er denn auf ganz richtigem Wege auf die Unterſcheidung des Xenophanes zwiſchen erſcheinendem und gedachtem Weſen der Dinge gekommen. Allein dieſe iſt ja für den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft viel zu unbeſtimmt. Wird vom Denken des Verſtandes, oder vom Denken der Vernunft geſprochen? Oder in Rückſicht des letzteren von den Kategorieen der Naturgeſetze, oder von der Idee des Abſoluten? Dadurch, daß dieſe letzte wichtigſte Kantiſche Unterſcheidung vom Verf. vernachläſſigt iſt, ſcheinen uns alle ſeine Grundbeſtimmungen falſch oder unbrauchbar zu werden. — In §. 3 wird durch die Merkmale der Raumerfüllung und bloßen Zeiterfüllung in Namenerklärungen der Unterſchied des körperlichen und geiſtigen beſtimmt, und nachher ſehr richtig auf die ſcharfe Trennung der Pſychologie von Phyſiologie gedrungen. — In §. 4 bemüht ſich der Verf., eine zwar herkömmliche, aber ganz falſche Behauptung zu rechtfertigen. Die Behauptung des Verf.: „Ein Daſeyn, welches nur die Zeit erfüllt,

iſt einfach und ſchließt jedes wirkliche Zugleichſeyn in ihm mit ſtrenger Nothwendigkeit aus" — iſt, ſo oft ſie ſchon aufgeſtellt worden, doch ein Grundfehler unſrer pſychologiſchen Theorieen, welcher eben auch auf ſeine Theorie entſcheidend nachtheilig wirkt. Unſre Selbſterkenntniß zeigt uns den eignen Geiſt als ein einzelnes Weſen (eben wie der Baum, das Thier äußerlich ein einzelnes Weſen iſt), ob aber dieſe Einzelnheit auch Einfachheit d. h. Untheilbarkeit der Subſtanz ſey, iſt in unſrer innern Erfahrung völlig unbeſtimmbar. Der innern Anſchauung erſcheinen unmittelbar nur die Thätigkeiten unſers Geiſtes. In dieſen findet durchaus keine extenſive Größe ſtatt, ſondern alle Vielheit des gleichartigen iſt innerlich nur Grad der Thätigkeit, intenſive Größe. Aber damit iſt die Vielheit des Ungleichartigen zugleich nicht aufgehoben, vielmehr zeigt ſich dieſe in jeder genauen Selbſtbeobachtung; ſie abzuleugnen, iſt völliger Widerſinn. Die Thätigkeiten unſers Geiſtes fließen ſtetig durch die Zeit ab. Wären die mannigfaltigen ungleichartigen Thätigkeiten nicht zugleich in der Einheit meiner Lebensthätigkeit, ſo wäre z. B. weder Entſchließung noch Vergleichung möglich. Ich ſage vergleichend: Cäſar und Pompejus waren Römiſche Feldherrn. Dieſes Urtheil iſt durchaus nur dadurch möglich, daß mir alle ſeine Vorſtellungen zugleich gehören. Könnte ich nur ruckweis erſt Cäſar, dann Pompejus, dann Feldherr, wenn gleich in noch ſo kurzen Intervallen denken, ſo würde doch damit nie die Einheit des vergleichenden Urtheils möglich werden. Der Verf. beruft ſich zur Rechtfertigung ſeiner Behauptung wie gewöhnlich auf die Theilbarkeit der Zeit ins Unendliche. Wir wollen ihn auf die Unzulänglichkeit deſſen nur durch ein Beyſpiel aufmerkſam machen. Nach ſeiner Theorie würde jede Anſchauung einer Farbenfläche die ganze unendliche Zeit erfordern, um zu Stande zu kommen. Da nach ihm kein Mannigfaltiges zugleich vorgeſtellt werden kann, ſo kann die Anſchauung des Augenblicks keine Breite haben, ſondern nur einen Punct im Raume faſſen. In jeder, auch der kürzeſten Zeit könnte der Blick nun wohl eine beliebig lange ſtetige Reihe von Puncten, eine beliebig lange Linie durchlaufen, aber nie eine Fläche. Denn die Zeit hat nur Eine Dimenſion, die Fläche hingegen zwey. In der kleinſten

Breite liegen unendlich viele Linien neben einander, mag daher die Geſchwindigkeit des Blickes noch ſo groß angenommen werden, in endlicher Zeit beſchreibt er doch noch keine wirkliche Breite. Ueberhaupt, wer ſich einmal über das Vorurtheil der Verwechslung von Einheit unſrer Lebensthätigkeit mit der Einfachheit derſelben in jedem Augenblick erhoben hat, dem zeigt jede genauere Selbſtbeobachtung den Widerſinn in jener Vorausſetzung. Wollten wir nun dieſen Fehler aus des Verf. Theorie tilgen, ſo würde alles eine andre Geſtalt bekommen, um ſo mehr, da er dieſen falſchen Grundgedanken mit ſo vieler Conſequenz feſtgehalten hat. §. 5 redet er von den Grundkräften der Seele, welche der Verf. „Elemente des Geiſtes“ nennt, und für die er das Geſetz ausſpricht: „nach der dynamiſchen Anſicht der Natur befindet ſich in jedem Dinge, die das Daſeyn deſſelben conſtituirende Kraft in einer urſprünglichen und nothwendigen Duplicität. Kein Ding als Product betrachtet, hat nur einen Factor, ſondern es hat deren wenigſtens zwey, und dieſe gegen einander im Verhältniß des Gegenſatzes, nach der Lehre der Logik.“ Dieſe Formeln ſind aus jetzt ſogenannter naturphiloſophiſcher Sprache bekannt, unſer Verf. rechtfertigt ſie hier nicht. Leider aber bedeutet dieſe Duplicität nichts weites als Vielheit; und der Gegenſatz nichts weiter als Verſchiedenheit. Die Formel iſt eine ganz leere logiſche, die nichts weiter ſagt, als: wo Vieles zuſammenwirkt, da iſt eine Vielheit, und wo Vieles iſt, da iſt auch Verſchiedenes. Damit aber wird die vom Verf. im folgenden gemachte willkührliche Anwendung dieſer Formel gar nicht begründet. Nach dieſen Vorausſetzungen bildet nämlich der Verf. folgende Grundhypotheſe ſeiner pſychologiſchen Theorieen. „Die Elemente aller geiſtigen Thätigkeit ſind zwey: zuerſt ein Analogon deſſen, was in dem Raume Expanſivkraft genannt wird, oder ein Princip der Richtung (Trieb genannt); ſodann ein Analogon der Attractivkraft in der Natur, oder ein Princip der innern Bildung (Sinn genannt.)“ Durch den Conflict dieſer Elemente entſtehen erſt die Hauptvermögen der Seele, und zwar theils nach einem quantitativen, theils nach einem qualitativen Verhältniß. „In Rückſicht des quantitativen Verhältniſſes ſind drey Fälle

möglich: entweder es iſt ein Uebergewicht des Sinnes in der Handlung der Seele, dann ſagen wir das Vorſtellungsvermögen ſey thätig; oder ein Uebergewicht des Triebes, dann nehmen wir das Begehrungsvermögen als wirkend an, oder es findet ſich ein Gleichgewicht der Elemente in der geiſtigen Handlung, dann nennt die Pſychologie das Gefühlsvermögen." In Rückſicht des qualitativen Verhältniſſes iſt der Sinn in der Ausbildung des Geiſtes das Frühere, der Trieb das Höhere. Daher entſtehen hier drey Stufen der Ausbildung des geiſtigen Lebens. „Zuerſt eine Periode der Sinnlichkeit, deren Charakter das Leben im Einzelnen iſt; ſodann eine Periode der Vernünftigkeit, welche ſich dadurch auszeichnet, daß dem in ihr lebenden Menſchen das Einzelne und Sinnliche, als ſolches, nichts gilt, ſondern daß ſein Dichten und Trachten auf das Unendliche geht. Zwiſchen beyden endlich finden wir eine Periode der Verſtändigkeit, welche den Uebergang bezeichnet von den niedern Polen des Lebens zu den höhern." Die Logik macht an jede taugliche Hypotheſe die drey Anforderungen der Möglichkeit ihrer Vorausſetzung, der Einheit ihrer Vorausſetzung und der Conſequenz in der Ableitung. Rec. muß behaupten, daß die Hypotheſe des Verf. keiner von dieſen drey Bedingungen genug thue. In Rückſicht der Möglichkeit der Vorausſetzung kann es nämlich gar keine naturphiloſophiſche Conſtruction a priori für die zeiterfüllenden Kräfte in Analogie mit den raumerfüllenden geben. Denn in der Zeit gibt es nur eine Richtung der Thätigkeit von der Gegenwart nach der Zukunft, und nicht entgegengeſetzt von der Gegenwart nach der Vergangenheit, auf der Entgegenſetzung der Richtungen im Raum beruht aber der Unterſchied von Zurückſtoßung und Anziehung, und ferner im Raum wird wohl der Gegenſtand ſelbſt, in der Zeit aber nur der Abfluß ſeiner Exiſtenz angeſchaut. Trieb und Sinn des Verf., zu deren Annahme er nur durch eine falſche Analogie mit dem Räumlichen und die Vorausſetzung der Duplicität veranlaßt worden iſt, ſind, wie die gewöhnlichen Unterſcheidungen von Selbſtthätigkeit und Erregbarkeit, nur formelle Abſtractionen, zu denen erſt durch Erfahrung die Art, die Qualität der Kraft hinzugegeben werden muß, wenn eine beſtimmte Vorſtellung

herauskommen ſoll. Dieß iſt aber hier nicht geſchehen, ſondern die verſchiedenen Qualitäten geiſtiger Thätigkeit werden aus dieſen formellen Beſtimmungen zuſammengeſetzt. Des Verf. Gegenſatz von Trieb und Sinn ſcheint dem Rec. nur, durch die fehlerhaften naturphiloſophiſchen Vorausſetzungen mißdeutet, der bekannte Unterſchied von Spontaneität und Receptivität zu ſeyn. Ferner gegen die Bedingung der Einheit in der Vorausſetzung iſt verſtoßen, indem jede Ableitung nur eine neue Hülfshypotheſe iſt. Es folgt nicht, ſondern es wird hypothetiſch angenommen, daß Vorſtellen und Begehren durch Uebergewicht des einen Elementes entſtehen, und beſonders daß das Gleichgewicht entgegengeſetzter Kräfte nicht Ruhe, ſondern Gefühl ſey. Nochmehr gilt daſſelbe bey der Ableitung der Bildungsſtufen, indem die Behauptung: der Sinn werde früher angeregt, der Trieb aber ſey das Höhere, ganz willkührliche Hülfshypotheſe iſt. Endlich drittens gegen die Conſequenz wird verſtoßen, indem gar kein wirklicher Unterſchied zwiſchen dem quantitativen und qualitativen Verhältniß angegeben iſt. Nach der Conſequenz der Hypotheſe würde folgen, daß der Menſch auf der niedrigſten Stufe ſeiner Ausbildung bloß vorſtelle (denn das hieße ja: mit überwiegendem Sinne thätig ſeyn), daß er bey fortſchreitender Bildung nur fühle, und in den höchſten Graden der Ausbildung nur begehre. Im einzelnen ſcheint es dem Rec., als ob den Verf. vorzüglich die irrige Annahme S. 33 getäuſcht habe. Er leugnet da die Bedeutſamkeit des Satzes, welchen Schmid ausſpricht: Alle Thätigkeit unſers Geiſtes iſt entweder Vorſtellung, oder nur durch Vorſtellung möglich, indem er behauptet, daſſelbe gelte auch von der Begehrung. Allein, wir können uns einen Geiſt denken, der das Daſeyn der Dinge vorſtellte, ohne irgend den Gedanken eines Werthes und Zweckes in den Dingen zu haben, der alſo vorſtellte, ohne zu fühlen, und zu wollen. Aber Luſt oder Unluſt fühlen, ohne vorſtellen, iſt ein Widerſpruch; denn die praktiſche Empfänglichkeit unſers Geiſtes beſtimmt nur eine Modification des Vorſtellens als Vorſtellung vom Werth der Dinge. Endlich Begehren und Wollen kann erſt durch die beyden andern gedacht werden, der Begehrende wird durch Vorſtellung vom Werth zur That getrieben. Das Erkennen iſt die erſte Qualität

unſrer geiſtigen Thätigkeit, welche durchaus nicht zuſammengeſetzt, oder aus andern abgeleitet werden kann. Das Intereſſiren iſt eine zweyte Qualität unſrer Thätigkeit, welche nicht aus dem Erkennen entſpringt, aber doch das Erkennen als eine Bedingung ſeiner Mögiichkeit vorausſetzt. — Am Ende des erſten Abſchnittes werden noch einige Wortbeſtimmungen über Kraft und Vermögen, Handlungen und Zuſtände der Seele gegeben. Treffend bemerkt hier der Verf., daß dem eigentlichen Deutſchen Sprachgebrauche nach „Vermögen“ eine Kraft bedeute, ſofern ſie durch Willkühr beſtimmbar iſt. Der gewöhnliche Gebrauch des Ausdrucks „Gemüthsvermögen“ iſt gewaltthätig, ſtimmt hiermit nicht überein.

Wir haben über dieſen erſten einleitenden Abſchnitt ſo ausführlich geſprochen, weil er aller folgenden Unterſuchungen Art und Farbe beſtimmt. Dieſe Unterſuchungen werden dann nach dem angegebenen Unterſchiede der quantitativen und qualitativen Verhältniſſe unter den Elementen des Geiſtes eingetheilt. Abgeſehen von des Verf. Theorie, verſtehen wir ſeinen Eintheilungsgrund leicht, es ſollen zuerſt die Geſetze der ſtehenden Grundorganiſation unſers geiſtigen Lebens gezeigt werden, und dann die Geſetze ſeiner ſtufenweiſen Entwicklung.

Die Unterſuchung der quantitativen Verhältniſſe unter den Elementen des Geiſtes beginnt der Verf. mit *Grundlinien einer Theorie des Gefühls*. Seine Hypotheſe, daß das Gefühl im Gleichgewicht der pſychiſchen Elemente beſtehe, führt ihn hier gleich zur Betrachtung der erſten geiſtigen Regungen im neugebornen Kinde, und ſomit zu einer ſehr mißlichen Anfangsunterſuchung, indem man doch darüber nur Hypotheſen machen kann, und ein andrer, anſtatt der reitzloſen Gefühle des Verf., eben ſo gut von dunkeln Anregungen des Erkennens, ſich Intereſſirens und Begehrens in den erſten Empfindungen ſprechen könnte. Dieſe mangelhafte Einleitung wirkt nachtheilig auf die ganze Lehre. Gefühl und innere Empfindung werden nicht unterſchieden; das Intereſſe, dieſes eigentlich Charakteriſtiſche aller Luſtgefühle, wird nicht genau ins Auge gefaßt, und die wichtige Kantiſche Unterſcheidung der äſthetiſchen und intellectuellen Luſtgefühle wird nicht gewürdigt.

Es folgt die Theorie des Vorstellungsvermögens. Gleich anfangs übersieht der Verf. hier die Qualität des Vorstellens und Erkennens. Er theilt das Vorstellungsvermögen in Einbildungskraft, Vermögen der Vorstellung individueller Gegenstände, und Denkkraft, Vermögen allgemeiner Vorstellungen. Diese Eintheilung rechtfertigt er aber nur durch einen auffallenden Cirkel im Erklären. Im §. 2 sagte er: der Mensch unterscheidet Erscheinung und Kraft in jedem Daseyn, zufolge der Einrichtung seines vorstellenden Wesens, in welchem theils angeschaut, theils gedacht wird. Hier aber heißt es: Alle Producte der Natur haben für unsere Erkenntniß zwey Seiten, eine sinnliche — und eine nichtsinnliche, die Kraft. Jener Seite entspricht, was die Einbildungskraft, dieser, was die Denkkraft in uns vorstellt. Durch beyde zusammengenommen ist also gar nichts erklärt, und im Sprachgebrauche des Verf. Bedeutung des Wortes „Sinn" noch oben ein mit der gewöhnlichen verwechselt. Doch wir wollen aufhören zu streiten, da sich in der Entfaltung der Theorie immer wieder dieselben, von uns getadelten Voraussetzungen geltend machen.

Nach des Verf. Erklärung der Einbildungskraft wird in der Lehre von derselben zuerst von der Anschauung gesprochen. Gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht der Verf. unter dem äußern Sinne, im Gegensatz des innern, die Organe des Körpers, und muß deswegen behaupten, diese Unterscheidung gehe die Psychologie nichts an. Hätte er die richtige psychologische Unterscheidung ins Auge gefaßt, so würde er die Lehre vom innern Sinne eben so wichtig gefunden haben, als die vom Bewußtseyn, da sie im Grunde mit dieser Eins ist. Ferner vom Nachbilden der Vorstellungen, dabey die Gesetze der Association, des Gedächtnisses, der Erinnerung. Endlich von der Dichtung. Hier hat uns die Lehre von den Denkbildern, wie der Verf. nicht unpassend Kant's Schemata der Einbildungskraft nennt, angesprochen. Leider ist die eigentliche productive Einbildung, oder die mathematische Anschauung ganz vernachlässigt.

Die Lehre von der Denkkraft hat den großen Fehler, daß der Verf. den wahren Unterschied von Verstand und Vernunft

nicht kennt. Er geht nach ſeiner Art die logiſchen Formen: „Begriff, Urtheil und Schluß“ durch, und erkennt ſehr richtig darin nur die Stufen der Beſtimmung des Beſondern durch das Allgemeine an. Des Verf. Unterſchied zwiſchen grammatiſchen und logiſchen Urtheilen ſcheint uns nur der bekannte zwiſchen ſingulären Urtheilen und ſolchen, die einen Begriff zum Subject haben, die Bedeutung dieſes Unterſchiedes in der Erkenntniß iſt aber ſehr treffend nachgewieſen.

Ferner in der Theorie des Begehrungsvermögens, werden die Begehrungen eingetheilt in ſolche, welche durch das Aeußere in Raum nothwendig bedingt ſind, Inſtincte, in ſolche, welche durch das in der Zeit vor ihnen wirkende, den Cauſalnexus, einer Reihe innerer Handlungen allein beſtimmt ſind, Begehrungen der Willkühr, und endlich in ſolche, die im entſchiedenſten Gegenſatz mit allem Beſtimmtwerden durch ein Individuelles außer oder in uns ſtehen, Begehrungen der Vernunft. Dieſe drey Arten werden einzeln nach der Theorie des Verf. beurtheilt, und zuletzt noch einiges über Affecten und Leidenſchaften geſagt. So leicht dieſe Ordnung nach der Eintheilung in äußerlich nothwendigen, innerlich nothwendigen und freyen Entſchluß ſcheint, ſo findet doch Rec., der den erſten Unterſchied unter den Ausdrücken Inſtinct und mit Reflexion verbundene Willkühr auch gebraucht, doch die ſittliche Begehrung nicht als drittes Glied zu jenen beyden, ſondern ihm ſcheinen mehrere Unterſcheidungen für die Grundlage der Theorie nothwendig, als die hier gegebenen. Bey der Lehre von der vernünftigen Begehrung theilt der Verf. beſonders ſeine Anſicht von der Freyheit des Willens mit.

Nun folgt im dritten Abſchnitte von dem qualitativen Verhältniß der Elemente des Geiſtes die Lehre von den Stufen der Ausbildung des menſchlichen Geiſtes. Der Verf. unterſcheidet drey Perioden dieſer Ausbildung, und bringt ſie mit ſeiner Theorie in Verbindung. Eine Periode der Sinnlichkeit, in welcher der Geiſt nur in den Berührungen und Umgebungen des Augenblicks lebt, zweytens eine Periode des Verſtandes, in welcher der Geiſt das eigne Leben egoiſtiſch ganz umfaſſen lernt, drittens eine Periode der Vernunft, in welcher er ſich zum Höhern, Unendlichen, Göttlichen in Ideen und Idealen erhebt. Der Verf. charakteriſirt für jede dieſer Perioden vorzüglich die ihnen eigenthümliche Stimmung der Gefühle, Vorſtellungen und Begehrungen. Seine Darſtellung iſt hier mehr Beſchreibung als Theorie, und hat viele ſchöne Ausführungen. Doch ſchadet der Lehre nach des Rec. Meinung wieder, daß die zu Grunde liegende Theorie nur ſo unbeſtimmte logiſche Ausdrücke beherrſcht.

So hoch vorzüglich der Adel des vernünftigen Lebens auch gerühmt wird, so bekommt man doch keine positive Vorstellung von dem eigenthümlichen Wesen desselben. Der Verf. sagt nur: die Pole des geistigen Lebens sind Individualität und Universalität; sobald der Blick von der Individualität auf die Universalität gerichtet wird, wird vernünftig begehrt. — Die sittlichgute Handlung ist endliche Reproduction der unendlichen Schöpfung. — Das Unendliche ist Object des reinen Triebes. — Der Pol der Universalität ist das göttliche Leben. Was sollen uns diese unbestimmten Ausdrücke fördern? Woher vorzüglich die tiefe Bedeutung des nur formellen logischen Unterschiedes zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen? — Wir halten es für den Haupfehler dieses Werkes, daß der Verf. zu Liebe seiner Duplicität von Sinn und Trieb die wahren qualitativen Unterschiede unsrer geistigen Thätigkeiten im Erkennen (dessen Unterschied vom Vorstellen er nicht einmal ins Auge gefaßt hat), Fühlen und Wollen ganz außer Acht gelassen hat. Wir müssen ihm für die Fortsetzung seiner Untersuchungen rathen, von den täuschenden Formeln seiner Naturphilosophie ganz abzusehen, und anstatt dessen auf einfache Selbstbeobachtung zurück zu gehen.

---

Theoretisch practischer Commentar des Napoleonischen Gesetzbuches. Mit besonderer Rücksicht auf die für die Departements der Elbmündungen, der Wesermündungen und der Oberems, als officiel bestimmte Ausgabe von Daniels, und die in diesen Departements ehedem geltenden Gesetze. Von Theodor von Haupt. Erster Band. Hamburg, bey Gottfr. Vollmer. 1811. 384 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Verf. des gegenwärtigen Commentars hat uns zwar der Mühe, dem Publicum unser Urtheil mitzutheilen, dadurch überheben wollen, daß er, nach reiflicher und unparteyischer Prüfung seiner Arbeit, überzeugt zu seyn versichert: „daß die dem Leser darin übergebenen Erläuterungen, weder neben den bereits vorhandenen Werken dieser Gattung als überflüssig, noch als unwürdig erscheinen werden, eine Stelle unter ihnen einzunehmen.“ — Wir wollen jedoch die Gründe seines Glaubens nicht zu sehr auf den unsrigen einwirken lassen. In dem Reiche der Wahrheit gelten, wie er richtig bemerkt, keine Auctoritäten, und Rec. glaubt daher sine ira et studio behaupten zu können: daß der Commentar des Hrn. v. Haupt schwerlich jemals ein Hauptcommentar genannt zu werden verdient.

Die Entstehung des Napoleonischen Gesetzbuches wird auf einem einzigen Blatte erzählt (freylich ist sie auch am wenigsten praktisch!). Der Verf. hätte sie lieber gar nicht, als so über alle Beschreibung dürftig vortragen sollen. Das zweyte Blatt, überschrieben: Eintheilung, enthält weiter nichts, als eine dürre Angabe des Inhalts der drey Bücher des neuen Gesetzbuches. Von dem dritten Blatte an beginnt der eigentlich sogenannte Commentar, der sich in dem vorliegenden ersten Bande über die ersten 228 Artikel der Reihe nach erstreckt. Die darin herrschende Art der Behandlung ist im höchsten Grade beschränkt, in der Regel ist nichts mehr und nichts weniger gesagt, als was, bey einem mittelmäßigen Verstande, jeder sich schon aus dem Gesetzbuche abstrahiren kann. Die Erläuterungen, die vom Verf. herrühren, sind entweder gradezu falsch, oder doch sehr mittelmäßig, und die Bemerkungen, die richtig und brauchbar sind, enthalten wenigstens nichts Neues, da man sie eben so gut und besser aus Malleville, Zachariä u. a. schöpfen kann. Die auf dem Titel versprochne Berücksichtigung der in den Departements der Elbmündungen, der Wesermündungen und der Oberems ehedem geltenden Gesetze beschränkt sich einzig und allein auf das Hamburger Statut, aus welchem hier und da einige Stellen abgeschrieben sind. Das Ganze ist demnach — so leid es uns thut, das günstige Urtheil, das der Verf. von sich selbst hegt, widerlegen zu müssen — als eine überflüssige Arbeit zu betrachten, die, eben weil sie als solche erscheint, keineswegs würdig geachtet werden kann, unter den bereits vorhandenen Werken über den C. N. eine ehrenvolle Stelle einzunehmen.

Es würde zu weit führen, und kann uns auch nicht zugemuthet werden, das ganze Büchlein, Artikel für Artikel hier durchzugehen, und so ein articulirtes Sündenregister aufzustellen, sondern wir begnügen uns damit, nur durch einige Beweisartikel unser eben gefälltes Urtheil, von dessen Richtigkeit sich der Leser durch eine flüchtige Durchsicht des Buches selbst überzeugen mag, etwas näher zu begründen. Rec. wählt dazu den Präliminar- oder Einleitungstitel nach der bekannten Regel: ex ungue leonem.

Es ist unrichtig, wenn der Verf. ad Art. 1 glaubt, daß in andern Gesetzgebungen Promulgation und Publication eines Gesetzes ein und derselbe Act oder identisch sey. Die Publication muß nothwendig von der Promulgation als verschieden gedacht werden, jene fällt niemals mit dieser zusammen. Schon die Natur der Sache bringt es mit sich, daß man beyde Begriffe von einander trenne. Wie könnte auch der Befehl des Staatsoberhauptes, daß das Gesetz von den Unter-

thanen befolgt werden solle (die Promulgation), schon mit der förmlichen Bekanntmachung desselben (mit der Publication) für eins gelten, wenn man nicht die lächerliche Behauptung aufstellen wollte, daß der Befehl des Staatsoberhauptes, die Promulgation, allein schon hinreichend sey, indem darin zugleich die förmliche Bekanntmachung oder Publication liege! — Die Verschiedenheit des Französischen Rechts zeigt sich bloß darin, daß es die verbindende Kraft der Gesetze nicht von ihrer eigentlichen Publication abhängig macht, sondern das Gesetz soll nach Ablauf einer gewissen Zeit verpflichtend seyn, ohne daß man nöthig hätte, die geschehene oder nicht geschehene Publication zu beweisen.

Die Regeln, welche der Verf. S. 9 über das Verhältniß der, in der mit Frankreich neuvereinigten Departements bisher bestandenen Gesetze und Gewohnheiten zum neuen Napoleonischen Rechte aufstellt, sind so beschaffen, daß sich die erste schon von selbst versteht, also kaum erwähnt, am wenigsten aber durch Beyspiele erläutert zu werden brauchte, sie lautet so: widersprechen jene Gesetze und Gewohnheiten gradezu den Vorschriften des Napoleonischen Gesetzbuches, so dürfen sie gar nicht beachtet werden! Die beyden andern Regeln oder Ansichten beruhen aber, nach unsrer Ueberzeugung, wieder auf einem falschen Gesichtspuncte. Der Verf. behauptet nämlich: daß wenn die bisherigen Gesetze und Gewohnheiten einen Gegenstand oder eine Rechtsmaterie betreffen, welche im Gesetzbuche Napoleons abgehandelt und regulirt sind, und eine Verfügung enthalten, die denselben nicht gradezu widerspricht, sondern darin unberührt gelassen und übergangen ist, so soll diese Verfügung durchaus keine Anwendbarkeit haben, ja nicht einmal als Leitfaden des Richters, oder als Erläuterungsquelle benutzt werden können! Der Beweis, den Hr. v. H. führt, ist in der That sehr brillant, da es nämlich in dem 7. Art. des berühmten Gesetzes vom 30. Ventose XII heißt: daß in den Lehren, über welche der C. N. Verfügungen enthält, die vorher bestandenen Gesetze keine verbindende Kraft mehr, als allgemeine oder besondere Gesetze, enthalten sollen; so glaubt der Verf., daß namentlich durch den Ausdruck allgemein ihre Unanwendbarkeit auch dann entschieden sey, wenn eine gewisse Verfügung dem C. N. nicht widerspreche, also mit dem Geiste desselben zwar bestehen könne, aber unberührt gelassen sey. Rec. überläßt es Hrn. v. H. selbst, diesen merkwürdigen Grundsatz mit der von ihm S. 12 selbst angenommenen Vorschrift zu vereinigen: daß der Richter befugt seyn solle, da, wo der C. N. schweigt, sich das ältere Recht nach wie vor zum Führer zu wählen. — Die dritte Regel endlich, welche wir

von dem Verf. hören, lautet so: wenn die bisher bestandenen Gesetze und Gewohnheiten eine Rechtsmaterie betreffen, deren Gegenstand im C. N. gar nicht abgehandelt ist, so beruht dieselbe meistens auf solchen Landes- Provincial- oder Local-instituten, die durch die Administrativverfassung, und durch die Reglements des Franz. Kaiserreichs ausdrücklich abgeschafft, oder erloschen sind. Da nun diese Quellen nicht mehr existiren, so können auch über diese Materien nicht wohl Rechtsfragen entstehen, über welche man eine Entscheidung des Napoleonischen Rechts allenfalls vermissen möchte. In der That eine sehr hypothetische und auf Schrauben gestellte Regel, die aber dessen ungeachtet nichts weniger als durchgreifend ist. Auch das Sct. Macedonianum und Velleianum, ebenso die Vorschrift der lex Falcidia ꝛc. ꝛc. ist im C. N. gar nicht abgehandelt, und doch kann von Reglements des Franz. Kaiserreiches wohl nicht dabey die Rede seyn!

Der zweyte Art. des titre préliminaire fehlt ganz. — Art. 3. Hier kommt die ganz neue Bemerkung vor, daß die Römische Legislation zwischen dinglichen und persönlichen Gesetzen unterschieden habe, oder zwischen solchen, die die Immobilia, ohne Berücksichtigung der Qualität ihres Besitzers, und jenen, die die Personen selbst und ihre verschiedenen rechtlichen Beziehungen und Modificationen zum Gegenstande haben. Rec. ist zwar im Römischen Rechte der Unterschied zwischen dinglichen und persönlichen Rechten wohl bekannt, aber von dinglichen Gesetzen, die sich bloß auf Immobilien beziehen, hat er bisher noch nichts gewußt. Schon von Masleville, und andern bekannten Schriftstellern hätte der Verf. lernen können, daß jener Unterschied sich nicht auf das Römische, sondern lediglich auf das ältere Französische Recht bezieht.

Völlig unrichtig ist die dem Art. 5 untergelegte Ansicht, wenn der Verf. glaubt, der Richter entscheide entweder durch Anwendung der deutlichen und bestimmten Worte des Gesetzes auf den vorliegenden Fall, oder er supplire durch richterliches Ermessen, das Schweigen, die Dunkelheit oder Unzulänglichkeit des Gesetzes. In der That würde durch den letztern Fall der Richterwillkühr Thor und Angel geöffnet, der Richter würde nicht bloß Vollzieher des Gesetzes seyn, sondern, wogegen der Verf. selbst protestirt, sich auch zum Gesetzgeber erheben. Das richterliche Ermessen wird schon dadurch soviel als möglich beschränkt, daß der Richter bey der Anwendung des neuen Gesetzbuchs angewiesen ist, im Fall, wo dasselbe entweder ganz schweigt, oder unzulänglich ist, sich des alten Rechts als Führer zu bedienen, und vorzüglich das Römische Recht als raison écrite zu befolgen. Gesetzt aber, was sehr selten der Fall seyn

dürfte, der Richter wäre auch von diesen Hülfsmitteln entblößt, so würde doch niemals sein bloßes Ermessen, seine bloße Willkühr die Gesetze suppliren dürfen, sondern er würde sich nun an die Analogie halten müssen, wodurch nichts willkührlich von außen hinzugethan, sondern die Gesetzgebung aus sich selbst ergänzt wird.

Im Art. 6 will der Verf. die Worte ordre public und bonnes moeurs durch staatsbürgerliches Wohl und öffentliche Sittlichkeit übersetzt haben. Oeffentliche Ordnung sey zu allgemein, nicht stringent genug, ja selbst juristisch unrichtig, und die Gesetze über die guten Sitten habe die bürgerliche Legislation der Willkühr der Göttin Mode überlassen, die durch ihre Liebe zu Veränderungen ihre Weiblichkeit beurkunde. (!!)

Da durch das Bisherige unser obiges Urtheil wohl hinlänglich gerechtfertigt seyn dürfte, so wollen wir zum Beschluß nur noch den Art. 146, der den bekannten Grundsatz enthält: consensus facit nuptias, ausheben. Der Verf. bemerkt, daß er leider eine zu generelle Verfügung enthalte, und mit dem Art. 180 in offenbarem Widerspruche zu liegen scheine. Wahrlich eine scharfsinnige Bemerkung! Hr. v. H. hat leider die Hauptsache nicht bedacht, daß der Art. 146 unter einer ganz andern Rubrik vorkommt, als der Art. 180. Einwilligung ist zum Daseyn einer jeden Ehe erforderlich, die fehlerhafte Einwilligung kann aber eine Klage auf Ungültigkeit hervorbringen. Offenbar sind beyde Sätze durchaus von einander verschieden, und an einen Widerspruch kann auch nicht entfernt gedacht werden. Wie der Verf. behaupten kann, daß es vielleicht besser gewesen sey, eine so folgenreiche und vielseitige gesetzliche Vorschrift nicht zu generalisiren, und auf diese Weise dem Richter zu vielen Spielraum zu lassen, ist uns ein Räthsel. Der Grundsatz: ohne Einwilligung kann keine Ehe bestehen, braucht gewiß nicht erst generalisirt zu werden, er ist schon durch sich selbst allgemeine Bedingung einer jeden Ehe, und um zu beurtheilen, ob freye Einwilligung vorhanden gewesen, oder nicht, läßt es sich doch auch nicht denken, daß dem Richter zu viel Spielraum überlassen sey. Denn welchem Richter sollte es unbekannt seyn, daß — abgesehen von der physischen Unfähigkeit — Gewalt, oder daraus entsprungene Furcht, daß Irrthum und Betrug die einzigen Hindernisse der freyen Einwilligung, wie überhaupt, so auch hier sind?

No. 15. Heidelbergiſche 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Erſter Theil. Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Tübingen, in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung. 1811. XII u. 515 S. kl. 8.

Je anſpruchloſer unſer berühmter Dichter Göthe hier als Selbſtbeſchreiber ſeines Lebens erſcheint, um ſo mehr verdient er bey der Merkwürdigkeit deſſen, was er uns von ſich ankündigt, und was ſich ihm als Zuthat und Einfaſſung ſeines Lebensromans hiſtoriſch zudrängte, Lob und Dank für ein ſo ſchönes, anziehendes, trefflich lebendiges Buch, das den beſten Erzeugniſſen ſeiner Muſe an die Seite geſetzt, und manchen derſelben vorgezogen werden darf. Wenn die Dichtkunſt einen mächtigen Zauber beſitzt, ſo übt die Wahrheit noch einen ſtärkern aus; und wie ſollte nicht ein fühlendes Gemüth von Vergnügen hingeriſſen werden, wenn ihm bedeutende, mannigfaltige Wahrheit aus den Schickſalen eines großen Mannes, aus den Begebenheiten des beſondern und öffentlichen Lebens, treu umriſſen, dichteriſch beſeelt und gefärbt, und mit eingewebten eigentlichen Poeſieen, von einem Meiſter der Kunſt vorgeführt wird. Ohne jenen Lobrednern gleichen zu wollen, welche nicht Worte für ihren Gegenſtand finden können, weil ſie zu viele und hohe ſuchen, und im Grunde mehr durch fremde Größe ſelber zu glänzen, als was an der Sache iſt, zu erzählen begehren, geſtehen wir dennoch, daß wir uns in Verlegenheit befinden, die verſchiedenen intereſſanten Seiten dieſes Buchs aufzuzählen, an denen Göthe's Geſchick eben ſo viel Antheil als ſeine Behandlungsgabe, und natürlich den frühern hat. Wir verſichern daher einfach, daß kein Künſtler, kein Hiſtoriker, kein Pſycholog, kein Menſch überhaupt von Verſtand und Geſchmack dieſen Anfang von Göthe's Biographie kalt und ganz unbefriedigt aus den Händen legen werde; aber Einzelnen muß das Werk noch beſonders zuſagen, je nachdem das allgemein In-

teressante, das jede Lebensbeschreibung eines bedeutenden Menschen enthält, sie durch die Kette der Verhältnisse, durch wirkliche Theilnahme der Gegenwart, oder nahe Erinnerungen in stärkerm Grade berührt. Viele Leser haben die schöne Periode Deutschlands, in welche Göthe's frühere Lebenszeit fiel, gekannt und genossen; sie sehen hier viele Umstände dieser Zeit von einem Manne wieder hervorgerufen, der sie zu kennen, aufzufassen, und jetzt darzustellen von innen und außen besonders befähigt war; sie finden den Schriftsteller selbst, wie er in diese Zeit von seiner Seite einzugreifen die ersten Aufforderungen erhielt, und die ersten Wahrzeichen seiner künftigen Einwirkung an den Tag legte. Wem aber dieser erste Theil sich am innigsten empfehlen muß, das sind die Mitbürger in Göthe's Vaterstadt und ihren Umgebungen, denen der geschätzte Landsmann sich, wie er war, und wie er wurde, in dem ganzen stillreizenden und großen Gefolge der vaterstädtischen Besonderheiten darstellt, und ihnen ihre Heimath mittelst örtlicher und geschichtlicher Malereyen wo möglich noch bekannter und noch lieblicher macht, als sie, in aller Hinsicht eine der wichtigsten Städte, ihren heimathlustigen, und bey aller Bescheidenheit heimathstolzen Einwohnern jederzeit vorkam. Und dieses in dem vergnüglichen Tone der Unterhaltung, und mit der einfach natürlichen, doch wohlverstandenen Bildnerey, denen auch der Weltfremde gerne zuhört und zusieht, und wobey er das fremde Vaterland wenigstens auf den Augenblick sich gern als das seinige träumen mag.

Was dem Kenner von Göthe's Schriften und Wirksamkeit schon nach Lesung dieses ersten Theils ganz vorzüglich auffallen und manchen wundern möchte, der ungebührlich viel der natürlichen Natur zutraut, ist das, was das Griechische Motto auf dem Titel mit in sich schließt, nämlich: die große Begünstigung, welche Göthe's glücklicher Anlage durch die Fügung der Umstände zu Theil geworden. So ausgezeichnet jene ist, so auserlesen waren unstreitig auch diese, um den Verf. von Kindheit auf zu dem zu machen, was er werden durfte. Edle bürgerliche und Familienverhältnisse, eine aufmerksame, die meisten Gegenstände der Wissenschaften, Künste und sonstiger Bildung (freylich nicht mit immer gleichem Verdienst) umfassende Er-

zuhurig, der frühe Umgang mit den geschicktesten und geistreichsten Männern, die frühe Bekanntschaft mit dem Besten in allen Fächern, das Zusammentreffen einheimischer und fremder Köpfe und Erscheinungen von Wichtigkeit, Ruhe und Unruhe des Orts und der Welt, Bequemes und Widerwärtiges, mußten beytragen, um dieses Talent, an sich frühreif, kraftvoll und zu Allem aufgeweckt, schon so bald zu seiner entschiedenen Größe und Vielseitigkeit zu entwickeln. Seit Göthe uns die Verhältnisse seines ersten Alters aufgeschlossen hat, sehen wir ein, daß ein Andrer an seiner Stelle zwar nicht Er geworden wäre (denn kein Mensch wird doppelt hervorgebracht) aber doch unsern ganzen Tadel tragen würde, wenn er Nichts geworden wäre.

Daß bey einem Manne von des Verf. Geist und Erfahrung die philosophischen Reflexionen über sich und die Außenwelt eine besondre Würze zu dem schmackhaften Ganzen hinzuthun, wenn er sein Leben beschreibt, und daß er dadurch sehr lehrreich und nützlich, seine Erzählung doppelt beliebt und sinnvoll wird, versteht sich beynahe von selbst; gleich manchem andern, dessen wir nur darum nicht gedenken, um nicht als unwürdige Beurtheiler eines Schriftstellers zu erscheinen, der auch bey seinen Lesern Vieles voraussetzt, ohne welches sie nicht seine Leser wären. Weil daher in solchen Fällen beyde Theile zusammen verstanden seyn müssen, man dem Autor wenig Gefallen durch ein secirendes Lob erweist, und dem Leser besser die gute Kost zu genießen überläßt, als vorzeigt, wie er den Löffel einzutauchen und zum Munde zu führen habe; überdem an einer wahren Geschichte nichts zu recensiren ist, als wenn man mit dem einäugigen Mentor fände, daß die Vorsehung es besser hätte machen können: so wird die richtigste Art der Anzeige ein leichter Abriß des Inhalts seyn: ein einladender Speisezettel für die wohlgezierte Tafel.

In der Vorrede macht der Verf. mit der nähern Veranlassung zu diesem Werke bekannt. Er theilt die Aufforderung eines Freundes mit, daß der Dichter seine Freunde mit einem Entwurf der Geschichte seiner Werke und seiner Bildung zur Unterstützung in ihren darüber angestellten Betrachtungen beschenken möge, zeigt dann die Art an, wie er dieses Verlangen zu erfüllen nöthig gefunden, woraus diese Schilderung seines

Gangs und der gleichzeitigen, auf ihn einfließenden Weltbege-
gebenheiten und Menschencharaktere entsprungen sey.

Dieser erste Band zerfällt in fünf Bücher. Das erste Buch beginnt mit dem Mittage des 28. Augusts 1749, wo Göthe zu Frankfurt am Mayn unter der glücklichsten Constellation, doch durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme für todt auf die Welt kam. In dem altväterischen Local des Geburtshauses, auf dem Hirschgraben gelegen, das hernach umgebaut wird, spielt auf der weitläuftigen Hausflur der Knabe mit seiner jüngern Schwester, und indem er durch das Geräms mit Straße und Nachbarschaft in Verbindung kommt, übt er unter andern einst einen drolligen Gewaltstreich an alter und neuer Töpferwaare aus. Er zeigt uns seines Vaters Mutter, die Hauseigenthümerin, dann die innere Beschaffenheit, die Umgebungen und Aussichten des Hauses, und erklärt, oder entschuldigt diese Genauigkeit durch psychologische Wahrnehmungen, in denen manches sentimentelle Gemüth sich selbst und sein Kindheitsalter wieder erkennen wird. Wir lernen bald den geschmackvollen, gelehrten, durch seine Reisen gebildeten, alles bedächtlich ordnenden, beharrlichen, und doch zuweilen etwas unfolgerechten Vater, den aufmerksamen Erzieher und Lehrer seiner Kinder, und die heitere kluge Mutter kennen. Kupferstiche Römischer Prospecte an den Wänden eines Vorsaals, eine Marmor- und Naturaliensammlung, sämmtlich vom Vater aus Italien mitgebracht, des Vaters eigene, Italienisch verfaßte Reisebeschreibung, seine Musik- und Gemäldellebhaberey, kündigen uns ein Haus von Bildung und die bequemste Wiege für das Genie des künftigen Künstlers an. Hierzu kommt ein festlicher Reitz durch ein Puppenspiel am Weihnachtsabend, von der Großmutter beschcert. Nach dem Abscheiden der letztern führt der Vater den vorbereiteten Bauplan zur Erneuerung des Hauses aus, wo wegen der Zerstörung der Knabe zuerst in die Welt, d. h. in eine Schule und in die Localitäten der Vaterstadt kommt. Durch die ernsten und würdigen Formen dieser führt er uns in einer sehr getreuen Schilderung hindurch, welche besonders Personen schätzen müssen, die Frankfurt vor den nachherigen vielfachen Bauveränderungen, nämlich noch in der Regierungszeit Josephs II. von Oesterreich und Friedrichs II. von Preußen ge-

kannt haben. Man berücksichtige bey dieser und ähnlichen Schilderungen den Hauptzweck des Verf., über den er sich auch hin und wieder deutlicher herausläßt. Es sollte kaum nöthig seyn, darauf aufmerksam zu machen, wie von solchen stehenden oder vorübergehenden Erscheinungen, sobald sie das noch unbefangene Gemüth des Kindes treffen, oft die ganze Neigung und der ganze Geschmack der nachherigen Jahre entschieden wird. Und wenn auch eine Stadt, wie Göthe's Vaterstadt, sich nicht mit den großen Hauptstädten der Welt an Größe messen konnte, so enthielt sie doch als ein kleiner beschlossener Staat, als eine lebhafte, gewerb- und kunstfleißige, alterthümliche Reichs- Wahl- auch Krönungs- Handels- und Meßstadt gleichsam einen Auszug der Welt, und der Knabe hatte hier so viel aus der Gegenwart und Vergangenheit zu beschauen, als wenig andre Orte ihm zur frühen Befruchtung seines Kopfs und Herzens darreichen konnten. Das alles lernen wir anschaulich kennen, und erhalten beständige Fingerzeige auf Geschichte, Natur, Deutschen und Weltverkehr; und dem biedern, sinnigen und liebenswürdigen Charakter der Landsleute wird, wenn auch hin und wieder komische Nebenstriche nicht ausbleiben dürfen, weil sie ebenfalls der Wahrheit gemäß sind, sein Recht angethan. Wer wird es dem Verf. verargen, und ihn nicht vielmehr loben, daß er ausgestorbene charakteristische Feste, wie Geleitstag und Pfeifergericht, abmalt, und für die Nachwelt in seine Galerie hängt? Er, der aus einer der ersten Bürgerfamilien, seinen Großvater, den Schultheiß Joh. Wolfgang Textor, auf dem Kaiserſaal des Römers über den Schöffen thronen und die Huldigungen befreundeter Städte empfangen sah, folglich durch diese Verbindungen den nächsten Anlaß und die beste Gelegenheit hatte, den Sammlungsort für so viel ferne und nahe, hohe und niedre Dinge, die stets denkwürdig bleiben werden, bey gewöhnlichen wie bey den außerordentlichsten Vorfallenheiten auf allen Puncten zu durchspähen. Und wer möchte diesen treuen Augenzeugen, der mit dem besten Gedächtniß begabt, auch der Berichterstatter der Eltern und Freunde seyn mußte, nicht jetzt noch am liebsten zum Berichterstatter haben, da er aus dem genialischen Knaben der kunstreichste Erzähler geworden ist? Es läge wohl ein

wenig an den Lesern, wenn sie über allzu große Ausführlichkeit klagen könnten, da sich diese ja allerwärts so romantisch bewegt, und wenn sie hier oder da etwas Erhabneres erwarten sollten, als ihnen geboten werden konnte, auch der Verf. zu bieten im Sinn hatte. Planlose oder planlos scheinende Einfachheit ohne ängstliche Wahl der Momente und Gestalten, und ohne ängstliche Sprachbehandlung, macht den eignen Reitz einer Selbstbiographie aus. In ihren Beziehungen aber wird auch die niedere Wahrheit bedeutend und weitaussehend; und ein jedes Gebilde ist erhaben, das so harmonisch mannigfaltig, wie dieses, sich zusammenfügt. — Aus der Stadt und ihrem Getümmel kehren wir ins erheiterte, umgeschaffene Vaterhaus zurück, beschauen die väterliche Bibliothek und Gemäldegalerie, und hören bey letzterer die Namen merkwürdiger vaterländischer Maler, die der wohlhabende Vater in einer bequemen Zeit selbst für sich beschäftigte. Die Gemüthsruhe des Knaben erschüttert am 1. Nov. 1755 ein außerordentliches Weltereigniß, das Erdbeben von Lissabon, dessen Andeutungen auch an dem Wohnort merklich sind, nebst andern Naturbewegungen. Der Vater setzt nunmehr den eignen Unterricht der Kinder fleißig und ununterbrochen fort, und des Knaben Talent gibt frühe Beweise von ungewöhnlicher Stärke und Fähigkeit. Es werden schon Projecte für künftige Bildung und Lebenslauf gefaßt, und der Dichter wird theils sehr systematisch, theils durch Natur und gutes Geschick im Zusammentreffen der Umstände und der Lectüre immer vollständiger in alles eingeweiht, was ihm zu seiner nachherigen Laufbahn nützlich und nöthig werden konnte. Schon sehr früh zeichnet er sich als Versmacher unter den Gespielen aus. Die Leiden der Kinderkrankheiten treffen ihn mit Heftigkeit. Der Verf. führt uns in die mit einem Garten versehene Wohnung der mütterlichen Großeltern, und zeichnet uns den Besitzer und eignen Kunstgärtner des Hauses, den würdigen Schultheißen, der unter manchen Eigenthümlichkeiten auch die Gabe der Weissagung durch Träume besaß. Er führt uns in die Häuser der Verwandtschaft, und zeigt uns, was er überall gelernt habe. Er wird durch die stillen Bewegungen in der protestantischen Kirche ebenfalls zu einer Art von Sec-

paratismus aufgeregt, welcher in kindlichen Opfern für den Gott der Natur beſteht.

Zweytes Buch. Die gemächliche Friedensſcene verändert ſich mit dem vollendeten ſiebenten Lebensjahr in die des ſiebenjährigen Kriegs. Die Gemüther der Familie nehmen theils für Oeſterreich, theils für Preußen Partey, daraus entſtehen Mißhelligkeiten im geſellſchaftlichen Verbande, und für den Verf. ein baldiger Anlaß zur Geringſchätzung öffentlicher Urtheile. Währenddem wird ſein Erfindungs- und Darſtellungsvermögen durch freyer geſtatteten Gebrauch des Puppenſpiels geübt, auch kommt auf dem Wege der Papparbeit eine Rüſtkammer zu lebendigen Schau- und Trauer- auch wohl Prügel- und Trauerſpielen zu Stande, und die Lebhaftigkeiten der Knabenfreundſchaften und Knabenhändel erwachen. Der junge Held vergnügt aber ſeine Gefährten auch als Mährchendichter, und ſpinnt hier aus jener Zeit ein beträchtlich langes Knabenmährchen, das neue Paris betitelt, hervor, das einen ungewöhnlichen Reichthum an Einbildungskraft beweist, und ein deſto größeres Intereſſe unter den damaligen kleinen Zuhörern verbreitet, als es ſehr treuherzig in einem wirklichen Local, nämlich an der ſogenannten ſchlimmen Mauer der Vaterſtadt ſpielt. Indeſſen neigt ſich des Knaben Temperament dennoch zu innerm Ernſt und äußerer Würde, ja ſelber zum Stoicismus. In dem häufigen ungleichen Kampfe zwiſchen eigenthümlicher oder anerzogener Sittlichkeit mit den rohen Neckereyen der Altersgenoſſen gehen unruhige Bewegungen in dem Knaben vor, wobey durch eine Verläumdung ſogar die Neigung hervorbricht, ſich von vornehmer unehelicher Abkunft im vordern Gliede zu halten. Charakter und Verhältniſſe, Liebhabereyen und Eigenthümlichkeiten des Vaters und mehrerer iſolirter und ausgezeichneter Landsleute: v. Uffenbach, v. Häkel, v. Loen, D. Orth, v. Ochſenſtein (des Anfängers der ſpöttiſch ſogenannten Ochſen- d. i. vernünftigen, prunkloſen Leichen) der drey Senkenberge und C. F. v. Moſer. Der Verf. würde uns ſo wenig als die beſſern Leſer Dank wiſſen, wenn wir einzelne Porträte in dieſe Recenſion hereinhöben, welche nur abhalten könnten, ſie alle zu beſchauen. Unter die Reimdichter des Vaters will ſich Klopſtocks reimfreyer Donner mengen,

und schlägt, der väterlichen Protestationen ungeachtet, heimlich ein. Die am Samstagabend hinterm Ofen hervorsprudelnde Höllenscene setzt den Vater unterm Barbiren in Schrecken und das hexametrische Geheimniß in Freyheit.

Drittes Buch. Der feyerliche Neujahrstag im alten Frankfurt, vom Enkel des höchsten Beglückwünschten leicht abgeschildert; aber der von 1759 durch das Einrücken und die Einquartirung der Französischen Truppen gestört. Die fremde Einwohnung gereicht dem Vater zum großen Herzeleid, obschon sein Gast der edelste, gerechteste, bescheidenste Mann, ja sogar ein Mitbruder im Fach, ein leidenschaftlicher Kunstfreund ist, der Königs-Lieutenant Graf Thorane. Großer Einfluß seiner Gegenwart auf die Kunstbildung des jungen G., indem Thorane sämmtliche gute Maler der Stadt, einen Hirt, Schütz, Trautmann, Junker, Nothnagel und den Darmstädter Seekatz, für sich arbeiten läßt, und im Hause selbst ein Malzimmer anlegt. Der Verf. lernt durch bloße Uebung die Französische Sprache, und das häufig besuchte Französische Schauspiel, von dem wir einiges Besondre lesen, nebst der Bekanntschaft mit jungen Zugehörigen desselben, äußert eine mehrfache Wirkung auf seine Bildung und Kenntnisse, gibt auch Anlaß zu einigen Abentheuern. Der Aufenthalt des Königslieutenants verschafft ihm im Hause selbst den Anblick vornehmer und berühmter Personen. Die Schlacht bey Bergen wird am Charfreytage geliefert; nach ihrer für die Stadt glücklichen Entscheidung bringt eine unselige Aeußerung des Parteygeistes ein Ungewitter über das Haus, das jedoch durch gute Vermittelung und des Grafen Edelmuth mit dem Schrecken vorübergeht. Leidenschaftlich für das Französische Theater eingenommen, macht der junge G. selbst Französische Schauspielversuche, studirt die Schauspieltheorie und die Schauspieldichter Frankreichs. Der Apparat von Malereyen, welche Graf Thorane sich verschafft hat, verläßt endlich das Haus, nnd der Graf folgt hinterdrein.

Viertes Buch. In dem stiller gewordenen Hause wird Zeichenkunst und Musik geübt. Ueberall werden wir mit sinnvollen und belustigenden Anekdoten unterhalten. Der junge G. sucht in Freystunden seine Neugier nach der Naturwissenschaft zu befriedigen. Gelegenheitlich vom öffentlichen Unterricht, und

der Pfeilischen Pensionsanstalt in Frankfurt. Beschwerliche Liebhaberey des Vaters an der Seidenzucht. Die Italienischen Prospecte werden gebleicht und zusammengeheftet. Der junge Verf., der von neuern Sprachen bereits das Italienische und Französische besitzt, erhält Unterricht im Englischen, und zum Beweise seiner Betriebsamkeit und seiner Sprachkenntnisse dient, daß er zum Exercitium einen Briefroman anlegt, worin Deutsch in unterschiedenem Stilcharakter, Latein mit Griechischen Postscripten, Englisch, Französisch, Italienisch und sogar Judendeutsch correspondirt wird. Das letzte Idiom erregt den Wunsch zur Erlernung des alten Hebräischen; dessen Ausführung wird wenigstens angefangen, und der Lehrmeister, Rector Albrecht, wiederum als eine originelle Figur vorgeführt. Von der patriarchalischen Geschichte in Moses Büchern ergötzt, dichtet der junge G. ein großes prosaisches Epos, die Geschichte Josephs, und füllt mit ihm und frühern vermischten Gedichten einen starken handschriftlichen Quartanten dem Vater zum Geschenk. Er schreibt in der Kirche die Predigten des Hauptpredigers, und zwar anfangs ausführlich nach. Zu diesen für seine Jugend außerordentlich vielseitigen, durchgeführten Beschäftigungen kommen nun auch schon durch des Vaters Unterricht juristische Anfangsgründe. Dann Reiten und Fechten. Näheres Ergreifen der ehrwürdigen Francofurtensia, und Beschauung der öffentlichen Vorgänge. Bekanntschaft mit den Werkstätten und dem Leben der Handwerksclasse, auch mit der edlern Juwelierkunst und ihren Stoffen. Fortgesetztes Umhertreiben bey Malern und in malerischen Fabriken. Theilnahme an den Gartengeschäften des Vaters, und ein kleines Bild von der fröhlichen Weinlese. Hubertsburger Frieden 1763. Von Olenschlager, der Erläuterer der goldnen Bulle, unterrichtet den jungen G. über deren Inhalt, und erfüllt seine Einbildungskraft mit den Bildern der Fehdezeiten. In dessen Hause führt er mit andern jungen Leuten Deutsche und Französische Schauspiele auf. Dieser Mann will ihn zum Hofmann, v. Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann, Hofrath Hulsgen zum Timon und tüchtigen Rechtsgelehrten bilden. Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen, ihn väterlich liebenden Männern bereichern ihn mit mancherley Begriffen und Ansichten; jüngere

Leute, die beyden Schloſſer und Griesbach, reitzen ſeine Nacheiferung.

Fünftes Buch. Durch ſein poetiſches Talent wird der junge G. in neue, dem väterlichen Hauſe verborgene Bekanntſchaften aus untern Ständen, endlich gar in gefährliche Verhältniſſe und Verlegenheiten, auch in das erſte, keuſche Liebesverſtändniß mit einem Mädchen ſolchen Standes, dem natürlichen, feinfühlenden Gretchen, verflochten. Er hilft durch Gelegenheitsgedichte, womit ſich Myſtificationen verbinden, Andern zum Honorar, und ſich zu eben dieſen, theils reizenden, theils tragiſchen Verwickelungen. Sie laufen als jetziger Hauptfaden ſeines Herzensſchickſals durch die Krönungsfeyerlichkeiten des Römiſchen Königs Joſephs II. hindurch, welche einen großen Theil dieſes fünften Buchs einnehmen, und worin mit Göthe'ſchen Pinſel aller Welt Herrlichkeit um uns hergezaubert wird. Wer keine Krönung geſehen hat, kann nach Leſung dieſes Berichts ſie geſehen zu haben geachtet werden.

Wir haben dem Verf. unſre Hochachtung und unſern Dank an den Tag gelegt; wir werden jetzt auch das Recenſentenrecht des Tadels ausüben dürfen. Wir bemerken vorher zuerſt einige kleine Unrichtigkeiten, die uns zum Theil von Andern bemerkt worden ſind. S. 26 wird der Denkſpruch Altdeutſcher Gerechtigkeit im vormaligen Rathszimmer zu Frankfurt ſo angeführt:

Eines Manns Rede
Iſt keines Manns Rede:
Man ſoll ſie billig hören Beede.

Dieſe, wie wir vernehmen, öfter falſch überlieferten Verſe heißen eigentlich:

Eines Manns Rede, eine halbe Rede;
Man ſoll ſie billig hören Beede.

Oder, wie ſie uns ein Freund von der Fracturſchrift des Originals diplomatiſch copirt hat:

Eyns. mans. redde. ein. halbe. redde.
Man. sal. sie. billich. verhoren. bede.

S. 225 ſey, glaubt man, nicht Liebfrauenkloſter, ſondern Weißfrauenkloſter zu leſen. Eben ſo S. 375 ff. mehr-

mehrmals nicht von Malapart, ſondern von Maiapert (hinten ein E). Als Grund der höchſten Ehrfurcht vor dem Großvater wird S. 75 ſeine oben bemerkte Weiſſagungsgabe (gleichſam nach antiken Begriffen) angegeben, da es doch bekannt iſt, daß dieſes Talent in ſeiner Art oft ſo zufällig, nämlich ohne Verhältniß zur übrigen Würde eines Menſchen erſcheint, wie einzelne Kunſttalente, oder äußere Geſchicklichkeiten. Wir bemerken dieſes für Leſer, welche der Sache, wie ſie verdient, Glauben beymeſſen, aber ſie unrichtig ſchätzen könnten; der Verf. nimmt freylich die Wendung: „Was die Ehrfurcht, die wir empfanden, bis zum Höchſten ſteigerte, war die Ueberzeugung, daß derſelbe die Gabe der Weiſſagung beſitze.“ Dann wird S. 78 hinzugeſetzt: „Aber auf keines ſeiner Kinder und Enkel hat eine ſolche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren ſie meiſtentheils rüſtige Perſonen; lebensfroh und nur aufs Wirkliche geſtellt.“ Inzwiſchen will man ſichere Nachricht haben, daß jenes in der menſchlichen Natur gegründete Phänomen ſich eben an der im folgenden geſchilderten lebhafteſten der Tanten häufig geäußert habe.

Noch einen wichtigern Punct müſſen wir in Anregung bringen, worüber der Verf. uns nicht zürnen darf, weil wir ihn ſelbſt darin behaglicher und heimiſcher ſehen möchten; weßhalb er unſer Thun auch nicht mit der Unart vermengen wird, welche er am Schluß der 68. Seite rügt. Es iſt der Punct der Religion. Wenn irgendwo in Göthe's Schriften, ſo äußert ſich in dieſer bey einem deutlichen tiefen Herzensbedürfniß ein nur beſchwichtigter, oft aufflammender Herzensſtreit, und ein Zankapfel zweyer Naturen. Die äußere, nämlich die mit den zärteſten und ſtärkſten Bildern der Sinnenwelt, oder ihren phantaſtiſchen Ableitungen reich angefüllte Imagination, ſcheint bey dieſem ſchon vieljährigen Dichter allmälig ſo feſt geworden, hat ihn ſo feſt an ſinnliches Ideal gebunden, und ſo zerſchlagen in die Liebe der Vielheit und Allheit der Erſcheinungen, daß bey der größten Univerſalität des Gemüths doch der wahre Centraiſinn ſich nirgends bey ihm frey geöffnet zeigt, ſondern bloß grabende Gefühle, die dieſem kämpfenden geiſtlichen Sinn, der allein ohne Illuſion den Menſchen bleibend beglückt, zur Freyheit helfen wollen. Der Dichter iſt

mit ihm nicht unbekannt; die Bekanntschaft, welche ihm sein Leben auch bey andern damit verschafft hat, hat sich in seinen Werken hin und wieder abgespiegelt; aber er betrachtet ihn wieder nur als individuelle Erscheinung, oder abgezogene genetische Form, verachtet ihn demnach im Grunde eben so sehr, als er ihn hochhält. Durch das Medium der erzwungenen Gleichgültigkeit, oder ästhetischen Unparteylichkeit, die aber nur ein ästhetischer Riegel für den Geist ist, wird auch dieses Einzelne im bunten Gewühl des Ganzen beschaut; steht es durch sich selbst höher, so erfährt es doch keine viel nähere Freundschaft vom Herzen des Dichters, als das edle Sinnliche, und wird, wie es ihm hiernach nothwendigerweise fremdartig ist, dadurch oft weit ins Schauerliche hinein, oder gar ins Steinerne und Farbige herausgearbeitet. Nicht als wenn wir diese Formen verkennten, oder in der poetischen Erscheinung unzulässig fänden, sondern weil wir zwischen ihnen so wenig die rechte gefunden haben, hingegen viel Widerspruch mit der rechten, folglich der Mißgriff auf jener Seite liegen muß. Wir vermischen auch nicht über die Gebühr den Dichter und sein Werk; dennoch müssen wir sagen: wenn jene Centralform in der schönen Seele der Lehrjahre manchmal in reiner Würde strait, so scheint ihr Licht seitdem bey dem Dichter trüber denn ehedem geworden, und Schattenschläge andrer, verwandter Gebilde, mehr der Phantasie, als der einfältigen, doch unendlich reichen Wahrheit angehörig, darüber hingeworfen zu seyn. Gleichwohl kostet es nur die kindliche Einfalt, den starren Riegel entzwey zu schlagen (Töpferwaare zu zerbrechen), um sich in dasjenige zu versetzen, dessen Eingang und Thorweg die Einfalt selbst, das Innerste aber die höchste Vollkommenheit ist. Dieses Kosten scheint freylich theuer zu seyn. Denn die Vernunft hält es für Erniedrigung, und zieht vor, sich stolz in die Allgemeinheit der Ahnung zu zerstieben, wo sich doch kein Halt und kein Trost und nichts als eine negative Lüge findet. Wir glauben einem Mann wie Göthe verständlich zu reden: denn hier reden wir wirklich mit ihm selbst, und keineswegs mit geringfügigern Menschen. Dieser treffliche Meister der Phantasie hat sich auch als Schriftsteller von Seiten gezeigt, welche zugleich große Realität des Willens in ihm beur-

funden; aber man bedauerte, daß er sich auch wohl in Wege verstieg, auf denen Irrlichter und Sümpfe ihn bedrohten, letztere ihm wohl schon die Füße netzten, und wo er nie dazu gelangen konnte, zu beherrschen, was ihn so wunderreich umflog. — Wenn wir S. 52. 53 den zornigen Gott des alten Testaments und die Verlegenheit des Knaben, sich in ihm zurecht zu finden, als isollirte Falte, die keiner weitern Fortführung fähig ist, übergehen; wenn wir uns S. 83 der Ansprache freuen, welche die wärmere Sinnesart abgesonderter christlichen Secten in dem Herzen des Knaben und des Mannes findet; so thut es uns leid, letztern auf den folgenden Blättern nicht ohne Behagen den Deismus des ersten entwickeln, und (über das Sogar S. 172 hinaus) den Lucianischen D. Albrecht S. 296 ff. zu des Lehrers und Schülers Lust in dogmatische Verlegenheiten gesetzt zu sehen. Der folgende lange Auszug aus der Genesis ist offenbar keines Christen Werk, sondern ein menschlich verbildetes Conterfey, etwa von der Hand eines alten Classikers, zu welchem Palästinas Ruhm und die Urgeschichte der Einwohner gedrungen, der daher auch von dunkeln Göttern spricht, aber das Wesen des nahgewordenen Gottes der Götter wenig ahnet. Gleichwohl würde die nähere Vertrautheit mit diesem ihm S. 351 über das auserwählte Volk Gottes, und über das: „wie es mochte gekommen seyn", ein hoch und tief stralendes Licht angezündet haben. — Christenthum war von Frühem her die Seele der Deutschen Kunst; sie konnte ihr nicht ausgehn durch veränderte Ritus, oder gereinigte Dogmen: denn die biblische Schatzkammer blieb, nämlich bey der Dogmen Reinigung und Wiederherstellung, freylich nicht bey ihrer Aufklärung und Verjagung. Herz und Phantasie stehen in unmittelbarer Berührung mit dem Himmel, und es ist die Aufgabe des Künstlers, diese Berührung inniger zu knüpfen, lebhafter zu begeistern. Nur als geistlicher Christ (wir wollen beyspielsweise sagen, in Klopstock's Charakter) vermag er dieses wahrhaft; als Phantast wird er uns kirchliche Steine für lebendiges Brod geben, aber als Zweifler und logischer Kritiker wird er gar aufhören, Künstler zu seyn. Er wähne nicht, alsdann ein Reinmenschliches und ein Reingöttliches an die Stelle des Zernichteten für sich oder Andre auf-

zurichten; in demjenigen, was er zu zernichten, oder bey Seite zu schieben versucht, ist es göttlich gegeben, ohne mögliche Aenderung oder Stellvertretung. Aber es will tief kennen gelernt, es will auch an Seele und Verstand erfahren, und nicht bloß darüber hingefragt seyn. Möchten doch wahre Künstler (denn wir reden in Göthe zu allen) auch nun noch eine thörichte Weisheit umfassen, die der Geist des Verstandes selber ist, und die allein vermag, ihren Werken sogar über die Erscheinungswelt hinaus Unsterblichkeit zu verleihen! Wie schön leitet der Verf. sich selbst hiezu an, und wie bestätigt er unsre Behauptung von der ihm innig beywohnenden Religiosität durch die Bemerkung S. 480. „Eine politisch religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reitz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht, aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beyder vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

JMO.

---

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften vom Herrn Ludwig Heinrich von Nicolay. Achter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1810. 182 S. (2 Rthlr.)

und

Das Landgut Monrepos in Finnland. Ebendas. 24 S. (9 gr.)

Wir mögen dieses Buch auch noch so oft von allen Seiten anfassen, so finden wir, selbst bey dem allerbesten Willen etwas Angenehmes zu entdecken, wenig oder gar nichts, was sich loben ließe. Wir würden es kaum begreiflich finden, wie ehedem Hr. v. N. auch nur zu einer gewissen Gattung von Celebrität gelangt seyn möge, wenn wir uns nicht aus der Geschichte der Deutschen Poesie und Kritik erinnerten, daß man, besonders in einer gewissen nüchternen Zeit unsrer Litteratur, häufig mit Rechenpfennigen zahlte, die damals nicht selten von gutmüthig bornirten Freunden für echtes Gold angesehen wurden. Des Hrn. v. N. Muse gehört zu denen, die, da sie einmal ein Loch ins Haferrohr geschnitten, und zu

pfeifen angefangen haben, nun auch nimmer wieder aufhören können, und alles beflöten, was ihnen in den Weg kommt. — In diesem Theile finden wir gar nur Balladen, eine Dichtungsart, bey der wir gar nicht einmal an den trefflichen Bürger zu denken brauchen, um sie für Hrn. v. N. unpassend zu finden, denn er ist kraftlos, breit, farblos und verwässert. Betrachten wir z. B. die zweyte Ballade: Griselde, die, wenn wir nicht irren, am berühmtesten geworden ist, so finden wir zuvörderst einen gar sehr widerwärtigen und empörenden Stoff. Ein alltäglicher, roher Landjunker, der nicht heurathen will, läßt sich endlich von seinen Vasallen bewegen, auf die Freyte auszuziehn, findet endlich Griselden, und prüft sie, auf eine Weise, die man nicht ohne Erröthen nacherzählen mag; da jene aber alles, selbst das, was sie nicht ertragen sollte, mit widriger Hundedemuth (es gibt keinen andern Ausdruck dafür) ertragen hat, so geht endlich der Junker in sich, und verspricht, sie hinfort als sein rechtmäßiges Weib anzuerkennen, über welche große Glückseligkeit die schwache Person ganz außer sich geräth. Was die Form betrifft, so wird sie sich aus jedem einzelnen Verse ergeben, doch möge es genügen, einige wenige anzuführen. Da die Ballade an des Dichters Frau gerichtet ist, so heißt es im vierten Verse (S 31):

Zwar ihr Gehorsam scheint vielleicht
Dir etwas überspannt;
Doch Anton's Wille, wie mir däucht,
War auch voll Unverstand.
Hier etwas nach, dort etwas zu,
Wird ich und du.

woraus die zarte Grazie der Sprache, von jeder poetischen Ueberschwenglichkeit frey, vielleicht einigermaßen hervorleuchten mag. Das Pathos läßt sich folgendermaßen vernehmen (S. 46):

O Mutterherz, o brennend Leid!
Konnt' er sein eigen Blut
So von sich werfen? Wahrlich er
Drückt mich zu sehr

Doch nein! Getödtet hat er nicht
Sein Kind. In seinen Rath
Zu dringen, wehrt mir die Pflicht.
Der Eid, den ich ihm that,
Ist heilig. Dem getreu zu seyn,
Ziemt mir allein. —

Mitunter wird der Dichter völlig dramatisch, und zwar auf

eine so seltsame Weise, daß wir, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, doch nothgedrungen, zwey Verse zur Probe der dialogischen Form geben müssen (S. 64):

(Graf) Da, meine Schwester, siehst du hier;
Die hat die Braut gespielt
(Griselde) Das Kind, ists meines? sag' es mir!
(Graf) Dein Herz hat recht gefühlt.
Zu dieser Schwester schickt' ichs hin,
Es zu erziehn. —

Auf ihre Tochter wirft sie sich:
„Kind, hab' ich dich zurück!
Wie? Mutter, Gattinn, Schwester ich
Nun wieder? Welch' ein Glück"!
Und Freundinn? Fragt sie Ritter Stern.
„Von Herzen gern."

Und eine liebe Tochter mir,
Ruft Janke, welcher gleich
Gerufen kommt. — u. s. w.

Bedarf es noch mehr, um die Frage zu beantworten, ob Hr. v. N. auch nur die leiseste Ahndung von der Idee der Romanze und Ballade besitze, und zur Anschauung zu bringen wisse? Nachdem er uns auf 182 enggedruckten Quartseiten acht solcher Pseudoballaden gegeben hat, liefert er uns auf 21 Seiten eine sehr weitläufige, mitunter recht langweilige Beschreibung von seinem Landgute Monrepos in reimlosen Jamben. So wenig nun auch in diesem Gedichte die Deutlichkeit ermangeln will, so ist Hr. v. N. dennoch nicht dabey beruhigt worden, sondern hat noch einen ausführlichen Grundriß hinzugefügt, damit der Leser genau wisse, wie der Dichter wohne, und von wannen solche Poesieen kommen. Ganz zum Schlusse gibt er noch auf drey Seiten die Nachlese einiger Singedichte, unter denen sich sogar drey bis vier erträgliche befinden.

Sollte vielleicht irgend Jemand diese Kritik zu hart finden, oder durch eine veraltete Autorität geschreckt, anführen, Hr. v. N. stehe denn doch in mehrern Anthologieen und Beyspielsammlungen, so ersuchen wir einen solchen, nur mit einigem Selbstvertrauen das Buch selbst zu lesen, und dann selbst zu urtheilen. Ist ihm dieß Talent, zu urtheilen, nicht gänzlich versagt, so sind wir überzeugt, er werde uns gänzlich beystimmen. Das Schöne möge sein; das Häßliche soll schlechthin nicht sein: dieß einfache Wort wird unsre Polemik rechtfertigen.

Fn.

# Jahrbücher der Litteratur.

1) ΠΙΝΔΑΡΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. Pindari opera quae supersunt. Textum in genuina metra restituit et ex fide librorum manuscriptorum doctorumque conjecturis recensuit, annotationem criticam, scholia integra, interpretationem latinam, commentarium perpetuum et indices adjecit Augustus Boeckhius, in universitate litterarum regia Berolinensi eloq. et poes. prof. publ. ord. Tom. I. Lipsiae, ap. J. A. G. Weigel. 1811. XL und 205 S. gr. 4. (6 fl.)

2) ΠΙΝΔΑΡΟΥ ΕΠΙΝΙΚΙΑ. Pindari epinicia graece. Textum in genuina metra restituit et ex fide librorum manuscriptorum doctorumque conjecturis recensuit Augustus Boeckhius cet. Ibid. 1811. 205 S. gr. 4. (2 fl.)

Des Herausgebers Absicht bey beyden Werken geht aus den Titeln hervor; in wiefern er sie erreicht habe, ist der Gegenstand unsrer Prüfung. No. 2 ist völlig übereinstimmend mit No. 1, enthält aber bloß den Text mit der Anzeige der Heyne'schen Verszahl und Lesarten. Der Herausg. wollte zuerst nur einen aus den Handschriften berichtigten Text in ursprünglicher Versabtheilung liefern, wie ihn dieser erste Theil enthält, nebst einigen Abhandlungen über die Metrik, und kritischen Anmerkungen wegen der neuaufgenommenen Lesarten. Aber der Verleger vermochte ihn, auch eine Lateinische Uebersetzung, die Griechischen Scholien in verbesserter Gestalt, einen fortlaufenden Commentar und Indices hinzuzufügen. Den Text haben wir vor uns; folgen sollen ihm die kritischen Anmerkungen mit neuen und ausführlichern Abhandlungen über die Metrik und die Rhythmen Pindar's, wobey der Herausg. auch eine weitere Ausführung der, von Hermann de dialecto Pindari geäußerten Idee verspricht. Alles dieses wird den ersten Band ausmachen; der zweyte Band soll alles Uebrige umfassen, selbst

die Fragmente. Wir können fürs erste nur über die Herstellung der ursprünglichen Versabtheilung und die Verbesserung des Textes sprechen.

Wie schlecht bisher die Verse der Pindarischen Gesänge abgetheilt waren, und wie viel dadurch für das ästhetische Urtheil nicht nur, sondern selbst für die Berichtigung des Textes verloren ging, ist eine allgemein bekannte Sache. Die Griechischen Erklärungen der Rhythmen, welche sich vor den Scholien jedes Gesanges finden, rühren bis zum zweyten Pythischen Hymnus von einem alten Grammatiker her, dessen Arbeit ein gewisser Demetrius Triklinius hin und wieder verbesserte und fortsetzte. Diese Grammatiker waren in den Geist der Pindarischen Rhythmen so wenig eingedrungen, daß sich auch nicht ein einziger Hymnus findet, worin sie nicht unzählige Male gegen diese oder jene Regel der Metrik verstießen. Schon Beck hat ganz richtig bemerkt, daß sie die Metra eines jeden Gesanges meistens willkührlich nach der ersten Strophe und Antistrophe und dem ersten Epodos bestimmten, ohne darauf zu achten, daß ihre Bestimmungen oft die fehlerhaftesten Brechungen der Wörter in den übrigen Strophen und Epoden eines Hymnus zur Folge hatten. Es ekelt, ihre grobe Unwissenheit in den ersten Grundregeln der Metrik durch Anführung einzelner Beyspiele zu rügen; dennoch haben sich ihre falschen Versabtheilungen in allen Ausgaben des Pindaros bis auf unsre Zeiten erhalten. In den letztern Jahrhunderten traten zwar einige Männer auf, welche den Pindarischen Rhythmen wieder einen Theil ihrer Muße widmeten, aber ungeachtet ihrer Bemühungen in nicht viel geringere Fehler verfielen, welche Hermann schon hinlänglich gerügt hat. Der erste unter ihnen, Erasmus Schmidt, ging bloß darauf aus, alle gleichnamige Sylben der Strophen und Antistrophen, und ebenso der Epoden, in der Quantität sich gleich zu machen, und wurde daher mit Recht von seinem Bestreiter Pauw nur der Sylbenstecher genannt.

Pauw selbst (Notae in Pindarum 1747. Traj. ad Rhen.) vermied zwar diesen Fehler, versündigte sich aber an Pindar destomehr mit seinem scholiastischen Unsinn. Auch Mingarelli (de Pindari odis conjecturae. Bononiae. 1772.) wagte

es noch nicht, von der alten Abtheilung der Verse abzuweichen. Bauvilliers (Mém. de l'acad. des inscript. T. XLVI) war nicht viel glücklicher als seine Vorgänger. Obgleich schon Voß gelegentlich die Verwerfung des Scholiasten anrieth, war doch Hermann der erste, welcher eine bessere Versabtheilung wirklich versuchte. So sehr der Herausg. dessen Verdienste um die Metrik anerkennt, so vermißt er doch noch in seiner Versabtheilung der Pindarischen Rhythmen ein sicherleitendes Princip, wornach sich die ursprüngliche Versabtheilung vollkommen wieder herstellen lasse. Ein solches Princip aufgefunden zu haben, rühmt sich der Herausg. in einer besondern Abhandlung, welche in den zweyten Band des Museums der Alterthums-Wissenschaft von Wolf und Buttmann aufgenommen ist. Ahlwardt focht ihn deshalb bitter an, nicht als Bestreiter seines Systems, sondern mit der Behauptung, daß ihm die Ehre der ersten Auffindung desselben gebühre. Es fragt sich nun, war dieß eines solchen Streites werth, oder stritt man auch hier, wie so oft, nur de lana caprina?

Was der Herausg. in Absicht auf Versabtheilung geleistet hat, und worin er von seinen Vorgängern abweicht, besteht vornehmlich darin, daß er nicht eher einen Vers sich enden läßt, als bis er sicher zu seyn glaubt, daß der Vers zu Ende sey; dagegen andre, welche dergleichen Verse zu lang fanden, noch eine weitere Abtheilung in kleinere Glieder versuchten. Bemüht, um sichere Standpuncte zur wahren Versabtheilung zu gewinnen, hat er die Zahl der von Hermann festgesetzten Kriterien der Versabtheilung beschränkt, und vor Mißbrauch der unsichern gewarnt. Die festesten Gründe der Versabtheilung sind ihm Hiatus und unbestimmte Sylbe, welchen man zur Unterstützung der Interpunction, auch wohl Bekanntschaft mit den gebräuchlichsten Rhythmen und Gewohnheiten der Dichter, beyfügen müsse. Dabey stellt er den auch von Ahlwardt geäußerten Grundsatz auf, daß in den Pindarischen Rhythmen keine Wortbrechung Statt finde, und sucht ihn durch eine Induction zu erweisen, weil nirgends in den Pindarischen Gedichten, wo durch Hiatus, oder unbestimmtes Sylbenmaß ein Versende gegeben sey, ein Wort so stehe, daß es gebrochen werden müsse. Diesem Grundsatze gemäß hat er den Griechi-

schen Text auf eine neue Weise, wobey alle Wortbrechungen vermieden werden, abgetheilt, und nur selten sich getraut, noch kleinere Glieder festzusetzen, als sich nach den allein als sicher anerkannten Kriterien ergeben. Fern sey es von uns, zu mißkennen, was dadurch für eine richtige Versabtheilung der Pindarischen Gesänge geleistet worden; aber man wolle doch ja nicht glauben, daß damit Alles abgethan sey, und wolle nicht zu hohen Werth auf dasjenige legen, was in Vergleich mit dem, was nach des Herausg. eignem Geständniß (Vorrede S. 29 ff.) noch fehlt, nur unbedeutend zu nennen ist. Wer nur den Umfang der einzelnen Verse bestimmt, ohne die Rhythmen selbst zu erklären, bleibt an der Schwelle stehen, ohne das Innere des Heiligthums aufzudecken. Es geht uns noch eine tiefere Einsicht in das Wesen des Rhythmus ab, ohne welche alles übrige Wissen nur Stückwerk bleibt, was weder überzeugende Gewißheit gibt, noch zu befriedigender Kenntniß der rhythmischen Schönheit führt. Für das richtige Lesen der Pindarischen Rhythmen hat der Herausg. kein Hülfsmittel an die Hand gegeben; ja nicht einmal ein Schema der Gesänge vorgesetzt, daß man ersähe, worauf die Versabtheilung sich gründet; ob auf bloße Interpunction und rhythmischen Einschnitt, oder auch auf Hiatus und unbestimmte Sylbe. Jede Strophe ist eine rhythmische Periode, welche man, um der Ueberschauung des Lesers zu Hülfe zu kommen, nicht bloß in ihre Cola oder Hauptglieder, sondern auch in ihre Semicola oder Untergieder abtheilen soll, so daß bloß die kleinern Gelenke oder Commata dem Leser aufzufinden überlassen werden. Der Herausg. hat bloß das Erste erfüllt, Hermann beabsichtigte auch das Zweyte. Weit gefehlt also, daß wir des Herausg. Versabtheilung für vollendet hatten, glauben wir ihn gewissermaßen noch hinter Hermann zurück. Hat der Herausg. etwa ganz neue Kriterien der Versabtheilung aufgefunden? Nichts weniger als dieß; er hat nur den trügenden Kriterien ihre Kraft benommen, damit sie uns nicht täuschen mögen. Er bestimmt daher selten ein Versende, welches nicht auch Hermann angegeben hätte. Aber Hermann glaubte mit Recht noch weiter gehen zu müssen, um keinem Verse einen allzugroßen Umfang zu geben, und den Leser noch tiefer in das Heiligthum

ren, wozu die vom Herausg. gebilligten Kennzeichen nur die Bahn bereiten. Er sah ganz richtig ein, daß die vom Herausg. selbst nur als ziemlich sicher anerkannten Kriterien nicht hinreichen, um lediglich darauf eine Versabtheilung zu gründen: er übersah nur die wichtigern Kennzeichen, und gab dafür andern Raum, welche Böckh mit Recht verwirft. Wir halten es, um unser Urtheil zu begründen, für unsre Pflicht, zuerst das Unzureichende der vom Herausg. gebilligten Kriterien zu zeigen, und dann auf zwey wesentliche Principe rhythmischer Compositionen aufmerksam zu machen, welche man bis jetzt zu wenig beachtet hat.

Der Herausg. will nur da ein Versende mit Sicherheit anerkennen, wo es durch Hiatus oder unbestimmtes Sylbenmaß gegeben ist. Aber er fühlte selbst, daß der Dichter auch Verse enden konnte, ohne grade das Ende derselben durch eine wandelbare Quantität der letzten Sylbe, oder durch einen Hiatus zu bezeichnen, und ließ deshalb auch die Interpunction als ein subsidiarisches Mittel zu, außer welchem auch noch die Bekanntschaft mit den gebräuchlichsten Rhythmen und Gewohnheiten der Dichter helfen könne. Wie manche Verabtheilung würde bey dem Herausg. nicht Statt finden, wenn nicht zufällig ein *Hiatus* oder eine Quantitätsveränderung das Ende eines Verses verrathen hätte? Und wie manche Verse hat der Herausg. wirklich von einander geschieden, ohne eines der allein für sicher erkannten Kriterien? Des Herausgeb. Versabtheilung hängt also vom Zufall ab, und seine Kennzeichen sind von ihm selbst als unzulänglich erkannt: doch nicht nur unzulänglich sind sie, auch unsicher sogar. Gibt es nicht auch Hiatus und unbestimmte Sylben in der Mitte der Verse, so daß von ihnen gilt, was der Herausg. von den Interpunctionen und Cäsuren sagt? Abgesehen von sogenannten unverbundenen Versen (versus asynarteti), die auch in ihrer Mitte den Hiatus und die unbestimmte Sylbe zulassen, gibt es ja auch Hiatus von solcher Art, wodurch der Herausg. auf die Meinung gerieth, als habe Pindaros auch das Homerische Digamma gekannt, bis ihn Hermann eines Bessern belehrte. Wer sagt uns, ohne den Rhythmus auf anderm Wege begriffen zu haben, ob ein Hiatus in arsi oder thesi stehe, folglich erlaubt oder nicht erlaubt

ſey? Da nun auch unbeſtimmte Sylben bey manchen Rhythmen in der Mitte der Verſe Statt finden, wie ſollte man nach jenen Kriterien nicht oft ein Versende vermuthen, wo keines iſt? Wenn ferner einzelne Hiatus und unbeſtimmte Sylben nur aus verſchiedenen Lesarten hervorgehen, ſo bedarf es doch wohl noch andrer Kriterien, um darnach die wahre Versabtheilung und die Natur des Rhythmus zu beſtimmen. Die Vergleichung der Handſchriften hilft hier nicht immer aus der Verlegenheit. Noch minder zulänglich finden wir den vom Herausg. aufgeſtellten Grundſatz, daß in den Pindariſchen Rhythmen keine Wortbrechung Statt finde. Denn iſt es nicht eine wahre petitio principii, wenn der Herausg. behauptet, es gebe in den Pindariſchen Gedichten gar keine Brechung der Worte, und damit kein Beyſpiel vom Gegentheil zeuge, die einzelnen Wortbrechungen, welche auch bey der Befolgung des Böckhiſchen Syſtems noch bleiben, durch willkührliche Aenderungen des Textes entfernt? Man leſe nur ſein Lateiniſches Programm vom 22. Nov. 1810, worin uns beſonders die durch nichts begründete Verſetzung der Wörter in Nem. X, 41 (76) auffiel, wodurch, wie wir unten ſehen werden, doch wenig geholfen wird. Dem Herausg. mangelt es noch an einem Principe, welches ihn, unabhängig vom Zufall, unabhängig von ſeinen Vorgängern, leite. Weil es ihm an einem beſſern Kriterion fehlt, behält er gewöhnlich ſo lange die Versabtheilung ſeiner Vorgänger bey, als nicht irgend eine Wortbrechung, welche er ein für allemal verwirft, ihm davon abzuweichen gebietet. Fügt es alſo der Zufall, daß mit der Versabtheilung der Vorgänger keine Wortbrechung im Widerſpruche ſteht, ſo erkennt er ſie für richtig an, unbekümmert um den daraus hervorgehenden Rhythmus. Pyth. VI z. B. iſt ganz ſo abgetheilt, wie Hermann es beſtimmte; nur die beyden mittlern Verſe der Strophen ſind zu Einem Verſe vereinigt, um keine Wortbrechung am Ende der Verſe zu geſtatten. Das Ende des erſten Verſes dagegen ward mit dem zweyten Verſe, trotz aller Aehnlichkeit mit jenem, nicht vereinigt, weil zufällig nirgends ſich eine Wortbrechung fand. Gleichwohl rieth weder ein Hiatus, noch eine unbeſtimmte Sylbe die Beendigung des erſten Verſes an. Die Länge des Verſes konnte den Herausg. nicht

bewegen, auf kleinere Versglieder bedacht zu seyn, da er z. B. Isthm. V (VI) v. 3 nach Heyne's und Hermann's Abtheilung 4, nach unsrer 3 Verse:

Κίρναμεν Λάμπωνος εὐάθλου γενεᾶς ὕπερ,
Ἐν Νεμέᾳ μὲν πρῶτον, ὦ Ζεῦ,
Τίν γ' ἄωτον δεξάμενοι στεφάνων,

und noch mehr Isthm. VII, 5 (VIII, 7—13) zu Einem Verse verband. Es ist also offenbar, daß er sich vom Zufall und von den Bestimmungen seiner Vorgänger leiten ließ, und eben so wenig als Hermann ein sicher leitendes Princip auffand. Ob es ein solches gebe, mag folgendes lehren.

Die poetische Rhythmik hat nach des Herausg. eigner Ueberzeugung mit der musikalischen die Gleichheit der Zeitbewegung gemein, und schon Sulzer's Theorie der schönen Künste belehrt uns, daß der Dichter den Tonsetzer zum Muster zu nehmen habe, der nicht zweyerley Tactarten in einem Rhythmus verbinde, es sey denn, daß er etwa dem Ende desselben durch die Tactänderung einen besonders merklichen Schlußfall geben wolle, u. s. w. Gesetzt nun, wir hätten ein musikalisches Stück vor uns, durch keine Tactstriche abgetheilt; würden wir nicht vor allen Dingen nach dem darin herrschenden Tacte fragen? Warum wollen wir denn nicht als höchstes Kriterion aller Versabtheilung in strophischen Gedichten die Einheit des Rhythmus oder Tactes in der Mannigfaltigkeit metrischer Reihen anerkennen? Wenn der Herausg. in seiner Abhandlung über die Versmaße des Pindaros S. 344 ff. gegen Hermann eine Gleichheit des Tactes in den Rhythmen der Alten behauptet, folgt nicht daraus auch jene Einheit des Rhythmus in der Mannigfaltigkeit metrischer Reihen? Ein Werk der schönen Kunst muß in allen seinen Theilen harmonisch seyn, also auch der Tact, mit welchem der Dichter seine ersten Töne anschlug, durch das Ganze bemerkbar seyn. Demnach muß uns auch die Einheit des herrschenden Rhythmus in der Bestimmung der einzelnen Glieder und Gelenke einer Strophe leiten, damit man sie nicht aus einer seltsamen Mischung der verschiedenartigsten Rhythmen bestehen lasse, und dem Hymnendichter eine Wildheit und Regellosigkeit leihe, wie man sie kaum den Dithyramben gestattet. Mögen immerhin logaödische Verse

gestattet seyn, und dactylische Reihen mit Jamben oder Choreen wechseln; doch steht auch dem kühnsten Dichter, sobald seine Dichtung mit Gesang und Spiel und Tanz verbunden werden soll, nicht jede Verbindung verschiedenartiger Rhythmen frey; noch weniger ein willkührliches Schweifen durch allerley Rhythmen in einem Verse. Wenn also der Herausg. (S. 230 seiner Abhandl.) sagt, daß eine genaue Kenntniß der Rhythmen in ihrer Aufeinanderfolge zur wahren Auffindung der Versabtheilung helfe; wie vielmehr die beständige Rücksicht auf den herrschenden Rhythmus? So ist in den beyden ersten Olympischen Siegesgesängen der Antispastus herrschend, ein Rhythmus, welcher sich wegen seines schwerfälligen Ganges sehr gut zu der gesetzten, ernsthaften und pathetischen Dorischen Tonart schickt, nach welcher der erste Hymnus in Musik gesetzt war; dagegen der choriambische Rhythmus mehr zu der lebhaften, weichlichen Lydischen Tonart paßt, nach welcher Pindar den fünften und vierzehnten Olympischen, den vierten und achten Nemeischen Hymnus sang. So wie es sich nur aus dem antispastischen Rhythmus des ersten Olympischen Siegesliedes erklärt, warum die anscheinend trochäischen Verse: Εἰ δ' ἄεθλα γαρύειν — μηκέθ' ἁλίου σκόπει u. s. w. gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, in ihrer Mitte, gleich dem Horazischen: Non ebur neque aureum, keine lange Sylbe zulassen; so läßt sich auch die Abtheilung der Strophen nach ihren kleinsten Gliedern leicht aus dem herrschenden Rhythmus bestimmen, welchen aufzufinden, nach andern Kriterien der Versabtheilung nicht schwer ist. Welchen entschiedenen Einfluß die Verschiedenheit des Rhythmus auf die ganze Versification des Dichters hat, ist dem scharfsinnigen Hermann nicht unbemerkt geblieben: um so mehr ist es zu bewundern, daß ihm die Einheit des Rhythmus in den Pindarischen Versreihen entging, ungeachtet er selbst z. B. im fünften Pythischen Hymnus beynahe alle Verse zu den antispastischen Rhythmen zählte. Gleichbefremdend ist es, wenn der Herausg. einen Menschen, welcher nicht Tact, oder wie Shakespeare sagt, Musik hat in ihm selbst, für wahnwitzig oder böse erklärt, und dennoch dem musikalischen Pindaros wahrhaft chimärische Verse aufdringt, ut nec pes, nec caput uni reddatur formae. So sollen am Ende der Epoden Nem. X

auf Kretiſche oder Päoniſche Reihen Dactylen, und auf die Dactylen Trochäen in einerley Verſe folgen; der Anfang der Epoden Ol. I ſoll ein Creticus dimeter mit einer kurzen Anakrusis, fortgeſetzt von einer logaödiſch-dactyliſchen Reihe, ſeyn, wo die Dactylen gleichfalls durch Trochäen fortgeſetzt werden. Beſſer iſt die Bezeichnung dieſes Verſes im Lateiniſchen Programm über den erſten Olympiſchen Siegeshymnus, welche antiſpaſtiſch beginnt: nur hätte dieſe antiſpaſtiſche Bezeichnung auch weiter fortgeſetzt werden ſollen.

Wenn man aber bey der Versabtheilung auf Gleichartigkeit des Rhythmus eben ſo ſehr Rückſicht nimmt, als auf Hiatus und unbeſtimmte Sylbe; ſo wird man viele Verſe theilen müſſen, welche der Herausg., um alle Wortbrechungen zu vermeiden, mit einander verbindet; dagegen andre, trotz ihres Hiatus und der unbeſtimmten Sylbe, als versus asynarteti zu einem Ganzen verbinden. Im erſten Olympiſchen Hymnus z. B. können die beyden Glieder εἰ δ' ἄεθλα γάρυεν und Ἴλδεαι, φίλον ἦτορ mit demſelben Rechte einen einzelnen Vers ausmachen, als die Worte ἄριστον μὲν ὕδωρ, ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ, ungeachtet bey jenen Versgliedern Hiatus und unbeſtimmte Sylbe und ſogar Interpunction Statt findet. Wer mag dagegen an ſolchen Verbindungen Gefallen finden, worin der Herausg. den rieſenhaft einherſchreitenden Rhythmus des Doriſchen Chorreigens bewundert? Wie Pyth. I. Str. 9—12, welcher Vers aus einem Trimeter dactylicus catalecticus in syllabam, einer trochäiſchen Dipodie, einem Hexameter dactylicus catalecticus in syllabam und wieder einer trochäiſchen Dipodie beſtehen ſoll. Hier findet, was Heyne in ſeiner Vorrede zum Pindar S. 15 ſagt, eine Anwendung, daß Pindar, wenn er von den Todten wieder auferſtände, über die wunderbaren Zuſammenſetzungen von Rhythmen die Miene wohl zum Lachen verziehen würde. Hr. Böckh ſchien ſelbſt ſo etwas zu fühlen, wenn er in ſeiner Abhandlung S. 331 ſagte: „Dergleichen Verſe, deren Länge allein aus der Aufführung zu einem großen Tanze erklärbar iſt, könnten denjenigen, welche unſre Gründe nicht verſtehen, ſogar Gelegenheit geben, über uns zu lachen.“ „Aber, ſagt der Herausg. weiter, aus der Größe dieſer Rhythmen ſchließe man auch auf den großen

Charakter der Musik der Hellenen, um vor ihr eine gröſſere Achtung zu bekommen, als wohl der gemeine Musiker haben kann.“ Wenn es denn nur auf die Größe der Rhythmen ankommt, um der Musik einen großen Charakter zu geben; warum will man noch die Strophen in Verse abtheilen, und nicht vielmehr eine ganze Strophe einen einzigen Vers seyn lassen? Der Herausg. hat sich gewiß noch nicht befragt, warum man eine Strophe in Verse abtheile, ihm würde sonst nicht der Grund unerforscht geblieben seyn, welcher die Freyheit in Zusammensetzung metrischer Reihen vor Zügellosigkeit bewahrt. Es ist derselbe Grund, warum man einen Vers in kleinere Glieder zerschneidet: „damit der Rhythmus überschaulich werde für das Ohr.“

Die Ueberschaulichkeit der Verse ist das zweyte, was der Herausg. bey seiner Entdeckung ganz ausser Acht gelassen hat; ohne diese kann jedoch kein Ganzes erkannt, und also auch keine Schönheit empfunden werden. Nichts hilft es, daß der Herausg. ein Mittel fand, seine langen Verse dem Auge überschaulich zu machen, wenn er nicht auch die Mittel zeigt, wie die Verse für das Ohr überschaulich werden. Mit der Abtheilung der Strophen in kleinere Stücke, so weit uns Hiatus und unbestimmte Sylbe, oder auch Interpunction leiten, ist also noch wenig für Pindars Rhythmik geschehen, wenn wir dadurch nicht zu leicht überschaulichen Reihen gelangen. Eben diese Ueberschaulichkeit führt aber auch zu einer gleichmäßigen Versabtheilung, welche wir bey dem Herausg. ganz vermissen. Die Bemerkungen, womit er (Abhandl. S. 256 ff.) das Unverhältnißmäßige des Umfangs seiner Verse entschuldigen will, möchten dem reifern Nachdenken bey Vergleichung andrer Stellen nicht genügen. Wenn man Ol. III. lauter lange Verse mit einem untermischt findet, welcher nur aus dem Einen Worte Ἀμφιτρωνιάδας besteht; so möchte man fragen, warum nicht auch ἀκαμαντοπόδων und ἵππων ἄωτον V. 4 f. einzelne Verse seyn sollen? Das letzterwähnte Versglied wird wenigstens zweymal durch Interpunction von dem folgenden geschieden. Sieht man auf Gleichmäßigkeit der Verse, die doch auch der Herausg. nicht verwirft, wenn sie nicht mit seiner Lehre von der Wortbrechung streitet; so hat Hermann z. B.

Ende der Strophen und Epoden in Nem. VII beſſer abgetheilt als Böckh. Zwar tritt dabey eine Wortbrechung ein; aber eben die Behauptung, daß in den Chören der Griechen überhaus keine Wortbrechung Statt finde, erſcheint bey genauerer Unterſuchung ungegründet, wenn gleich die Wortbrechung minder zuläſſig ſeyn mag, als man bisher glaubte. Wenn ſich, wie der Herausg. (Abhandl. S. 210 f.) ſelbſt ſagt, Cäſur und Versabtheilung nach einerley Geſetzen richten; warum ſoll denn bey der Versabtheilung verſagt ſeyn, was der Cäſur niemand abzuſprechen wagt? Verbindet man z. B. im erſten Olympiſchen Hymnus zu Anfange je zwey Verſe zu Einem, ſo theilt ſie doch der Rhythmus in zwey Glieder, in welchen man die Wortbrechungen nicht ableugnen kann; warum ſollte daſſelbe nicht auch bey ganzen Verſen, wenn auch ſeltner Statt finden? Auch hat der Herausg. die Wortbrechung nicht im ſtrengſten Sinne vermieden: Nem. V, 34 (62) ſchließt ein Vers mit der vom Subſtantiv *οὐρανοῦ* getrennten Präpoſition ἐξ, weshalb der Herausg. verlegen war, ob ἐξ hier zu acuiren ſey oder nicht? Daß ſich aber Versabtheilung wie Cäſur verhalte, darüber kann die alcäiſche Strophe zum Beweiſe dienen. Denn wer den Rhythmus derſelben genauer unterſucht, wird finden, daß ihr dritter und vierter Vers aus dem erſten durch Verlängerung der beyden Hälften um eine Dipodie entſprungen ſind, alſo unter ſich nur Ein Ganzes ausmachen. Daher war hier auch eine Eliſion (Hor. Carm. II, 3, 27) weniger anſtößig, als an einer andern Stelle; und auch eine Wortbrechung würde hier nicht mehr auffallen, als in der Cäſur Hor. Carm. I, 37, 14, oder in den Sapphiſchen Strophen vor dem adoniſchen Verſe.

Mehr als das neue Syſtem der Versabtheilung hat uns die Verbeſſerung des Textes befriedigt, worin der bekannte Scharfſinn des Herausg. nach den von ihm benutzten Hülfsmitteln allerdings viel erwarten läßt. Was für Hülfsmittel er zur Berichtigung des Textes benutzte, und welchen Weg er dabey einſchlug, hat er bereits in zwey akademiſchen Programmen von Heidelberg aus bekannt gemacht. Es muß dem Werke ein günſtiges Vorurtheil erwecken, wenn man lieſt, wie viele Handſchriften bey dem Texte zum Grunde liegen: nicht weniger als 37 ſind zu dieſem Zwecke verglichen worden. In den Olym-

pischen Hymnen war der Text am meisten verderbt, zum Theil auch in den Pythischen, weit seltner in den Nemeischen und Isthmischen. Der Herausg. fand, daß sich die Handschriften in Hinsicht ihrer Güte in zwey Classen theilen, wovon die bessere in den Olympischen Hymnen mit der Aldinischen Ausgabe zusammenstimmt, in den Pythischen aber sich mehr der Römischen nähert. Hier findet man noch die ältern Lesarten, unverderbt durch die neuern Kritiker unter den Griechen. Schlechter ist die zweyte Classe, welche in den Olympischen Hymnen mit der Römischen Ausgabe zusammenstimmt, und den neuern Kritikern unter den Griechen folgt. Daß der Herausg. in seinen Urtheilen über die Güte der Handschriften nicht ganz mit Heyne übereinstimme, läßt sich leicht erwarten. Auf Hermann's Conjectur, daß nach den verschiedenen Rhythmen auch die Dialekte variiren, hat sich Böckh noch nicht einzulassen gewagt, wenn er ihr gleich nicht seinen Beyfall entzieht. Nur das bemerkt er, daß die Pindarischen Wortformen nicht bloß nach den Rhythmen verschieden seyn, sondern auch anders in den Olympischen, anders in den Pythischen, anders in den Nemeischen und Isthmischen Hymnen. So finde sich z. B. den Handschriften zufolge kein Dorisches Particip des ersten Aor. Act. in αις in den Olympischen Hymnen, als Ol. I, 77 und III, 17. Hingegen in den Pythischen Hymnen seyen die Dorischen Formen häufiger; in den Nemeischen und Isthmischen, den ersten Nemeischen Hymnus ausgenommen, viel seltner die gewöhnliche Form; wobey jedoch zu bemerken ist, daß die Olympischen Hymnen von den Kritikern der neuern Griechen häufig behandelt, und eben darum mehr verderbt sind. Darum hat der Herausg. die Form in αις überall wieder hergestellt, die Verba in μι ausgenommen, welche ihre gewöhnliche Form behalten z. B. βάς, στάς. So schreibt der Herausg. auch überall γλέφαρον für βλέφαρον, ἴκω für ἵκω, ἐθέλω für θέλω, κεῖνος für ἐκεῖνος (eine einzige Stelle ausgenommen), also auch καὶ κεῖνος für κᾀκεῖνος, u. s. w. In einigen Formen, worüber noch keine Klarheit zu erlangen war, ist er ganz der Lesart der Handschriften gefolgt; so besonders in den Formen μιν und νιν, worüber er bloß die Entscheidung fällt, daß μιν nach keinem Worte stehen könne, welches

mit einem ν schließe. Pyth. II, 87 (160) ist λάνρος für λαῦρος geschrieben, weil das ν, wie in αὐάταν Pyth. III, 24 (42), II, 28 Digamma seyn soll. Pyth. III, 40 (70) steht jedoch λάβρον. Bey vielen Aenderungen des Textes muß man erst den Commentar abwarten, welcher Rechenschaft darüber ablegen wird. Wir wünschen, daß das Verlangen, Wortbrechungen zu vermeiden, keinen zu großen Antheil an diesen Aenderungen habe. Daß übrigens diese Ausgabe, selbst in den größten Kleinigkeiten, rein von Druckfehlern ist, verdanken wir dem Hrn. Schäfer, dessen verdienstlicher Fleiß in dieser Hinsicht schon längst bekannt ist.

Um unsre Leser so viel möglich mit der Böckhischen Bearbeitung des Pindarischen Textes bekannt zu machen, wollen wir den ersten Olympischen Siegesgesang, über dessen Rhythmen und Lesarten der Herausg. theils in der Deutschen Abhandlung über die Versmaße des Pindaros, theils in einem Lateinischen Programme, wiewohl mit sich selbst nicht ganz übereinstimmend, Rechenschaft gegeben hat, besonders durchgehen, und von andern Hymnen wenigstens einzelnes berühren. Μηκέθ' ἅλιον hat der Herausg. stehen lassen, wiewohl er im Lateinischen Programm geneigt war, mit den bessern Handschriften μηκέτ' ἀελίου zu schreiben, damit die Sylben ἀε nur in der Aussprache zusammengezogen würden. Von Heyne's Ausgabe mit Recht abweichend sind die Lesarten φαεννὸν für φαεινόν, ἱκομένους für ἱκόμενοι, ἐν εὐάνορι für παρ' εὐάνορι, βροτῶν φάτιν für βροτῶν φρένας, ἀλαθῆ für ἀληθῆ, τὸν εὐνομ. ἐς ἔρανον für ἐς εὐναμ. ἔρανον, χρυσέαισιν ἀν' ἵπποις für χρυσέαισί τ' ἀν' ἵπποις, τάμον κάτα μέλη für τάμον κατὰ μέλη und δεύματα für δεύτατα. Ob in dem zweyten Epodos κακαγόρος für κακαγόρως und ἄν οι, welches sich in keiner Handschrift findet, für τάν οἱ eben so gegründete Verbesserungen seyen, könnte noch bestritten werden. Das Versmaß läßt beyde Aenderungen zu; aber ohne jene würde der zweyte Vers der Epoden weder durch eine unbestimmte Sylbe, noch durch einen Hiatus vom dritten Verse geschieden seyn; und ohne diese würde die unbestimmte Sylbe mit einer Wortbrechung zusammentreffen. In der dritten Strophe ist die Interpunction des Anfanges glücklich also verändert: ἔχει δ'

ἀπάλαμον βίον τοῦτον ἐμπεδόμοχθον, μετὰ τριῶν πέντε πόνον, u. ſ. w. Von minderer Bedeutung ſind die Aenderungen: λαθέμεν ἔρδων für λασέμεν ἔρδων, αὖτις für αὖθις, πὰρ ποδὶ für πὰρ ποσί. Τῷ μὲν εἶπε iſt ſtehen geblieben, obgleich nicht wenige Handſchriften τῷ δ' ἔειπε leſen, z. B. Aug. Mosc. A. B. Venet. A. G. Haſn. wohin auch die Lesarten τῷ δὲ εἶπε, Mosc. C. Gott. und τῷ δ' εἶπε, Bodl. C. Venet. E. B. D. F. gehören. Eine das Metrum ändernde Verbeſſerung iſt οὗτος ἄεθλος in dem dritten Epodos für οὑτοσὶ ἄθλός γ', welchem Beck's Schreibart V. 26 (40) ἔξελεν entſprechen würde; ferner ἔπεσι für ἔπεσσι. Daß δίφρον τε χρύσεον für δίφρον χρύσεον ἐν das Metrum nicht ändere, wird in der Lateiniſchen Abhandlung aus Hermann's Programm de dial. Pind. erwieſen. In der vierten Strophe möchte τέκε τε für τέκε δὲ keinen Beyfall verdienen; in der vierten Antiſtrophe iſt αἰεὶ für ἀεὶ geſchrieben, um keine unbeſtimmte Sylbe mit einer Wortbrechung zuſammentreffen zu laſſen. Die Aenderungen ἱππικῷ in ἱππίῳ und κῆδος in κᾶδος geſchahen um des Pindariſchen Sprachgebrauchs willen. Daß der Herausg. nicht auch mit Hermann, dem er ſonſt meiſtens zu folgen pflegt, ἑκὼν für ἔχων ſchrieb, davon hielten ihn die handſchriftlichen Lesarten mit Recht ab. Dem Dativ τεαῖσι μερίμναισιν mit ἐπίτροπος zu verbinden, ſcheint uns eine gute Auskunft zu ſeyn; aber dann könnte man vielleicht auch ἔχων τοῦτο κᾶδος mit dem Vocativ Ἱέρων verbinden. Daß der Herausg. auf Aſt's Conjecturen in den Comment. soc. philol. Lips., ſo wie auf einige andre Gelegenheitsſchriften, wie es ſcheint, abſichtlich keine Rückſicht nahm, wollen wir ihm eben ſo wenig verargen, als daß Pauw's Emendationen keinen Beyfall fanden.

Ol. II, 6 (10) wird jetzt ὄπιν für ὀπί geſchrieben, um die unbeſtimmte Endſylbe in des Verſes Mitte zu heben, welche der Herausg. in der Deutſch. Abh. S. 218 ff. noch durch die Anerkennung aſynartetiſcher Verbindungen in antiſpaſtiſchen Verſen entſchuldigte. In Ol. V ſind ſämmtliche Verſe ſo lang, daß jede Strophe nur drey, und die Epoden nur zwey Verſe enthalten; gleichwohl iſt der erſte Vers der Strophen weder durch Hiatus, noch durch unbeſtimmte Sylbe, noch durch auf

fallende Interpunction vom zweyten Verſe geſchieden, ſo daß es hier offenbar anderer Principe zur Versabtheilung bedurfte. Es läßt ſich daher nicht abſehen, warum nicht auch Ol. VI Epod. 2 in die beyden Verſe

Εἶπεν ἐν Θήβαισι τοιοῦτόν τι ἔπος·
Ποδέω στρατιᾶς ὀφθαλμὸν ἐμᾶς.

abgetheilt ward. Ol. VII beſteht der dritte Vers der Strophen nur aus einem Worte δωρήσεται, während der folgende Vers ſo lang ſeyn ſoll, daß er mehr als Eine Zeile füllt. Denſelben Vorwurf einer ungleichmäßigen Versabtheilung verdient Ol. XI (X), wo die Strophen aus lauter kleinen Verſen beſtehen, und nur der dritte ungeheuer lang iſt; auch Ol. IX, wo der Herausg. in den Epoden zwar bey Hermann's Abtheilung blieb, aber die beyden letzten Verſe in einen einzigen zuſammenzog, ungeachtet eine unbeſtimmte Sylbe ſie von einander ſcheidet. Die Strophen ſchließen in ihrer Mitte fünf Priapeen ein, denen zu Anfange des letzten Gliedes nur Eine Sylbe fehlt. Drey dieſer aſynartetiſchen Verſe hat der Herausg. als einzelne Verſe geordnet, aber zwey in je zwey Verſe vertheilt, wie folget:

μεγαλόδοξος Εὐνομία.
Θάλλει δ' ἀρεταῖσιν
ἔν τε Κασταλίᾳ παρά
Ἀλφεοῦ τε ῥέεθρον·

Vulg.

ἀρεταῖς ἴ-
σον τε Κ. παρ' Ἀλ-
φειοῦτε ῥέεθρον.

Dieſe Stelle iſt eine Aenderung der Vulgata gegen alle Handſchriften und Ausgaben, bloß um die Wortbrechungen am Ende der Verſe zu vermeiden. Ol. XII enthält nur Eine Strophe mit Antiſtrophe und Epodos; der Herausg. fand alſo keinen Grund, von Hermann abzuweichen, außer wo eine Wortbrechung ihn bewog, zwey Verſe zu Einem zu verbinden. So wuchs der letzte Vers zu einem Trochaicus Pentameter acatalectus an; die Strophen aber beſchließt ein Vers, welcher aus einem Trochaicus, Anapaesticus, und wieder Trochaicus dimeter catalectus zuſammengeſetzt iſt, ungeachtet beym erſten Trochaicus keine Wortbrechung Statt findet. Ol. XIV beſteht zwar nur aus zwey Strophen; gleichwohl weicht der Herausg. in Abtheilung und Lesarten von allen ſeinen Vor-

gängern ab; er wird uns erlauben, auch von ihm wieder abzuweichen. Denn λαχοῖσαι ist bloß darum in λαχοῖσαν abgeändert, um nicht am Ende eine Wortbrechung, oder in der Mitte des Verses einen Hiatus zu gestatten. Gesetzt, man ließe diese Aenderung gelten; so berechtigte doch nichts zu der Abtheilung:

Καφισίων ὑδάτων λαχοῖσαν αἶτε —
ὦ πότνι' Ἀγλαΐα φιλησίμολπέ τ'

Der Herausg., welchen Gleichartigkeit der Verse nicht kümmert, konnte noch besser nach ὑδάτων und Ἀγλαΐα einschneiden. Ferner fragt es sich, ob zu Anfang der Antistrophe ὦ zu ergänzen sey, da Pindar Καφισίων auch dreysylbig sprechen konnte, wie Homer Αἰγύπτιος so oft, und Ἰστίαιαν Il. II, 537; Pindar Pyth. XI, 67 Πυθιονίκῳ und Nem. VI, 51 λόγιοι, wo man wohl ohne Noth geändert hat. So wollte Hermann V. 17 (24) Λύδῳ für Λυδίῳ, wo nicht lesen, dennoch schreiben. Böckh hat Λυδίῳ beybehalten, aber das folgende γὰρ in δ' abgeändert, welchem in der Strophe σὺν ὑμῖν γὰρ für οὐν γὰρ ὑμῖν entspricht. Durch die Versetzung der Worte ἐν μελέταις τ' in μελέταις ἔν τ' ist zwar der Rhythmus beyder Strophen gleich gemacht; aber dann würde, um nicht zu sehr aus dem choriambischen Rhythmus herauszufallen, μελέταις besser noch zum vorhergehenden Verse gezogen werden. Der folgende Vers hätte, wie Ol. VIII, 19 in zwey getheilt werden können; dann würde οὕνεκ' Ὀλυμπιόνικος ganz dem Θῆκεν Ὀλυμπιονίκαν, Ol. VIII, 18 (23) entsprochen haben. Um diesen Vers nicht allzusehr zu verlängern, und doch die Wortbrechung in Θεοὶ zu vermeiden (Abhandl. S. 275), hat der Herausg. nur ein überflüssiges τὶ dahinter eingeschaltet, welches zu Anfang eines Verses keinen schicklichen Platz hat. Statt der, in der Abh. S. 201 für wahrscheinlich richtig erklärten Lesart ὄφρ' ἰδοῖσ', womit der Vers wohl schließen könnte, ist nunmehr ὄφρ' ἰδοῖσ' gelassen worden. Dagegen ist κόλποισι παρ' εὐδόξοις Πίσας in κόλποις παρ' εὐδόξου Πίσας verändert, um des Artikels τὸν vor Πύθιον in der ersten Strophe nicht zu bedürfen.

(Der Beschluß folgt.)

No. 17. Heidelbergiſche 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Pindari Opera edidit Aug. Boeckh.

( Beſchluß der im No. 16 abgebrochenen Recenſion. )

Pyth. I, 15 (29) iſt ἐν αἰνᾷ Ταρτάρῳ ſtehen geblieben, wofür Thierſch in dem Anhange zu Jakobs poetiſcher Blumenleſe ἐν εὐνᾷ Ταρτάρῳ vermuthet hat, damit Τάρταρος nicht zum Feminin werde. Den Doriſch-äoliſchen Genitiv Ταρτάρω vertheidigt Thierſch durch οὐρανῶ. Nem. III, 10 (16), wo aber Böckh οὐρανοῦ lieſt, dem Scholiaſten entgegen. — Pyth. I, 83 (161) iſt für ἀπάδις mit Ahlwardt ἐλπίδας zurückgerufen; 92 (178) lieſt Böckh mit Hermann ὦ φίλος, εὐτραπέλοις κέρδεσσ', womit er aber den vorhergehenden und folgenden Vers nur zu Einem verbindet. Dieſe Verbeſſerung Hermann's billigt der Herausg. ſchon in der Abh. S. 287, dagegen er andere daſelbſt angeführte Verbeſſerungen wieder verworfen hat. Pyth. II iſt wegen mehrerer Sonderbarkeiten in eckige Klammern geſchloſſen; Pyth. IV umfaßt hier nur 299 Verſe ſtatt der 553 in Heyne's Ausgabe. Viele Lesarten ſind hier anders, als ſie in der Deutſchen Abhandlung über die Versmaße des Pindaros vorgeſchlagen wurden. V. 228 (407) iſt ὀρόγνιαν für ὀργνιὰν geſchrieben, um nicht ſtatt zweyer kurzen Sylben Eine lange zu haben; V. 253 (451) iſt ἐπεδείξαντο κρίσιν in ἐπεδείξαντ' ἀγῶν' verändert, um den Rhythmus einſtimmiger zu machen. V. 211 (376) wird ἔπειτεν geleſen, um auch nicht einmal die in der Abh. S. 215 noch angenommene ſcheinbare Brechung eines zuſammengeſetzten Wortes zuzulaſſen. Aus gleichem Grunde iſt Ol. VI, 53 (88) ἐν von κέκρυπτο getrennt. Um auch Ol. VI, 61 (105) in ἀντεφθέγξατο nicht die Präpoſition vom Verbo zu trennen, läßt der Herausg. lieber V. 103 (176) in der Mitte des Verſes eine unbeſtimmte Sylbe zu. Er ſagt zwar (Abh. S. 286), daß hier die kurze Sylbe durch die Arſis lang werde, und

beruft sich auf Pyth. IX, 118 (201), wo derselbe Fall sey; allein nichts hindert, daselbst ein Versende anzunehmen. An andern Stellen hat der Herausg. selbst dergleichen Arsislängen durch Conjecturen und veränderte Lesarten verdrängt, z. B. Isthm. VI, 39 (61) τοιοῦτόν γ' ἔπος. Pyth. VI und VII haben gleiche Verszahlen mit der Heyne'schen Ausgabe; doch ist die Heyne'sche Verszahl bey Pyth. VI anzugeben vergessen. Pyth. XI, 54 sq. (84 sq.) ist zur Vermeidung einer Wortbrechung die vulgäre Lesart ἀμύνοντ' ἄ — τᾳ. εἴ τις κ. τ. λ. in ἀμύνονται — ἄτᾳ. εἴ τις abgeändert, so daß τᾳ. εἴ wie Eine Sylbe gelesen werden sollen.

Was den Herausg. bewog, in den Epoden Nem. III die drey ersten an sich schon langen Verse in einen einzigen zusammenzuziehen, ist nicht abzusehen. Wird gleich zufällig weder durch Hiatus noch durch unbestimmte Sylbe ein Versende bestimmt; so sprechen doch Rhythmus und Interpunction (V. 77) für Hermann's Abtheilung, und keine Wortbrechung ist ihr entgegen. Derselbe Fall tritt in den drey ersten Versen der Epoden Nem. V und zu Anfang und Ende von Nem. VIII ein. Warum soll Nem. VI im vorletzten Verse der Strophen ἄμμε πότμος nicht einen Vers für sich ausmachen, da ihn zu beyden Seiten eine unbestimmte Sylbe vom übrigen abschneidet, und die beyden Verse in den Epoden Νεμέᾳ δὲ τρὶς und ἔπανσε λάϐαν nicht viel länger sind? Freylich hatte der Herausg. in seiner Deutschen Arb. S. 275 Hermann's Behauptung, daß Pindar den trochäischen Monometer für sich allein gebrauche, für falsch erklärt. Aber aus welchem Grunde kann er diesen verwerfen, wenn er Ol. VII einen jambischen Monometer anerkennt? — Nem. IX—XI sind in eckige Klammern eingeschlossen: Nem. IX, 9 (20) ist ἱππίων für ἱππείων, dagegen V. 14 (32) πατρῴων für πατρίων geschrieben. Nem. X nöthigten die Wortbrechungen am Ende der Strophen den Herausg. zwey Trochaici trimetri calectici in einen einzigen Vers zu verbinden; und um den Vers nicht noch einmal so lang zu machen, mußte er sich die oben berührte Wortversetzung erlauben, V. 41 (76). Gleichwohl blieben ihm noch in der Mitte des Verses Hiatus (V. 29) und unbestimmte Endsylbe (V. 65) übrig, welche letztere er in der Deutschen

Abh. S. 287 vergebens durch eine nun wieder verworfene Lesart des Scholiasten zu entfernen suchte. Die unbestimmte Endsylbe findet sich auch zu Anfange des ersten Isthmischen Hymnus in der Mitte des Verses, wo jedoch keine Wortbrechung zwey Verse zu verbinden zwang.

Isthm. III u. IV sind hier zu Einem Gesange vereinigt. Isthm. VI, 32 (VII. 45 sq.) hat der Herausg. beydemale αἰνέων für αἰνείων zurückgerufen, und lieber zwey unbestimmte Sylben in der Mitte des Verses zugelassen. Gleich darauf läßt er Ἀμφιάρεόν τε, wofür er, um einen anstößigen Hiatus zu entfernen, in der Deutsch. Abh. S. 205 Ἀμφιάραον καὶ schreiben wollte, einen besondern Vers ausmachen, ungeachtet keine unbestimmte Sylbe diese Worte von dem Folgenden trennt, womit sie durch den Rhythmus zusammenhängen.

So viel mag hinreichen, um das allgemeine Urtheil zu begründen, daß Böckh's Ausgabe sich von Seiten ihrer kritischen Bearbeitung rühmlich auszeichne, und wahrer Gewinn für die Griechische Litteratur sey; daß Fleiß und Scharfsinn des Herausg. gleiches Lob verdienen, man mag auf Berichtigung des Textes, oder auf Versabtheilung sehen; daß jedoch die neue Versabtheilung noch nicht zum Ziele führe, und den Leser noch über das Wichtigste in Ungewißheit lasse; daß es dem Herausg. noch eben so wohl, als seinem Vorgänger, Hermann, an einem sicherleitenden Principe zur Versabtheilung fehle, indem er seine festesten Kriterien, den Hiatus und die unbestimmte Sylbe, selbst nur als ziemlich sicher erkennt; daß der Herausg. zwey wichtige und im Wesen des Rhythmus selbst gegründete Kriterien der Versabtheilung, Einheit des Rhythmus und Ueberschaulichkeit der metrischen Reihen, ganz übersehen, und dafür nur auf zufällige Kennzeichen sein neues System gebaut habe; daß eben deshalb die Behauptung, es finde in der Pindarischen Versabtheilung keine Wortbrechung Statt, nichts weniger als begründet und erwiesen sey; daß die für das Gegentheil zeugenden Stellen durch willkührliche Textesänderungen und andre Licenzen, welche sich der Herausg. erlaubte, ihre Beweiskraft nicht verloren haben; daß überhaupt des Herausgeb. Versabtheilung noch nicht frey von allerley Inconsequenzen und Ungleichheiten sey, welche das gültigste

Zeugniß ablegen, daß es ihm noch an festen Grundsätzen mangele.

Wenn wir, überzeugt, daß das Lobenswerthe nur einer kurzen Andeutung, das Gerügte dagegen eines weitern Beweises bedürfe, dessen, was wir an dieser Ausgabe noch auszusetzen haben, mehr anführten, als dessen, was Lob und Beyfall verdient; so wollten wir damit dem Werthe des Buches, dem wir weit mehr Verdienstliches zugestehen, als wir noch Mangelhaftes anzuführen wußten, nichts benehmen, und es würde uns Leid seyn, wenn man unsre Wahrheitsliebe und das unverhohlne Aeußern einer entgegengesetzten Meinung für bloße Sucht zu tadeln erklären wollte.

Amicus Plato, amicus Aristoteles,
Sed magis amica veritas.

---

Neuer Versuch, die Entstehung der drey ersten Evangelien zu erklären. Von (Aloys) Gratz (Pfarrer zu Unterthalheim bey Horb am Neckar). Tübingen, bey Ludw. Fr. Fues. 1812. X und 262 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Aloys Gratz kritische Schriften. Erstes Heft. ꝛc.

Die Verwandtschaft und die Abweichungen der drey ersten Evangelien nach einer neuen Ansicht zu enträthseln, kann allerdings, wie die Vorrede andeutet, als ein kritisches Wagestück erscheinen. Die Methode des Verf. aber zeugt, wenn gleich die Hauptfrage zum Theil durch ein andres Resultat zu lösen seyn möchte, von soviel eigenthümlichem Scharfsinn, Er verbindet Gründlichkeit und Gewandheit in Untersuchung des verwickelten Gegenstandes mit nicht weniger Klarheit in der Darstellung, so sehr, daß er gar wohl zu diesem Wagestück Beruf hatte, auch auf die Fortsetzung dieser kritischen Schriften Liebhaber sorgfältiger und lichter Forschungen ohne Zweifel begierig seyn werden. Seine Arbeit wird um so interessanter, weil unter den Gelehrten seiner Confession sich der Fleiß der Bessern meist auf kirchenhistorische und kirchenrechtliche Beleuchtungen, in der Schriftauslegung aber, deren historische, zum ursprünglichen Inhalt des Evangeliums aufsteigende Be-

deutung doch für die christliche Theologie das Wichtigste bleibt, sie auf das Populäre und Praktische zu richten pflegt. Wenigstens hat sich außer Hrn. D. Hug in Freyburg seit mehrern Jahren in Deutschland kaum Einer öffentlich bekannt gemacht, der sich bis zu den schwerern Aufgaben der biblischen Kritik und Schriftforschung mit derjenigen Fülle, Helle und Reife von Kenntnissen emporarbeitete, welche in der gegenwärtigen Schrift, auch dem zum Theil Nichtüberzeugten, äußerst anziehend und schätzbar seyn muß. Eine Untersuchung von solcher Vorzüglichkeit verdient fürs erste in ihren Hauptmomenten dargestellt zu werden.

1) Unter den 127 Abschnitten, aus denen das Evangelium Lukas besteht, und den 87 Abschnitten des Markus (von welchen der Verf. Cap. 28, 9—20, wegen der ausdrücklichen Gegenzeugnisse erfahrner Kirchenväter und bedeutender Mse, auch wegen des darin herrschenden sonderbaren Excerptentons, mit kritischer Strenge als apokryphische Ergänzung des vielleicht verlornen echten Schlusses absondert!) sind 68 Abschnitte gemeinschaftlich. Und grade diese folgen, wenn sie auch durch längere Zwischenabschnitte unterbrochen werden, immer auf gleiche Weise, also mit Localharmonie, auf einander. Nur zwey

Mark. 3, 22—30: vom Teufelaustreiben durch Beelzebub
= Luk. 11, 17—23 (Matth. 12, 25—30).

und Mark. 4, 30—34: vom Senfkorn = Luk. 13, 18. 19 (Matth. 13, 31. 32).

stehen außer dieser Reihenfolge. (Von diesen beyden Stellen sucht Hr. G. §. 37. 39 wahrscheinlich zu machen, daß sie späterhin durch den Griechischen Uebersetzer des Markus in den Griechischen Matthäus übergetragen, und dann aus dem vervollständigten Matthäus dem Lukas beygeschrieben worden seyen.

2) Außer der Localharmonie haben die bey Markus und Lukas gemeinschaftlichen Abschnitte auch eine auffallende Real- und Verbalharmonie. Doch sind Zusätze, Verbesserungen und andre Abänderungen nicht nur Beweise von Selbstständigkeit in der Bearbeitung, sondern auch Data, daß weder Lukas aus Markus, noch (?) Markus aus Lukas geschöpft habe.

3) Da des Gemeinschaftlichen zuviel, und dasselbe auch nicht wörtlich das nämliche ist, also nicht aus Interpolation abstammen kann, so erklärt sich soviel Harmonie neben so mancher Disharmonie nur aus dem selbstständigen Gebrauch einer gemeinschaftlichen Quelle, welche, wegen Gleichheit im Ausdruck, schon eine Griechische gewesen seyn muß.

4) Reihet man alle jene gemeinschaftlichen Abschnitte aneinander (wie der Verf. dieses und alles ähnliche durch Tabellen, welche für jede Untersuchung dieses Gegenstands sehr brauchbar sind, nachgewiesen hat), so entsteht daraus vom Auftritt des Täufers an bis zur Auferstehung Jesu (Luk. 24, 1—12 = Mark. 16, 1—8) eine solche ganze διήγησις von Jesu Leben, Thaten und Lehren, wie sie anfangs als Grundlage der historischen Messiaskenntniß, also als ein Urevangelium, wohl existirt haben kann, da nach Luk. 1, 1. 2 mehr als Eine geordnete διήγησις über origines rerum christianarum existirt hat.

5) Von den übrigen 59 Abschnitten des Lukas sind a) die sieben ersten ein evangelium Infantiae, wahrscheinlich also eine zuvor für sich bestandene Diegesis; b) vom C. 9, 51 bis 18, 14 hat Lukas eine, wahrscheinlich ebenso entstandene Gnomologie, welche zugleich auf zwey Reisen nach Jerusalem 9, 51 u. 13, 22 deute, die Joh. 7, 2 u. 10, 22 noch vollständiger kennen lehrte. c) Auch C. 6, 17—8, 3 ist ein besonderes Apomnemonevma, welches eine besondre Zeitepoche in sich schließt. Spuren, daß Lukas mehrere schriftlich geordnete διηγησεις der Ueberlieferung von den unter den Messiasjüngern vollbrachten Thatsachen wirklich benutzt habe.

6) Unter den 111 Abschnitten des Matthäus-Evangeliums sind von den 68 Abschnitten des bey Markus und Lukas angenommenen Griech. Urevangeliums, auch 62 enthalten, und fehlen also davon nur 6, nämlich Heilung eines Besessenen Mark. 1, 23—28; Entfernung von Kapernaum Mark. 1, 35—39; Erwähnung der Zwölfe Mark. 3, 13—19; abgerissene Sentenzen Mark. 4, 21—25; Parteygeist der Jünger Mark. 9, 38. 41; das Opfer der Witwe Mark. 12, 41—44. (Auch die übrigen Verhältnisse der eigenen und der

gemeinschaftlichen Abschnitte der drey Evangelien sind S. 82 —90 in Uebersichten gebracht.)

7) In dem Gemeinschaftlichen der drey Evangelien ist soviel Realharmonie, als bey ganz unabhängigen Schriftstellern nicht zutreffen kann. Von den 62 gemeinschaftlichen Abschnitten haben 56 sogar auch vollkommene Localharmonie. Nur fünf finden sich nicht an dem correspondirenden Ort; nämlich: Heilung der Schwieger des Petrus Mark. 1, 29—34; Stillung des Sturms Mark. 4, 35—40; Heilung eines Dämonischen Mark. 5, 1—20; Heilung der Blutflüssigen und der Tochter Jairs Mark. 5, 21—43; Instruction der Apostel Mark. 6, 7—13.

8) Aus Abweichungen in Umständen, wovon nicht beydes zugleich möglich ist, auch aus Uebergehungen von Bestandtheilen, welche allzu merkwürdig scheinen, u. dgl. m. wird geschlossen, daß keiner der drey Evangelisten den andern (auch nicht Markus den Matthäus?) vor sich gehabt haben könne.

9) Die Harmonie und Disharmonie nun zwischen Matthäus und dem schon angenommenen Griech. Urevangelium wird (sinnreich!) daraus erklärt, daß eben dieses zuvor Aramäisch existirt habe, und von dem Aramäisch (Hebraeis hebraice) schreibenden Matthäus in dieser Sprache excerpirt worden sey. Da Markus mit Barnabas zu Antiochien war, Apg. 11, 25 möge dort (circa a. 37), vielleicht von ihm selbst, das Aram. Urevangelium für die Heydenchristen ins Griechische übersetzt worden seyn. Denn unstreitig war das κηρυγμα anfänglich meist historisch-biographisch (außerdem aber, wie die Reden in der Apostelgeschichte darthun, apologetische Empfehlung des Christenthums aus Analogieen der alten Bundesschriften!) Diese Griech. Uebersetzung habe sodann Markus selbst, welchem man wohl daher auch eine zweyte Evangeliumsrecension zugeschrieben habe, und auch Lukas, beyde als Begleiter des Paulus [welches sie allerdings noch zu Rom gewesen sind, s. Philem. V. 24. Kolossi. 4, 10. 14. 2. Timoth. 4, 10. 11.] bey ihren Evangelien zum Grunde gelegt. Eben dieselbe aber habe späterhin auch der Griech. Uebersetzer des Matthäus, da Matthäus selbst erst circa 69. 70, vgl. die Hugische Einl. II. S. 10. 11, sein Evangelium verfaßt haben möge, mits

telbar aus Markus benutzt, so, daß daher der Griech. Matth. in den bey allen dreyen gemeinschaftlichen Abschnitten mehrmals auch in ungewöhnlichen Worten durch diesen mit Lukas übereinkomme. Z. B. ἀπαρδῇ Matth. 9, 15. Mark. 2, 20. Luk. 5, 35. δυσκόλως Matth. 19, 23. Mark. 10, 23. Luk. 18, 24. νυμφών ꝛc. Wo aber Matthäus an sich in Gedanken und Wendungen der Rede etwas eigenes hatte, habe der Uebers. natürlich daran nichts geändert, sondern es nach dem Aramäischen selbst ins Griechische übergetragen. Daher jenes oftmalige Abwechseln von wörtlicher Harmonie und Disharmonie in beyden!

10) Auch in funfzehn Abschnitten, worin Matthäus und Markus allein zusammentreffen, habe der Uebersetzer des Matthäus den Griech. Markus so benutzt, daß er diese gradezu dorther in den Matthäus aufgenommen, jedoch beym Excerpiren bisweilen daran, nach eigner Ansicht, etwas abgeändert oder zugesetzt habe. Dergleichen Vervollständigungen habe sich das Alterthum sehr leicht erlaubt, wie Joh. 5, 4. C. 8, 1—11. 1. Joh. 5, 7., noch mehr aber die in den LXX eingerückten apokryphischen Vermehrungen des Jeremiah und Daniel, auch die Beschwörung der Apokalypse, des Irenäus, des Eusebianischen Chronicons ꝛc. gegen Veränderungen, beweisen. Nach Rufin's Uebersetzung aus Origenes stellte dieser einst einen solchen Bearbeiter seiner Schriften zu Rede, und erhielt die Antwort, daß er die Abhandlung — zu säubern und zu verschönern gesucht habe.

11) Der Verf. hat die zwischen Matthäus und Markus „dualen" funfzehn Abschnitte, welche zugleich, außer dem Einen, Matth. 13, 53—58 = Mark. 6, 1—6, auch in Localharmonie stehen, einzeln durchgegangen, und versucht zu zeigen, daß die Umänderungen ein Uebergehen von Markus in den Matthäus, nicht umgekehrt, verrathen, und also Nachbesserungen des Griechischen Matthäusübersetzers seyn. [Hiervon unten.]

12) Die dreyzehn Abschnitte, in welchen Lukas und Matthäus allein harmoniren, sind, wie der Verf. wohl unterscheidet, von zweyerley Art. Sechs Abschnitte haben die auffallendste Real- und Verbalharmonie. Grade diese sind

unchronologiſch (oder: außer der Ordnung) in Lukas eingeſchaltet. Die andern, welche ſich in der treffenden Ordnung finden, haben nur Realharmonie. Die wörtliche Harmonie von

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a. | Matth. | 8, 18—22 | mit Luk. | 9, 57—60. | | | |
| b. | — | 11, 20—24 | — | — | 10, 13—15. | | |
| c. | — | 11, 25—27. | 13, 16—17 | mit Luk. | 10, 21—24. | | |
| d. | — | 12, 43—45. | | — | — | 11, 24—26. | |
| e. | — | 12, 13—42. | | — | — | 11, 29—32. | |
| f. | — | 13, 33—35. | | — | — | 13, 20—22. | |

deute um ſo ſichtbarer darauf, daß dieſe Abſchnitte gradezu von Einem Evangelium in das andre einſt, vor Entſtehung der öffentlichen und allgemeiner gewordenen Abſchriften, nachgetragen worden ſeyen, da ſonſt in den, zwiſchen Matthäus, Markus und Lukas gemeinſchaftlichen Abſchnitten ſo wenig wörtliche Zuſammenſtimmung ſich findet, und ſelbſt die Zuſammenſtimmungen von Matthäus und Markus allein nicht ſo wörtlich zutreffend ſind, als in den angezeigten, grade an fremdartigen Stellen eingerückten „Dualen“ des Matth. und Lukas; wogegen die nicht an fremdartigen Stellen eingerückte gleiche Stellen von Matth. und Lukas wörtlich nicht zuſammentreffen. Das Fremdartige des Platzes, wo jene wörtlich zuſammenſtimmende Abſchnitte in Lukas ſich finden, und die dabey begangene chronologiſche Unrichtigkeit mache (allerdings!) glaublich, daß die Abſchnitte a. b. d. e. f. aus Matthäus erſt in den Lukas hineingetragen worden ſeyen. Hingegen möge der Abſchnitt c., welcher bey Matthäus an zwey Orten getheilt und unpaſſend eingefügt iſt, und ſo auch die Parabel vom treuen und untreuen Knecht, bey Lukas zuerſt geſtanden haben.

13) Darüber, daß in unſerm Lukas die Parabel vom ausgewanderten Dämon nicht wie bey Matthäus hinter Jeſu Erklärung folgt, und daß Luk. 11, 27. 28 am unrechten Orte ſteht, da die Stelle wohl nach 11, 13 ihren Platz haben ſollte, muthmaßt der Verf. auf das Verrücken oder Ueberſchlagen eines Blatts (wovon auch in der altteſtamentlichen Kritik einige Beyſpiele vorkommen.)

14) Auch einige andre wörtlich harmoniſche Stellen zwiſchen Lukas und Matthäus allein, wie Luk. 3, 7—9. 17.

Matth. 21, 44. Luk. 20, 18. Matth. 24, 45—41. ſchließt Hr. G. zum voraus ebenfalls unter die Beyſpiele ein, nach denen das Eine Evangelium aus dem andern frühe vervollſtändigt worden ſey. Auch deutet er auf einige Stellen, wo das Eine im einzelnen aus dem Andern eine Nachbeſſerung erhalten haben möge; wie Luk. 9, 22. Matth. 11, 21 καὶ ἐν τρίτῃ ἡμέρᾳ ἐγερθῆναι, wo Markus μετὰ τρεῖς ἡμέρας lieſt.

15) Endlich beſteht das Apomnemoneuma des Luk. 6, 17—8, 3, welches mit Matthäus im Dual ſteht, a) aus der Erzählung von Johannes Geſandſchaft an Jeſus, wo Wort- und Realharmonie, aber Ungleichheit in der Chronologie auffällt. Luk. 7, 17. 18 habe wohl Anlaß gegeben, dieſelbe aus Matthäus herüber zu ſchreiben. Dagegen erklärt ſich der Verf. b) das Harmoniſche und doch auch ſehr Discrepante in den beyden Vergreden daraus, daß zweyerley Zuhörer ſie einzeln für ſich aufgezeichnet haben mochten. Ebenſo möge c) die Heilungsgeſchichte von des Hauptmanns Knecht, welche bald wörtlich gleich, bald ſtark discrepant iſt, aus zwey ſolchen Aufzeichnungen zu erklären ſeyn.

16) Um die angenommene Möglichkeit mehrerer Interpolationen und Nachbeſſerungen zu rechtfertigen, zeigt §. 40, daß der Verf. eine ſehr klare Vorſtellung von dem anfangs ſehr eingeſchränkten Gebrauch der Evangelien hat, und überhaupt die kritiſche Geſchichte des neuteſtamentlichen Textes aus der wahren Tradition anders, als aus Poſtulaten der Dogmatik, kennt. Vornehmlich zeugt über den Vervollſtändigungstrieb der Abſchreiber und Beſitzer der Mſſe die Stelle des Hieron. epa ad Damas. Pontific. rom. „Magnus in Codd. nostris (den Lateiniſchen) error inolevit, dum quod in eadem re alius evangelista plus dixit, in alio . . addiderunt, vel dum eundem sensum alius aliter expressit, ille, qui unum e quatuor primum legerat, ad ejus exemplum etiam caeteros existimaverit emendandos. Unde accidit, ut apud nos (in der Lateiniſchen Ueberſetzung) mixta sint omnia et in Marco plura Lucae ac Matthaei, rursus in Matthaeo plura Johannis et Marci . . inveniantur. — Was in der (kirchenhiſtoriſch ſo dunkeln) Periode vom J. 70 bis 120, welche doch

grade nach den Veränderungen so mancher christlichen Gegenstände, die schon dort eingetreten seyn müssen, so merkwürdig wäre, auch in Hinsicht solcher Vervollständigungen und Nachbesserungen in der besten Absicht bey den Griechischen Evangelien eben sowohl, als später bey der ältern Lateinischen Uebersetzung, vorgegangen seyn kann, ist unstreitig weder aus Kirchenvätern noch Versionen und Missen zu entdecken.

17) Nachdem der Verf. durch die bisher skizzirten Erklärungsversuche seine, großentheils neue Enträthslung der Aufgabe ganz entwickelt hat, zeigt er, daß dadurch alle die Eigenheiten, welche der Beobachtungsg ist des Herrn Marsh (in den Zusätzen zu Michaelis Einleit.) als Hauptpuncte des zu lösenden Räthsels sorgfältig ausgezeichnet hat, mit Leichtigkeit gelöst werden. Rec. bedauert, aus

18) der detaillirten kritischen Betrachtung aller den drey Evangelien gemeinschaftlichen Abschnitte, welche S. 171—262 diese ganze Untersuchung schließt, nichts ausheben zu können, um wenigstens noch einen Theil seines — auf vielfachen Prüfungen dieses ganzen Gegenstands beruhenden — Gutachtens über das Resultat anzufügen.

Betrachtet man des Verf. Entwicklung im allgemeinen, so hat er unleugbar nichts zum Behuf seiner Enträthslung angenommen, was nicht aus den echten Grundsätzen und aus der Geschichte der neutestamentlichen Kritik vollkommen gerechtfertigt werden könnte. Seine Lösung hütet sich auch vor Unwahrscheinlichkeiten, wie z. B. die schnelle, frühe Vervielfältigung der Ueberarbeitungen und Uebersetzungen eines einzigen Urevangeliums in jenen, nicht so schreibseligen Zeiten wohl immer zum voraus unwahrscheinlich genannt werden muß. Auch dieß scheint uns der Natur eines so complicirten Gegenstandes gemäß, daß nicht alles nur aus Einer Voraussetzung, nämlich eines Urevangeliums und seiner Uebersetzung ins Griechische, sondern aus mehrern zeitgemäßen zusammenwirkenden Ursachen, wie interpolirende Vervollständigungen und Nachbesserungen sind, abgeleitet wird. Die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese wird allerdings darnach geprüft, ob sie alle Erscheinungen einer räthselhaften Aufgabe löse. Natürlich aber können in der Wirklichkeit oft mehrere Data mit einander

verflochten seyn, die doch nicht ursprünglich zusammengehörten, und eben deswegen auch in der Betrachtung und Lösung von einander gesondert werden müssen. — So scheint die gegenwärtige Untersuchung nur dann glücklich beendigt werden zu können, wenn man dreyerley Fragen, nämlich a) wie verhält sich das Evang. Markus zu Matthäus und Lukas? b) Wie verhalten sich Lukas und Matthäus gegeneinander? c) Wie läßt sich der Ursprung der bey jedem eigenthümlichen Abschnitte erklären? genau sondert, und nun jede derselben, nach den allgemeinen Grundsätzen der neutestamentlichen Kritik und ihrer Geschichte, zugleich aber nach der speciellsten Erwägung des Details so zu beantworten sucht, wie soviele kleine innere Spuren zusammengenommen auf Einen Punct hinleiten.

Da das Markus-Evangelium nach S. 89 in seinen 88 Abschnitten

62 mit Matth. und Lukas gemeinschaftlich
15 mit Matth. allein,
6 mit Lukas allein, und nur
5 eigenthümlich für sich hat, so steht Markus offenbar zwischen beyden so in der Mitte, daß die erste abgesonderte Betrachtung wohl auf sein Verhältniß gegen beyde, aber gegen beyde zugleich zu richten ist. Schwerlich kann eine richtige Lösung entstehen, wenn der Blick zuerst bloß und allein auf sein Verhältniß zu Lukas, wie hier S. 27—60, gerichtet, und darüber etwas, das für alles übrige zur leitenden Prämisse werden soll, festgesetzt, alsdann aber erst die Untersuchung, ebenso abgesondert, bloß auf das Verhältniß des Markus zu Matthäus, bezogen wird.

Eine nöthige Vorbereitung aber, wie das Verhältniß des Markus zu den beyden andern Evangelien zugleich, im Ganzen zu erklären seyn möge, muß offenbar daraus hervorgehen, wenn man den Markus zuerst, da alle Beurtheilung des Ganzen in dieser Sache so sehr von dem genauen Auffassen der Details abhängt, nur in einzelnen Abschnitten gegen beyde zugleich hält. Eine Mühe, welche durch die Griesbachische Synopsis, in einigen Stellen noch mehr aber durch die in Paulus Commentar über die drey Evangelien gegebene

Nebeneinanderſtellung der dreyerley Texte erleichtert werden kann, indem dieſe beyde Arbeiten nicht auf eine erſchlichene Harmonie der drey Evangeliſten angelegt ſind. Findet man nun bey dem Blick auf Lukas und Matthäus zugleich, z. B. ſogleich in der erſten ganz vergleichbaren Section Matth. 9, 9—17. Mark. 2, 13—22. Luk. 5, 27—39, daß zwar über die factiſchen Veranlaſſungen der Begebenheit Markus mit Luk. V. 27. 30 und wieder V. 33 zuſammenſtimmt, alsdann aber im Ausdruck fortlaufend mit Matthäus ſehr, mit Lukas faſt gar nicht übereinkommt, ſo kann wohl nicht mit Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, daß Markus und Lukas zunächſt aus dem Griech. Urevangelium ſchöpften, weil in dieſem Fall doch gewiß ſie nicht bloß in dem factiſchen Inhalt der Erzählung dreymal nach einander gegen Matthäus, ſondern auch in dem übrigen Griech. Ausdruck und Gang der Erzählung wenigſtens mehr miteinander harmoniren würden, als Markus und Matthäus, wenn jener aus dem Griechiſchen, dieſer aber, wie Hr. G. annimmt, unmittelbar aus dem Aramäiſchen Urevangelium excerpirte. Eben dieſes Verhältniß des nähern Zuſammenſtimmens von Markus und Matthäus im Ausdruck und in der Darſtellung zeigt ſich gar oft wieder. Oft aber ſtimmt der Eine Vers bey Markus wörtlich mehr mit Matthäus, der andre wieder wörtlich mehr mit Lukas überein (ſ. Mark. 8, 27 bis 9, 32 und ſonſt), oft fließt ſogar, und zwar in ſehr zufälligen Ausdrücken, wo an keine Interpolation zu denken iſt, der Text des Markus ſichtbarlich aus beyden zuſammen, wie z. B. Mark. 1, 32 ὀψίας δὲ γενομένης, ὅτε ἔδυ ὁ ἥλιος, wo Matth. ὀψίας δὲ γενομένης, Lukas aber δύνοντος δὲ τοῦ ἡλίου hat, oder Mark. 1, 41, wo in ſeinem: εὐθέως ἀπῆλθεν ἀπ' αὐτοῦ ἡ λέπρα καὶ ἐκαθαρίσθη, das erſtere εὐθέως bis λέπρα bey Lukas, das ἐκαθαρίσθη bey Matthäus parallel ſteht. Eine weitere detaillirte Nachweiſung, wie Markus 4, 1 bis 9, 50 aus Matthäus und Lukas zugleich, doch vornehmlich aus Matthäus zuſammengefügt ſey, gibt Paulus Commentar über die drey Evangg. II. Th. beym 61. Abſchnitt.

Kommt nun, zu ſolchen Kennzeichen des Zuſammenfügens aus Matthäus und Lukas zugleich, bey ſovielen einzelnen Ab-

schnitten des Markus noch die Bemerkung, daß er in Nebenumständen äußerst häufig noch etwas beyfügt, erläutert, umschreibt, so treffen alle Data, dünkt uns, dafür zusammen, im Ganzen zu versuchen, ob nicht der gesammte Text des Markus (außer den, nur fünf eigenthümlichen Abschnitten) als eine absichtliche Zusammenfügung aus Matthäus und Lukas erscheine? Aber als eine Zusammenfügung, welche, nach ihrer überall durchleuchtenden Bestimmung für ungelehrte und des Judenthums unkundige Leser, eher einen ganzen Abschnitt (besonders einen solchen, der sich meist auf Palästinensische Eigenheiten bezieht, wie z. B. die Bergrede bey Matthäus auf sovieles Palästinensisch-pharisäische anspielt) auszulassen pflegt, als daß sie das, was sie aufnimmt, ohne erläuternde Zusätze und Umschreibungen läßt.

Hr. G. macht S. 97 eine Bemerkung, welche, wenn der gewählte Gang seiner Untersuchung nicht bereits zu weit divergirend gewesen wäre, ihn wohl für das Verfolgen der obigen und aller ähnlichen Spuren in Markus geneigter hätte machen mögen. „Dabey — sagt er — ist in Betreff der Zeitordnung nicht zu übersehen, daß Markus da, wo er seinen Autor (Matth.) verläßt, mit Lukas übereinstimmt. Wie trifft sich diese Uebereinstimmung? Müßte man nicht annehmen, Markus hätte auch zugleich den Lukas gekannt? Wie auch Griesbach: Commentatio, qua Marci Evangelium totum e Matthaei et Lucae Commentariis decerptum esse monstratur, Jenae. 1789. wirklich annahm."

Daran liegt es nun eben, daß die Möglichkeit, ob Markus aus Lukas geschöpft habe? §. 9. durch Gründe, welche sehr wenig beweisen, vornehmlich durch die Frage: warum sollte er die Bergrede, die Gnomologie Luk. 9, 51 — 18, 12 (welche übrigens mehr eine besondre Anekdotensammlung als bloße Gnomenlese ist) außen gelassen haben? als bereits ganz beseitigt voraus gesetzt wird. Auch konnte diese Möglichkeit dem Verf. um so eher als beseitigt erscheinen, weil er die Frage: ob Markus den Lukas benutzt haben könne? ganz von der Untersuchung: ob Markus den Matthäus benutzte? abgesondert, nicht aber auf das vereinte Problem gesehen hatte, ob Markus nicht in den bey beyden gemeinschaftlichen Abschnitten beyde zugleich und oft vereinigend, oder mit Abwechslung auswählend benutzt habe?

Außerdem hat in dieser ganzen Untersuchung schon öfters das einmal seit dem Koppe'schen Programm gebräuchlich gewordene Wort: ob Markus Epitomator sey? den Gesichtspunct der Forscher getrübt. „Solche Freyheiten, sagt S. 97,

erlaubt sich ein treuer Epitomator nicht, wenn er sich nicht zugleich zum Nachbesserer aufwerfen will"! Augustin de Consensu Evangelior. 1, 4 hat Markus richtiger abbreviator Matthaei genannt. Konnte und durfte denn aber Markus nicht Abbreviator Matthaei et Lucae zugleich, dadurch seyn wollen, daß er manche ganze Stücke überging, wenn er gleich bey denen, welche er aufnahm, meistens nicht epitomiren, oder den Inhalt ins Kürzere ziehen wollte, vielmehr gewöhnlich einige Nebenumstände zusetzt, welche wohl zur Sache dienen (wie I, 20 μετὰ τῶν μισθωτῶν, damit es nicht scheine, Vater Zebedäus sey von den Söhnen verlassen worden, II, 14 τὸν του Ἀλφαίου ꝛc.) wie er denn auch überhaupt zeigt, daß er über manches, was er aufnahm, auch noch bey Augenzeugen nachgefragt, und daher gewisse specielle Anekdoten als Beiege, wie Mark. 7, 32—37, oder Gründe bald dem Matthäus gegen Lukas, bald letzteren gegen jenen beyzustimmen, erhalten habe.

Allerdings stimmt Markus also, wie der Verf. S. 97 bemerkte, da wo er in der Zeitordnung den Matthäus verläßt, mit Lukas überein. Aber dieß grade ist nicht nur bey der Zeitordnung an dem Markusevangelium zu beobachten. Es ist vielmehr seine Regel; es ist in seiner ganzen Zusammenfügung durchgängig zu bemerken!

Während Rec. den Scharfsinn und die Beobachtungsgabe des Verf. hierbey mit Achtung bemerkte, konnte er sich nicht verhehlen, wieviel doch bey dergleichen verwickelten Untersuchungen grade davon abhänge, bey welchem Ende man den verschlungenen Knoten zuerst anzufassen, das Glück hat. Hr. G. hatte wohl beobachtet, daß zwischen Markus und Matthäus mehr wörtliche Harmonie statt finde, als mit Lukas. Hätte er sich nur hierdurch auf die Frage leiten lassen, ob nicht auch in der Stellung der Abschnitte das, was er Localharmonie nennt, vornehmlich zwischen Markus und Matthäus bemerkbar sey? Ob also nicht das Verhältniß zwischen Markus und Matthäus noch enger als mit Lukas sey, und daher auch zuerst zu erörtern seyn möchte?

Stellt man die drey Evangelisten unbefangen in einem dreygespaltenen Conspect, wie Hr. G. S. 63—74 gethan hat, nebeneinander, so geht Markus in den ersten vier Abschnitten I, 1—12 mit den beyden andern so parallel, daß man ungewiß bleiben kann, ob er mehr dem Matthäus, oder mehr dem Lukas sich assimilire. Schon der nächste fünfte Abschnitt beginnt dann zwar mehr eine Verwandtschaft mit Matthäus anzudeuten; denn Mark. 1, 13—20 geht zuerst mit Matth. 4, 13—22 allein, und ohne den Lukas fort.

Was man aber hierdurch von einer nähern Harmonie des Markus mit Matthäus entdeckt zu haben denkt, scheint doch wieder plötzlich ganz widerlegt zu werden, indem nach dem nächstfolgenden, allein mit Luk. 4, 33—37 harmonischen Abschnitt des Markus von Heilung des Besessenen zu Nazaret (1, 23—28) bey dem nächsten dreystimmigen Abschnitt von Heilung der Schwiegermutter des Petrus auf der Scala des Matthäus S. 15 mit einemmal ein Sprung von dessen vierten Capitel bis ins achte auffällt, während ebendaselbst auf der Scala des Lukas alles im 4. 5. 6. Capitel ungestört fortläuft. Ist es also nicht entschieden, könnte man denken, daß Markus offenbar mit Lukas in Localharmonie steht und nicht mit Matthäus? Muß also nicht sein Verhältniß gegen Lukas zuerst und allein ausgemacht werden? Und doch zeigt sich die Sache ganz anders, wenn man das Detail genauer betrachtet.

Auf die erste Stelle (von Berufung der vier ersten Jünger), wo Matth. 4, 18—22 und Mark. 1, 16—20 ohne Lukas zusammengehen, folgt bey Matthäus von 4, 23 bis 7, 27 die Rede vom Berge. Diese übergeht freylich Markus (wie es dem Rec. scheint, deswegen, weil er zunächst für Leser arbeitete, denen er jeden jüdischen Gebrauch erst weitläufig erklären mußte, die Hauptheile der Bergrede aber von 5, 17—6, 18 auf ganz besondere pharisäische Anmaßungen und Behauptungen, die ohne viele Erläuterung nicht verständlich sind sich beziehen). Aber selbst da, wo Markus von Matth. 4, 23—7 27 mit einemmal zu einem bloß mit Lukas gemeinschaftlichen Abschnitt Luk. 4, 31—37 übergeht, ist er doch mit und bey Matthäus. Denn ehe noch bey Matthäus ein anderer Abschnitt anfängt, schon aus dem Epilog des Abschnitts von der Bergrede 7, 28. 29 nimmt Markus ganz wörtlich seinen V. 22 καὶ ἐξεπλήσσοντο . . καὶ οὐχ ὡς οἱ γραμματεῖς., und zwar nimmt er diesen Vers wörtlich vom Ende der Bergrede bey Matthäus weg, ungeachtet er bey Luk. 4, 32. dem Sinn nach, das nämliche hätte erhalten können. Markus also hält sich hier (und ebendies läßt sich gar oft wieder ebenso nachweisen!) vornehmlich an Matthäus, und weicht von diesem nur da, wo er aus Lukas etwas diesem eigenes aufnehmen will. Denn er nimmt selbst dieses nur so auf, daß er dabey sein Ausgehen von Matthäus unverkennbar bemerken läßt.

(Der Beschluß folgt.)

No. 18. Heidelbergiſche 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Neuer Verſuch, die Entſtehung der drey erſten Evangelien zu erklären. Von A. Gratz.

(Beſchluß der in No. 17. abgebrochenen Recenſion.)

Das gleiche Verfahren des Markus läßt ſich durchaus beobachten. Sobald man alſo nur den eigentlichen Anfang des verwirrten Fadens von dieſer Seite her, daß Matthäus, und nicht Lukas, vornehmlich in Wort- und Localharmonie mit Markus ſtehe, einmal richtig ergriffen hat, ſo gibt ſich die übrige Entwicklung der erſten Aufgabe: welches Verhältniß von Markus gegen Matthäus und Lukas durchgängig ſich entdecken laſſe? ohne Schwierigkeit. Es iſt das Verhältniß einer Zuſammenfügung aus beyden, bey welcher Matthäus der Leiter iſt, Lukas aber häufig benutzt und eingefügt wird.

Wir bemerken bey dem erörterten erſten Beyſpiel und Beleg von Mark. 1, 21—28 und Luk. 4, 31—37 nur noch dieſes, daß Markus, da er 1, 22 ſo offenbar erſt nach Leſung des Schluſſes der Bergrede bey Matth. 7, 28. 29 im Excerpiren zu Luk. 4, 31 hinübergegangen iſt, auch den Anfang dieſes Abſchnitts (vom Hinabgehen nach Kapernaum) nicht, wie die Gr. Tabelle S. 15 annimmt, mit Matth. 4, 13—16 von der erſten Wahl Kapernaums zum Aufenthaltsort Jeſu die Rede iſt, als parallel gedacht haben muß. Er nahm an, Jeſu Umherziehen im Lande Matth. 4, 23—25 und die Bergrede ſeyen unmittelbar nach Matth. 4, 22 erfolgt, und nach der Bergrede ſey dann Jeſus nach Kapernaum hinabgekommen. Daher entſtehen aus den Worten κατῆλθεν εἰς Καπερναούμ bey Luk. 4, 31 die ſeinige: εἰςπορεύονται εἰς Καπερν., und dieß wohl um ſo eher, weil κατῆλθεν ein Hinabkommen anzeigt, alſo auf das Kommen vom Berge zu deuten ſchien. Markus denkt ſich demnach die drey Abſchnitte, welche er nun aus Lukas (4, 31—37. 38—41.

42—44) nimmt, als folgend auf die Bergrede. Alsdann übergeht er Luk. 5, 1—11 (den Fischzug der vier ersten Apostel) vermuthlich, weil er einen Ruf an sie schon 1, 16—20 aufgenommen hatte, und so ist er bey C. 1, 40 durch Luk. 5, 12 wieder parallel mit Matth. 8, 2. Auf ähnliche Weise kann man immer deutliche Spuren finden, daß Markus vorzugsweise an das Matthäusevangelium sich zu halten pflegte, und auch dann, wenn er auf Lukas, um von dessen Nachrichten sich etwas anzueignen, übergeht, bald wieder zu seiner Hauptquelle sich zurückwendet.

Hierdurch erklären sich uns denn die funfzehn Abschnitte, welche Matthäus und Markus allein miteinander gemein haben, als unmittelbare Excerpte des letztern aus seinem gewöhnlichen Gewährsmann, Matthäus. Nicht zu mißkennen ist jedoch, daß Hr. G. seinen Erklärungsversuch: es möchte erst der Griech. Uebersetzer des Matthäus durch alle diese Abschnitte seinen Matthäus aus den Markus vervollständigt haben, vermittelst einer detaillirten Vergleichung von beyden (§. 34) so wahrscheinlich, wie möglich, zu machen wußte. Bey Matthäus nämlich ist der Ausdruck unleugbar oft der kürzere, gedrängtere, indem dagegen Markus manche Stelle umschreibt, ja zum Theil allzu wortreich und schleppend wird. Zeigt sich also, konnte Hr. G. mit Recht fragen, Markus in solchen Stellen als Epitomator? Ist er nicht vielmehr durch die Art, wie er für das Matthäusevangelium benutzt wurde, abgekürzt und abgerundet worden?

Dagegen hat Rec. fürs erste wiederholt zu bemerken, daß das Postulat, Markus solle auch in den einzelnen Stellen, welche er aufnahm, Epitomator, und nicht bloß (durch Auslassungen) Abbreviator seyn, überhaupt ein bloß willkührliches ist. Sein ursprünglicher Zweck ist nirgends durch den Begriff Epitomator bestimmt. Jener kann nur aus dem, was er wirklich that, entdeckt werden. Und dieß besteht im Abkürzen durch Auslassungen ganzer Stellen, zugleich aber auch darin, daß er, was er beybehält, oft durch Nebenumstände klarer macht, oft durch Umschreibungen verständlicher machen will. Wir gestehen übrigens dem Verf. zu, daß nicht selten die Kürze des Ausdrucks bey Matthäus auch für uns erwünschter ist,

als das Wortreichere in einzelnen Stellen des Markus. Gewiß aber ist es überhaupthin doch, daß das Kürzere und Gedrängtere nicht immer das Spätere seyn muß. Markus konnte für seine Leser wohl auch ein wortreicheres Paraphrasiren für dienlich halten, oder selbst, als ein Mann εὔχρηστος εἰς διακονίαν, 2. Tim. 4. 11 ein solches lieben. Dagegen hindert uns ein andrer entscheidender Grund, aus jenem manchmal zu wenig geordneten Umschreiben des Markus, mit Hrn. G. zu folgern, daß jenes Kürzere im Matthäus, Werk des Griech. Uebersetzers als eines Excerptors seyn müsse, welcher hier den Markus glücklich nachbearbeitet und seine Darstellung verbessert habe. Markus nämlich hat hier und da den Realinhalt, z. B. in der wichtigen Argumentation X. 3. 4. 5. über die Ehescheidung, den Sinn der Frage und Antwort — unrichtig gefaßt, wo derselbe bey Matth. 19. 7. 8 bestimmt und richtig ist. Wie hätte nun der Uebersetzer, wenn er aus Markus borgte, den richtigen Sinn aus ihm schöpfen können — wo ihm diese Quelle nur einen unrichtigen darbot? Die Argumentation der Pharisäer nämlich für die Behauptung einer gewissen Partey unter ihnen, daß man κατὰ πᾶσαν αἰτίαν sich von der Frau trennen dürfe, beruhte darauf, daß sie den Satz vorausschickten: Mose hat befohlen, ἐνετείλατο, Scheidebriefe zu geben. Dagegen distinguirt Jesus und dringt genau darauf: Mose hat, wegen der Rohheit vormaliger Zeiten, nur gestattet, (keineswegs: befohlen) daß der Mann seine Frau entlasse. Ursprünglich aber, und also nach dem auch vor Mose anerkannten Plan und allgemeinen Willen oder Befehl Gottes, sollte es nicht so seyn! Diesen Gegensatz nun, daß Jesus das angebliche: befohlen, durch die wahre Deutung: Mose hat den Scheidebrief (als minderes Uebel) nur gestattet, beseitigte, hat Matthäus bestimmt und treffend. Wie aber hätte derselbe aus Markus dorthin kommen können, wo grade umgekehrt und zweckwidrig die Pharisäer sagen: Μωυσῆς ἐπέτρεψε, und Jesu in dem Mund gelegt ist: Μωυσῆς ἔγραψεν ὑμῖν τὴν ἐντολήν. Noch mehr! Hr. G. selbst (S. 134) bemerkt, wie viel in der ganzen Antwort Jesu davon abhange, daß die Fragende über eine Freyheit, „κατὰ πᾶσαν αἰτίαν“, zu scheiden disputirten. „Hätten doch, setzt er hinzu, unsre katholischen Theologen diese speciellere Be-

ſtimmung immer auch, ſowohl wie der Excerptor ins Auge gefaßt.“ Sehr wahr! Wir finden nur dieß zu berichtigen, daß grade der, welcher dieſe Beſtimmung ſo richtig gefaßt hat, ebendeswegen nicht ein Excerptor ſeyn könne, ſondern der Grundtext ſelbſt ſeyn müſſe. Markus nämlich hat auch dieſe Beſtimmung nicht. Wie konnte ſie alſo durch Excerpiren aus Markus in den Matthäus hinübergekommen ſeyn? Und dieſes Realverhältniß zwiſchen dem Text des Matthäus und Markus, daß der richtigere Inhalt öfters im erſtern iſt, und doch das Richtigere nicht aus dem Unrichtigern, als Quelle, geſchöpft werden kann, entſcheidet denn wohl: ob die Kürze in Matthäus eher Abkürzung in dem zum Theil weitläufigeren Markus, oder, ob ſie vielmehr Charakter der Quelle ſey, aus welcher Markus ſchöpfte. Und dieſe Entſcheidung wird auch noch durch die Betrachtung beſtärkt, daß, wenn der Griech. Ueberſetzer des Matthäus ſo ſinnig, wie Hr. M. annimmt, dem Markus nachgearbeitet hätte, er dann gewiß ſo manchen erläuternden kleinen Umſtand, welchen Markus angibt, nicht leicht weggelaſſen haben würde.

Beyläufig zu bemerken; iſt die ſo eben angegebene Betrachtung: ob die ſpecielle Beſtimmung der Eheſcheidung κατὰ πασᾶν αἰτίαν von Markus? oder von deſſen Excerptor? oder aber von Matthäus ſelbſt herkomme, zugleich ein Beyſpiel, daß dergleichen kritiſche Unterſuchungen, welche ohnehin auf die Anſicht und Erklärung der Evangelien im Ganzen vielen Einfluß haben, auch ſelbſt in einzelnen Fragen nicht ohne Bedeutung ſind. Ohne Zweifel hat jenen Zuſatz: κατὰ πασᾶν αἰτίαν, wenn er von Matthäus ſelbſt iſt, mehr Autorität, als in den beyden andern Fällen.

Wäre nun aber das Problem, wie die zwiſchen Markus und den zwey andern Evangelien gemeinſchaftlichen Abſchnitte in Hinſicht ihres Zuſammenfließens bey Markus anzuſehen ſeyen? auf obige — oder eine andre, wo möglich, noch befriedigendere Art — erklärt, ſo erhellt von ſelbſt, daß für die übrigen zwey Hauptfragen: wie ſich das Verhältniß von Matthäus und Lukas zu einander erklären laſſe? und woher beyde theils ihre eigenthümliche, theils aber auch, wenn ſie ſelbſt nicht aus einander ſchöpften, ihre gemeinſchaft-

lichen Abſchnitte genommen haben? eine große Vorarbeit abgethan ſey.

Für die Beantwortung dieſer beyden Fragen ſcheint uns der Verf. vornehmlich durch zwey Bemerkungen etwas verdienſtliches gethan zu haben.

Sein Scharfblick unterſchied (S. 141) unter den Abſchnitten, worin Lukas und Matthäus allein miteinander übereinkommen, ſolche, in denen eine ungewöhnlich große Wort- und Sachharmonie auffällt, und bemerkte, daß grade dieſe bey Lukas ganz unchronologiſch, in einem bloß ſinnverwandten Zuſammenhang eingeſchaltet ſeyen. Da Lukas ſonſt durchaus mit Matthäus mehr im Inhalt und in der Gedankenfolge, als in Worten harmonirt, ſo gewinnt, dünkt uns, die Vermuthung des Verf., daß Lukas erſt aus Matthäus mit jenen (oben Nr. 12 bezeichneten) auch wörtlich harmoniſchen Stellen vervollſtändigt und bereichert worden ſey, viele Wahrſcheinlichkeit.

Außerdem macht Hr. G. mit Grund darauf ſehr aufmerkſam, daß Lukas ſchon anzeigt: Viele hätten ſchon vor ihm verſucht, eine Diegeſe von der Urgeſchichte des Chriſtenthums zu ordnen. Ein ſolches In-Ordnung-bringen-wollen, ἐπιχειρεῖν ἀνατάξασθαι διήγησιν, ſetzt wohl ſchon einzelne ſchriftliche Materialien, alſo Diegeſen, διηγήσεις einzelner Tage, einzelner Begebenheiten voraus, aus denen ein Ganzes zu ordnen verſucht werden konnte.

Und betrachtet man die Evangelien Matthäus ſowohl als Lukas im einzelnen, ohne alle Hypotheſe, ſo iſt es unleugbar, und ſchon von Michaelis angemerkt worden, daß ſie meiſtens aus dergleichen particulären Diegeſen oder Aufzeichnungen über Einen oder ein Paar Tage beſtehen, welche dem, was Jeſus damals that, vom Morgen an bis in die Nacht folgen. Iſt dann aber ein ſolches für ſich beſtehendes Apomnemoneuma geendigt, ſo werden ſogleich darauf oft Wochen und Monate nur mit wenigen allgemeinen Worten: Er zog umher und lehrete u. dgl., manchmal auch wohl gar nicht notirt. Dergleichen einzelne Diegeſen konnten denn wohl Matthäus und Lukas, jeder aber für ſich, benutzen. Und grade die Art, wie Lukas und Matthäus halb miteinander übereinkommen,

haib divergiren, ist einer solchen Benutzung ähnlich. Ein solche durch Zeit und Ort verknüpfte Diegese trennen sie nicht. Auch die Ordnung der darin angegebenen Begebenheiten und Reden wird natürlich von beyden zur Basis genommen. Daher ist oft die Folgereihe bey beyden eine Zeitlang gleich. Wohl aber rückt der Eine das ganze Apomnemoneuma an einer andern Stelle in seine Anataxis ein, als der andre. In Ansehung der Ausdrücke hingegen ist zwischen Matthäus und Lukas, auch wo eine Erzählung in der Gedankenfolge bey beyden weit mehr harmonirt, als bey ganz unabhängigen Verfassern möglich wäre, ein auffallendes Wechseln von Gleichheit und Ungleichheit. Sie können also nicht unmittelbar auseinander, aber sie müssen aus gemeinschaftlichen Quellen geschöpft haben, jedoch aus solchen, welche noch nicht durchaus ein Ganzes waren, vielmehr aus solchen, welche durch etliche Tage hin die Begebenheiten aneinander reihten, dabey aber die Möglichkeit übrig ließen, daß der Eine eine solche kleinere Diegese in seine größere Zusammenordnung an einer andern Stelle einfügte, als der Andre.

Dabey war es ferner natürlich, daß der Eine einige Diegesen erhalten konnte, welche dem Andern nicht in die Hand kamen. Matthäus hat (nach Hrn. G. S. 89) von dergleichen eigenthümlichen Abschnitten 21, Lukas 46.

Wir bemerken, daß auch Lukas, da er mit dem zu Cäsarea gefangenen Paulus solange in der Gegend war (Apg. 21, 17—27, 2), in Palästina selbst dergleichen particuläre Diegesen sammeln konnte. Grade zu Cäsarea war auch sein Freund, Philippus, ὁ εὐαγγελιστής, Apg. 21, 8. vgl. 8, 35. Das Eigenthümliche dieser „Evangelisten", wie sie in den allerersten Zeiten, nach Ephes. 4, 11, mit einer besondern Dienstleistung für die Christengemeinden, neben den wandernden Aposteln und den bestehenden Gemeindelehrern stunden, kann kaum in etwas anderem, als in einer besondern Beschäftigung bestanden haben, durch Erzählung von Jesu Reden und Thaten, und etwa auch durch Vergleichung der Thatsachen mit den alttestamentlichen Charakteren eines Messias (s. Apg. 8, 35) erbaulich zu werden, und also durch eine meist historische Heilsverkündigung von dem messianischen Reich die Verbreitung

des Christenthums zu befördern. Solche Rhapsoden des Lebens Jesu mochten denn wohl manche einzelne Diegese, schon von andern aufgezeichnet, sich verschaffen, manche aus dem Munde von Augenzeugen auffassen, oder auch einzeln niederschreiben. Daher möchten diese Evangelisten grade diejenigen Viele seyn, von denen Lukas sagt, daß sie bereits eine Diegese des Ganzen zu ordnen versucht haben, wenn gleich der Versuch nicht grade ein schriftlicher, sondern mehr ein Zusammenordnen in ihrem Gedächtniß gewesen seyn möchte. Der Ausdruck ἐπεχείρησαν ἀνατάξασθαι διήγησιν kann unstreitig auch auf ein solches Zusammenordnen in Gedanken zum mündlichen Vortrag sich beziehen, da ἐπιχειρεῖν (vgl. Apg. 19. 13) nicht etymologisch zu deuten, und ἀνατάξασθαι etwas allgemeineres ist, als schreiben, viele Verfasser schriftlicher Urevangelien aber unter einer nicht schreibseligen, meist aus Idioten bestehenden Gesellschaft nicht leicht zu vermuthen sind. Auf jeden Fall deutet das Verhältniß zwischen Matthäus und Lukas, weil beyde in den gemeinschaftlichen Stellen nur partieenweise miteinander fortgehen, jeder aber diese Partieen in sein Ganzes eigenthümlich einordnete, nicht auf ein schriftlich vorgelegenes Ganzes. Eine schon vorhandene schriftliche Erzählung des Ganzen würde beyde wahrscheinlich auch in der Anordnung ihres Ganzen einander näher gebracht haben. Hatten aber Viele mündliche Evangelisten aus den einzelnen Ueberlieferungen bis dahin nur in ihrem Gedächtniß eine gewisse Zusammenordnung gebildet, so ist es um so begreiflicher, wie Luk. 1, 4 jenem Geschäft eine gewisse Unsicherheit, nämlich für die Zukunft, zuschreiben konnte, ohne doch ihre jetzige Zuverlässigkeit zu bezweifeln. Auch wird die Gradation klarer, wie er von jenem vielfach versuchten mündlichen Zusammenordnen einer Diegese des Ganzen (kurz ehe er zu Rom die Apostelgeschichte endigte, 28, 30) nun den Schritt zum Schreiben (γράψαι) einer Sammlung seiner Materialien zu machen, sich entschlossen habe. Und dort, in Rom, war er denn zugleich in einer Lage, wo, ferne von Palästina, für ihn von dem Palästinensischen Evangelium des Matthäus, das er sonst wahrscheinlich soviel möglich benutzt haben würde, nicht so leicht ein Exemplar zu erhalten seyn mochte.

Aber auch Markus kam in den zwey Jahren des Römiſchen Aufenthalts (an deren Ende die Apoſteigeſchichte, als der zweyte Theil des Evangeliums Lukas, geendigt worden ſeyn muß, weil ſonſt wenigſtens noch ein Wort über das, was weiterhin mit Paulus vorgegangen ſey, beygefügt ſeyn würde) ebenfalls zu Paulus. Koloſſ. 4, 10. 14. Philem. V. 24. Ihm nämlich, nach der vormaligen zürnenden Trennung (Apg. 15, 39) ebenſo mit Paulus wieder ausgeſöhnt, wie es Barnabas auch ſchon geworden war (ſ. Koloſſ. 4, 10) — hatte damals Timotheus mitzubringen gehabt. ſ. 2. Timoth. 4, 11. Und es ſtimmt alſo ſehr gut auch mit dieſen kleinen doch ſchätzbaren zerſtreuten Spuren der apoſtoliſchen Geſchichte zuſammen, daß Markus mit Lukas Evangelium und Apoſtelgeſchichte ſchon zu Rom bekannt wurde. Späterhin, wenn er, der Paläſtinenſer (Apg. 12, 12. 25. 13, 5), aus Paläſtina das Evangelium des Matthäus zur Hand bekam, entſchloß er ſich ſodann, aus beyden zugleich für eine Art von Leſern, die mit jüdiſchen Dingen gar nicht bekannt geweſen ſeyn muß, alſo weder zu Antiochien, noch zu Alexandrien geſucht werden kann, ein drittes Ganzes in der oben angedeuteten Weiſe zu excerpiren, ſo, daß es ſeine ſpätere Entſtehung auch durch Beziehungen auf einzelne nicht ganz frühe chriſtliche Eigenheiten zu verrathen ſcheint (wie Mark. 2, 20 das Faſten am Charfreytag, ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ, wo Luk. 5, 35 noch das unbeſtimmtere ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις geſetzt hatte), und an andern Orten für ſich allein auf ſolche Heidenſitten, welche in Paläſtina noch ziemlich unbekannt geblieben waren (wie Mark. 10, 12, daß auch die Frau dem Mann die Heurath aufkündigte) Rückſichten nimmt, und einfügt.

Unſtreitig iſt die Enträthſelung des Verhältniſſes der Evangelien zueinander eine der ſchwerſten Aufgaben der theologiſch-philologiſchen Kritik. Eben deswegen haben ſehr ſcharfſinnige und in ſolchen Unterſuchungen längſt geübte Männer (wie Leſſing, Griesbach, Eichhorn, Storr, Marſh ꝛc.) ſie auf ſo verſchiedene Weiſe zu löſen verſucht. Des Verf. Anſicht iſt nach Inhalt und Darſtellung würdig, neben denſelben wohl erwogen zu werden. Nichts iſt erfreulicher, als zu bemerken, wie durch freye Mittheilungen der differenteſten Forſchungen in

wenigen Jahren immer mehr die Data zu Licht gefördert werden, durch welche eine endliche Lösung der Aufgabe zu hoffen ist. Da Rec. darüber, schon bey wiederholter Bearbeitung seines Commentars über die Evangelien, so manches im Detail, aber zerstreut, zu beobachten veranlaßt war, so ergriff er gerne diese Gelegenheit, das Wesentliche davon kurz in eine vergleichende Uebersicht zusammenzufassen. Forschern von der Art, wie sich Hr. G. in dieser Schrift selbst charakterisirt, ist eine von ähnlichem Geiste belebte Forschung eines Andern das angenehmste ἀντίδωρον.

Ps.

---

Sommerpostille oder Predigten an den Sonn- und Festtagen von Ostern bis Advent. Erster Theil. Von Ostern bis zum neunten Trinitatis. Von Claus Harms, Diakonus in Lunden in Norderdithmarschen. Kiel, bey August Schmidt. 1811. 283 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn ein Prediger darauf sich beschränkt, aus klarer und umfassender Erkenntniß irgend einen besondern Theil der Erscheinung Jesu Christi, es sey Rede oder That desselben, oder sonst ein Ereigniß seines Lebens zu entwickeln, den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen nachzuweisen, und darzustellen: so kann er allerdings behaupten, daß er dennoch praktisch predige, wenn sich in Ausdruck und Vortrag Wohlgefallen an dieser Einsicht, und theilnehmende Freude an ihrer Beziehung auf Menschenwohlfahrt zu Tage legt. Aber eindringender, wirksamer, lebendiger wird seine Predigt seyn, wenn er reich an Licht und Liebe die innerste Stätte des Menschen besucht; dessen Regen, Sinnen und Streben und mannigfaltigen Verhältnisse, die ewigen, oder unausweichlichen, und die wechselnden in Freude und Leid, beleuchtet, würdiget, und dadurch lehret und befestiget, tröstet und erhebet, und stärket zu Mäßigung oder Kampf. Ist es vergönnt, das Einzelne zu fassen, die Fäden, an welchen es, unmittelbar gleichsam, mit uns, der Welt oder Gott zusammenhängt, zu finden, und hier zu spannen, oder anzuknüpfen, dort nachzulassen, oder zu zerreißen: so wird die Predigt ein Wort, lebendig

und kräftig, schärfen, denn kein zweyschneidig Schwert, und durchdringend auch Mark und Bein.

Mit Zuversicht und Freude bezeugen wir unsern Lesern, daß in jeder dieser Hinsichten die Predigten des Herrn Harms zu den preiswerthesten gehören. Man wird zwar manches gesucht in Vorstellung und Ausdruck achten; aber wir sagen dagegen, daß alle wahre und innige Beziehung und Anwendung der Einen Wahrheit auf besondre individuelle Verhältnisse in eigenthümlicher, oft auffallender, Art und Beschaffenheit sich äußern müsse, wie die Wirkung des Lichts nach Wesen und Stellung des Gegenstandes mannigfach wechselnd in Farben sich darstellt. Man wird versichern, daß diese Predigten, zunächst doch für eine Landgemeinde bestimmt, theilweise zu tief eindringen, und zu hoch sich erheben: aber wir wissen es, daß oft dem Landbewohner die wesentlichen Momente des christlichen Worts und Lebens bekannter und werther, daher auch bey ihm Zugang und Aufnahme jeder daraus entquellenden Erkenntniß und Ermunterung leichter gestattet sey, als bey andern, denen zerstreuende Beschäftigung und die Vielheit von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche in derselben leiten und fördern, den Sinn und die Lust für göttliche Belehrung geschwächt haben. Auch wird wohl bey dieser und jener Stelle, deren einleuchtender Zusammenhang mit dem selbstgemachten oder angenommenen Inbegriff gültiger Denksätze vermißt wird, mit Achselzucken des Mysticismus gedacht werden. Der Verf. hat zwar, laut der Vorrede, unter Vernehmung solcher Schriftsteller, die darüber gehört zu werden verdienen, wohl bedacht und beherziget, was Anforderungen und Warnungen dieser Art andeuten, oder aussprechen; aber am Ende mit vollem Rechte beschlossen, unbekümmert zu seyn um den Namen, mit welchem man seine Predigt stempeln könnte, und würde, und sich, mit allen Gleichgesinnten und Gleichtüchtigen, zu bestreben, „die Sache, von der es sich handelt, zu fördern am heiligen Orte, und fleißig zu üben im Leben, daß jedes Gotteshaus voll werde von Hörern und Andacht, und der Gläubigen Sinn groß, ihre Thaten edel, die Herzen weit und die Sitten milde werden.“

Von der Art, wie der Verf. eine Predigt einleitet und gründet, und zu ihrer Aufnahme erwecket, wollen wir eine

Probe aus der Predigt am achten Trinitatis, S. 258 ff., hier mittheilen. Zuerst redet er von sich und seinem Amte, seiner Zuhörer Benehmen und Urtheil darüber mit anziehender Aufrichtigkeit und ergreifendem Ernste; dann fährt er fort: „Saget mir, wie ihr liebet, so erkläre ich euch, wie ihr lebet; aus euerm Leben verkündige ich euch dann euer Sterben; und wie ihr sterbet, so werdet ihr fahren dereinst: euere Liebe ist aber der Grund von allem. — Wollet ihr einen Text hören? Nehmet heute drey Texte an. Christus sagt, Matth. 6, 21: wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Sirach sagt, Cap. 11, 28: Wenn der Mensch stirbt, so wird er innen, wie er gelebt hat. Pred. Sal. 11, 3 steht: wenn der Baum fällt, er falle gegen Mittag oder Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da bleibt er liegen. Die Liebe ist die Wurzel des Lebens. Von ihrer Beschaffenheit kommt unsre ganze Lebensbeschaffenheit her. Auf das Leben folgt das Sterben, und der Tod bringet uns vor Gottes Gericht, da zu empfahen, nachdem wir gelebt und geliebt haben. Um diese Gedanken in ihren genauen Zusammenhange euch vor die Seele zu bringen, und tief ins Herz, unverlierbar, stelle ich folgende drey Sätze zur Betrachtung in gegenwärtiger Stunde auf: I. Wie du liebst, so lebst du. II. Wie du lebst, so stirbst du. III. Wie du stirbst, so fährst du. Der erste Satz wird euch dunkel erscheinen; bey dem zweyten mögen Viele auf eine Ausflucht sinnen; den dritten Wenige bedenken. Wir gehen mit Gott an unser Geschäft.“ — Daß der Verf. religiöses Wesen und Thun aus eigner Empfindung und Beobachtung kenne, und auszudrücken vermöge, bezeuge noch folgende Stelle aus der Predigt am vierten Sonntage nach Ostern, „der Frühling“ S. 44 ff.: „Beten ist mehr als Denken: denn es ist der Stillstand des Denkens in seiner Höhe, der Seelen Hait und Ruhe in Gott. Wie von der Kraft ihrer Flügel gehoben die Sängerin der Luft oben stille steht, und ihr Lied anstimmet. Die Vernunft kennet Gott, aber das Herz hat Theil an ihm, und wird erfüllet von ihm. Das verstehen die nicht, welche Wissenschaft haben, und keinen Glauben besitzen, können bitten nur, und nicht beten, wollen darum leugnen, und lachen. O sie leugnen der Seele deren höchstes Gut doch nicht ab; sie machen ihr doch

die größte Ehre nicht lächerlich. Gott ist das höchste Gut; vor ihm reden die größte Ehre, Wonne und Seligkeit. Die Seele betet, und der Frühling ist ihr Betaltar. Sie kniet nieder vor dem neuen Wunder der Allmacht, und spricht: Herr, wie sind deiner Werke so groß und viel!

Sie findet den Namen Gottes geschrieben in dem Kelche der Blume; und spricht: o heilige Schrift, und dein Finger auch, du Gnadengeber, hat meine Lippen berührt, daß ich aussprechen kann den hohen Gottes Namen."

---

Handbuch zur Kenntniß des im Königreiche Westphalen neu eingeführten Strafrechts, in alphabetischer Ordnung entworfen von Heinrich Beermann, Präsidenten des Criminalgerichtshofs (des) Fulda-Departements. Erster Band. Cassel, in der Waisenhaus-Buchdruckerey. 1811. VI u. 357 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Verf. ist, wie er sich in der Vorrede äußert: „hiermit dem Staatsbeamten ein Buch zu liefern, welches ihm eine schnelle Ansicht der neuergangenen Strafgesetze, oder doch wenigstens eine Erleichterung des Nachschlagens derselben zur Zeitersparniß gewährt, und seinen übrigen Mitbürgern, welche die Gesetzbülletins (das Gesetzbülletin) nicht besitzen, hierdurch ein Repertorium darzureichen, welches sie in den Stand setzt, mit leichter Mühe sich über die wichtigsten Materien der neuveränderten Strafgesetze und des neuen Strafprocesses die nöthige Aufklärung und Belehrung zu verschaffen, und so vielleicht manchem Nachtheile zu entgehen."

Wenn auch gegen diese Absicht nichts zu erinnern ist, so können wir doch der Ausführung, wie sie vor uns liegt, unsern Beyfall nicht geben. Von einem Schriftsteller, in den Amtsverhältnissen des Verf., hätte sich mit Recht wohl etwas mehr, als ein bloßes Excerptenbuch erwarten lassen. Nur äußerst selten findet man eine Spur eigner Reflexion, und nicht einmal die in den Versammlungen der Reichsstände gehaltenen Vorträge sind gehörig, die im Drucke erschienenen Ministerialschreiben, die Entscheidungen des Cassationshofs und die schriftstellerischen Arbeiten Andrer sind fast gar nicht benutzt worden,

noch viel weniger hat es der Verf. gut gefunden, aus dem Schatze seiner eignen Erfahrung uns etwas mitzutheilen.

Allein auch hiervon abstrahirt, finden wir in dem Buche manches unvollständig, manches unrichtig vorgetragen, manches, das gar nicht hierher gehört, und manches nicht gehörig geordnet. Es ist unsre Schuldigkeit, zu diesen Rügen Beyspiele auszuheben.

1) Unvollständigkeit. Unter dem Worte Anklage finden wir weiter nichts als die, ohnehin ins Civilrecht gehörige Verfügung des Art. 737 C. N. aber kein Wort davon, was man eigentlich im Criminalprocesse unter einer Anklage verstehe, wodurch sie begründet werde u. s. w. Das Wort Audienz fehlt ganz, und auch unter Gerichtssitzung, öffentliche Sitzung stehet bloß eine Verweisung auf Policey. Bey Berathschlagung ist der Art. 32 der Correct. Ger. Ordn. nicht angeführt. Das Wort Beweis wird bloß auf correctionelle Sachen bezogen, in Ansehung des Beweises in peinlichen Sachen auf das Wort Geschworne verwiesen, und vom Beweise der Policeyvergehen erfährt man nichts, ungeachtet doch hierüber der Art. 21 des Gesetzes vom 6. Aug. 1808 eine Vorschrift erhält. Contumacialerkenntniß kommt nur in Beziehung auf die Correctionsgerichte vor, und auch in dieser Beziehung sehr dürftig. Antrag, Ausländer, Thatbestand u. a. m. fehlen gänzlich. Die Artikel: Anzeigen, Appellation, Bürgschaft, Competenz u. a. m. sind sehr unbefriedigend behandelt. Bey Fälschung hätte der Art. 189 der Civil-Pr. Ordn. angeführt werden müssen.

2) Unrichtigkeiten. Daß, wie der Verf. unter Alter behauptet, die Bestimmung des Decrets vom 27. Jan. 1808, in Ansehung des Alters der Assessoren, durch das Decret vom 29. Nov. 1809 abgeändert worden sey, halten wir für unrichtig, indem ersteres von dem zur Stimmfähigkeit, letzteres aber von dem zur Anstellung erforderlichen Alter redet, und auch noch das jüngere Decret vom 7. Aug. 1810 die Bestimmungen des Decrets vom 27. Jan. 1808 wiederholt. — Die im Art. 192 C. N. für die Vernachlässigung des Aufgebots gedrohete Strafe wird vom Verf. auf die Pfarrer angewendet; sie findet aber auch bey den Mairen statt, in sofern sie Beamte des

Civiſtands ſind. — Wenn der Verf. ſagt, der Generals Procurator ſey eben daſſelbe im ganzen Departement, was der königliche Procurator in Strafſachen in ſeinem Diſtricte iſt — ſo ſollte man glauben, der Gen. Procurator könne auch bey den Diſtrictsgerichten des Departements die Functionen des Ministére public verſehen, welches jedoch falſch wäre. — Jurisdictionsſtreitigkeiten unter den Tribunälen werden, nach unſerm Verf., von dem Staatsrathe entſchieden, ingleichen Jurisdictionsſtreitigkeiten zwiſchen den Verwaltungsbehörden und Tribunälen. Nur auf die letztere Gattung von Streitigkeiten beziehen ſich die vom Verf. angeführeen Art. 27 der Conſtitution und Art. 22. 23 des kön. Decrets vom 24. Decemb. 1807. Daß die Entſcheidung eines Jurisdictionsſtreits unter zwey Civiltribunälen nicht vom Staatsrath, ſondern vom Appellationshofe, unter welchem beyde ſtehen, entſchieden wird, beſtimmt die Proceßordnung ausdrücklich, und analogiſch läßt ſich wohl behaupten, daß ein Conflict zwiſchen zwey Correctionstribunälen von dem, beyden vorgeſetzten Criminalhofe entſchieden werden müſſe. Daß, wenn ein Conflict unter den beyden Appellationshöfen des Königreichs, oder unter zwey Criminalhöfen, oder unter zwey Diſtrictsgerichten, die nicht einem und demſelben Appellations- oder Criminalhofe untergeordnet ſind, entſtehet, ſolcher vom Staatsrathe zu entſcheiden ſey, läßt ſich freylich aus dem ganzen Syſtem der Gerichtsverfaſſung ſchließen, aber eine geſetzliche Beſtimmung iſt darüber noch nicht vorhanden. — Unter Patentſteuervergehen ſagt der Verf., die Competenz über ſolche ſtehe nach dem Art. 28 des Geſetzes vom 12. Febr. 1810 dem Tribunale in dem Falle zu, wenn ein Patentſteuerpflichtiger bey einer gerichtlichen, ſein Gewerbe betreffenden Handlung ſein Patent anzuführen unterlaſſen hat. Es hätte aber bemerkt werden müſſen, daß hier von dem einzigen Falle die Rede iſt, wo ein Civiltribunal über ein Patentſteuervergehen zu erkennen hat. — Unter Policey bemerkt der Verf., die gerichtliche Policey werde auch Municipalpolicey genannt; gleichwohl ſind beydes ſehr von einander verſchiedene Dinge. — Unter dem Worte Richter wird der Syndicatsklage erwähnt, aber dabey das proviſoriſche Decret vom 19. Jan. 1809 zum Grunde gelegt, da doch das,

den zweyten Theil der Proceßordnung enthaltende Gesetz bereits im März 1810 erschienen ist, und also dem Verf. bekannt seyn mußte.

3) Als nicht in ein Handbuch des Strafrechts gehörig, zeichnen wir beyspielsweise aus, was der Verf. unter Argliſt und Betrug, von deren Wirkung bey Verträgen und Theilungen; unter Arreſt, von der persönlichen Verhaftung in Civilsachen; unter Aufführung, von der übeln Aufführung als Grund zur Ausschließung von der Vormundschaft; unter Eheſcheidung, von den Wirkungen derselben in Ansehung des Vermögens der Ehegatten; unter Exceſſe, von der Begründung der Ehescheidungsklage sagt. Leicht ließen sich diese Beyspiele noch vermehren.

4) Wenn der Verf. doch einmal die alphabetische Ordnung gewählt hatte, so hätte er sich auch durchaus und im Einzelnen strenge daran halten, und nicht, wie geschehen, z. B. sämmtliche Vergehen gegen die Consumtionssteuergesetze, unter die allgemeine Rubrik: Conſumtionsſteuervergehen, nicht den ganzen Correctionsproceß unter die Rubrik Correctionsgericht bringen müssen. So kommt unter letzterer Rubrik die Lehre von der Vorladung vor, und unter diesem Worte wird nur von der Vorladung der Zeugen geredet. Eben so wenig läßt sich ein Grund davon absehen, warum der Verf. der Opposition gegen Contumacialurtheile der Policeygerichte nicht unter dem Artikel Oppoſition erwähnt, sondern sie unter den Artikel Reſtitution verwiesen hat.

Diese Proben werden hinreichen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu rechtfertigen. Wir glauben nicht, daß der Verf. eines besondern königlichen Freybriefs gegen den Nachdruck seines Werks, wovon er uns unter dem Worte Nachdruck mit ausgezeichneter Schrift Nachricht gibt, bedurft hätte.

Der gegenwärtige Band umfaßt zwar das ganze Alphabeth, der Verf. nennt ihn aber um deswillen den ersten Band, weil er Willens ist, auch über die künftig erscheinenden Strafgesetze, namentlich über den von der Regierung versprochenen Strafcodex, ein solches Repertorium zu verfertigen, und so von Zeit zu Zeit einen Band folgen zu lassen. Wir wünschen aufrichtig, daß es dem in seinem Wirkungskreise als Geschäftsmann sehr geachteten und durch sein früher erschienenes Kriegsrecht auch als Schriftsteller bereits rühmlich bekannten Verf. nicht an Muße fehlen möge, um auf die Fortsetzung seines Werks mehr Sorgfalt zu verwenden.

Ueber das Proceßverfahren bey den Friedensgerichten des Königreichs Westphalen. Von G. W. Scheunemann. Halle, bey J. J. Gebauer. 1811. VIII u. 184 S. gr. 8.

Der Verf. wollte in der vorliegenden Schrift alles, was sowohl in den Büchern der Proceßordnung, als im Gesetzbuche Napoleons und andern Gesetzen des Königreichs Westphalen über das Proceßverfahren bey den Friedensgerichten vorkommt, oder auf dasselbe anwendbar ist, zusammenstellen. Er hat sich bloß auf das eigentliche Civilproceßverfahren beschränkt, und mithin alle die Geschäfte, welche dem Friedensrichter in Beziehung auf das Vormundschaftswesen, auf Versiegelungen u. s. w., so wie die, welche ihm als Beamten der gerichtlichen Policey und als Policeyrichter obliegen, von seinem Plane ausgeschlossen.

Im Ganzen verdient die Ausführung Beyfall. Der Verf. hat die, das Proceßverfahren bey den Friedensgerichten betreffenden, oder doch auf dasselbe anwendbaren Gesetzstellen vollständig und in einer zweckmäßigen Ordnung zusammengestellt, und theils in besondern Paragraphen, theils in Noten oft recht gut erläutert. Indessen sind auch viele Stellen ohne Erläuterung geblieben, die einer solchen wohl bedurft hätten. Hin und wieder sind wir mit dem Verf. nicht einverstanden, z. B. wenn er §. 74 behauptet, der ausbleibende Kläger werde mit dem Processe abgewiesen — da das Ausbleiben des Klägers nur die Entbindung des Beklagten von der Instanz zur Folge haben kann, wie auch der Französische Text des angeführten Artikels sagt; ferner, wenn er §. 102 den Art. 124 der P. O. auf die Friedensgerichte anwendet, da doch der Friedensgerichtsproceß keine solche Nichtigkeiten kennt, wovon jener Art. redet; ingleichen, wenn er §. 822 sagt, der wegen Besitzstörung auftretende Kläger könne auf eine Strafbestimmung gegen den Beklagten antragen — ein Antrag, der, unsers Dafürhaltens, ganz unstatthaft seyn würde.

Auffallend und nicht zu billigen ist es, daß der Verf. des Executionsverfahrens, und in wiefern der Friedensrichter dabey mitzuwirken habe, gar nicht erwähnt, und daß er von Bestellung der Bürgen, von Berechnung der Entschädigungen und Erstattung der Früchte redet, ohne das hierbey vorgeschriebene Verfahren anzugeben. Dahingegen hat er in den Capiteln von der Recusation, der Syndicatsklage und der Appellation vieles angeführt, was zu dem Friedensgerichtsverfahren gar nicht gehört.

No. 19. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Sull' Ernie — Memorie anatomico-chirurgiche di Antonio Scarpa, Chirurgo consulente di sua maesta imperiale reale etc. Fascicolo III. IV et V. Milano dalla reale Stamperia. 1809. fol. max.

(Fortsetzung der in Jahrg. 1811 No. 4 u. 5 enthaltenen Recension.)

Die dritte Abhandlung handelt vom Schenkelbruch bey Mannspersonen. Selten wird diese Art von Bruch bey diesem Geschlechte angetroffen, so gemein auch diese Krankheit bey den Frauenzimmern ist, welche oft geboren haben. Viele Wundärzte haben sie gar nicht gesehen, wenige haben die Gelegenheit gehabt, die Lage der pathologisch veränderten Theile bey einem solchen Bruche zu untersuchen. Um destomehr Dank müssen wir es unsern berühmten Verf. wissen, der uns hier an einer, mit einem Schenkelbruch behafteten männlichen Leiche, an der er vorher die Gefäße mit Wachs angefüllt hatte, eine genaue Kenntniß der krankhaften Veränderungen und Lagen der Theile gegeben, und durch ein vortreffliches Bild anschaulich dargestellt hat.

Die Schenkelbrüche entstehen bey beyden Geschlechtern in dem Zellgewebe, welches die, unter dem Schenkelbogen herausgehenden großen Gefäße umgibt, und zwar allezeit zwischen diesen Gefäßen und dem Schenkel in der Buge zwischen dem musculus sartorius, gracilis und pectineus. Wenn es einigen geschienen hat, als entständen diese Brüche oberhalb der Gefäße nach außen, zwischen dem obern Kamm des Darmbeins in diesen, so war dieses Täuschung, welche bey ältern und sich vergrößernden Schenkelbrüchen daher kam, daß diese sich samt ihrem Sack über die Gefäße nach außen warfen; bey genauerer Untersuchung wird man aber allezeit finden, daß der Bruchsackhals nach innen zwischen den Gefäßen an dem Schambeine liegt.

Da der Zwischenraum zwischen dem Schenkelbogen, welchen das poupartische Band bildet, und dem Bauchringe kaum sieben Linien beträgt, so kann es leicht bey großen Brüchen, die das Band nach oben drücken, kommen, daß man dergleichen Schenkelbrüche an Männern für Leistenbrüche hält. Man hat indessen viele Zeichen des Unterschieds: der Schenkelbruch liegt tief, wie gesagt, und man kann nur sehr schwer den Hals des Bruches fühlen; der Leistenbruch aber liegt oberflächlich, man fühlt leicht den Hals der sperrenden Sehnen des äußern schiefen Bauchmuskels. Der erste hat eine ovale Figur, die in die Queere geht, der andre steigt pyramidalisch bis ins Scrotum herab. Beym ersten ferner spürt der Kranke ein Taubwerden des Fußes und eine Last, auch läuft der Fuß wassersüchtig an; nicht so beym Leistenbruche. — Bey Frauenspersonen sah Arnaud zwey Brüche am Schenkel; den einen unter dem fallopischen Band, den andern zwischen den Sehnenfasern, welche dieses vom Bauchringe nur wenig entfernen. Bey Männern ist dieses anders.

Nachdem man die Häute gespalten, und zurückgelegt hat, sieht man den Bruchsack eingewickelt in vieles mit Lymphdrüsen besetztes Zellgewebe; unter diesen ist eine andre Lage eines aponevrotischen Gewebes, welches von der Schenkelbinde (fascia lata) herkommt, und sich unten an das fallopische Band ansetzt, welches durch dieses herab, und gegen die Beckenknochen angezogen wird, besonders im Stehen, daher auch beym Beugen des Schenkels die Brüche am leichtesten zurückgebracht werden. Unter diesen ist ein weiches Zellgewebe, welches die verlängerten und erweiterten Maschen des Bruchsacks oder Peritoneums sind, und dann kommt der Bruchsack selbst, der nicht die Dichte und Dicke hat, wie jener beym Leistenbruch, auch ist in der Regel weniger Serum darin, vielleicht aus dem Grunde, weil diese Brüche und mithin auch die ausdünstenden Oberflächen kleiner sind. Diese Brüche entstehen übrigens wie die Leistenbrüche, nur daß sie die arteria epigastrica und den Samenstrang auf ihrer obern Fläche haben, und daher es auch so gefährlich ist, und meistens eine tödliche Verblutung in dem Unterleib entsteht, wenn man das fallopische Band zerschneidet. Dieses kömmt öfters bey Männern von der Verletzung der

arteriarum spermaticarum als der arteria epigastrica, da der Samenstrang bey diesen Brüchen grade am Rande des Bandes einherschreitet.

Wegen dieser großen Gefahr, bey Männern die Samenschlagadern auch bey aller möglichen Vorsicht zu verletzen, räth der Verf. gar nicht, das fallopische Band einzuschneiden, sondern er gibt vorzüglich folgende Operationsart an. Da das fallopische Band, wie eben gesagt worden, durch die Aponevrose der Schenkelbinde (fascia lata) vorzüglich gespannt und über den Bruchsack heruntergezogen wird, so soll gleich der Schnitt so gerichtet werden, daß diese sehnigte Ausbreitung längst dem Rande des ponpartischen Bandes abgeschnitten werde. Der Verf. bemerkt, daß wegen der Lage und der ovalen Form der Bruchgeschwulst diese Richtung des Schnittes auch die schicklichste sey. Ist dieses geschehen, so weicht das Band nach oben, und man ist oft im Stande, zwischen dem Bande und der Bruchgeschwulst einen Finger einzubringen. Der Verf. räth nun, daß, indem man mit dem Arnaud'schen Haken in der Linken das poupartische Band in die Höhe hebe, mit den Fingern der rechten Hand behutsam nach geöffnetem Bruchsack die Därme in die Höhe und in den Unterleib schiebe nach derjenigen Richtung, wo, wie man zuvor durch eine Sonde erforschen kann, der wenigste Widerstand sich zeigt. Kömmt man durch diesen Weg nicht zum Zweck, widersteht das Band immer noch stärker, als daß durch diese Mittel die Einklemmung gehoben werden kann, so will der Verf., daß die Fasern des Bandes oberflächlich leicht eingeschnitten werden, und dieses an mehrern Orten, wodurch sehr oft die Spannung des Ligaments sehr vermindert, und das Zurückbringen des Bruches möglich gemacht wird.

Nur in dem Falle, wo die Einklemmung mehr vom Bruchsackhalse, als von der Sehnenbrücke abhängt, zieht der Verf. den Dilatator des Lebianc dem Haken des Arnaud vor. — Ist das Eingeweide durch eine fleischige Verwachsung mit dem Sacke an einer Seite verbunden, so daß man ohne Gefahr der Verletzung des Darms denselben nicht losstrennen kann, so begnüge man sich, auf die eben angezeigte Weise die Einklemmung zu heben, und bedecke die Geschwulst mit einem in Eibischdecoct

getauchten Lappen. Entweder zieht sich dann bey der Rückenlage des Kranken der Darm von selbst nach und nach in den Unterleib, oder es entstehen an des Darms Oberfläche Fleischwärzchen, und die Wunde schließt sich durch eine Narbe. Sollte der Darm aber nach unten angewachsen seyn, und der Buchsackhals verengert, so gibt der Verf. noch den einzigen Weg an, wie man durch einen Einschnitt die Einklemmung heben kann. „Man müsse, sagt er, alsdann den Bruchsack öffnen, den Bruchsackhals etwas hervorziehen, zuerst eine feine kanulirte Sonde in den Bruchsack einbringen, und an dem innern untern Winkel des poupartischen Bandes, wo dasselbe an das Schooßbein sich ansetzt, mit einem geknüpften Bistorie abwärts die ganze Länge des Halses durchschneiden.“ Der Verf. würde selbst auch an diesen untern Winkel das Band anzuschneiden rathen, um den Bruch zurückzubringen, wenn er nicht besorgte, dadurch gar leicht Rezidiven hervorzubringen, deswegen er noch immer die oben bemerkte Erweiterung vorzieht, bis einmal die Erfahrung über diese letzte Operationsart wird entschieden haben.

In einem verzweifelten Falle bey einem Weibe, wo das Eingeweide rund um den zusammengezogenen Bruchsackhals verwachsen und eingeklemmt war, griff Arnaud zu dem kühnen aber einzigen Rettungsmittel, er durchschnitt den Darm, brachte durch den Darm selbst eine kanulirte Sonde ein, durchschnitt nun auch den Darm und das fallopische Band, und heilte glücklich. Der Verf. sagt, daß dieser Schnitt in diesem Falle bey einem Manne nicht hätte gemacht werden können, weil man bey diesem durch die Verletzung der Samengefäße, oder der Bauchschlagader eine tödtliche Hämorragie hervorgebracht haben würde, dagegen meint der Verf., daß ein solcher Mann durch den nach innen und nach unten gegen das Schooßbein geführten Schnitt durch den gespaltenen Darm, und das poupartische Band eben so hätte können gerettet werden.

Die arteria epigastrica liegt dem Schenkelbruch jedesmal nach außen. Aber im Manne liegt nach innen her der Samenstrang, im Weibe das runde Mutterband. Richtet man also bey diesem Geschlechte den Schnitt nach oben, gegen die weiße Linie des Bauchs, so kann man die arteria epigastrica

nit verletzen. Man zerschneidet zwar allemal das runde Mutterband, allein die Gefäße desselben sind so fein und haarförmig im unschwangern Zustand, und bey alten Frauen gänzlich verschlossen, daß sich keine Verblutung fürchten läßt, dagegen im Manne eine solche wegen der Samengefäße bey einem ähnlichen Schnitte gar nicht zu vermeiden ist. Daher gibt es viele Fälle des glücklich ausgeführten Schenkelbruchschnittes bey Weibern, aber nicht eine Geschichte der Art in männlichen Körpern. — Die Schenkelbrüche sind der Rezidive noch mehr unterworfen, als die Leistenbrüche, daher besteht der Verf. auf das Tragen elastischer, nach Camper eingerichteten Bandagen, wie dieselbe in der ersten Abhandlung sind beschrieben worden.

Die vierte Abhandlung handelt von dem brandigen Bruche und den Mitteln, welche die Natur anwendet, um den Darmcanal stetig zu erhalten. Der Brand kommt zwar oft an die Brüche durch das lange Warten des zur Operation unentschlossenen Kranken; aber viel öfter noch durch die wilden Angriffe der Wundärzte, um solche eingeklemmte Brüche zurückzubringen. Man unterscheidet gewöhnlich nicht zwischen Leisten- und Schenkelbrüchen. Ein ganz andrer Handgriff ist bey diesen nöthig. Man muß hier dem Kranken das Knie beugen, und nach innen ziehen lassen, um die fascia lata zu erschlaffen, dann drückt man leise den Bruch in die Tiefe der Schenkelbeugung nach unten, und wenn man bemerkt, daß die Geschwulst der Haut gleich wird, so drückt man die Geschwulst nach oben unter das Band in die Bauchhöhle hinauf. So macht man auch keinen Unterschied zwischen hitzigen und chronischen Brüchen. Man sollte bey erstern keine Hand zur taxis anlegen, ehe man vorher Ader gelassen, erweichende Umschläge und Bäder gebraucht, und ganz entzündungswidrig verfahren hätte. So auch im andern Falle, wo Schwäche der Muskelfasern oft die Ursache der Darmaustretung ist, durch Kälte, Aufgießen von kalten Wasser und ähnlichen stärkenden Mitteln den Bruch zu der taxis vorbereiten. Der Verfasser gibt nun die Zeichen an, welche den Uebergang der Entzündung eines Eingeweides in den Brand anzeigen, welche alle bekannt sind. Wichtig schien dem Rec. jedoch die Bemerkung, daß die schwarze Farbe

des Darms nicht allezeit den Uebergang zum Brand anzeige, sondern oft in einer Blutaustretung zwischen den Darmhäuten bestehe, welche ganz und gar von keinen Belang ist.

Aber selbst der Brand ist keineswegs eine Gegenanzeige zur Operation. Das übelste, was erfolgt, ist die Abstoßung eines brandigen Stücks, und die Bildung eines künstlichen Afters, und dieser Zustand ist trotz der unterbrochenen Continuität des Darmscanals einer radicalen Heilung fähig. Man pflegt gewöhnlich zu glauben, daß diese wohlthätige Operation, wodurch die Natur den durch den Brand verstümmelten Darmcanal wieder ergänzt, auf die Art geschähe, daß bey dem allmäligen Zuheilen der Wundränder des künstlichen Afters, die Enden der, nach dem Brand rückständigen Darmstücke an einander gebracht würden, und so mit einander verwachsen. Allein, wenn man bedenkt, daß nach diesem Brand der obere Darm durch die foeces ausgedehnt wird, der untere aber sich zusammenzieht, so wird man mit Recht an der Wahrheit dieser Vorstellung zweifeln. Der Verf. hat an vielen Leichnamen, mehrerer nach der Heilung eines durch brandige Brüche entstandenen künstlichen Afters verstorbenen Personen, die wahre Beschaffenheit der Theile untersucht, und allezeit gefunden, daß die Darmenden an das Peritoneum, welches den Bruchsackhals bildete, anwachsen, daß dieser Bruchsackhals sich nach innen kehre, und wie ein Trichter an die Darmenden ansetze und erweitert werde, indessen nach und nach die äußere Oeffnung sich schließt. Es entsteht an der Stelle, wo beyde Därme zusammenkommen, ein Vorsprung, Promontorium, und anfangs dringen nur sehr schwer die foeces durch, und meist in einem halben Zirkel von einem Darmende, welches anfangs erweitert, zum andern, welches verengert ist. — Daher bleibt bey Bauchwunden, wenn zugleich der Darmcanal verwundet, oder in der Wundöffnung eingeklemmt und brandig wird, eine beständige Kothfistel zurück, welche die Natur nicht heilen kann, weil hier kein dehnbarer Bruchsack vorhanden ist, und zwischen beyden Darmenden die Höhle bilden kann. Das nämliche ist der Fall bey Bauch- und Nabelbrüchen, wenn der Bruchsackhals stark mit der Sehne der Bauchmuskeln verwachsen ist, und sich nicht mehr zurückziehen kann.

Um das Einwärtstreten des Bruchsackhals bey brandigen Brüchen nicht zu hindern, eifert der Verf. gegen die Gekröß-schlingen, besonders wenn diese angelegt werden, um die Darm-enden mit Gewalt am Bauchringe festzuhalten. Er sagt, daß bey dem beständigen Drucke des Zwergfells und der Bauchmuskeln die Darmenden sich nicht von der Oeffnung entfernen könnten, und daß zur nämlichen Zeit, wo nach aufgehobener Einklem-mung die brandigen Stücke sich abstoßen, die Gränzen des gesunden Darms mit dem Bruchsackhals verwachsen. Und habe man zuweilen Koth in den hohlen Unterleib ergossen gefunden, so sey dieses geschehen, entweder weil jenseits der Bauchwand eine Oeffnung war, oder weil die Därme sich nach dem Tode in den Unterleib zurückgezogen hätten. Der Verf. bestätigt und berichtigt hier den Aphorismus des Hippokrates: Si quod intestinorum gracilium discinditur, non coalescit. Nämlich die verwundeten Ränder können nie zusammenheilen, wie dies-es bey andern Theile der Fall ist, sondern diese nur auf das entzündete Peritoneum anwachsen. La Peyronnie rieth, um sobald als möglich eine Kothfistel, oder den anus artificialis zum Schlusse zu bringen, sey, sich nüchtern zu halten, und über-haupt wenig zu genießen. Der Verf. verwirft mit Louis diesen Rath, er will vielmehr, daß der Patient viel aber leicht ver-dauliche Substanzen zu sich nehme, damit die Enge zwischen den beyden Därmen erweitert werde. Zu diesem Ende gibt er leichte Purganzen und erweichende Klystiere. Er leugnet zwar nicht, daß bey der Nüchternheit sich der anus artificialis zu-sammenziehe, aber eben so die innere vermittelnde Enge des Peritoneums zum größten Nachtheil des Kranken. Oft bleibt mitten in der Narbe der sich schließenden Kothfistel noch eine kleine Oeffnung, welche dem Kranken eben nicht sehr lästig fällt, weil nichts oder nur zuweilen ein Tröpfchen Flüssigkeit durchgeht. Der Verf. räth, diese Oeffnung nicht so bald zu schließen, ja dieselbe durch eine kleine Kerze aus elastischem Harze offen zu halten, denn in dem Fall, wo die Wege in dem Peritonealsack noch nicht hinreichend weit wären, würde diese Oeffnung sich wieder ausdehnen, die Kothmaterie heraus-lassen, und so dem Kranken das Leben retten. Der verdrieß-lichste und schlimmste Zufall ist der Vorfall des umgewendeten

Darms, welcher oft noch dann statt hat, wenn die Narbe schon da ist, indem das kleine Loch auf einmal sich erweitert, und der Darm nun wie eine rothe Geschwulst durch die Oeffnung hervorbricht, und die foeces wieder nach außen ausleert. Um dieses Uebel zu heilen, gibt es nach des Verf. Erfahrungen kein anderes Mittel, als den Darm zurückzubringen, in das Loch, damit derselbe zurückbleibe, eine Bourdonet einzulegen, und dasselbe mit einer Compresse und der Binde zu befestigen.

Vom zu frühem Zusammenziehen der Kothfistel entstehen gar schlimme Zufälle: Kolikschmerzen, Zurückhalten des Stuhls, Schluchsen, kleiner Puls, kalte Schweiße und Gefahr einer Zerreißung des Darms, welche meistens an der Stelle geschieht, wo der häutige Trichter, den der Bruchsackhals bildet, sich an den obern Darm ansetzt. Es können nämlich die Excremente das Promontorium nicht überwinden, und so geschieht das Abreißen des Darms. Der Verf. räth in diesem Falle, das Loch durch Quellmeisel und Preßschwämme zu erweitern, und wenn dieses nicht geht, mittelst einer eingebrachten Hohlsonde die Oeffnung zu erweitern, das heißt den membranösen Trichter bis an den obern Darm einzuschneiden. Der Verf. führt ein merkwürdiges, von Renaud im Journal de medecine 1787 beschriebenes Beyspiel an, wo durch diese Operation dem Kranken das Leben gerettet worden. Ein andrer beschwerlicher Zufall ist die Ergießung der Kothmaterie in die Zellen der Haut über die Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels, und die Entstehung der Kothabscesse, welche gleichfalls durch das Erweitern und Offenhalten des Kanals der Kothfistel am sichersten vermieden wird.

Der Verf. stellt dann einen Vergleich an, zwischen dieser einfachen Naturoperation, und dem künstlichen Verfahren des Ramdohrs, welches in einem Ineinanderstecken und Zusammennähen der Darmenden besteht. Der Verf. verwirft diese Operationsart in den meisten Fällen, selbst in jenen, wo bey Bauchwunden die Därme zerschnitten worden sind, für unstatthaft. Ja selbst wenn bloß eine Längenwunde oder eine Queerwunde im Darm wäre, behauptet der Verf., habe ein Darmnath jederzeit einen tödtlichen Ausgang, weil durch das Stechen und Durchziehen des Fadens der Darm entzündet

werde, dieſe Entzündung ſich dem übrigen Darmcanal mittheile, und ſo in Brand übergehe. Dagegen will der Verf., daß der ſo verwundete Darm zurückgebracht werde. Ohne Nath und ohne Gekröſsſchlinge, behauptet er, würde er ſich an der Wundöffnung feſthalten, es würden die verwundeten Ränder mit dem Peritoneum verwachſen, und ſo zwar anfangs ein künſtlicher anus entſtehen, welcher ſich aber nach und nach ſchließen würde, indem die Nahrungsſtoffe in ihrem natürlichen Wege fortgeführt würden.

Die fünfte Abhandlung handelt von dem Nabelbruche und demjenigen Bruche, der in der weißen Linie des Bauches geſchieht.

Die Nabelbrüche können nur bey Kindern geſchehen, ſelten entſtehen Brüche durch den Nabelring bey Erwachſenen.

Der Verf. glaubt noch, daß die Nabelbrüche, die man am Foetus oft ſieht, von der großen Leber aus dem Unterleib gepreßte Därme ſeyen. „Dieſe ſind viel mehr Rückbleibſel der Nabelblaſe, welche ſich wegen irgend einem Hinderniß nicht in die Unterleibshöhle zurückgezogen hat.“ In dem Kinde von zwey Monat nach der Geburt, und noch mehr an Erwachſenen wird nun der Nabelring nicht allein durch das Bauchfell und das Zellgewebe der Haut verſchloſſen, ſondern auch durch die am Mittelpunct des Nabelrings vereinigten Enden der Nabelgefäße und des urachus, welche von der Leber den regionibus iliacis und der Blaſe wie ſtarke Einzäunungen gegen den Nabel laufen, und den hier vordringenden Eingeweiden einen ſtarken Widerſtand entgegenſetzen. Dieſes iſt eine Schutzwehr, welche weder der Bauchring noch der Schenkelbogen hat.

Der Verf. theilt die Nabelbrüche in angeborne und erſt ſpäter entſtehende. Ich übergehe dasjenige, was derſelbe über die erſten ſagt, welches deswegen dem Rec. meiſtens unrichtig ſcheint, weil der Verf. irrig annimmt: die Därme würden in dergleichen Brüchen aus dem Unterleib hervorgedrückt, da doch das Nabelbläschen, welches den Darmcanal enthält, verhindert wird, ſich hineinzuziehen. — Die andre Art von Nabelbrüchen entſteht bey Kindern meiſt durch die Nabelöffnung, zwiſchen den Nabelgefäßen die an die Seite geſchoben werden. Meiſtens enthalten dieſe Brüche den Queergrimmdarm ſammt dem Netz,

welches sich oft um die Därme wickelt, und so die Ursache einer Einklemmung wird.

Die Brüche der weißen Linien sind oval. Ihr Bruchsack ist das Peritoneum, und der Bruchsackhals ist ebenfalls oval, wie die Spalte in der Sehne, aber viel kleiner, so daß, wenn die Bruchgeschwulst die Größe eines dicken Apfels hat, der Stiel oft nicht größer ist als sieben Linien. Dadurch unterscheidet sich vorzüglich dieser Bruch von einem wahren Nabelbruche, wenn derselbe nahe am Nabel liegt. Denn bey diesem ist der Hals rund, nicht wie jener länglich und oval, auch ist bey diesem die Narbe auf dem Nabel runzlich, da sie dagegen bey dem wahren Nabelbruche ausgedehnt und eben ist. — Oft entstehen auch aus der weißen Linie kleine Fettgeschwülste, welche gar oft den Wundarzt täuschen, besonders deswegen, weil sie mit einem kleinen Hals aus der Sehne des Bauches hervorgehen. Sie entstehen wirklich von der äußern Fläche des großen Bauchfellsacks, oft von den in Bänder verwandelten Nabelgefäßen, und dringen durch eine längliche Spalte der Bauchsehnen.

Bey Kindern hält der Verf. für die beste Heilart der Nabelbrüche eine zweckmäßige Bandage. Man legt, wenn die Därme zurückgebracht worden, eine dünne Leinwand auf den Nabel, auf diese eine kleine Halbkugel von Holz, wie die Hälfte einer Muskatnuß. Diese hat auf ihrer Fläche in der Mitte einen Faden, welcher durch zwey Stücke Heftpflaster, die sich über der Halbkugel kreuzen, und auf der Bauchhaut aufgeklebt werden, durchgeht. Dieser Faden geht auch durch eine Compresse, welche aufgelegt, und mittelst einer Zirkularbinde befestigt wird. Bey größern Kindern müssen Scapulierbänder über die Achseln und andere zwischen den Beinen durchgehen, welche das Abweichen der Bandage verhindern. Auch können hier statt der Binde aus bloßer Leinwand auf beyden Seiten elastische, den Hosenträgern ähnliche Bänder in eignen Oehren der Halbkugel eingehängt werden. Mit Recht verwirft der Verf. die von Dessault vorgeschlagene Operationsmethode, den Bruchsack mit Nadel und Faden zu durchstechen, und zu unterbinden, aus manchen sehr wichtigen Gründen. Bey Erwachsenen schlägt der Verf. folgende Bandage vor, um Nabel-

brüche zurück zu halten. Man nehme eine Metallplatte von drey Zoll im Durchmesser, man versehe diese in der Mitte mit einer Feder, welche eine stumpfe konische Peiotte gegen den Nabel aufdrückt, an der Seite gehen zwey parallele elastische Bänder, die in weiches Leder oder Leinwand eingemacht sind, um den ganzen Körper herum, und werden an den Seiten mit der Metallplatte verbunden. Dieses ist das beste Band für Nabelbrüche, und jeder elastischen Feder weit vorzuziehen. Bey Magenbrüchen wird eine Federbandage dem Kranken unausstehlich. Der Verf. schlägt eine Fischbeinbrust vor, welche aus starker Leinwand besteht, welches Haken und an den Seiten Fischbeine hat, von welchen letztern eine vier Finger breite Binde von den Seiten gegen die Mitte geht. Es wird nun eine Pelotte auf die Spalte in der weißen Linie geiegt, diese nebst der Compresse mit Heftpflaster befestigt, sodann die Binde der einen Seite durch eine Spalte der andern, wie bey der Vereinigungsbinde durchgeführt, fest angezogen, und an der entgegengesetzten Seite der Fischbeine befestigt. — Bey kleinen nicht wohl zurückzubringenden Netzbrüchen der weißen Linie räth der Verf. eine hohle Pelotte mit weicher Fütterung, wenn sie noch klein sind; sind sie aber groß, engere, mit sackartiger Ausdehnung versehene Leibbinden von Leder.

Wenn sich ein Nabelbruch, oder ein Bruch der weißen Linie einklemmt, so sind diese allezeit mit den heftigsten Symptomen begleitet, und mehrere sterben als bey andern Brüchen. Der Verf. räth, die Einklemmung durch einen Einschnitt zu heben, welcher außerhalb des Bruchsackhalses durch die Spaltung des Nabelringes, oder der Aponevrose des Bauches verrichtet wird. Sollte der Bruchsackhals an der Einklemmung Schuld seyn, so muß aus freyer Hand ein Längenschnitt über der Bruchgeschwulst gemacht werden, alsdann der Bruchsackhals geöffnet, und der Nabelring, oder die Spalte sammt dem Bruchsackhals eingeschnitten werden. Bey dem Nabelring wird der Schnitt nach untenzu gerichtet, bey einer Spalte der weißen Linie aber gegen die Seiten. Ist die Einklemmung eines Darmstücks im Netz, so muß zwar erst die Erweiterung versucht, dann aber, wenn diese nicht gelingt, die Darmwindung durch einen Schnitt ins Netz von der Einklemmung befreyt,

in diese zurückgebracht werden. Wenn Nabelbrüche, oder Brüche der weißen Linie nach der Einklemmung brandig werden, so ist die Folge die nämliche, wie bey andern Brüchen, nur mit dem Unterschied, daß die mit dem Bruchsackhals verwachsenen Darmenden diese nicht in den Unterleib zurückziehen können, und daraus den vermittelnden Gang zwischen den beyden Darmenden zu bilden, daher dann allezeit eine beständige Kothfistel zurückbleibt, welche der Wundarzt durch Bourdonets und Quellmeisel offen halten muß, wenn er nicht erwarten will, daß durch das zu frühe Schließen der äußern Oeffnung alle Symptome der Einklemmung zurückkehren. Diese Sache ist anders, wenn nur eine Wand des Darmstücks in einem solchen Bruche eingeklemmt ist, und in Brand übergeht. Hier läßt sich Heilung hoffen, indem nur ein Theil des Kothes anfangs durch die Oeffnung, der übrige aber durch die natürlichen Wege geht, und so, wie sich die äußere Oeffnung schließt, sich auch die andern Wege nach und nach erweitern.

Den Beschluß dieser fünften und letzten Abhandlung über die Brüche machen mehrere wichtige Krankengeschichten, über den Ausgang und die Heilung der Nabelbrüche, und die Brüche der weißen Linie, welche eingeklemmt, brandig und zerrissen sind. Die zuletzt angeführte Geschichte erzählt einen sehr sonderbaren Zufall, welcher durch die Zerreißung eines Darms in einem Bruche der weißen Linie tödtlich wurde, durch eine nicht zu stillende Verblutung, welche von einer zerrissenen Gekrößvene herkam.

Rec. glaubt nun, durch diesen Auszug dieses wichtigen Werkes, womit einer der größten Meister in der Kunst die Arzneywissenschaft bereichert hat, gezeigt zu haben, wie sehr der berühmte Verf. durch seine mühsamen Untersuchungen diese so äußerst interessante Lehre über die Brüche aufgehellt habe, und wie die daraus gezogenen Resultate zur zweckmäßigern Behandlung dieser so allgemeinen Krankheiten leiten müsse.

Die hierher gehörigen Kupfertafeln von Tab. VII—X sind so, wie die vorigen, mit der größten Kunst und Deutlichkeit von dem geschickten Zeichner Anderloni entworfen, und übertreffen alles, was in dieser Art von anatomisch-pathologischen Zeichnungen ist geliefert worden.

J. C. Rosenmüller's chirurgisch - anatomische Abbildungen. Zweyter Theil. Erste bis vierte Lieferung. (15 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter dem Lateinischen Titel:

Icones chirurgico - anatomicae. Weimar. 1806. fol.

Rec. freut sich, daß ein für ausübende Aerzte und Wundärzte wichtiges Werk einen so guten Fortgang hat, bedauert aber auch zugleich, daß der Herr Verf. einige Abbildungen nicht mit mehr Treue und Präcision hat verfertigen lassen.

Dieser zweyte Theil enthält die Abbildungen der Theile der Brust und der Brustglieder.

Erste Lieferung. Tafel 1 stellt den Eingang in die Brusthöhle an einer weiblichen Leiche zwischen dem Brustbein, den Schlüsselbeinen und dem sechsten Halswirbel dar. Der Kopf ist weggenommen. Die Kopfnicker, die Brustbein-Zungenbein-Muskeln, die Brustbein-Schildknorpel-Muskeln, die Schulterblatt-Zungenbein-Muskeln sind über die Brust herübergeschlagen. Die Luftröhre und Speiseröhre sind durchschnitten, und neben der Luftröhre erblickt man die Kopfschlagadern, und seitwärts die Schlüsselbeinarterien. Die in die Brusthöhle eingehenden Drosselvenen und Schlüsselbeinvenen sind ebenfalls vorgestellt. In dem Raume zwischen den Gefäßen erblickt man die obere convexe Fläche der Lungen. Von Nerven sind die Armnervengeflechte, die Stimmnerven und Zwerchmuskelnerven abgebildet. Rec. findet die, zwar im blutleeren Zustand abgebildeten innern Drosselvenen viel zu klein, sie erscheinen, auch selbst in diesem Zustande, viel breiter und größer, und niemals in allen Durchmessern verengt, sondern platt von vorn nach hinten zusammengedrückt. Sie sind hier nicht größer als die Wirbelvenen, welches doch niemals der Fall ist; man vergleiche hiermit die trefflichen Abbildungen dieser Venen in Walters observat. anatomic., um dem Urtheile des Rec. beyzustimmen. Warum sind die Löcher in den Queerfortsätzen des sechsten Halswirbels leer vorgestellt? Es würde offenbar deutlicher seyn, wenn die in diesen Löchern liegenden Wirbelarterien durchschnitten vorgestellt wären. Auch vermißt Rec. sehr ungern den sympathischen Nerven.

Die zweyte Tafel kommt mit der vorigen überein, nur sind hier, um die wahre Beschaffenheit der obern Oeffnung der Brusthöhle und die Lage der obern Enden der Lungen, nebst dem Verlaufe der Nerven und Gefäße noch deutlicher zu machen, die in der vorigen Abbildung dargestellten, über die Schlüsselbeine und das Brustbein zurückgelegten Muskeln vom vordern Theile des Halses ganz entfernt, die vordern Rippenhalter, welche in der vorhergehenden Abbildung vorgestellt waren, sind an ihren obern Insectionspuncten abgetrennt und zurückgeschlagen, auch sämmtliche Venen sind an dem vordern Theile des Halses losgetrennt und über die Schlüsselbeine zurückgelegt worden.

Auch hier sind die Drosselvenen zu klein vorgestellt. Die Wirbelarterien sind kleiner als die innern Brustarterien, besonders die der linken Seite. Dieß ist ganz unrichtig, Rec. fand in der Regel immer die Wirbelarterien größer als die innern Brustarterien; auch Haller in seinen Icon. anatomic. hat sie größer als diese abgebildet. Der sympathische Nerv fehlt ebenfalls, dessen Schlingen um die Schlüsselbeinarterien doch hier hätten abgebildet werden müssen.

Tafel 3, 4 und 5. Diese drey Tafeln stellen die in der Achselhöhle befindlichen Theile recht gut dar. Der Arm ist so weit als möglich aufgehoben, die Haut und das, die Achseldrüsen, Nerven und Gefäße umgebende Fett ist weggenommen. Man erblickt den großen Brustmuskel, den breiten Rückenmuskel, den vordern großen Segimuskel und andere benachbarte Muskeln, ferner die Achselvene, die untere Schulterblattvene, die Brustvenen, die Armvenen u. a.; dann die äußern Brustarterien, die benachbarten Nerven und die Achseldrüsen. Auf der vierten Tafel sind die in der Achselhöhle befindlichen Theile dadurch mehr enthüllt abgebildet, daß der große Brustmuskel, die Achseldrüsen und die äußeren Brustarterien und Venen entfernt worden sind, wodurch die Lage der Achselarterien und Achselvenen, so wie die Lage des mittleren Armnerven an seinem Ursprunge desto deutlicher wird. Auf der fünften Tafel ist der kleine Brustmuskel von den Rippen, und der Hakenarmmuskel an seinem Schulterblattende losgetrennt dargestellt, wodurch das Gelenk des Oberarms sichtbar wird. Auf der

sechsten Tafel endlich sind die sämmtlichen Venen weggenommen, wodurch der Verlauf und die Lage der Nerven in der Achselhöhle sehr deutlich wird. Die Achselarterien findet Rec. von dem Gelenk der Oberarms zu breit abgebildet.

Die zweyte und dritte Lieferung von der 7 — 14. Tafel enthält die Abbildungen sämmtlicher Theile der obern Extremitäten von der Achselhöhle bis zu den Spitzen der Finger. Der würdige Herr Verf. hat hier seinem Plane getreu, keine Copieen, sondern durchaus neue und nach der Natur verfertigte Abbildungen geliefert. Er wählte die linke obere Extremität, und stellt diese sowohl von der Beugeseite als Streckseite dar. Die Muskeln, Bänder und Nerven sind durchaus sehr gut abgebildet, nur hie und da etwas steif, und die Muskelbäuche nicht gewölbt genug. Die Arterien und Venen, obgleich sie nicht mit einer Masse angefüllt waren, sind zu eng und klein vorgestellt, und erscheinen, wenn sie Blut enthalten, niemals so verengt; sie gewähren daher keine deutliche Vorstellung. Rec. zieht daher in jeder Hinsicht die Abbildungen der Gefäße der obern Extremität von Haller, Camper und ganz besonders die von Scarpa in seiner Schrift über die Pulsadergeschwülste den von Rosenmüller vor. Auch vermißt Rec. sehr ungern die Abbildungen der lymphatischen Gefäße des Arms, deren größere Stämme bey chirurgischen Operationen doch berücksichtigt zu werden verdienen.

In der vierten Lieferung sind auf fünf Tafeln die in der Brusthöhle gelegenen Organe mit den Arterien, Venen, Nerven und Muskeln von hinten dargestellt, wodurch sich der Verf. ein großes Verdienst erworben hat, indem sich die Anfänger in der Anatomie nicht leicht eine richtige Vorstellung von der Lage dieser Theile machen können. Auf der 15. Tafel ist die Brusthöhle von hinten geöffnet abgebildet, das dritte Brustwirbelbein ist von der Verbindung mit dem Körper und den Gelenkfortsätzen des zweyten Brustwirbelbeins getrennt, und die zehn untersten Rippen jeder Seite sind da, wo sie den gewölbtesten Theil des Umfangs der Brusthöhle bilden, durchsägt, und mit den untersten Brustwirbeln weggenommen. Man erblickt daher die beyden Brustfellsäcke, den Brusttheil der Aorte mit den Zwischenrippen-Arterien, die Vena azygos, den Ductus thoracicus und den Brusttheil des sympathischen Nervens. Die 16. Tafel stellt das auf der vorigen Tafel abgebildete Präparat dar, nach Wegnahme der Brustfellsäcke, der Zwischenrippengefäße, Zwischenrippennerven und des sympathischen Nervens, man erblickt daher die Lungen, den hintern Theil des Herzbeutels. Auf der 17. Tafel sieht man das von seinem Herzbeutel entblößte Herz mit den größern

Arterien- und Venenstämmen, die Speiseröhre mit dem Stimmnerven, die durchschnittenen Luftröhrenäste u. s. w. Diese Abbildungen sind sehr gelungen, und Rec. kennt keine Abbildung, welche die Lage dieser Theile von hinten besser darstellt. Auf der 18. Tafel ist auch die Speiseröhre mit ihren Nerven, so wie die Luftröhre weggenommen, wodurch die Lage des Herzens mit seinen Gefäßstämmen noch mehr an Deutlichkeit gewinnt. Die 19. Tafel endlich stellt, nach Wegnahme aller Eingeweide der Brusthöhle, den ganzen vordern Umfang der Höhle der Brust, der mit dem dreyeckigen Brustmuskel, mit den Insectionen des Zwergmuskels, und mit dem Laufe der innern Brustarterien und Venen. Auch diese Abbildung ist sehr gut. Rec. schließt mit dem Wunsche, daß der fleißige Hr. Verf. bald die Abbildungen der Lagen der übrigen Organe folgen lasse.

T.

---

Medizinisch - pharmaceutische Receptirkunst für angehende Aerzte, Wundärzte und Apotheker, von Christian August Brüchner. Leipzig, bey Karl Franz Koehler. 1811. XIV u. 703 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir können diese Schrift als eine der besten über diese Materien empfehlen. Sie ist mit vieler Sachkenntniß und Gründlichkeit bearbeitet, der angehende Heilkünstler wird sie mit Nutzen gebrauchen, um die so häufig vorkommenden Verstöße gegen das Formulare zu vermeiden.

Die Anweisung, die der Verf. gibt, ist sehr ausführlich und deutlich. Bey jeder Arzneyform sind folgende Puncte bemerkt. 1) Alle Mittel, welche zu dieser Form passen, im Allgemeinen und die vorzüglichsten namentlich. 2) Die Arzneyen, welche sich nicht zu dieser Form eignen. 3) Chemische Zersetzungen, die unter gewissen Umständen entstehen können, und die Ursachen, warum sie entstehen. 4) Die Bereitungsart, wie sie in der Officin vorgenommen wird. 5) Das Verhältniß der Ingredienzen, um die Form hervorbringen, zumal bey solchen Formen, bey denen viel auf dieses Verhältniß ankommt, z. B. Pillen, Bissen, Lattwerge ꝛc. 6) Eine bedeutende Zahl Recepte als Bey piele zu den aufgestellten Lehrsätzen. Hier werden auch mehrere Formeln, welche Burdach und J. A. Schmidt als Muster angeben, als Beyspiele von fehlerhaften Vorschriften erwähnt. — Ein vollständiges Register vermehrt die Brauchbarkeit dieser Schrift.

X.

No. 20. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Elémens d'arithmétique universelle, par C. Kramp, Prof. de Math. et de Physique à l'école de Cologne etc. Cologne chez Hansen, libraire. 1808. 432 S. 8.

Es gehört gewöhnlich zu den weniger angenehmen Arbeiten eines Rec., wenn er Lehrbücher, die doch meistens nur die Anfangsgründe der Wissenschaft behandeln, aus denen gewöhnlich wenig oder gar nichts Neues zu lernen ist, und die in der Hauptsache allen ihren Vorgängern so ähnlich zu sehen pflegen, anzeigen und beurtheilen soll; aber diese Unannehmlichkeit verschwindet, wenn man einen Autor findet, der mit ganz neuen Ansichten zur Abfassung seines Lehrbuchs kam, der in der Auswahl und in der Anordnung der Materien sich wesentlich von seinen Vorgängern entfernt, und sogar neue Gegenstände mittheilt, die man in den allermeisten Lehrbüchern vergebens suchen würde. Dieser letzte Fall findet bey dem Buche Statt, dessen Inhalt wir jetzt etwas näher angeben und beurtheilen werden.

Das Buch ist, wie man sehr bald sieht, zum Unterrichte für diejenigen bestimmt, die es recht ernstlich mit der Mathematik meinen; es enthält die Vorkenntnisse, die man bedarf, um eine vollständige Anleitung zur Integralrechnung zu verstehen, und sich dann an die Schriften zu wagen, die alle Tiefen dieser Rechnungen als bekannt voraussetzen. — Wer die Algebra nicht so tief lernen will, sondern nur zu leichterm Gebrauche ihrer bedarf, der würde hier freylich zu viel und zu viel Tiefsinniges finden, und sich lieber eines andern Buches bedienen. — Wir wollen jetzt den Inhalt im Einzelnen angeben.

1. Abschnitt. Von den Zeichen. Der Verf. knüpft den Begriff der negativen Zahlen an die Lehre von arithmetischen Progressionen, indem er sich diese jenseits Null fortgesetzt denkt. Man übersieht nun zwar wohl, wie sich die Regeln

für die Behandlung der negativen Größen hieraus ergeben; aber besondre Vorzüge scheint uns doch diese Darstellung nicht zu haben, wenn man nicht etwa darauf einen großen Werth legen will, daß sie mehr wissenschaftlich ist, als andre, mehr auf Beyspiele verweisende Darstellungsarten. Was nachher über die Rechnung mit entgegengesetzten Größen gesagt wird, unterscheidet sich nicht so sehr von den gewöhnlichen Methoden, ist aber sehr kurz, vielleicht zu kurz vorgetragen.

2. Abschn. Von den Wurzeln. Außer mehrern Sätzen, von den Potenzen, ihrer Multiplication in einander u. s. w., die größtentheils schon in des Verf. Arithmetik vorgetragen waren, und hier nur auf Buchstabenrechnung angewandt werden, kömmt hier besonders mehreres über die unmöglichen Wurzeln vor. Der Verf. setzt überall schon sehr gut vorbereitete Leser voraus, sonst möchte man zweifeln, ob es dem Lehrlinge hier schon einleuchten werde, daß die Betrachtung dieser unmöglichen Wurzeln irgend von Nutzen seyn könne.

3. Abschn. Von den Exponentiellen. Dieser Abschnitt stützt sich fast ganz auf eine, in der Arithmetik vorgetragne, dem Verf. ganz eigenthümliche Methode, die 10te, 100ste, 1000ste Wurzel aus 10 zu finden; und dann die Potenzen 0,1; 0,2; 0,3 u. s. w. von 10 anzugeben. Diese Methode wird hier auf die Basis des natürlichen Logarithmensystems angewandt, und dann gezeigt, wie man mit Hülfe der so berechneten Potenzen den natürlichen Logarithmen einer gegebenen Zahl, oder die zu einem gegebenen Logarithmen gehörige Zahl findet. — Selbst den geübtern Schülern möchte aber doch der folgende Satz wohl dunkel bleiben: der Logarithme jeder Zahl N ist der Werth, welchen der Quotient $\frac{N^w - 1}{kw}$ erhält, wenn $w = o$ ist.

4. Abschn. Von den vier Rechnungsarten, welche hier ziemlich umständlich und mit wohl gewählten Exempeln erläutert werden. Die Anleitung, wie man aus dem Nenner eines Bruches die Wurzelgrößen wegschafft, ist sehr zweckmäßig; dagegen hat uns das Verweilen bey den unmöglichen Größen weniger gefallen, da es wohl nicht unbillig ist, zu fordern, daß der Schüler erst an Beyspielen zur Entdeckung solcher unmöglichen Zahlen geleitet werde, ehe man von ihm verlangt, ihnen

so wiederholt seine Aufmerksamkeit zu schenken. Hat er einmal an Beyspielen gesehn, wiefern es nützlich seyn kann, diese unmögliche Größen dennoch für einen Augenblick so anzusehen, als ob sie etwas Wirkliches bedeuteten, so wird er die Einführung von etwas Ungereimtem in die Rechnung nicht mehr absurd finden, was ihm hier noch gar wohl begegnen könnte.

5. Abschn. Von den Gleichungen im Allgemeinen. Der Verf. will einem Ausdrucke wie: $5 = 2 + 3$ nicht den Namen einer Gleichung zugestehn. Dieß scheint uns unrecht, da der Name offenbar nichts sagen will, als: Gleichheit zwey er verschiedenen, oder verschieden dargestellten Größen. — Von den Reductionen, welche man mit den Gleichungen vornimmt, um sie leichter auflösbar zu machen. Von den Wurzeln der Gleichungen. Von dem, was man Congruenz bey unbestimmten Gleichungen nennt.

6. Abschn. Von den Gleichungen des ersten Grades. Die Behandlung dieser Gleichungen für eine, zwey oder drey unbekannte Größen wird sehr faßlich erläutert.

7. Abschn. Von den geometrischen Progressionen; zugleich auch von ihrer Anwendung bey der Zins auf Zins-Rechnung und in andern Fällen.

8. Abschn. Von den continuirlichen Brüchen. Hr. K. beschäftigt sich hier vorzüglich mit den Zahlen, die er médiateurs nennt. Dieses sind nämlich die Zähler und Nenner der Brüche, die man als Näherungswerthe für die continuirlichen Brüche erhält, wenn man bey irgend einem der an einander gereihten Brüche stehen bleibt. Die hier vorkommenden Sätze sind zwar nicht neu (denn z. B. in Kausiers kleiner Schrift über diesen Gegenstand findet man sie), aber sie fehlen doch in dem größern Theile unsrer algebraischen Lehrbücher. Indeß müssen wir gestehn, daß es uns scheint, als könnte der Vortrag hier an manchen Stellen klarer seyn. So z. B. steht §. 140: „man könne in den Vermittlern die Ordnung der Grundzahlen (bases) umkehren"; dieses zeigen nun freylich die beygebrachten algebraischen Formeln, aber es wäre nicht überflüssig, auch zu zeigen, was es in der Anwendung auf einen wirklich gegebenen continuirlichen Bruch sagen will. Es will nämlich sagen: wenn man zwey continuirliche Brüche hat, in welchen die Nenner der einzelnen Brüche im einen die genau umge-

kehrte Ordnung, wie im andern befolgen, dabey alle Zähler $= 1$ und positiv haben: so erhält man, indem man sie auf gewöhnliche Brüche reducirt, gleich große Zähler. Diese Zähler sind nämlich eben die Mediateurs, wovon die Rede war. Solche Bemerkungen würden viel beytragen, um dem, der nicht schon sehr viel von dieser Lehre weiß, das klar vor Augen zu stellen, was er jetzt erst mühsam aus den Formeln herleiten muß. Von dem Gebrauche dieser Brüche kömmt nur das vor, was der folgende Abschnitt enthält, dieser handelt von den Congruenzen der ersten Ordnung — Untersuchungen, auf welche besonders Gauß aufmerksam gemacht hat. Zwey Zahlen heißen congruent für einen bestimmten Modulus, wenn beyde durch diesen Modulus dividirt, einerley Rest lassen. Man findet hier mehrere Regeln, wie man zwey congruente Zahlen ändern kann, ohne ihre Congruenz aufzuheben, z. B. daß wenn a und b nach dem Modulus M congruent sind, auch $a + nM$ mit b noch congruent ist, man mag für n setzen, welche ganze Zahl man will. Diese Aenderungen sind oft bey der Betrachtung solcher Größen vortheilhaft. Die Betrachtung der congruenten Zahlen führt zu den unbestimmten Gleichungen; denn soll $Ny$ mit O congruent für den Modulus M seyn, so hat man die Gleichung $Ny = Mx + O$, wo x jede ganze Zahl bedeuten kann. Die Auflösung der unbestimmten Gleichungen des ersten Grades beruht also auf der Bestimmung congruenter Zahlen, und diese wieder auf den continuirlichen Brüchen; denn da x und y und auch N, M, O ganze Zahlen, und N, M numeri primi inter se seyn sollen, so muß, wenn $M = Na + C$ ist, also $y = ax + \frac{Cx + O}{N}$, wieder $\frac{Cx + O}{N}$ eine ganze Zahl seyn, oder $Cx + O = Np$; folglich auch, wenn $N = bC + D$ ist, $x = bp + \frac{Dp - O}{C}$ und der letzte Quotient eine ganze Zahl $= q$, und so würde man, eben wie bey den continuirlichen Brüchen, die Operation fortsetzen, bis man auf einen Rest $= 1$ kömmt. Wäre nämlich $D = 1$, so soll nun $p = Cq + O$ eine ganze Zahl seyn, und das ist der Fall, wenn man für q eine willkührliche ganze Zahl annimmt, wodurch dann p und alle vorige Zahlen in

gewisse Bestimmungen eingeschlossen werden, so nämlich, daß jede ganze Zahl bedeuten kann. Diese Congruenzen führen zu der Auflösung von Aufgaben, wie die folgende ist: alle Zahlen zu finden, die mit gegebnen Zahlen dividirt gegebene Reste lassen. — Der letzte Theil dieses Abschnitts beschäftigt sich mit dem Falle, da mehrere Congruenzen für mehrere unbekannte Größen gegeben sind. Es wird hier gezeigt, wie dieser Fall sich auf den, da für mehrere unbekannte Größen eine Gleichung weniger, als zur vollständigen Bestimmung nöthig ist, gegeben wird, zurückführen läßt. — Diese Untersuchungen sind kurz, aber recht gut dargestellt.

10. Abschn. Von den Gleichungen des zweyten Grades. Dieser Abschnitt fängt damit an (was man hier nicht erwartet), zu zeigen, daß jede Gleichung des zweyten Grades, wenn man darin der unbekannten Größe Werthe nach der Folge einer gewöhnlichen arithmetischen Progression gibt, eine arithmetische Progression der zweyten Ordnung gibt. Dann folgen die gewöhnlichen Lehren von Auflösung der Gleichungen, sehr umständlich und klar vorgetragen. — Von unbestimmten quadratischen Gleichungen, worin zwey unbekannte Größen vorkommen; Bestimmung der Fälle, wo eine derselben zwey gleiche Werthe erhält; Eintheilung dieser Gleichungen des zweyten Grades, nach den Fällen, da entweder die unmöglichen Werthe der einen Größe zwischen zwey gewissen Gränzen der möglichen Werthe der andern Größe liegen, und jenseits dieser Gränze nur mögliche Werthe Statt finden, oder da grade eben dieß für die möglichen Werthe jener Gränze geschieht, oder endlich, da es nur eine einzige Gränze gibt, von welcher an, nach der einen Seite lauter mögliche, nach der andern Seite lauter unmögliche Werthe jener Größe liegen.

11. Abschn. Von den Gleichungen des dritten Grades. Der Verf. behandelt diesen Gegenstand auf eine vorzüglich zweckmäßige Weise. Er fängt mit Betrachtung einzelner Fälle an, wo man nämlich entweder für die Coefficienten, oder für die Wurzeln gewisse Bedingungen annimmt, und sieht, welche Erfolge daraus hervorgehen. Einer der wichtigsten Fälle ist der, wo man annimmt, die cubische Gleichung $x^3 - Ax^2 + Bx - C = o$, solle zwey völlig gleiche Wurzeln haben,

die mit a, b, b bezeichnet werden. Man findet, daß dieſe Bedingung Statt findet, wenn $(2A^3 - 9AB + 27C)^2 = 4(A^2 - 3B)^3$ iſt. Wenn hingegen die erſte dieſer Größen die andre übertrifft, ſo hat die Gleichung eine mögliche Wurzel $= a$ und zwey unmögliche $= m \pm n\sqrt{-1}$, und der Unterſchied jener beyden Größen iſt das Drittheil eines genauen Quadrates $= \frac{R^2}{3}$. Aus der Vergleichung der unbeſtimmten Wurzeln mit den Coefficienten der Gleichung findet man nun, daß die halbe Summe der Größe R und $2A^3 - 9AC + 27C$ ein genauer Cubus $= p^3$ iſt, und ſo auch der halbe Unterſchied derſelben ein genauer Cubus $= q^3$, und dieſe ganz in bekannten Zahlen ausgedrückten Größen geben die eine reelle Wurzel $a = \frac{1}{3}(A + p + q)$: — Dieſe Herleitung der Wurzel aus einer für die drey Wurzeln angenommene allgemeine Form und aus ihrer Vergleichung mit den Coefficienten iſt hier auf eine ſehr einleuchtende Weiſe durchgeführt, und — was bey allen Unterſuchungen ſo wichtig iſt — ſo, daß man den Gang der Unterſuchungen und die Urſache, warum man grade dieſen Gang wählte, klar vor Augen hat. Der Verf. macht die nicht ungegründete Bemerkung, daß, wofern es noch einmal möglich ſey, höhere Gleichungen, als die vom vierten Grade allgemein aufzulöſen, es auf einem ähnlichen Wege geſchehen müſſe. Aber freylich die Ueberlegungen, welche in den folgenden Abſchnitten vorkommen, zeigen, wie ſehr ſchwierig hier die Auffindung des rechten Weges ſeyn möge, da man faſt überall auf Auflöſungen höherer Gleichungen geräth, als die iſt, die man urſprünglich aufzulöſen hatte.

Um nicht allzu umſtändlich zu ſeyn, wollen wir einige Abſchnitte überſchlagen, und nur bloß die Titel anführen. 12. Abſchn. Von Gleichungen des vierten Grades. 13. Abſchn. Von den figurirten Zahlen. 14. Abſchn. Von den arithmetiſchen Progreſſionen höherer Ordnungen. 15. Abſchn. Von den Permutationen. 16. Abſchn. Von den Potenzen des beſtimmten Polynomii (der Beweis iſt hier nur für ganze poſitive und negative Exponenten geführt). 17. Abſchn. Von den Combinationen. 18. Abſchn. Von den Potenzen des unbeſtimmten Polynomii. Der Verf. dehnt hier den, vorhin nur für ganze

Potenzen bewieſenen polynomiſchen Lehrſatz ohne weitern Beweis auch auf Bruchpotenzen aus. Ueberhaupt läßt dieſer Abſchnitt dem Lehrer ſehr viel zu erklären übrig, ſelbſt wenn ſeine Schüler auch ſehr erhebliche Fortſchritte gemacht haben.

19. Abſchn. Von den gleichen Wurzeln einer Gleichung. Wenn eine Gleichung $x^n + A x^{n-1} + B . x^{n-2} + + + = 0$, zwey gleiche Wurzeln $x = a$ hat: ſo führt die Diviſion mit $x - a$, wenn man nach der Diviſion $x$ ſtatt $a$ ſetzt (welches wegen der zweyten gleichen Wurzel erlaubt iſt), auf die Gleichung $n . x^{n-1} + (n-1) A x^{n-2} + (n-2) B x^{n-3} + + + = 0$. Dieſe Gleichung heißt nun die aus jener erſtern derivirte. Man ſieht beym erſten Blicke, daß man hier eine Differentialgleichung (jedoch jetzt nur einen $= 0$ geſetzten Differentialausdruck) hat, ohne irgend den Begriff des Unendlichen zu Hülfe zu nehmen. Der Ideengang des Verf. in dieſem und den beyden nächſten, ganz den derivirten Größen gewidmeten Abſchnitten, iſt nun etwa folgender. Da die derivirte Gleichung keine Wurzel enthält, die mit einer einfachen Wurzel der Hauptgleichung einerley wäre; da ſie ſtatt der doppelten Wurzeln dieſer Hauptgleichung nur eine eben ſo große einfache Wurzel enthält u. ſ. w., ſo dienen die aus der derivirten Gleichung abgeleiteten zweyten, dritten u. ſ. w. derivirten Gleichungen, um das Product aller einfachen Wurzeln der Hauptgleichung, um das Product aller doppelten, aller dreyfachen Wurzeln abgeſondert zu erhalten. Dieſe Betrachtung zeigt allerdings die derivirten Größen als merkwürdig; aber es ſcheint uns doch, der Schüler werde ſchwerlich einen klaren Begriff von dem erhalten, was die derivirte Größe eigentlich iſt. Er wird bloß ſagen, es ſey eine ſolche, die alle doppelte Wurzeln der Hauptgröße, als einfache Wurzeln, alle dreyfache jener als doppelte Wurzeln u. ſ. w. enthalte. Aber wie wird er dieſes in andern Fällen anwenden, wenn z. B. die Hauptgröße ein Logarithmus iſt? Natürlicher und klarer iſt unſtreitig die Ableitung der differentialen aus dem gemeinſchaftlichen Wachſen zweyer von einander abhängender Functionen, und was man bey dieſer Ableitung ſo anſtößig findet, die Erwähnung der verſchwindenden Größen, das erſcheint wenigſtens bey der Derivation des Logarithmus auf eine noch gehäſſigere

Weiſe. Um nämlich zu beweiſen, daß D. log. $x = \frac{x}{1} Dx$ ſey, legt der Verf. den Satz zum Grunde, daß log. x das ſey, was $\frac{x^n - 1}{n}$ wird, wenn man $n = 0$ annimmt. Einen ſolchen Beweis läßt man recht gern gelten, wenn er gelegentlich erwähnt wird, unter der Form, daß man zeigt, auch dieſe Vorſtellungsart führe zu einem ſchon ſonſt erwieſenen Satze; aber allein ſollte man ihn nie hinſtellen, da hier nicht etwa das $\frac{0}{0}$ durch Zerfällung in Factoren aufgelöst werden kann. Man wirft dem gewandten Mathematikern oft vor, ſie knüpften nur Formeln an Formeln. Dieſer Vorwurf rührt meiſtens von Perſonen her, die nicht ganz den Werth der Formeln einſehen; aber was ſollte man wohl gegen dieſe Erinnerung hier antworten? Obgleich niemand die Behauptung, die Mathematiker rechneten, ohne zu denken, auf Hrn. Kramp wird anwenden können. Doch wir kehren zur Hauptſache zurück. Sobald der Verfaſſer einmal gelehrt hat: D . $x^n$ ſey $= n . x^{n-1} . Dx$ (wo er gewöhnlich Dx als $= 1$ wegläßt), ſo finden ſich die Derivationen einfacher Functionen leicht. Aber iſt FX eine Function von X, und dieſes ſelbſt Function von x, ſo iſt es ſchwieriger D . FX durch x auszudrücken. Um hierzu zu gelangen, beſchäftigt ſich der Verf. lange mit der Betrachtung des fingirten Polynomii $DX + \frac{1}{2} D^2X . z + \frac{1}{6} D^3X . z^2 + +$ ꝛc., läßt aber erſt am Ende dieſer Betrachtung ihren Zweck merken. Und dieſes hat uns nicht ſo ganz zweckmäßig geſchienen, da man immer alles nur Mögliche thun ſollte, um dem Schüler bey jedem Schritte das Ziel, wohin man geht, im Auge zu erhalten. Die Unterſuchung ſelbſt wird ſchwerlich einem Tadel ausgeſetzt ſeyn, wenigſtens hat ſie uns ſehr befriedigt; aber wenn man mit dem Auge des Schülers dieſe Sätze betrachtet, ſo muß ſich einem faſt der Gedanke aufdringen: wozu doch dieſe tiefſinnige Betrachtung eines Polynomii, das faſt nur zur Uebung hingeſtellt ſcheint, dienen ſolle? — Es würde dem Verf. nicht ganz ſchwer geworden ſeyn, dieſer Frage zuvor zu kommen, und der ſchon gut vorbereitete Lehrling wird am Ende dieſer Abſchnitte freylich

dankbar erkennen, daß er viel gelernt hat: gut vorbereitet muß er aber freylich seyn, denn viele von denen, welche Algebra lernen wollen, möchten hier wohl in den Dornen hängen bleiben, und wenige die Rosen pflücken, wohin der Weg sie führt.

Diese Untersuchungen leiten nun den Verf. zu dem calcul des developponens, wohin eben jene Frage, über DFX durch x ausgedrückt, gehörte, als zu einem leichten Corollario zum Taylor'schen Theorem. Andrer hierdurch gelösten Aufgaben nicht zu gedenken. Der folgende Abschnitt handelt von den zurückkehrenden Reihen, und besonders verständlich von der Zerlegung der Brüche mit componirten Nennern in solche, welche die möglichst einfachsten Formen haben. Diese Lehre ist mit vielen Beyspielen erläutert.

23. Abschn. Die wechselseitigen derivirten (dérivées réciproques). Hat man eine Function X von x, und die derivirte DX ist durch x ausgedrückt, gefunden: so ist es nicht immer leicht Dx durch X und DX auszudrücken. Hier sind DX, Dx die wechselseitigen derivirten. Um diese zu finden, thut wieder das vorhin angeführte Polynomium gute Dienste. Oben nämlich war schon, wenn man jenes Polynomium $= Q$, seine nte Potenz $= Q^n$ und den Coefficienten des Gliedes dieser Potenz, indem die Potenz $z^{m-1}$ vorkömmt, $= Q^n k$, $m$ nennt, die Derivation für jedes solches Glied gefunden, und aus dieser läßt sich leicht herleiten, wie Dx durch DX ausgedrückt wird. Hieran schließt sich die Lehre von der Umkehrung der Reihen; denn wenn z. B. $X = Ax + Bx^2 + Cx^3 + +$ ist, und man nimmt an, es solle x durch die Form $x = aX + bX^2 + cX^3 + +$ ausgedrückt werden: so sind diese Reihen jenem Polynomio ganz ähnlich, und hat man vorhin Dx, $D^2x$ aus DX, $D^2X$ bestimmen können, so wird man jetzt auch die Coefficienten leicht finden, in dem $a = Dx$; $b = \frac{1}{2} D^2x$ in dem Falle ist, wenn x verschwindet. — Der Verf. geht die vorzüglichsten Fälle, die bey Umkehrung der Reihen etwa vorkommen, in funfzehn Problemen durch, deren letztes folgende Frage betrifft: Es ist eine Gleichung $ft = o$ gegeben, man soll eine nach Willkühr convergirende Reihe zu Bestimmung von t oder einer Function P.t finden? Man gelangt zu diesem wichtigen Zwecke mit Hülfe eines für

t willkührlich, aber der Wahrheit so nahe als möglich angenommenen Werthes.

24. Abschn. Von den Differenzen und Summen. 25. Abschnitt. Von den Factoriellen. Die Factoriellen sind eben diejenigen Größen, welche Hr. Kramp in seiner analyse des refractions „Zahlenfacultäten" nannte, und worüber er dort sehr ausführliche Untersuchungen anstellte; sie sind nämlich Producte aus Factoren, die eine gewöhnliche arithmetische Reihe bilden. Hier heißt nun das erste Glied dieser arithmetischen Reihe die Basis, der beständige Unterschied der nach einander folgenden Factoren die Differenz, und ihre Anzahl der Exponent der Factorielle. Die Betrachtung der Factoriellen mit positiven Exponenten und einfacher Basis ist sehr leicht; aber grade so, wie wir künstlich den Begriff der Potenz auf negative Exponenten erweitern, so geschieht es auch hier, und das Theorem $a^{-n|r} = \frac{1}{(a-nr)^{n|r}}$, begründet ganz richtig den Begriff, den wir uns von Factoriellen mit negativem Exponenten machen müssen. (Hier bedeutet zuerst a die Basis, $-n$ den negativen Exponenten und r die Differenz; im zweyten Gliede aber $(a-nr)$ eine andre Basis, die mit derselben Differenz $= r$ eine andre Factorielle mit positivem Exponenten $= n$ bildet.) Die Zerlegung einer solchen Factorielle mit negativem Exponenten in Brüche mit einfachem Nenner führt den Verf. zu Bestimmung der Reihe, welche aus der Entwickelung einer solchen Factorielle entspringt. Die Coefficienten hängen von den Differenzen höherer Ordnung der gleichen Potenzen auf einander folgender Zahlen ab. Ist die Basis der Factorielle binomisch, so läßt sie sich auf eine Reihe mononomischer Factoriellen zurückführen, die mit dem des bekannten binomischen Lehrsatzes die vollkommenste Aehnlichkeit hat. Hrn. Kramp's Beweis ist eigentlich nur für positive ganze Exponenten geführt, für negative hätte er besonders geführt werden müssen. Nach Hrn. K's Meinung gilt der Beweis auch für Bruch-Exponenten, und das läßt sich vielleicht annehmen; aber da der erkünstelte Begriff einer Factorielle mit gebrochenen Exponenten nirgends festgesetzt ist, so bleibt dieser Schluß immer etwas übereilt. Der Ursprung des Begriffs einer Factorielle mit gebrochnen Ex-

ponenten ist in dem Theorem $a^{m+n|r} = a^{m|r}(a+mr)^{n|r}$ enthalten. Denn wenn ich hier z. B. $m+n=1$ setze, so müßten m, n Brüche seyn; und es scheint dem Rec. sehr wünschenswerth, daß man aus diesem Theoreme, als dem Fundamente der Theorie, die Bestimmung der Factorielle mit gebrochenem Exponenten herleite. Will man die Factorielle $1^{n|r}$ in eine Reihe $1 + Ar + Br^2 + Cr^3 + +$ auflösen, so findet man die Werthe der Coefficienten durch die bekannten Binomial-Coefficienten ausgedrückt. In dem Falle $n = o$ verschwinden diese Coefficienten, aber da sie dann aus einem endlichen in n multiplicirten Factor bestehen, so ist es interessant, diese Factoren zu bestimmen — diese Factoren sind die bernoullischen Zahlen. Bezeichnet man diese bernoullischen Zahlen nach der Reihe mit a, b, c, wo aber c, e, g verschwinden, so ist die Reihe $ay + by^2 + dy^4 + fy^6 + +$ das was Hr. K. ehmals mit dem Griechischen $\Lambda y$ zu bezeichnen pflegte, und was er hier mit $Ly$ bezeichnet — eine Function, die hier mehrmals gebraucht wird. Dieser Abschnitt schließt sich mit der Bestimmung der derivirten einer Factorielle, wenn man den Exponenten als veränderlich ansieht.

Als sehr auffallend müssen wir noch den §. 561 erwähnen, wo Hr. K. in dem Falle $n = o$ die Glieder beybehält, die n enthalten, aber die wegläßt, wo $n^2$ vorkömmt, parceque le quarrê de n disparoit lui-même devant n. Wir haben hier also Nullen die in Vergleichung mit andern Nullen verschwinden, also grade eben das, was Hr. K. an der Differentialrechnung so anstößig findet.

26. Abschn. Von den harmonischen Reihen. Der Verf. beschäftigt sich hier mit der Summirung mehrerer Factoriellen, deren Basen eine arithmetische Reihe bilden, und bey denen alle Exponenten und Differenzen dieselben sind. Nimmt man den Exponenten negativ, so umfaßt diese allgemeinere Betrachtung als einen speciellern Fall die Summirung der harmonischen Reihen $\frac{1}{a} + \frac{1}{a+r} + \frac{1}{a+2r} + \frac{1}{a+3r} + +$. Hierbey wird zugleich gezeigt, wie man die Function $Ly$ bestimmt.

27. Abschn. Von der summatorischen Rechnung. Wenn man die Functionen $fy$, $f(y-r)$, $f(y-2r)$ u. s. w. nach

Anleitung des Taylor'schen Theorems ausdrückt: so findet man ihre ersten, zweyten und folgenden Differenzen durch die auf einander folgende Derivationen von f y ausgedrückt, und die einzelnen Glieder dieser Reihen-Ausdrücke haben Coefficienten, die mit denen der Factoriellen mit negativen Exponenten einerley sind. Hat man so den allgemeinen Ausdruck für $D^n Y$ gefunden, und setzt nun n negativ, so erhält man Summen statt der Differenzen, oder muß sich die vorige Operation umgekehrt angestellt und wiederholt denken. Diese negative n führen zu Ausdrücken, worin Derivationen mit negativen Exponenten z. B. $D^{-n} Y$ vorkommen. Diese neuen Derivirten entstehen (übereinstimmend mit unsern Integralen), wenn man von einer der vorhin gefundenen Derivirten zur nächst vorhergehenden zurückgeht. — Der Verf. begnügt sich, die Anwendung jener Reihen nur auf Summirungen der ersten Ordnung zu machen, oder auf den Fall der Differenz von der Ordnung $-1$; er lehrt nämlich, die Summen der Reihe $f y + f(r-y) + f(r-2y) +$ &c. zu finden. Die hier gegebenen Regeln dienen zugleich, um den Logarithmen einer Factorielle anzugeben, da er die Summe der Logarithmen aller Factoren ist. Der Verf. kömmt hierbey wieder auf die Function $G y = b y + \frac{1}{3} d y^3 + \frac{1}{5} f y^5 +$ + (wo b, d, f die bernoullischen Zahlen sind), die er in den Untersuchungen über die Refraction das Gamma von y nannte; er lehrt sie bestimmen, und mit ihrer Hülfe die Factoriellen mit gebrochnen Exponenten finden (ohne jedoch die Fundamente der Theorie dieser Factoriellen mit gebrochnen Exponenten näher aufzuhellen.)

28. Abschn. Von den numerischen Gleichungen. Setzt man in einer bestimmten Gleichung vom nten Grade statt der unbekannten Größe nach und nach die Werthe 0, 1, 2, 3 u. s. w., so bilden die so gefundenen Werthe der ganzen Gleichung eine arithmetische Reihe der nten Ordnung; ihre Differenzen bilden eine arithmetische Reihe der $(n-1)$ten Ordnung, und wenn man alle nach einander folgende Differenzen bis zur nten sucht, so ist diese eine beständige Zahl. Von dieser beständigen Differenz ausgehend, findet man die folgenden Glieder der $(n-1)$ten, der $(n-2)$ten und jeder frühern Differenz-Reihe, woraus sich denn die Werthe der Gleichung für alle

auf einander folgende in ganzen Zahlen angenommenen Werthe von x durch Addition finden. Diese mit $x = 0$, $x = 1$, $x = 2$ u. s. w. zusammenstimmende Werthe zeigen dann, wie es bekannt genug ist, an, ob Wurzeln innerhalb dieser Gränzen liegen, und eine ähnliche Methode leitet auch zur Kenntniß der Decimaltheile, zwischen denen sich die Wurzeln befinden. — Eine Zeichnung könnte sehr oft die Bestimmung der Wurzel noch sehr erleichtern, welches der Verf. nicht bemerkt.

29. Abschnitt. Von den Eliminationen. Wenn zwischen zwey unbekannten Größen zwey Gleichungen gegeben sind, so ist eigentlich genug gegeben, um jede Größe zu bestimmen; aber die Elimination der einen macht schon oft Schwierigkeit, zu der die schwierige Bestimmung der Wurzeln für die Finalgleichung dann noch hinzu kömmt. Der Verf. handelt hier von einer sehr bequemen Eliminationsmethode für den Fall, da die eine der unbekannten Größen in der einen Gleichung wenigstens unter keiner höhern Potenz als der zweyten vorkömmt.

30. Abschnitt. Von den symmetrischen Functionen. Solche Functionen sind z. B. folgende $a^m b^n + a^m c^n + b^m c^n + a^n b^m + a^n c^m + b^n c^m$. — Der Verf. stellt einige nicht uninteressante Untersuchungen über sie an, die jedoch von nicht so hoher Wichtigkeit sind.

Dieser kurze Abriß des Inhaltes wird Beweis genug von der Reichhaltigkeit desselben geben und zeigen, daß der Verf. sehr oft einen eignen Weg ging. Besonders bemühte er sich, alles an die Lehre von dem unbestimmten Polynomio anzureihen, und die dort eingeführten Hindenburgschen Bezeichnungen überall anzuwenden; er selbst nennt diese la théorie et les notations générales par lesquelles nous avons voulu donner à cet essai un caractère essentiellement distinctif.

Leugnen läßt es sich nun zwar nicht, daß manche Lehre hier in einem bey weiten nicht so leichtem Gewande erscheint, als in andern ältern Lehrbüchern (man braucht z. B. nur die Lehre von Zerlegung der Brüche mit Nennern, die aus mehrern Factoren bestehen, in eine Reihe einfacher Brüche anzusehen); aber dagegen sind die hier gelehrten Methoden auch völlig allgemein, und man ist nicht genöthigt, sie in den

schwierigsten Fällen zu verlassen, so wie das manchmal bey den Methoden der Fall ist, die von leichten Fällen ausgehen, und dann nur, bis zu einem gewissen Puncte, in immer schwerer werdenden Fällen zu gebrauchen sind.

Was die Darstellung betrifft, so sind einige Abschnitte mit mehr Umständlichkeit behandelt als andre, und diese Umständlichkeit ist allemal vortheilhaft für den Gegenstand gewesen. Andre Abschnitte, und zwar oft die schwersten, sind so kurz und gedrängt abgehandelt, daß man glauben sollte, der Verf. schreibe nicht für Lernende, sondern für sehr Geübte, die allenfalls sich der Sache nur im Zusammenhange erinnern wollen. — Der Verf. verspricht eine Anleitung zur Integral-Rechnung, die unstreitig, auf eine so scharfsinnige Weise behandelt, sehr interessant seyn wird; wir wünschten aber sehr, daß er dann nicht zu wortkarg seyn möchte, indem sonst bey noch schwierigern Lehren die Zahl derer, die ihn lesen können, allzu klein ausfallen möchte.

LBB.

---

Versuch über die Sicherungs-Anstalten gegen die Entstehung und Ausbreitung kontagiöser Krankheiten unter den Soldaten im Felde, mit besonderer Rücksicht auf die Gefahr des gelben Fiebers für die gegenwärtig in Spanien stehenden deutschen Truppen, von D. Max. Joseph Gutberlet. Würzburg, bey Joseph Stahel. 1811. 48 S. 8. (15 kr.)

Es ist diese Schrift eine Gelegenheitsbroschüre, durch den Krieg in Spanien veranlaßt. Ohne sich auf die bekannte Streitfrage einzulassen, ob das gelbe Fieber auch ansteckend ist, oder nicht, beschäftigt sich der Verf. fast ausschließend nur mit dieser Krankheit. — Die Schrift zerfällt in zwey Abschnitte. In dem ersten wird die Frage erörtert, wie ist die Bildung eines Contagiums unter einer Armee im Felde zu verhüten, oder welches sind die Regeln, durch welche das häufige Erkranken der Soldaten in Hinsicht auf die klimatischen Einflüsse des Landes, in welchem eine Armee steht, verhütet wird? Im zweyten Abschnitte untersucht der Verf., welche Sicherheitsanstalten bey einem schon gebildeten Contagium zu treffen sind. Beyde Abschnitte werden mit besonderer Rücksicht auf die Ge-

fahr des gelben Fiebers für die Deutschen Truppen in Spanien abgehandelt.

Unter den in dieser Schrift gegebenen Vorschlägen heben wir nachstehende aus. Um die Hitze zu mäßigen, soll vor den Kasernen und in den Lägern täglich einigemal mit frischem Wasser gespritzt werden. — Die Soldaten sollen weiße Uniformen tragen, weil diese Farbe am wenigsten die Sonnenstralen einsaugt. — In der Nähe der Seeküsten soll kein Marsch oder ein anderes Manöver am Abend vorgenommen werden, damit die Sumpfausdünstungen vermieden werden. — Nach der Schlacht soll man die Todten auf einen Haufen bringen und verbrennen ꝛc. (!!)

Der Nutzen dieser Schrift ist überhaupt nicht abzusehen. Die Militärbehörden werden nicht darauf eingehen, weil zumal in den gegenwärtigen Kriegen auf Schonung der Menschen nicht geachtet wird, sobald es darauf ankommt, dem Feinde Vortheile abzugewinnen. Jene Präservativmaßregeln würden aber oft genug die militärischen Operationen stören. Im Kriege hat leider die Gesundheitspolicey nur eine sehr geringe Herrschaft, und alle dahin gehenden Vorschläge bleiben Stimmen in der Wüste. Ob insbesondre das gelbe Fieber unter den Truppen im Innern des Landes sich zeigen wird, ist sehr zu bezweifeln, da man diese Krankheit bisher nur in den Küstenländern epidemisch beobachtete.

X.

---

Ausführliche Darstellung des Ursprungs, der Erkenntniß, Heilung und Vorbauung der venerischen Krankheit von Friedrich August Walch, der Arzneykunde und Wundarzneykunst Doctor, ausübendem Arzte und Geburtshelfer in Jena. Jena bey Frommann. 1811. XIV u. 539 S. 8. (4 fl.)

Es war ein gewagtes Unternehmen bey den schon vorhandenen trefflichen Werken über diesen Gegenstand mit einer neuen Bearbeitung aufzutreten. Nur durch eine Fülle von Erfahrungen auf besondere Ansichten gebracht, konnte der Verf. eines jetzt erscheinenden Werkes über die Lustseuche seiner Arbeit ausgezeichnetes Interesse geben. Ungeachtet wir die vorliegende

Schrift nicht dahin zählen können, so finden wir sie doch sehr brauchbar für den angehenden Arzt. Die Absicht des Verf. war, sowohl für den Praktiker zu schreiben, als auch dem zu genügen, der über die Geschichte und den Ursprung dieser Krankheit näher und ausführlicher sich belehren will, und eine bequeme Uebersicht der dazu erforderlichen Quellen verlangt. Der Verf. bemühte sich nicht allein die Diagnose, Aetiologie und Therapeutik der Syphilis, sondern auch die verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung umständlicher, als es gewöhnlich in einem Handbuche geschieht, darzustellen.

Bey einem aufmerksamen Durchlesen und Vergleichen müssen wir gestehen, daß der Verf. seinen Zweck mit Vortheil verfolgt hat. Die Ordnung im Vortrage ist gut, die Bearbeitung mit vielem Fleiße ausgeführt, und nicht selten mit eignen Bemerkungen verbunden.

Nach einer ziemlich ausführlichen Geschichte der Lustseuche zieht der Verf. folgendes Resultat. Schon in ältern Zeiten waren örtliche Krankheiten der Geschlechtstheile bekannt, die den venerischen Zufällen sehr ähnlich waren. Unbekannt waren indeß die Zufälle der allgemeinen Lustseuche. Jene örtlichen Krankheiten wurden um die J. 1493 und 1494 durch ungünstige Umstände, den Aussatz der Maranen ꝛc. zu einem Grade gesteigert, der die Lustseuche ausmachte.

Das Wesen der Lustseuche wird so erklärt. Das venerische Gift schließt sich vermöge seiner äußern Form an das Lymphgefäß an, und geht in die Functionen desselben über. Hierdurch wird die innere Form dieses Giftes entwickelt, sie ergreift die Function des Nerven und bemüht sich, sich innerhalb der lymphatischen Sphäre allgemein zu machen. So verschwindet die ursprüngliche Function des Lymphsystems und die höhere Function des Nerven tritt um so vollkommner hervor, je vollkommner die Krankheit ist. — Die Wirkung des Queckſilbers beruht darauf, daß es als das dem Lymphgefäße zunächst stehende urbildliche Product im Makrokosmus anzusehen ist, und die Einsaugung erhöht, womit denn freylich soviel wie nichts erklärt ist.

X.

# Intelligenzblatt 1812.

# Nro. III.

## Chronik der Universität Heidelberg.

Am 1. Febr. wurde von der juristischen Facultät Herrn Franz Samuel Hahn, Advokat zu Bern, die Würde eines Doctors beyder Rechte ertheilt.

Am 8. Febr. erhielten die Herren Maximilian Joseph Chelius aus Manheim und Friedrich Wilhelm Ludwig Succow aus Heidelberg (Sohn des Herrn Geh. Hofr. und Prof. Succow) die medicinische Doctorwürde.

Im Februar wurde die Dissertation des schon im vorigen Jahre promovirten Doctors der Medicin, Herrn Knispel, ausgegeben. Sie handelt: de Hydrope. 24 S. 4.

Durch ein gnädigstes Rescript des Hochpreislichen Großherzoglichen Ministeriums des Innern hat Herr Johann Benedict Weber de Candolle aus Genf die Erlaubniß zum Unterricht in der Englischen, Italienischen und Französischen Sprache und Litteratur erhalten.

Se. Königl. Hoheit, der Großherzog, haben gnädigst geruht, dem Herrn Kircheurath und Professor D. Schwarz eine Vermehrung seines Jahrgehalts zu bewilligen.

## Beförderungen.

Der bisherige Professor am Gymnasium zu Weimar, Herr Johann Schulz (Mitherausgeber der Werke Winckelmann's und Verfasser der Reden über die Religion, Halle 1811), ist von dem Großherzoge von Frankfurt zum Director und Professor des Gymnasiums zu Hanau berufen worden.

Herr Professor Kastner zu Heidelberg hat den Ruf als Professor der Physik an der Universität zu Halle erhalten und angenommen, und wird mit dem nächsten Sommerhalbjahr seine Vorlesungen daselbst anfangen.

## Correspondenznachricht.

Die Münchner Feyertagsschule gibt ein botanisches Prachtwerk heraus: Flora Monacensis, seu plantae sponte circa Monachium nascentes, welches in monatlichen Heften zu vier Tafeln mit so viel Blättern Text im größten Folio erscheint. Der Preis jedes Heftes ist 2 fl. 45 kr. Der Plan ist wie bey Curtis's Flora Londinensis, aber die Abbildungen sind schöner. Ein sehr geschickter Pflanzenmaler malt die Pflanzen, zeichnet sie dann selbst auf die Platten zum Steindruck, und besorgt nachher die Illumination. Der Ritter Paula Schrank hat die Ausarbeitung des Textes übernommen. Bisher sind herausgekommen: Salvia pratensis, Coroccilla varia; Erythraea centaurium, Pedicularis sceptrum, Ophrys apifera, Veronica urticaefolia, Hieracium sylvaticum; Tetragonolobus (lotus) siliquosus.

---

## Ankündigungen.

### Deutsches Museum
für 1812.
Herausgegeben von Friedrich Schlegel.

Es gibt manche schätzenswerthe Zeitschriften in Deutscher Sprache für einzelne und besondre wissenschaftliche Zwecke und Fächer. Nur an einer solchen fehlt es, welche sich ausschließend mit dem beschäftigte, woran jeder gebildete Mensch, jeder Mitbürger unsrer Nation schon als solcher Antheil nehmen soll.

Geschichte im weitesten und höchsten Sinne des Wortes, Philosophie des Lebens, die Litteratur unsers Volkes und unsers Zeitalters, und die Kunst des Schönen; das sind die Gegenstände, welche den Umkreis dieser National-Bildung im Allgemeinen bezeichnen. Die Behandlungsweise darf nicht bloß auf eine flüchtige Unterhaltung berechnet, aber sie muß lebendig, klar und allgemein verständlich seyn.

Einige der gelesensten Zeitschriften scheinen mehr geeignet, dem herrschenden Geiste und der Menge auf jede Weise zu huldigen, und zu schmeicheln, als daß sie den Muth haben sollten, die Grundsätze, auf welchen die geistige und innere Wohlfahrt des Menschen beruht, auch gegen die gemeine Neigung und Meinung, gegen drohende

Angriffe und verwirrende Verhältniſſe aufrecht zu erhalten. Welchen Charakter eine allgemeine wiſſenſchaftliche National-Zeitſchrift in dieſer Hinſicht behaupten ſollte, darf wohl nicht erſt auseinander geſetzt werden.

Ein Unternehmen dieſer Art kann, wenn es gelingen ſoll, nur durch eine reichhaltige Vereinigung geiſtiger Kräfte und bewährter Talente zu Stande kommen.

Auch geſchieht es nur im Vertrauen auf die verheißene Mitwirkung mehrerer ſehr achtungswerther und ausgezeichneter Schriftſteller und Gelehrten, daß der Herausgeber es wagt, ein Deutſches Muſeum anzukündigen, welches mit dem Anfange des Jahres 1812 beginnen wird. Nebſt den abhandelnden oder erzählenden Aufſätzen wird es ausführliche Beurtheilungen oder allgemeine Ueberſichten und kurze Nachrichten von den wichtigſten Erſcheinungen im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt enthalten. Auch Gedichte und kürzere Darſtellungen oder Producte des Witzes ſind nicht ausgeſchloſſen.

Die Verlagshandlung wird ſich beeifern, durch die äußere Einrichtung dem Gehalt und Zweck des Ganzen zu entſprechen.

Wien, den 1. November 1811.

Friedrich Schlegel.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat den Verlag dieſer Zeitſchrift übernommen; wovon mit Anfang jedes Monats ein Heft von 5 bis 6 Bogen in gr. 8. erſcheinen wird, und wir hoffen die Verſicherung des Herrn Herausgebers gerechtfertigt zu haben, daß daß ſich dieſe Zeitſchrift auch durch ein angenehmes Aeußere vortheilhaft bey dem Publicum empfehlen ſoll. — Der Preis für den ganzen Jahrgang iſt 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. Rhein.

Camefina'ſche Buchhandlung.

Mohr und Zimmer nehmen Beſtellungen an.

---

Um das Zuſammentreffen mit andern Ueberſetzern zu vermeiden, zeige ich hierdurch an, daß ich ſeit meiner Reiſe durch Italien im vergangenen Jahre mit der Ueberſetzung und Bearbeitung des ſchätzbaren Werkes vom Profeſſor Teſta zu Bologna, über die Krankheiten des Herzens, beſchäftiget bin. Dieſes Werk, deſſen beyde erſten Bände im J. 1810 erſchienen, verdient in jeder Hinſicht mehr gekannt zu ſeyn, beſonders von denen, die höhere Wiſſenſchaftlichkeit achtenden Aerzten Deutſchlands, als bey der jetzigen Erſchwerung des Buchhändlerverkehrs mit dem Auslande möglich ſeyn würde. Ich hoffe daher in dieſer Ueberſetzung eine, den Aerzten meines Vaterlandes

nicht unwillkommene Arbeit unternommen zu haben. Die beyden ersten Bände erscheinen unfehlbar zu der Michaelismesse dieses Jahres in der Gebauerschen Buchhandlung zu Halle; die beyden folgenden aber werde ich, wenn das Original bis dahin vollendet ist, zur Ostermesse 1813 dem Publicum vorlegen.

Berlin, den 20. Januar 1812.

F. von Loder D.

---

Ein Staatsmann, welcher zugleich vieljähriger Rechtspraktiker gewesen ist, hat folgendes Werk in unsern Verlag gegeben, wo es zur Ostermesse 1812 erscheinen wird.

Der Code Napoleon im gedrängten vollständigen Auszug, nebst Anmerkungen; ingleichem einem kurzen Anhange in Bezug auf die Westphälische Gesetzgebung. Als Hand- und Hülfsbuch für gebildete Staatsburger überhaupt; insonderheit aber für Studirende und Praktiker.

In diesem Werke ist der Sinn aller Gesetze mit möglichster Kürze und mit größter Treue und Klarheit des Ausdrucks wiedergegeben; die schnelle Uebersicht der einzelnen Materien ist durch die Art der Bearbeitung und des Drucks sehr befördert, und es wird sonach zu einem bequemen Hülfsmittel des Studiums und des Gedächtnisses dienen; ersteres um so mehr, da es in litterarischer, doctrineller und praktischer Hinsicht eine große Anzahl wichtiger Anmerkungen enthält, und dadurch zum Theil auch die Stelle eines Repertoriums für diejenigen vertritt, welche sich ausführlicher über einzelne Materien belehren wollen.

Die Gemeinnützigkeit desselben wird sich daher unbezweifelt bewähren. Der Druck ist übrigens zu mehrerer Bequemlichkeit so eingerichtet, daß es in zwey einzelne Bändchen gebunden werden kann. Der Ladenpreis wird etwa 1 Rthlr. 6 gr. Pr. Cour. betragen.

Magdeburg, d. 1. Febr. 1812.

Creutz'sche Buchhandlung.

---

Zweyte Nachricht, die Erscheinung der zweyten Auflage von W. Heinsius Bücher-Lexicon, 4 Bände in 4., betreffend.

Da der Druck dieses für die Litteratur so wichtigen Werkes nunmehr angefangen hat, und rasch fortgesetzt wird, dergestalt, daß die Erscheinung aller vier Bände zur Ostermesse 1812 Statt finden kann;

ſo wird hierdurch Jedermann nochmals aufmerkſam gemacht, welche Vortheile dem Publikum durch die Pränumeration erwachſen, Vortheile, die nach Ablauf des Pränumerations-Termines, der, wegen der Entfernung und des jetzt nach vielen Gegenden gehemmten litterariſchen Verkehrs, bis Ende Februar 1812 verlängert worden iſt (anſtatt Ende Januar 1812), ſpäterhin nicht gewährt werden können.

| | Pränumerationspreis. | | Nachheriger Pr. |
|---|---|---|---|
| auf Dryp. 4 Bde, 4. | 12½ Rthl. | in Ld'or à 5 Rthl. | — 20 Rthl. |
| auf Schrbyp. | — 15 — | do. | — 24 — |
| in Folio 8 Bde als Inventarium auf ſtarkes Schrbyp. | 35 Rthl. | do. | — unbeſtimmt. |

Die reſp. Pränumeranten werden um Einſendung ihrer Namen, um ſolche vordrucken zu können, ergebenſt erſucht.

Im Uebrigen verweiſe ich Jedermann auf die im July 1811 erſchienene Anzeige, welche durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu erhalten iſt.

Leipzig, im December 1811.

Johann Friedrich Gleditſch.

---

## Buchhändler-Anzeigen.

Bey J. A. Barth und P. G. Kummer in Leipzig iſt erſchienen:

Friedr. Aug. Carus nachgelaſſene Werke. Erſter und Zweyter Theil. Pſychologie. gr. 8. 1808. 4 Rthlr. Dritter Theil. Geſchichte der Pſychologie. 1809. 2 Rthlr. 16 gr. Vierter Theil. Ideen zur Geſchichte der Philoſophie. 1809. 2 Rthlr. 16. Fünfter Theil. Pſychologie der Hebräer. 1809. 1 Rthlr. 16 gr. Sechſter Theil. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. 1810. 1 Rthlr. 16 gr. Siebenter Theil. Moral- und Religionsphiloſophie. 1810. 1 Rthlr. 16 gr.

Nicht bloß die zahlreichen Schüler des verewigten Carus, von welchen der beſſere Theil nicht durch Auctorität des Ruſs und der Gewohnheit, ſondern durch den lebendigen anziehenden Vortrag, und insbeſondre durch eifrige Hinführung der Wiſſenſchaft auf das Leben und die Erhebung der lebendigen Erfahrung zur Wiſſenſchaft, mit wohlwollenden Vertrauen zu ſeinem hier größtentheils mit möglichſter Vollſtändigkeit abgedruckten Vorleſungen hingezogen wurde; auch jene Gelehrte, welche perſönlich ihn nicht kannten, aber mit ihm die werkthätige Wiſſenſchaft einer ſyſtematiſchen Wort- und Namenerklärung vorziehen; ſo auch diejenigen, welche zu dem Studium der höhern Philoſophie ſich vorbereitend, in Gefahr gerathen, im kühnen Aufſluge zur Speculation, die vor unſern Augen liegenden feſtbegründeten

Zeichen des Abſoluten und Höchſten in den wiederkehrenden Erſcheinungen des Menſchenlebens zu vergeſſen; ja ſelbſt viele, welche ſchon eine höhere ſyſtematiſche Anſicht gefaßt haben, werden ſich von dieſer nun geſchloſſenen Sammlung der nachgelaſſenen Carus'ſchen Schriften mannigfaltig angeregt und angezogen finden, deren Inhalt folgender iſt.

Der erſte und zweyte Band enthält die Pſychologie, das erſte und letzte Ziel, welches der Verf. ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben vorſetzte, zugleich daher auch das vollſtändigſte Werk, welches in neuerer Zeit in dieſer Wiſſenſchaft erſchienen; ein Werk, in welchem ſich des Verf. unermüdeter und durch lebendiges Intereſſe an ſeine Wiſſenſchaft angeregten Sammlerfleiß auf jeder Seite trefflich offenbart, und welches, wenn auch nicht in der Ausführung jedes Theils der Pſychologie, doch ſicher wegen des überall durchleuchtenden Fleißes, Forſchungs- und Beobachtungsgeiſtes, und wegen des reichen Vorraths von Materialien den Bearbeitern und Freunden der Pſychologie ausgezeichnet, und auf lange Zeit unentbehrlich ſeyn wird. Daſſelbe gilt von

Der Geſchichte der Pſychologie, welche im dritten Bande gegeben worden iſt, und von welcher ein Kenner in der Jena'ſchen Litter. Zeit. 1810 No. 236 ff. das vortheilhafteſte Urtheil gefällt hat, indem er ſie den erſten Verſuch dieſer Art nennt, weil ſie die Bahn gebrochen, und die weitere Ausführung und Vervollkommnung unendlich durch ſie erleichtert worden ſey, und von ihr ſagt, daß ſie einen großen Reichthum an Stoff aus den nächſten und entfernten Quellen, viele treffliche Combinationen und Anſichten enthalte, ferner den Weg zeige, den man vorwärts und rückwärts gethan hat, um eine Erfahrungsſeelenlehre zu Stande zu bringen; richtige Grundſätze zur Beurtheilung deſſen, was ſchon geſchehen, und noch zu leiſten übrig, aufſtellt, und zugleich eine vollſtändige Litteratur der Pſychologie in ſich faſſe. Darauf folgen

Im vierten Bande, die Ideen zur Geſchichte der Philoſophie, welche als Beyträge eines ſelbſtdenkenden und der alten Quellen kundigen Mannes zur Bearbeitung eines ſo umfaſſenden Feldes der Wiſſenſchaft einen nicht unbedeutenden Werth haben.

Der fünfte Band, welcher die Pſychologie der Hebräer enthält, iſt wegen der Anwendung der eigenthümlichen pſychologiſchen Grundſätze und Anſichten des Verf. auf die Bibel und ihre Erklärung, welche ſich, mit ſeiner Sprachkenntniß verbunden, zeigt, vorzüglich intereſſant. Darauf folgen

Im ſechſten Bande die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, deren hauptſächlichſten Werth wir in die mannigfaltigen aus der Geſchichte abſtrahirten Bemerkungen über Cultur und ihre Perioden ſetzen zu müſſen glauben.

Der siebente Band beschließt diese Sammlung mit den Vorlesungen des Verf. über Moral und Religionsphilosophie, in welchen man die Spuren dessen, was der Verf. dieser Wissenschaften noch geleistet haben würde, wenn ihn nicht ein zu früher Tod ereilt hätte, mit Wehmuth bemerkt. Diesem Bande ist auch eine von dem Herausgeber verfertigte biographische Charakteristik des Verf. beygefügt worden.

Jeder Band dieser schätzbaren Sammlung wird auch einzeln unter seinen besondern Titel von den Verlegern für die oben bemerkten Preise besonders verkauft.

---

Lijst der Werken van J. L. Ewald, 'alle uitgegeven bij den Boekverkooper Joh. van der Hey, te Amsterdam.

(Verzeichniß der Schriften von J. L. Ewald, die in Holländischer Uebersetzung bey dem Buchhändler Joh. van der Hay in Amsterdam herausgekommen sind.)

1. De Opvoeding van het Menschdom, volgens den Bijbel, 2 deelen. (Die Erziehung des Menschengeschlechts, nach der Bibel, 2 Theile.) 2 fl. 16 kr.

2. De Christen bij de groote Wereldveranderingen, een Nood-, Troost- en Hulpboekje voor Christenen. (Der Christ bey den großen Weltveränderungen, ein Noth-, Trost- und Hülfsbuch für Christen.) 1 fl. 16 kr.

3. Christelijk Zondagsboek, of stichtelijke Overdenkingen op alle Zondagen in het Jaar. (Christliches Sonntagsbuch, oder Betrachtung auf alle Sonntage im Jahr.) 4 fl. 10 kr.

4. Karakterschetsen van sommige Personen, voorkomende in de Lijdensgeschiedenis van Jezus. (Leiden, Tod und Auferstehung Jesus, von ihrer menschlichen Seite betrachtet.) 1 fl. 16 kr.

5. Lazarus, voor Lijdenden. (Lazarus für Leidende.) 1 fl. 10 kr.

6. Godsdienstig Handboek voor Christen-Vrouwen en Dochters. (Erbauungsbuch für christliche Frauen und Töchter. 3 fl. 18 kr.

7. Godsdienstig Handboekje, bijzonder voor de Jeugd, met Overdenkingen op elken Morgen en Avond van alle de dagen der Week, ook op Feestdagen, en bij het aannemen tot Lidmaat, bij het Heilige Avondmaal en voor het Krankbed. (Erbauungsbuch, besonders für die Jugend, mit Betrachtung auf alle Morgen und Abend in der Woche ꝛc.) 1 fl. 16 kr.

8. Christelijke Opwekkingen op alle de dagen der Week: in vreugde en lijden, in gezondheid en krankheid; ook Over-

denkingen op Feest- en Avondmaalsdagen en in den Oogst (Christliche Erweckungen auf alle Tage der Woche, auch Fest- und Communionbetrachtungen ꝛc.) 2 fl. 4 kr.

9. Liefde- en Gelegenheits-Leerredenen, met het Portrait van den Auteur, door Marcus (hetwelk ook afzonderlijk à 1 fl. te bekomen is). (Gast- und Gelegenheitspredigten mit dem Portrait des Verfassers.) 1 fl. 16 kr.

10. Jezus Menschenkennis, of Overdenkingen over de Gelijkenisſen van onzen Heiland. (Jesus Blick auf Natur und Menschheit, oder Betrachtungen über die Gleichnisse Jesu.) 3 fl. 18 kr.

11. Voorlezingen over de Opvoeding der Jeugd, uit het Hoogduitsch, door J. van wijk Roelandsz, 2 deelen. (Vorlesungen über Erziehungslehre und Erziehungskunst, 2 Theile.) 4 fl. 14 kr.

12. Korte Handleiding voor het Onderwijs der Jeugd in de Lagere Scholen, uit het Hoogduitsch, door J. van wijk Roelandsz. (Kurze Anleitung zum Unterricht der Jugend in den niedern Schulen.) 10 kr.

13. Huwelijksbetrekkingen en Huwelijksleven, in Brieven, 2 deelen. (Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben, in Briefen, 2 Theile.) (Der dritte Theil wird jetzt eben übersetzt.) 5 fl. 6 kr.

Bovengemelde Werken zijn allen zeer netjes, meest in gr. 8vo gedruckt, en met gegraveerde Titels en Vignetten, door Marcus versierd.

---

Bey Mohr und Zimmer in Heidelberg ist zu haben:

Agathokles, von Carolina Pichler, geb. v. Greiner. 3 Theile. gr. 8. Schrbpp. 7 fl. 12 kr.

Dieſes Werk sowohl, wie die übrigen von derselben Verfasserin sind auch in Leipzig bey Hrn. Liebesfind in Commission zu haben.

Anton Pichler Buchhändler in Wien.

Von den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur erscheinen nach der nunmehrigen Einrichtung wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen, oder eine Woche zwey und die andere Ein Bogen. Die Intelligenzblätter ungerechnet, und werden regelmäßig durch die hiesige löbl. Zeitungsexpedition an alle löbl. Postämter versendet. Monatlich wird das Journal durch die Buchhandlungen geheftet ausgegeben. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist in Sachsen und Norddeutschland 5 Reichsthaler und in den Rheinischen und Süddeutschen Ländern 8 fl. Vorausbezahlung.

Das Intelligenzblatt nimmt litterärische Bekanntmachungen und Buchhändler-Anzeigen auf gegen die Insertionsgebühren von $1\frac{1}{2}$ Gr. oder $6\frac{3}{4}$ Kreuzer für die aus kleiner Schrift gedruckte Zeile.

## Inhalt.

1) Weiß, D. Chr., Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschl. Seele. ---------- 209
2) von Haupt, Theod., Theor. prakt. Commentar des Napoleonischen Gesetzbuchs. ---------- 220
3) von Göthe. Aus meinem Leben. Von J M O. ------ 225
4) von Nicolay, H., Vermischte Gedichte und prosaische Schriften. Von Fn. ---------- 233
5) —— Das Landgut Monrepos in Finnland. Von Dems. ib.
6) ΠΙΝΔΑΡΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. Pindari opera quae supersunt. Ed. Aug. Boeckhius. ---------- 240
7) ΠΙΝΔΑΡΟΥ ΕΠΙΝΙΚΙΑ. Pindari epinicia graece. Ed. A. Boeckhius. ---------- ib.
8) Graß, Aloys, Neuer Versuch die drey ersten Evangelien zu erklären. Von Ps. ---------- 260
9) Harms, Claus, Sommerpostille. ---------- 281
10) Beermann, H., Handbuch des im Königreiche Westphalen neu eingeführten Strafrechts. ---------- 284
11) Scheunemann, G. W., Ueb. d. Proceßverfahr. b. den Friedensgerichten des Königr. Westphalen. ---------- 288
12) Sull' Ernie — Memorie anatomico - chirurgiche di Antonio Scarpa. (Fortsetzung.) ---------- 297
13) Rosenmüller, J. C., chirurgisch - anatomische Abbildungen. Von T. ---------- 301
14) Brüchner, Chr. A., Medicinisch - pharmaceutische Receptirkunst. Von X. ---------- 304
15) Elémens d'arithm. univers. p. C. Kramp. Von L B B. 305
16) Gutberlet, D. M. J., Versuch üb. die Sicherungsanst. geg. die Entsteh. u. Ausbreitung contag. Krankh. Von X. 318
17) Walch, Fr. A., Ausführl. Darstell. des Ursprungs, der Erkenntniß, Heilung u. Vorbauung der venerisch. Krankheit. Von X. ---------- 319

Heidelbergische

# Jahrbücher

der

# Litteratur.

---

Fünfter Jahrgang.

Viertes Heft. April.

---

Heidelberg,
Mohr und Zimmer.
1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von W. G. Becker. Heft 9 und 10, oder Band 3 Heft 1 u. 2. 1811.

(Fortsetzung der im Jahrg. 1811 No. 37 S. 586 abgebrochenen Recension.)

Taf. 95 und 96 enthalten zwey der Idee nach ganz, und auch in der Anordnung sehr ähnliche, aus Tivoli stammende Gruppen. „Keine andre aus dem Ganzen gearbeitete übertrifft sie an kühnen Wendungen und Verwicklungen, und von allen Seiten sind sie gleich befriedigend für den Anblick.“ Leider sind sie stark ergänzt, besonders die zweyte. Einem ältlichen Satyr entwindet sich ein jugendlich schöner, ganz weiblich gebildeter Hermaphrodit, indem er jenem eine Hand ins Gesicht drückt, und sich so wegstemmt, und ihn zugleich mit dem einen Fuß zurückwirft, während jener ihn selbst an dem andern Bein noch zu halten sucht. Indem der Verf. den Vorwurf des Unsittlichen von dieser Vorstellung auf weder nöthige, noch glückliche Weise abzuwehren sucht, trennt er das künstlerische und archäologische Interesse allzuscharf von einander, und scheint zu meinen, daß, etwa wie es früh eine symbolische Darstellung ohne alle künstlerische Absicht gab, so auch die Künstler zuweilen ohne Rücksicht auf alle Bedeutung und Vorstellung, nach bloßen Formen und Stellungen getrachtet hätten, da denn jeder Stoff durch die Kunst geheiligt worden sey, z. B. diese lüsterne Gruppe durch die Absicht, edle Jugend mit thierischem Alter in schwierigen Bewegungen zu contrastiren. Es kann der Kunst, die auf sehr systematischem Wege zur Bildung der Thiere vorgeschritten war, nicht an sich und gradezu verargt werden, wenn sie auch das, was man das am meisten Thierische nennen möchte, darstellte, so wenig als dem Naturforscher, wenn er es nicht ausschließt. Ob man aber in der Regel zu solchen Darstellungen geschritten, weil die

übrige Fülle der Natur gleichsam erschöpft war, und ob mit gleichem Sinn, wie zu unschuldigern, ob wohl auch kräftigen, ob man nicht vielmehr der Lascivität damit habe huldigen wollen, möchte unschwer zu entscheiden seyn. Und wahrlich hört eine solche Scene nicht darum auf, anstößig zu seyn (denen, von welchen hier überhaupt die Rede ist) weil es nicht ein Weib ist, das mit dem gemeinen Satyr ringt; denn der schöne weibliche Körper des Hermaphroditen wirkt wie ein ganz natürlicher, durch die, allenfalls mythische, damit verknüpfte Idee sehr ungestört. — Was den Hermaphroditen überhaupt betrifft, so äußert der verdienstvolle Herausgeber, Hr. Prof. Heinrich habe in seiner Abhandlung diese Materie gewissermaßen erschöpft, und nur davon nicht überzeugt, daß man in dem Hermaphroditen auf Kunstwerken, wie gegenwärtige, die alte doppelgeschlechtige Venus zu erkennen habe (was zwar diese Abhandlung sich zur eigentlichen Aufgabe gesetzt hatte, und so zu gleicher Zeit eine künstlerische Conception mißverstand, vgl. Meyer zu Winckelmann's Werken Th. 4 S. 273 — und falsche Documente in die spätere Religionsgeschichte der Alten einführte). „Schwerlich läßt er sich so betrachten; denn wenn auch jene Zwittergestalt dazu die erste Veranlassung gegeben haben sollte, so haben doch die Griechischen und Römischen Künstler nicht mehr den nämlichen Begriff zu Grund gelegt, und schwerlich die Vorstellung einer männlichen Venus dabey beabsichtigt. Der Kopf ist ja auch an dem unsrigen gar kein Venuskopf — die Künstler hätten die Göttin auch nicht so sehr erniedrigt, als in dieser Gruppe geschehen; hätten sie es gewollt, so bedurfte es dazu keiner Vorstellung einer Venus von beyderley Geschlecht, wovon schon der Gedanke hätte beleidigen müssen ꝛc.“, was wir alles gern glauben wollen, so wie, daß die Ovidische Dichtung vermuthlich aus Kunstwerken geschöpft worden sey. Nicht so aber das, was von „gewissen“ Mysterien vorkommt, Orientalischen, der Kyprischen Göttin (die übrigens den Namen von der Griechischen Aphrodite rückwärts empfangen haben könnte, wegen einer Aehnlichkeit in ihrer Bedeutung), weil dieß, so wie schon der Name, allzu vag und nicht historisch begründet ist. Man darf doch nicht geheimnißvolle Lehren und

symbolische Andeutungen mit Mysterien und Priesterschaften verwechsein. So fehlt es auch der Vorstellung, die der Heinrich'schen zu Hülfe kommen möchte, daß nämlich die Kyprische Göttin ein bärtiger Hermes oder Priap mit Brüsten gewesen, von den Griechen also Hermaphroditos genannt worden seyn möchte (warum bey Brüsten grade an Aphrodite denken, wie bey dem Phallus an Hermes?), wonach sie denn vielleicht ähnliche Hermen gebildet, aber auch sofort — und für die Kunst unmystisch — bloß Doppelhermen mit den Köpfen von Hermes und Aphrodite, und endlich einfache mit dem Kopf der Aphrodite allein (immer unter dem vorigen Namen), aufgestellt hätten, an Halt und Grund.

Taf. 97. Weibliche Gewandfigur in altem Griechischem Stil, woran Kopf und Arme fehlen. Der Verf. vermuthet eine Vesta in ihr, ohne besondern Grund. Aber warum eine Römische, nicht, nach der Arbeit, eine Griechische, da dort Hestia gebildet wurde, laut Pausan. u. a.? Eine sichre Vorstellung von ihr, außer auf Münzen, ist uns ebenfalls nicht bekannt. Taf. 98. Pallas. Taf. 99. Kleiner Apollon. Taf. 100. Kleine Diana, doppelt geschürzt, unter der Brust und, etwas mehr, um die Hüften. Taf. 101. Diana, lebhafter, in kleinen Stiefeln, zu den Füßen eine Hindin, auf der ein Hund sitzt, und beißt. Taf. 102. Zwey schöne weibliche Porträtköpfe, der eine mit einer lorbeerumschlungnen Mauerkrone, die sich oft in Marmor und auf Münzen findet. Taf. 103. 104. Porträtstatuen als Venus. Taf. 105. Andre Porträtstatue, unterhalb mit starkem Gewand bekleidet, über der Brust ein fast verschwindender Florschleyer (um die Nacktheit im Bild und vor den Augen des Künstlers mit dem Anstand auszugleichen). Taf. 106. Porträt eines lieblich sitzenden, und nach einer von zwey nur in Nebendingen verschiedenen Wiederholungen, knöchelspielenden Mädchens, mit für sein Alter übertriebnen Haarflechten. Taf. 107. 108. Zwey nackte Statuen, die eine in männlicherem, die andre in jugendlicherem Alter (von jeder besitzt die Galerie noch eine Copie), welche Gladiatoren genannt, von dem Verf. aber aus triftig scheinenden Gründen (den ausgenommen, man werde gemeinen Gladiatoren, Sclaven, keine Statuen errichtet haben; denn es könnten

ja Griechische Athleten seyn), für Helden, die irgend einen wichtigen Platz glücklich vertheidigt hatten, und etwa mit artistischer Willkühr grade in dieser Stellung abgebildet wurden, erklärt, und mit dem Borgheſischen Fechter darin verglichen werden. Taf. 109. Ein Fechter, in bläulichgrauem, sonst unbekanntem Marmor, schon in Perionii Collect. ant. Rom. 1736 edirt. Die Arme fehlen, aber an dem Paimentronk finden sich Cästus von besonderer Gestalt, nämlich Handfutterale, oder Handschuhe, womit man die länglich runden verwundenden Bleymassen umgriff.

Taf. 110. Sarkophagsseite von verständiger, lebenvoller Anordnung und guter, vorzüglich in den Thieren charakteristischer Zeichnung. Eine wilde Jagdpartie. Durchspießt stürzt ein Hirsch, mit neben herausgestreckter, gebißner Zunge; ein Löwe, der eingeschmiegt gähnt, nachdem mit dem Speer ein muthiger Jüngling ihn traf (Ilias 20, 167), und in dem verachtenden Aufblicken zum Jäger und im Schmerz den Hund vergißt, der sich unten an seinen Leib klammert, während zwey andre ihre Versuche bereuen; und drittens ein ungeheurer, gegen den Löwen kolossaler Eber, der, angeschossen, einen Burschen niedertritt, und von hinten mit einem gewaltigen Spieß in den Rachen gebort wird, den Hunden allzu überlegen. Oben, wie in der Ferne, streckt noch ein Auerochs seinen Kopf heraus. Ueber dieser untern Linie sieht man hauptsächlich zwey Reiter mit furchtbar gesträubten Haaren, wovon der Eine zurückflieht, nachdem er den Löwen geschossen, und der andre nun nach ihm sticht, und einen dritten auf den Eber gerichtet. Diese Reiter sind in langen Hosen und weiten über den Hüften gegürteten Kitteln, und mit einen Mänteichen darüber bekleidet. Um den Eber sind vier Personen zu Fuß beschäftigt. Der Verf. sieht in diesem Ganzen die kalydonische Jagd, denn dafür spreche die Größe des Ebers, die allerdings barbarisch gekleideten Jäger könnten die Kureten, Einwohner des Landes vor der Ankunft der Aeoler aus Elis, bezeichnen, und daß bey Aufsuchung des ungeheuern Ebers noch andre wilde Thiere in den Wurf kommen, sey der Natur der Sache angemessen, das Bild werde dadurch eher bereichert, als überladen, und der Künstler habe den Vortheil, sich im Thierzeichnen sehen zu

lassen. Rec. hat dieser Erklärung zu widersprechen verschiedene Gründe, um derenwillen er eine genaue Beschreibung voranschicken mußte. 1) Gehört die Kalydonische Jagd unter die Vorstellungen in Basreliefen, die einen fast unveränderlichen Typus haben. 2) In den häufigen Wiederholungen derselben findet sich die vollkommenste Einheit, alles auf den Eber bezogen, auf den hier nur ein Drittheil der ganzen Handlung fällt. 3) Daß die Kureten so eigen gekleidet seyn, daß grade sie allein reiten sollten, ist schon darum kaum zu glauben, weil sie so die Hauptpersonen vorstellen würden; denn das Volk um den Eber herum sieht gemein aus, gar nicht heroenartig. Besonders würde der, welcher stolz auf den Eber zusprengt, dem angeblichen Meleager, der von hinten den schon geworfnen Eber sticht, sehr schaden. 4) Atalanta soll in einer Figur zu erkennen seyn, die nur halb sichtbar und auch übrigens untergeordnet ist. Nach dem Stich läßt sich nicht behaupten, daß diese Figur keine weibliche sey; aber bezweifeln darf man es aus dem Ganzen. (Eine entblößte Brust findet sich oft auch an männlichen z. B. gleich Taf. 111 an einer.) Doch gesetzt, sie wäre es, so kann es ein Weib aus dem Volk seyn, das mitausgezogen ist. Atalanta erscheint immer, und muß der Natur des Sujets nach erscheinen, edel und schön gerüstet, wie eine Diana unter den Jägern. Demnach vermuthen wir, daß vielmehr hier nicht jene, noch überhaupt eine bestimmte, sondern irgend eine Jagd ausgeführt sey, eine schaurige, gefahrvolle, in der Zeit, wo dergleichen, unter die Hofliebhabereyen aufgenommen, sehr kühn und ritterlich betrieben, ein großes Interesse für die Römer gewonnen hatte. Die Vorstellung einer kaiserlichen, oder überhaupt Römischen Jagd mußte aber immer in gewissen Schranken der Wahrheit bleiben. Wollte man aus artistischen Motiven die Gefahr und den Streit des Muths und der Kräfte zum Aeußersten steigern, so lag der Gedanke nah, auf ein Feld freyerer Erfindung tretend, ein nordöstliches Volk, von bekannter Kühnheit, und das nicht zu gut für solche haisbrechende Kämpfe schien, gegen die Störer seiner Ruhe ausziehn und streiten zu lassen, oder im ganzen Umfang dessen Jagdlust vor Augen zu stellen. Den kolossalen Eber brauchte man aber nicht grade aus der Kalydonischen

Jagd zu borgen. Aehnliche sind bekannt aus dem Alterthum z. B. der, welcher die Mysier nöthigte, nach vergeblichen Anstrengungen, die Hülfe des Krösus anzusprechen, Herod. 1, 36, und mancher Weidmann kann aus den Erzählungen seiner Vorfahren angeben, wie ungeheuer der Eber in ungestörtem Wachsthum werden kann. Treffend scheint der Verf. die schon ihrer Kleinheit nach ideale Figur in der Einen Ecke einen aufgeschreckten Berg-Genius zu nennen, wie es auch mit der Figur des Bergs Kaukasus seyn möge, die Visconti Mus. P. Cl. Th. 4 Taf. 25 zu sehn glaubt. Der Alte streckt den Arm aus, als ob er dabey spräche: Platz für alle hat die Erde; was verfolgst du meine Heerde?

Taf. 111. 112. Ein Sarkophag, dessen Vorderseite eine der allerschönsten und vielleicht auch der interessantesten Bakchischen Vorstellungen enthält; nur leider bis jetzt eine ziemlich unbekannte, indem der Verf. (so auch Rec.) gesteht, keine ähnliche zu kennen, wodurch Licht auf sie verbreitet würde. Die Anordnung ist nach dem feinen, leise versteckten symmetrischen Gleichgewicht, das man an vielen Sarkophag-Reliefen zu bewundern hat, und die im Ganzen innig verbundne Handlung zerfällt in drey einfache Partieen, ohne daß, wie auch nicht selten der Fall ist, die Hauptpartie sich in Motiven und Figuren noch ferner gliederte. Zu der Vermuthung des würdigen Verf., daß eine Einweihung in Mysterien vorgestellt sey, fügen wir einige Bemerkungen hinzu, mehr von dem künstlerischen Ausdruck, als von dem Historischen des Gegenstandes hergenommen, die wenigstens einen andern Betrachter tiefer und sichrer in den Sinn einzuführen, vielleicht beytragen werden. Ein Monument von so geistreicher Erfindung und Ausführung und so originellem Inhalt wird denen, welche in den Compositionen der Basreliefs mancherley Verwandtschaft mit den dichterischen Compositionen der Griechen zu betrachten und zu schätzen wissen, der Erforschung vollkommen würdig dünken; und erst wenn der Mittelpunct, das Ganze, mit Bestimmtheit aufgefaßt ist, läßt sich auch das Einzelne und das Kunstschöne am lehrreichsten würdigen. Die Hauptgruppe in der Mitte besteht aus einem schönen, mit der Nebris umhängten, aber darunter mit einer ärmellosen Tunica talaris und kurzem

Ueberkleid schön verhüllten Weibe, das, an einem Trabanten sich haltend, das Gesicht abwendend, niedersinkt, aus einem zweyten Trabanten zu ihrer andern Seite, dem Dionysos, der nackt, mit der Nebris, hinter ihr, und endlich einem Satyr, der vor ihr steht. Links von dieser Mittelscene ist das Bakchische Gefolg einfach, ruhig und feyerlich dargestellt in zwey lieblichen Bakchantinnen mit Becken und Tamburin, zwey Satyrn, deren einer aus dem großen umlaubten Dionysischen Krater ein Trinkhorn geschöpft hat, und der andre eins hineingießt, und einem Panisk, der auf einem Weinschlauch ruhend, nur still dieses Segens sich freut. Rechts hingegen sehen wir außer einer Bakchischen Kanephore und einem Satyr, die gleichsam dieser Scene zur Einfassung dienen, zwischen zwey Pinien schwebend, aber sich wohl daran haltend, und noch an dem Fels gestützt, aus dessen Höhle er vielleicht erscheint, einen nackten Burschen, bloß mit einer Fackel versehen, fast so groß als die andern Figuren, den wir in der Verlegenheit sind, Genius, Genius der Mysterien (ein sehr vager und hypothetischer Ausdruck) zu nennen. So viel uns bekannt ist, eine ganz neue Erscheinung auf Marmorn. Unter ihm langt knieend eine antistita sacrorum, in ungeärmelter Tunica talaris, und, vielleicht wegen ihrer Gravität ohne Nebris, aus dem mystischen Korb, dem ein Löwe sich aufmerksam und demüthig nahe, einen Granatapfel dem Silen hervor (nicht einem Priester, aber wohl jenem als Priester, wenn man ihn nach seinem Gewand und seiner frommen Miene so nennen will); der ein um etwas größeres ovales Ding entgegen reicht, wie Rec. vermuthet, um den Apfel darin aufzunehmen, und etwas geweihtes nicht durch Berührung zu entheiligen; denn es scheint nicht etwas aus dem Korb schon erhaltenes, oder sonsther schon für die Braut bestimmtes, wie ein Ey, zu seyn, sondern sich auf den entgegengehaltnen Granatapfel zu beziehn. — Ist nun vielleicht, fragt der Verf., hier die Weihe Ariadnens vor ihrer Vermählung vorgestellt, in einem uns übrigens unverständlichen Moment der Ceremonie? Dieser Moment, bemerken wir erstlich, ist ein schauerlich ernster; eine heilige Formel erklingt von dem Genius, oder ein Befehl von dem Gott, der in redender Geberde ist, und durch die ganze Reihe der Figuren geht die Wirkung. Einige lauschen, wie

ken, als auf etwas zu vernehmendes, jener Satyr scheint im Ausleeren seines Horns einzuhalten, selbst der Löwe zu horchen. Ob Tamburin und Cymbeln die Rede begleiten, oder ob der sich umwendende und winkende Satyr eben ihnen, als beym Beginn der Rede, Einhalt gebietet, läßt sich nur rathen. Aber die Schöne, welche dieß alles angeht, sinkt schreckvoll zu Boden. Kann so das Religiöse sie bestürzen, oder soll man nicht vermuthen (ein solcher Künstler läßt tiefe Naturwahrheit erwarten), daß hinter der Weihe noch etwas unmittelbares, nicht bloß die Seele, sondern auch diesen hinfallenden Leib betreffendes versteckt liege? Der Granatapfel, der ihr durch den Silen gereicht wird, deutet es genugsam, und es fragt sich nur, ob sie Ariadne, oder ob hier nur eine mystisch-dramatische Nachahmung einer Bakchischen Scene (wovon noch neuerlich Böttiger in dem gediegenen Excurs über die Campanischen Vasen in seiner Archäologie der Malerey Th. 1 und Creuzer Symbolik Th. 3 S. 473 ff. gehandelt haben), zu erkennen sey? Es ist wahr, der Genius in seinem gezwungnen künstlichen Hängen gleicht weniger einer Wundererscheinung, als einem nachgemachten Wunder. Allein mit so viel Mannigfaltigkeit bräutliche Scenen Ariadnens auf den Marmorn vorgestellt sind, so gar nicht erinnern sie sonst an mimische Repräsentationen Bakchischer Geschichten und Gebräuche. Es scheint daher, daß jener Umstand nur in der Natur der Marmordarstellung gegründet ist, worin das Gesetz der Schwere und sinnliche Wahrscheinlichkeit vorherrschen, und daß vorgestellt ist, nicht eigentlich die Aufnahme in die Mysterien, sondern die Vermälung und Trauung der Ariadne mit dem Dionysos. Wie dort Jupiter der Juno den Granatapfel, Bild der Fruchtbarkeit, reicht (s. Böttiger Kunstmythol. der Juno S. 98, womit zu vergl. Clemens Protrept. S. 18), so läßt Dionysos ihn hier seiner Geliebten reichen, und zwar einen geweihten, und Ariadne fühlt sich, wenn auch nicht unwilligen Herzens, als Opfer des Bakchischen Hymens. Sichtbar ists, daß Dionysos das Ganze lenkt, und als Vorsteher der Ceremonieen wie als Bräutigam gebietet, den Apfel hervorzuangen, während Silen, der nach ihm am meisten Theil zu nehmen scheint, der Braut zuredet, sie aufmerksam macht auf das, was ihre Ueberwältigung sie

vielleicht nicht bedenken ließ. Es vereinigt sich aber in diesem einfachen Monument vieles, was sonst vereinzeiter dargestellt zu seyn pflegt, der Segen von beyderley Bakchischen Gaben: natürlichen und geistigen, und neben der Hochzeit ist auch zugleich der Indische Sieg nicht vergessen; denn gewiß haben doch die beyden Diener um Ariadne, der Eine im runden Schurz, der andre mit Thyrsus und langem Talar, etwas Orientalisches, und können nicht wohl anders begriffen werden, denn als Trabanten, die der Sieger seiner Braut, nicht ohne Stolz, beygegeben. Daß der Eine so klein ist, mag zufällig seyn, weil sich um eine solche Person die alten Künstler nicht immer viel kümmerten, und der obere Raum für den Arm des Dionysos nöthig war, oder auch absichtlich, weil er Diener ist. — Die Queerseiten enthalten den Silen, gemächlich auf dem Esel ruhend, dem eine Schelle anhängt; und einen Satyr neben einer nackten Bakcha.

Taf. 113. Von der Vorstellung, die Zoëga Bassiril. Taf. 74 bekannt gemacht, ist hier eine unvergleichlich erhaltne, humoristische Nachbildung; reicher in Figuren, als alle dort citirten Gegenstücke. Aber eben in dieser Fülle und diesem gedrängten, lärmenden Wesen liegt, so gut wie in der Idee der einzelnen Figuren, die Caricatur. Auch dieß Relief kann in seiner Art unter die interessantesten gezählt werden. Die abgerundeten schmalen Seiten dieses Sarkophags, Taf. 114, enthalten einige Bakchische Figuren, und auch die Rückseite desselben, Taf. 115, ist mit dergleichen, ebenfalls gründlich komischen, verziert. Taf. 116. Eine sogenannte Pudicitia, eine Matrone aus der Zeit der Republik, in Travertin. Taf. 117. Andre Statue aus Travertin, die man nebst vier andern ihr gleichen, aber vom Kopf abgekommenen, Marius genannt hat, nach dem vermeintlichen Porträt desselben im Capitol. — Drey noch folgende Lieferungen werden diesen Band und das ganze prachtvolle Werk beschließen.

W—k.

---

1) Aristides, oder über die Aufhebung der Steuerfreyheit, und eine gleiche Vertheilung der Reallasten im Königreiche Sachsen, so wie

über die Mittel, dieselben zu erleichtern. Von einem sächsischen Patrioten bey Gelegenheit des Landtags. Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung. 1811. (16 gr.)

2) Statistische Bemerkungen über die Steuerfreiheit der Rittergüther, und die bestehende Steuerverfassung in Sachsen. Zur Unterhaltung bey bevorstehender Landtagsversammlung. Leipzig, bey Paul Friedrich Vogel. 1811. (12 gr.)

3) Auch Ein Wort aus den Nebenlanden über die vorseyende Union sämtlicher Provinzen des Königreichs Sachsen von einem Stift-Naumburgischen Hintersassen. 1811.

So wie es Menschen gab, welche durch die Französische Revolution Alles neu machen, und den ererbten Schatz väterlicher Weisheit und Macht muthwillig vernichten wollten; so gibt es jetzt viele Andre, welche meinen: durch die Herstellung einer erblichen Herrschaft in Frankreich sey der frevenliche Turnus der Umwälzungen beschlossen, und nun alles wieder auf den guten alten Fuß gesetzt. Desto verkehrter erscheine deshalb in Deutschland das Treiben zum Reformiren, man solle doch ruhig seyn, und Gott danken, ohne jenes böse Uebel mit dem Alten gemächlich fortlieben zu dürfen.

Wenn ein gründlicheres Studium aber unwiderleglich beweiset: daß das neue Frankreich von dem alten, trotz oberflächlicher Aehnlichkeit, so verschieden sey, als die Schlacht bey Roßbach von der bey Jena; wenn behauptet wird, man müsse reformiren, damit die Revolutionen nicht eintreten; so entgegnen Viele: das Neue sey nicht das Bessere, und die vorgebliche Reformation verletze Recht und Gesetz, und alles was zeither heilig und ehrwürdig gewesen sey.

Es ist interessant, mit solchen Privatreden das Verhalten der Deutschen Staaten selbst zusammenzustellen. Westphalen mit fast durchgehends Französischen Einrichtungen, das consequenteste Reich; doch wird man hoffentlich nicht müde werden, jene Consequenz mit Milde für Deutsche Unterthanen zu versüßen. Baiern steht in einer glücklichen Mitte zwischen den alten und neuen Gesetzgebungen; möge die Ausführung dem Buchstaben und dem Geiste der Verordnungen entsprechen. Preußen nahm schon mehrere Male einen Ansatz, sich neu und doch eigenthümlich zu gestalten; allein so lange die Grund-

lage des im October 1810 ausgesprochenen Systems noch nicht zur Ausführung gekommen sind, und neuere Gesetze, der Wahrheit nach, nicht mit jenen Grundlagen in Uebereinstimmung zu bringen sind, wollen wir nicht aburteln, sondern nur abwarten, wie das Endresultat seyn werde.

Sachsen stand noch ungestört in der alten Form, aber der Uebertritt zum Rheinbunde und die geistigen und pecuniairen Bedürfnisse der Zeit erweckten die Vermuthung und den Wunsch, der neuste Landtag werde sehr Vieles neu organisiren. Die genannten Schriften sollten dazu beytragen, drey Fragen, die zu den wichtigsten gehören, näher zu beleuchten: 1) sollen die Sächsischen Staaten, mit Aufhebung der provinziellen Absonderungen, ein Königreich nach gleicher Verfassung bilden? 2) Soll die bisherige Repräsentation umgeformt werden? 3) Soll eine allgemeine Steuerfreyheit, insbesondre eine Ausgleichung der Grundsteuer und eine Herbeyziehung der bisher befreyten Grundstücke eintreten?

Die dritte der genannten Schriften berührt vorzüglich den ersten Punct, und beweiset gründlich, so viel sich aus der Ferne beurtheilen läßt, daß die ältern Staaten in pecuniairer Hinsicht dabey wohl nicht gewinnen dürften. Dieß ist aber auch nicht Zweck der Unternehmung, sondern Vereinfachung der Verwaltung, Vertilgung der oft so nachtheilig wirkenden provinziellen Scheidungen, Hinweisung zu einem Mittelpunct, Erweckung des Interesse an dem Wohle des Ganzen. Wir wissen sehr gut, daß es Frevel ist, eigenthümliches Leben unter dem Vorwande einer Einverleibung in eine größere Individualität zu vernichten, und Staaten zu fressen, wie der Mensch Tauben und Hüner frißt; wir wissen, welche schöne Erscheinungen die Geschichte solchen kleinen Abgränzungen in jeder Hinsicht verdankt; wir wissen, daß der Mittelpunct, das größere Ganze, nicht sehr begeistern können, wenn man fürchtet, daß das Centrum nächstens an der Peripherie liegen möge: allein demungeachtet müssen wir behaupten, daß solche provinzielle Sonderungen, sobald sie nicht mehr auf wahrhaft verschiedener Individualität beruhen, nachtheilig wirken, die Gemüther gegenseitig mit Argwohn und Abneigung erfüllen, mehrfache Verbesserungen im Innern unmöglich machen, und

die Regierungen bald zu einseitigen Maßregeln zwingen, bald dazu induciren. Es ist hier nicht der Ort große Beweise zu geben.

Mit der ersten Frage hängt die zweyte nothwendig zusammen; aber wie weit sind wir entfernt, aus der größten Entdeckung der Politik in der neuern Geschichte, aus der Repräsentation, den gehörigen Gewinn zu ziehn: und doch, in aller Mangelhaftigkeit der Ausführung, wie heilsam haben die Repräsentanten, die Stände oft gewirkt. Wenn wir auch mit dem Verf. von No. 3 äußern: daß es eine fehlerhafte Verfassung ist, „nach welcher selbst die Ausschußcollegien, aus Mangel an Mitgliedern selten und fast nie vollzählig sind, nach welcher ganze Kreise in der allgemeinen Ritterschaft durch zwey bis drey Stände repräsentirt werden, und sehr leicht in den Fall kommen können, gar nicht repräsentirt zu werden", wenn wir zu diesen Gebrechen auch noch mehrere hinzufügen könnten, so müssen wir dennoch Sachsen Glück wünschen, daß es Stände hatte, welche so manche Willkühr, Verschwendung u. s. w. hemmten, zum Guten und Rechten oft mit Erfolg ermahnten, welche die öffentlichen Angelegenheiten nie ganz aus dem Gesichte verloren, und eben deshalb auch Geschick behielten, über sie zu sprechen, und für sie zu wirken. In andern Staaten, welche keine Stände hatten, oder seit Jahrhunderten nicht befragten, haben die Provinzialcollegien sie oft zu ersetzen gesucht; aber wenn diese erst in ihrem Sinn durch Reformen aller Art erschüttert, oder gleichgültig gemacht sind, so zeigt sich das Uebel doppelt groß; und leer erscheint die Hoffnung, ohne Grundreform, ohne Theilnahme der Nation, ohne angemeßne Vertheilung nach einem echten Princip, ohne Vorübung, von einem oder dem andern, der Zahl, oder dem Reichthum, oder der Geburt, oder der Anmaßung nach, sich auszeichnenden, bey den Verhandlungen vorwaltenden Stande, das wahre Wohl aller Stände — urplötzlich zu erkunden. Die Repräsentation ist uns nicht ein Divisionsexempel in Menschenzahl, oder Quadratmeilen eines Staats; wir haben erlebt, was auf diesem, aber wir haben auch erlebt, was auf dem entgegengesetzten Wege geschieht.

Unsre gesammte Zeit laborirt am Geldmangel, steuern und einzahlen, ist die allgemeinste Loosung; und so hat denn

auch die dritte Frage bey weitem die umständlichste Erörterung erfahren. Wir fanden in der zweyten Schrift sehr lehrreiche statistische Angaben, es sind die Irrthümer, welche sich die Widersacher der Steuerfreyheit der Rittergüter zu Schulden kommen lassen, bescheiden, aber in bestimmten Zahlen gerügt; vor Allem aber müssen wir jedoch auf die erste Schrift aufmerksam machen, welche wissenschaftliche Kenntnisse und örtliche Kunde, Achtung des Bestehenden und verständige Nachweisung des Bessern verbindet, und dabey, des Namens Aristides nicht unwürdig, ohne Leidenschaft spricht, und einen Mann von ehrenwerthem Charakter zeigt, mit dem wir (es sey erlaubt, den entstandenen Wunsch zu äußern), gern in nähere, uns belehrende, vielleicht auch ihm nicht unwillkommene Verhältnisse träten.

Die Schrift beginnt mit einer lehrreichen historischen Darlegung der Steuern, und insbesondre der Grundsteuern in Sachsen, spricht dann (man kann sagen, erschöpfend) von den Gründen wider, und den überwiegenden Gründen für eine Steuerausgleichung, und schließt mit Vorschlägen wie die Exemten für die verlorne Steuerfreyheit zu entschädigen seyn dürften. Es würde die Gränzen einer Recension weit übersteigen, wenn wir zu jedem berührten Punct unsre Zustimmung oder Abstimmung geben wollten; wir erlauben uns deshalb nur einige allgemeinere Bemerkungen.

1) Der einzige wahre Stein des Anstoßes gegen die Ausgleichung der Grundsteuer und die Anziehung der Befreyten liegt in der bösen Eigenschaft aller Grundsteuern, unmittelbar den Capitalertrag der Abgabe zu vernichten, und den Werth des Bodens um soviel zu verringern. Mithin verliert der neu Angezogene den Capitalertrag; der, dessen Steuer ermäßigt wird, erhält dagegen das Geschenk eines solchen, von ihm bey Kauf, Erbtheilung u. s. w. schon abgezogenen Capitals. Wenn indessen die Ritterschaft nach S. 32 der zweyten Schrift schon mehr an andern außerordentlichen Steuern einzahlt, als bey einer Steuerausgleichung auf sie fallen würde, so kann sie als Corpus nicht leiden, sondern nur der Einzelne gewinnen oder verlieren. Denn die Ungleichheiten der Steuern sind bey den (auf andre Weise angezogenen) Rittergütern so groß, als bey

den mit Schocken und Quatembern belegten Grundstücken. Alles hat jedoch sein Maß, und wenn die Steuerunterschiede so groß sind, daß sie an einer Stelle 1/10, an der zweyten 1/125 des Werths betragen, so hält jener behindernde Umstand nicht aus, sondern Alles zerbricht. Zudem vergißt man, daß jede neue Besteuerung (auch die indirecte) verschieden trifft. 2) Ein Hauptfehler, wodurch das Uebel so groß wird, liegt darin, daß man die alte Befreyung auch auf neue Lasten ausdehnt, und nach einem falschen Maßstabe immer getrost fort repartirt. Die hierbey in Sachsen begangenen Versehn sind gerügt, aber bey dem Ausgleichungsmittel durch die Quatember, bey den mit der Zeit angewachsenen Donativgeldern der Ritterschaft, sind die Uebelstände nicht so groß, als z. B. in einigen Provinzen der Preußischen Monarchie. 3) Die Idee für den Verlust der Steuerfreyheit vollständig mit Geld zu entschädigen, dürfte einen Widerspruch enthalten, denn alsdann bliebe im Grunde die Sache beym Alten, und nur der Schein wäre zur Gewinnung der öffentlichen Meinung gerettet. Dagegen gibt es viele Mittel, durch eine angemessene Staatsverwaltung den neu Besteuerten zu Hülfe zu kommen, welche oft mehr einbringen, als die neue Last kostet, z. B. Aufhebung des Lehnverbandes, Freyheit in Absatz der Producte, Aufhebung des Zwangs, für die Erhaltung einer gewissen Zahl bäuerlicher Familien und ihre Prästationsfähigkeit zu sorgen. Diese und ähnliche Verpflichtungen sind mit Recht im Preußischen erlassen, aber Grundsteuer, die Erwähnung verdiente, zahlt der Adel bis jetzt nur in Schlesien. 4) Gegen die Meinung, die Pächter und die hypothekarischen Gläubiger bey der Grundsteuer anzuziehn, müssen wir uns erklären, obgleich wir weniger dagegen haben, jene auf andre Weise, und die Capitalisten, wenn es einmal seyn soll, allgemein, aber nicht eine Classe derselben zu besteuern. Immer aber sind die Gründe gegen eine solche directe Besteuerung der Capitalisten noch nicht widerlegt: man muß ihnen auf andre Weise beyzukommen wissen, und wir treten der Ansicht der Baierischen Regierung bey, welche die Untersuchungen über den Capitalienbestand der Privatpersonen ganz zurückgewiesen hat. (Verordnung vom 25. Nov. 1808 über das Familienschutzgeld.)

Der letzte Sächsische Landtag hat mit großen Geldbewilligungen (durfte man abschlagen?) geendet, sonst ohne bedeutende Resultate. Wir haben dieß nicht wie Manche getadelt, sondern für jetzt durchaus natürlich gefunden: allein es möchte nicht räthlich seyn, die unentschiednen Sachen, als für immer abgethan, zu betrachten; wir müssen im Gegentheil sehnlichst wünschen, daß allmälig und milde, aber unausgesetzt gebessert

werde, und durch die Nation selbst geschehe, was von außen gebracht nie so heilsam fruchten kann. Wir möchten zum Himmel flehen, daß ohne Haß, Parteyung und Gewalt, und ohne Vernichtung des wahrhaft Ehrwürdigen, der Uebergang zu dem erfolge, was unabwendbar die Zeit verlangt.

Was dieß sey, soll voraussehend der Staatsmann erkennen, und es ist hohe Klugheit, den Augenblick nicht zu verfehlen, wo die verlangte oder dargebotene Aufopferung noch als freywilliges Verdienst erscheint, und genügt. Später tritt Zwang ein, jenes Verdienst verschwindet, und statt einer erfreulichen neuen Einigung und Verjüngung der Nation entsteht anarchisches oder despotisches Verderben. Das beweiset die Geschichte, von den Gracchischen Unruhen bis auf unsre Zeiten.

---

Das Hypothekenwesen, oder Commentar über den 18. Titel des 3. Buchs des Gesetzbuchs Napoleons, welcher von Privilegien und Hypotheken handelt; enthaltend die Entscheidungen der Minister, den Gerichtsgebrauch des Cassationshofes, die Erkenntnisse der Appellationshöfe und Tribunäle erster Instanz des Reichs; nebst einem Anhange, worin man die Formulare der bey den Eintragungen nöthigen Aufsätze findet. Von J. C. Persil, Advokat und Doctor der Rechte der Facultät zu Paris. Uebersetzt und mit einigen Noten begleitet von F. Collenbach, Referendar bey dem großherzogl. bergischen Staatsrathe. Düsseldorf, bey H. Gondon u. Y. Levrault. 1810. XIV und 467 S. gr. 8.

Obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß das gegenwärtige Werk sich bereits in den Händen eines großen Theils des juristischen Publicums befinden werde, so glauben wir doch, daß eine Anzeige desselben in unsern Jahrbüchern nicht überflüssig sey, und daß es diesen sogar zum Vorwurfe gereichen könnte, wenn sie seiner nicht erwähnten.

Es war ein sehr nützliches Unternehmen, den Persil'schen Commentar in das Deutsche zu übersetzen. Wenn er auch die früher über das Hypothekenwesen erschienenen Werke nicht ganz entbehrlich macht, so dürfte ihm doch der Vorzug vor ihnen nicht abzusprechen und nicht zu leugnen seyn, daß er für alle, welchen es um eine genaue Kenntniß dieses wichtigen und schwierigen Theils der neuen Französischen Gesetzgebung zu thun ist, ein unentbehrliches Werk sey.

In der Vorrede sagt der Verf., er habe die Methode, die einzelnen Artikel durch Bemerkungen zu erläutern, derje-

nigen einer Abhandlung vorgezogen, weil erstere ihm Gelegenheit gegeben habe, über eine Menge Schwierigkeiten seine Meinung zu sagen, welchen es unmöglich gewesen wäre, in einem didaktischen Werke einen Platz anzuweisen. Dem zu Folge hat er die einzelnen Artikel des auf dem Titel angeführten Abschnittes des Gesetzbuchs, in ihrer gesetzlichen Ordnung abdrucken lassen, und jedem derselben seine Erläuterungen unmittelbar beygefügt. Wenn wir auch dieser Methode ihren Werth nicht absprechen wollen, so können wir doch das nicht billigen, daß der Verf. sein Werk gleich mit dem Art. 2092 anfängt, und nicht erst eine allgemeine Einleitung vorausschickt. Die Lehre von Privilegien und Hypotheken bedarf, um in ihrem ganzen Zusammenhange übersehen, und in ihrem wahren Geiste aufgefaßt zu werden, mehr als irgend eine andre des Civilrechts, einer historischen, die, dem gegenwärtigen vorhergegangenen Systeme darstellenden, und die Gründe, weshalb jenes diesen vorgezogen worden, entwickelnden Einleitung.

Der Commentar selbst ist deutlich und ziemlich vollständig, wiewohl bey einigen Artikeln zu wünschen gewesen wäre, daß der Verf. etwas ausführlicher darüber gehandelt haben mögte. Wir sind zwar nicht durchgehends mit ihm einverstanden, halten es jedoch für zweckwidrig, die Abweichungen unsrer Meinungen von der seinigen hier auseinander zu setzen. Die neue Französische Litteratur scheint der Verf. nicht sehr benutzt zu haben, wenigstens finden sich in den Citaten selten Spuren davon. Auch Erkenntnisse der Gerichtshöfe findet man weit seltener angeführt, als der Titel des Werks vermuthen läßt; indessen versichert der Verf. in der Vorrede, daß, wo er wichtige Fragen erörtert und entschieden habe, diese Entscheidungen immer, entweder auf jene der Minister, oder auf den Gerichtsgebrauch der obern Justizhöfe gegründet seyen: eine Versicherung, wovon sich das Gegentheil zum wenigsten nicht erweisen läßt. — Die angehängten Formulare finden wir nicht vorzüglich.

Bey der von dem Verf. gewählten Methode würde ein vollständiges Sachregister die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöhet haben.

Die Uebersetzung ist im Ganzen fließend, und soviel wir, ohne das Original damit vergleichen zu können, zu beurtheilen im Stande sind, richtig. In den Noten, deren überhaupt nur dreyßig sind, hat der Uebersetzer die Meinungen des Verf. theils zu berichtigen, theils zu widerlegen gesucht, auch zuweilen die Meinungen andrer Schriftsteller angeführt.

# Jahrbücher der Litteratur.

F. W. J. Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u. s. w. des Herrn Friedrich Heinrich Jakobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus. Tübingen, in der J. G. Cotta'scheu Buchhandlung. 1812. VI u. 215 S. 8. (1 fl. 48 kr.)

Jakobi behauptet in seiner Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung: daß die consequente Durchführung eines Fehlers in Kant's philosophischem Systeme auf eine nur naturalistische Philosophie führe; und dann weiter: der consequent durchgeführte Naturalismus, als philosophisches System, sey eine verderbliche, durchaus irreligiöse Lehre. Es war zu erwarten, daß Schelling darauf antworten werde. Hier liegt die Antwort vor uns. Aber welche Antwort? Der wissenschaftlich begonnene Streit ist in ein eitles Gezänk verwandelt. An der Stelle ruhiger Untersuchung hören wir nur Leidenschaftlichkeit, an der Stelle wissenschaftlicher Lehre elende auf die Person gerichtete Anzüglichkeiten, die bis zum Possenhaften, zu trivialen Witzeleyen, zu bloßer Klatscherey herabsinken. Schelling findet es selbst nöthig, sich wegen dieses widerwärtigen Tones auf den ersten Bogen seiner Schrift, wie schon der Titel angibt, dadurch zu entschuldigen: daß er Jakobi'n der Verfälschung und verläumderischen Insinuation gegen ihn selbst anklagt. Rec. unternimmt es dagegen, mit wenigen Worten jedem Unparteyischen zu zeigen, daß nur Schelling's unbegreifliche Leidenschaftlichkeit solche Persönlichkeiten in Jakobi's Schrift finden konnte, daß er allein den Streit auf diese schlechte Weise führt. Schelling hat uns diese Nachweisung sehr leicht gemacht, indem die vorläufige Erklärung, mit der seine Schrift anfängt, selbst alle angeblichen Insinuationen Jakobi's gegen ihn aufzählt. Hier aber hat ihn eben seine Leidenschaftlichkeit so zur Verfälschung der Citate verleitet, daß

der Kenner der Jakobi'schen Schrift oft unwillkührlich von dem Verdachte getäuscht wird, es sey Hrn. Sch. nur ums Geschrey und um Lärmmachen bey der Sache zu thun. Wir wollen alles nummerweis durchgehen, wie Sch. die Stellen selbst ausgehoben hat.

1) Jakobi sagt: Sch. habe die von Fichte noch stehengelassene Unterscheidung zwischen Natur- und Moralphilosophie, Nothwendigkeit und Freyheit vollends, d. h. auch namentlich aufgehoben (S. 117. 118). Sch. gibt, was ihn in diesem Satze betrifft, zu, nur mit der Einwendung: er habe nicht in dem Sinne aufgehoben, in welchem Jakobi dieß genommen haben wolle. Allein bey J. steht an der angeführten Stelle nur die Erzählung dieser Thatsache, ohne irgend eine Bezeichnung besondern Sinnes, in dem sie genommen werden soll.

2) J. sagt: die zweyte Tochter der kritischen Philosophie habe ohne weiteres erklärt: über der Natur sey nichts, und die Natur allein sey, oder in einer andern Wendung: die Natur sey Eins und Alles, über ihr sey Nichts (S. 118 u. a.). Sch. erwiedert, dieß habe er nie behaupten können, und führt dagegen seine Erklärung des Wortes Natur aus der Zeitschrift für spec. Phys. B. 2 H. 2 S. 114 an. In diesem Hefte steht aber: die absolute Identität (oder das sich selbst erkennende Eine) sey allein, und außer ihr sey nichts. Ferner: Natur sey die absolute Identität, in sofern sie unter der Form von A und B actu existirt, oder sofern sie nicht als seyend, sondern als Grund ihres Seyns betrachtet werde. Damit soll allerdings ein Unterschied bezeichnet werden, da aber das actu existirende als nicht seyend, und das nicht seyende als Grund des Seyns angegeben wird, so wird das Wort Seyn hier so gegen alle Regeln der Deutschen Sprache gebraucht, daß für den Sprachgebrauch eines andern mit den Formeln nichts anzufangen ist. In Jakobi's Sprache ist also doch mit dem angeführten Satze Schelling's Lehre von dem Einen Alles seyenden richtig bezeichnet.

3) Führt Sch. aus S. 139 die Worte an: „die Lehre von Gott, Unsterblichkeit und Freyheit müßte gradezu aufgegeben werden — es blieb nur noch Naturlehre, Naturphilosophie.“ Dieß ist ein ganz falsches Citat. Die aus dem Zu-

ſammenhang geriſſenen und von Sch. willkührlich ergänzten Worte kommen in einer Betrachtung der Unzulänglichkeit der Kantiſchen Lehre vom Vernunftglauben vor.

4) S. 193. Das abſolute Identitätsſyſtem iſt in der That und Wahrheit Eins mit dem Spinozismus. — Wohl! darüber kann geſtritten worden. Dieſe ganz wiſſenſchaftliche Behauptung Jakobi's enthält aber weder Inſinuationen noch Verfälſchungen.

5) Die Naturphiloſophie behauptet, aller Dualismus, wie er Namen habe, müſſe vertilgt werden (S. 118), und behauptet daher in Wahrheit die Identität (Einerleyheit) der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Böſen (S. 160). Wieder ein unverzeihlich verfälſchtes Citat. Die Worte von S. 118 enthalten eine unverfängliche und leicht zu rechtfertigende Behauptung über Sch. Philoſophie. Die von S. 160 ſtehen aber in gar keiner Verbindung damit. Dort redet J. in ſeinem eignen Namen vom Unterſchied des Theismus und Naturalismus, und gibt die genannte Anſicht als unvermeidliche Conſequenz des puren Naturalismus an. Die Unterſuchung iſt hier ſo wenig ſpeciell polemiſch, daß jedem Unbefangenen hier viel eher Engliſche und Franzöſiſche Philoſophen, etwa das système de la nature, als Schelling einfallen werden. Aus demſelben Zuſammenhange ſind auch die folgenden Stellen, die Sch. nur gewaltſam auf ſich bezieht. Doch der Vollſtändigkeit wegen wollen wir ſie auch herſetzen.

6) Nach der Lehre, die keinen lebendigen Gott anerkennt, iſt das Inſeln im Meer erzeugende Korallenthier Gott ähnlicher als der nach Tugend und Heiligkeit ſtrebende Menſch.

7) So wenn man uns als eine höhere und tiefere Offenbarung der Lehre verkündigte: die Natur oder die abſolute Productivität ſey — die heilige ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeuge und werkthätig hervorbringe; ſie ſey der allein wahre Gott der lebendige; der Gott des Theismus hingegen ſey nur ein abgeſchmackter Götze, ein die Vernunft entehrendes Hirngeſpinnſt: ſo würden wir dieß vernehmend, doch wohl nicht ſogleich verſtummen.

8) Endlich zieht Sch. mehrere Stellen zuſammen, welche die härteſten Beſchuldigungen enthalten ſollen. Erſtens führt

Sch. an: „der Naturaliſt, welcher dogmatiſch behauptet: alles ſey Natur, und außer und über der Natur ſey nichts — ſucht mit den Worten: Gott, Freyheit, Unſterblichkeit, Gut und Bös, wenn er ſie gebraucht, nur zu täuſchen. Dieß ſteht S. 153. 154 mit klaren Worten.“ Ganz falſch! Dieſer Satz kommt in Jakobi's ganzem Buche nicht vor, und iſt nur von Sch's Leidenſchaftlichkeit hinein geleſen worden. Wie? das wollen wir gleich nachher zeigen. Ferner S. 113 ſoll ſtehen: „Schelling treibe mit jenen Worten nur Betrug und Spiel.“ Hier wird die Verdrehung lächerlich. J. ſpricht von Kant, ohne der Schelling'ſchen Philoſophie noch erwähnt zu haben; er ſucht die Unhaltbarkeit der Kantiſchen Grundlegung für die praktiſche Philoſophie nachzuweiſen, geſteht jedoch Kant aufrichtigen Ernſt bey der Unterſuchung zu, und ſagt unter andern: er treibe mit jenen Worten nicht Betrug und Spiel. — Sch. ſchließt alſo, weil Kant es nicht thut, ſo müſſe er (Schelling) es wohl thun! Weiter die Worte (S. 183): „er will nichts wiſſen von dem wahren Gott, ſcheut ſich aber dennoch ihn zu leugnen — mit den Lippen“, bezieht Sch. wieder auf ſich, wiewohl J. dort nur ganz im allgemeinen von ſolchen redet, die, ohne es geſtehen zu wollen, keinen lebendigen und perſönlichen Gott anerkennen. Viertens: „der Naturaliſt befindet ſich nicht in einer Selbſttäuſchung, ſein Gebrauch dieſer Worte iſt ein wiſſenſchaftlicher Betrug, der die Abſicht hat: irre zu führen (S. 158).“ Hier muß bey Sch. ein Schreibfehler ſeyn, auf S. 158 ſteht nichts der Art. Es ſoll vielleicht S. 153 heißen, wo denn doch das Wort Irreführer vorkommt. Wie wenig aber dabey von Sch. die Rede iſt, ſoll ſogleich gezeigt werden.

Endlich (S. 154. 155): „Der Naturalismus in dieſem Sinne muß nie reden wollen auch von Gott und von göttlichen Dingen, nicht von Freyheit, von ſittlich Gutem und Böſem, von eigentlicher Moralität; denn nach ſeiner innerſten Ueberzeugung ſind dieſe Dinge nicht, und von dieſen Dingen redend, ſagt er, was er in Wahrheit nicht meint. Wer aber ſolches thut, der redet Lüge.“ Dieſes hat J. geſagt. Aber gegen wen? Und in welchem Zuſammenhange? Eine Vergleichung ſoll dieß deutlicher machen. Wenn ich einen Reiſen-

den eine unsichere Straße einschlagen sehe, und ihn warne, dort lauern Räuber, wenn ich ihm die Gefahr recht lebhaft ausmale, oder wenn ich ihm den guten Rath gebe, sich wenigstens mit richtigem Paß zu versehen, damit er nicht von der Wache angehalten werde — habe ich den damit für einen Räuber erklärt, oder im Verdacht gehabt, er sey ein Räuber? — Eben so steht es hier. Jakobi sagt uns: er finde in der Kantischen Art, die Philosophie auszubilden, einen Fehler, welcher, consequent durchgeführt, auf bekannte irreligiöse Lehre der modernen Philosophie zurückleite. Er erklärt sich näher über die Art dieses Fehlers durch Unterscheidung des Theismus und Naturalismus; welcher Unterschied für jedermann leicht verständlich gemacht werden kann. Wenn jemand zur Erklärung von Naturerscheinungen sagt: Gott habe das so gewollt, so angeordnet, so antworten wir ihm: er habe nichts erklärt, er verstehe sich nicht auf die Wissenschaft. Hier müsse man die Erscheinungen nur aus dem Zusammenhange der Naturgesetze selbst ableiten. In den Naturwissenschaften gilt also offenbar eine Beurtheilungsweise, welche von der religiösen, in der wir die Welt als dem Willen Gottes unterworfen betrachten, sehr verschieden ist. Dieß führt Jakobi an der angezogenen Stelle aus, nur nicht so trocken, wie wir es hier geflissentlich thaten. Er sagt dann noch weiter, wenn jemand nun überhaupt keine andre als jene physikalische Beurtheilungsweise (die doch offenbar von Gott nichts wissen will) zugebe, so könne der consequent Durchführende nur auf eine irreligiöse Lehre gerathen. Dieß allein ist es, was bey Jakobi S. 151 u. f. gelehrt wird. Keinem Menschen ist ein Vorwurf gemacht, in keines Seele hinein ist eine Consequenz gezogen, sondern nur ganz im allgemeinen vom Geist der Lehre redet er, und wohin sie dereinst führen müsse.

Dieß also sind die Belege, um deren willen Schelling von nichtswürdiger Verläumdung, Verfälschung und Verketzerung spricht. So liegt es klar vor Augen, wer zuerst eitles Gezänk, blinden Lärm und lose Klopffechterey in den Streit gebracht hat. Wissenschaftlich ist ja dieser Streit leicht fortzuführen. Wir dürfen ja nur beweisen, daß Kant jene Fehler nicht gemacht habe, oder daß uns die Kantischen Fehler nicht

treffen. Oder da jener Unterschied physikalischer und religiöser Beurtheilungen offenbar statt findet, so beweise Sch. doch nur, daß er nicht die von J. angegebene tiefe Bedeutung habe. Für solche Dinge ist aber in der vorliegenden Schrift nichts geschehen. Doch ehe wir mit der Schrift weiter gehen, will ich noch einige Belege für J. anführen, die ihn ebenfalls von aller schlechten Polemik frey sprechen. Kein früherer öffentlicher Beurtheiler der J'schen Schrift (vor dem Colporteur, welcher die Sch'sche Schrift im Morgenblatt zum Verkaufe ausbietet), namentlich auch nicht Fr. Schlegel im Deutschen Museum hat von einer in J's Schrift enthaltenen Polemik gegen Sch. gesprochen. Natürlich, da diese nur gelegentlich auf wenigen Seiten überhaupt der Sch'schen Philosophie erwähnt. Ferner, Sch. widerlegt sich mit seiner Beschuldigung der Verläumdung u. s. w. gleich selbst wieder, indem er selbst zugesteht, eben wie J. den Spinozismus und die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie als fatalistisch verwerfe, verwerfe er auch die seinige. Hat denn wohl J. je die Thorheit begangen, den Spinoza oder Leibnitz einen gottlosen, oder unsittlichen, oder irreligiösen Mann zu nennen? Redet er von diesen nicht immer wie von edeln Männern mit großer Achtung? Handelt es sich nicht überall bloß um die Consequenz der Lehre? Es ist also nur Sch., der sich hier mit Lärmschlagen und Klopffechterey beschimpft.

Die Sch'sche Polemik selbst zerfällt unter der Aufschrift: Beyträge zur Beurtheilung der J'schen Polemik und seines Verhältnisses zur Wissenschaft und zu Theismus, zu Philosophie und zu Religion, so wie zur Litteratur überhaupt, in drey Abschnitte. Die erste ist überschrieben: das Geschichtliche. Der Verf. erzählt hier, wie er wohl wünsche, daß J's polemische Thätigkeit von Anfang an zu dessen Nachtheil angesehen werde. Wenn die jetzige Aergerlichkeit vorüber ist, so wird ihm schon wieder einfallen, wie viel unsre Philosophie durch J. gewonnen hat, und was namentlich der Verf. selbst von ihm lernte. Ja weigert sich der Verf. gleich um der Unklarheit seiner Begriffe willen, es zuzugeben: so wissen wir andern doch, wie wichtig und wahr J's Grundbehauptungen seyen. Nämlich die, daß consequent durchgeführt alles Philosophiren

in der Art des Spinoza und Leibnitz, alles Philosophiren, welches sich nur durch Beweisführungen gestalten will, in Fatalismus auslaufen muß. Hätte Kant, unser großer Lehrer, diese J'schen Behauptungen richtig verstanden, so würde seiner Lehre vieles besser gelungen seyn, ja wir hätten alle die Irrungen vermieden, um die wir uns jetzt streiten. Der Verf. wirft J. vorzüglich vor, daß er gegen wissenschaftliche Philosophie gesprochen habe; daß er gesagt habe: Es sey das Interesse der Wissenschaft, daß kein Gott sey; daß er ein andermal gesagt habe: ein Gott, der gewußt werden könne, sey kein Gott. Was soll uns das Streiten um Worte? Da nie zugesehen wird, was denn der Eine und Andre bey Wissenschaft und Wissen für Gedanken fest halte. Sch. hat gesagt: das Gute ist das Böse, man könnte so auch sagen: Gott ist das Böse. Wie nun, wenn wir ihm da Schuld geben wollten, er behaupte belachenswerthen Unsinn? Weil nach unserm Sprachgebrauch diese Worte solchen bezeichnen. Das thun wir nicht. Wir sehen, daß er die Bedeutung der Copula im Urtheil mißversteht, und deswegen leicht verständliche Wahrheiten so sonderbar ausdrückt. Soll für die Sache etwas gewonnen werden, so müssen wir durchaus genauer, einer auf den Sprachgebrauch des andern achten lernen, um uns endlich dadurch einen gemeinschaftlichen zu bilden. Aber dafür trägt freylich der Eigendünkel philosophischer Schwätzer keine Sorge.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: das Wissenschaftliche. Hier hätten wir zu erwarten, was die Sache angeht, uns also interessiren müßte. Allein schon der zur Erbauung gegebene Eingang stellt den Streit zwar ganz richtig auf das Problem wissenschaftlicher Gotteserkenntniß, jedoch ohne näher zuzusehen, was denn diese Wissenschaft seyn solle. So kann also wieder nichts entschieden werden. Dann folgen einzelne Einwendungen gegen J. Die beyden ersten betreffen logische Behauptungen. Unser gewöhnlicher Sprachgebrauch sagt: das Besondre stehe unter dem Allgemeinen, und nennt nachher das Allgemeine den Grund von Bestimmungen des Besondern. Diesem Gebrauch des Ausdrucks folgt auch J., und unser Verf. findet mit unbegreiflicher Gedankenarmuth der Mühe werth, einzuwenden: der Grund sey ja doch unter

dem, was er trägt. Nach dieſem Wortſpiel wird die Sache betreffend eingewendet: die wahre Methode des Philoſophirens ſey aufſteigend nicht herabſteigend. Allerdings! Dieß lehrte uns unſer großer Lehrer. Aber Sch. verſteht die logiſche Bedeutung dieſes kritiſchen Verfahrens gar nicht. Ariſtoteles theilte die Beweiſe in Beweiſe daß etwas ſey, und in Beweiſe warum etwas ſey. Alle aufſteigenden Beweiſe nun, welche vom Bedingten zum Bedingenden fortgehen, ſind von erſterer Art, und können nur in Erfahrungswiſſenſchaften durch Inductionen geführt werden. Dieſe gehen uns hier gar nichts an. J. hat es nur mit Beweiſen, warum etwas ſey, zu thun, und deren logiſche Form iſt jedesmal die herabſteigende. Allein es gibt auch eine aufſteigende Behandlung derſelben, welche nicht Beweiſe führt, ſondern erſt ſucht, wie die Beweiſe liegen. Und dieſe Behandlungsart abſteigender Beweiſe iſt die aufſteigende Methode des Philoſophirens.

Drittens, J. behauptet: das Daſeyn eines lebendigen Gottes könne nicht bewieſen werden. Sch. wendet ein: Wenn aber Gott ſey, ſo könne doch bewieſen werden, daß er lebendig ſeyn müſſe. Hier verſteht er ſich wieder nicht auf die logiſche Form. Ein Beweis διότι iſt weder für Gottes Daſeyn noch für ſeine Eigenſchaften möglich, aus dem einfachen Grunde, weil der geforderte Schluß in ſeiner Regel ein Naturgeſetz ausſprechen müßte, welches als Schickſal über das Weſen der Gottheit erhaben wäre. Aber der Geiſt der Sch. Einwendung iſt hier eigentlich: wie ſoll man es denn ſonſt anfangen, wenn man nicht beweiſen kann? Ich antworte: Eben aller philoſophiſchen Geheimnißkrämerey, welchen Namen ſie auch haben mag, ſollt ihr euch enthalten, und einzig der innerſten lebendigen Ueberzeugung eures Geiſtes folgen. Von dieſer einfachen Aufforderung wollt ihr nichts wiſſen, und darum haſcht ihr immer wieder nach alter einſeitiger Schulweisheit, deren Nichtigkeit euch längſt bekannt ſeyn ſollte. So tröſtet ſich Sch. hier mit dem ſcholaſtiſchen Satz: daß Gott causa sui ſey. Weiß er denn nicht, wie man den macht? Erſt ſagt man fälſchlich: Jedes Weſen hat eine Urſach, dann weiter: Gott iſt ein Weſen, alſo: Gott hat eine Urſach. Da nun dieſe nicht außer ihm ſeyn kann, ſo iſt Gott die Urſach ſeiner ſelbſt.

Aber der ganze Beweis ist ein leidiges Spiel mit gemachten Begriffen. Die wahre Bedeutung des Begriffs „Ursach" ist: das Eines durch ein Andres sey. Dieser Begriff ist nun die Bedingung in der Regel: Jede Veränderung hat eine Ursach. Von einer Ursach des selbstständigen zu reden, hat gar keine Bedeutung, am wenigsten also die Frage nach einer Ursach der Gottheit.

Viertens, J. sagt: es kann nur zwey Hauptclassen von Philosophen geben, solche, welche Gott als das Vollkommenste am ersten machen, und solche, welche das Vollkommnere erst aus dem Unvollkommnern hervorgehen lassen. Sch. erklärt sich gegen J. für die letztre Partey, indem er sagt: ein Wesen kann ja potentia seyn, was es actu noch nicht ist; das Vollkommnere kann sich aus seinem eignen Unvollkommnern erheben. Ich erwiedere: Jener Unterschied und diese Erhebung finden ja nur in der Zeit statt und bey zeitlichen Dingen. Hier aber war von der Gottheit die Rede, und darum wagt sich hier alle Weisheit der S'schen Metaphysik vergebens gegen J's einfache Unterscheidung.

Fünftens. Es gibt nur zwey Systeme, Naturalismus und Theismus; beyde sind unverträglich, und können auf keine Weise zusammen bestehen, oder sich ausgleichen. Diese J'sche Behauptung kann außer dem Zusammenhange seiner Darstellung leicht angegriffen werden. Denn wie es nur eine Wahrheit gibt, so gibt es auch nur ein wahres System, den Theismus, welcher sich den Naturalismus unterworfen hat. Aber in der Erkenntniß des Menschen bleibt ein nothwendiger Gegensatz physikalischer und religiöser Beurtheilungen, der nicht ausgeglichen werden kann, sondern in dem nur die natürliche Beurtheilung von der religiösen überwunden werden soll. Hier zeigt sich Sch's großer Irrthum. Er will diesen Gegensatz aufheben, ihn verknüpfend ausgleichen in einer Wissenschaft von Gott, welche lehrt, wie aus Gottes Natur sich Gottes Leben entfalte. In dieser Lehre sagen wir, geht er auf thörichte Abentheuer aus, die Consequenz derselben ist nichts besser als die bekannte schale Philosophie des modernen Fatalismus. Ein blindes Schicksal bleibt hier immer Gottes Meister und der höchste Herrscher. Wir wissen wohl, daß er eine sittlich

und religiös genügende, eben die allein wahre Lehre will; ja, wir wissen auch, daß, so wie er seine Rede immer mehr aus den Formeln des real und ideal Absoluten ins Deutsche entwickeln wird, er sogar uns immer ähnlicher sprechen werde. Das reine Leben Gottes wird sich über die Welt erheben, Natur und Welt werden nicht in ihm gefunden, sondern durch dasselbe erst bewegt, gestaltet, geordnet — endlich geschaffen. Aber mit alle dem wird die Thorheit der Lehre immer dieselbe bleiben. Die Geheimnißkrämerey hat nur die veränderte Frage: wie denn nun durch die ewige Liebe alles sey? Und dieser Geheimnißkrämerey wird kein Ende kommen, bis man sich auf ganz einfache logische Dinge besinnt, das Wissen vom Glauben scheiden lernt.

Der dritte Abschnitt ist überschrieben: das Allgemeine. Hier gehen des Verf. Wünsche in eine Vision über, in welcher ihm träumt, wie J. von allerley Leuten, die der Verf. für die wahren Philosophen hält, nach der Reihe ausgescholten werde. Die meisten haben Fr. Schlegel's bekannte Recension des Woldemar gut im Gedächtniß, und wissen J. vorzuwerfen, wie er dort getadelt sey. Das Ganze wird der gaffenden Menge, auch sonst hier und dort unwissenden Leuten zu Spaß und Unterhaltung gereichen. Wir bedauern nur, daß Sch. sich gering genug gehalten hat, solcher Unterhaltung zu dienen; daß er über den Ernst des Streits die Würde so sehr vergessen konnte.

J. F. Fries.

---

Wanda, Königin der Sarmaten. Eine romantische Tragödie mit Gesang in fünf Akten, von Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1810. 124 S. (1 fl. 24 kr.)

Schwerlich ist das Publicum über einen Deutschen Dichter jemals so uneinig gewesen, als über Werner. Während ein Theil ihn für eine Art von poetischem Messias erklärt, und mit einer Art von Jüngerleidenschaft ans Herz drückt, ruft der andre sein Veto und Guilty so gewaltig dazwischen, daß man wohl ahnen muß, es sey hier ein ganz besonders poeti-

tisches Verbrechen verübt werden. Es ist nämlich diesem letztern Theile schon seit mehrern Jahren zu Ohren gekommen, und er hat zuletzt selbst nachgesehen, und es leider wahr befunden, daß in den Werken dieses Dichters ein unheimliches Gespenst umgehe, welches „Mystik“ genannt werde, und schon des Unheils viel in Deutschland angerichtet habe. Ein dritter Theil endlich, der selbst ein wenig Langweiligkeit mit sich herumträgt, begreift gar nicht, wie von Werner irgend eine Art von Aufheben gemacht werden könne, erklärt ihn für entschieden langweilig, und lobt sich dafür die Poeten Sillak und Atnach, oder wie sonst die trefflichen Lieblinge heißen mögen. Rec., der keineswegs dem ästhetischen Eklekticismus zugethan ist, wird hier vielleicht dem Schein desselben nicht entrinnen können, und den Verdacht erregen, als stelle er sich in die Mitte dieser drey Parteyen. Dem ist indessen nicht also, sondern er gehet an denselben vorüber, ohne eine andre als historische Notiz von ihnen zu nehmen. Seine eigne Ansicht von dem Dichter ist ganz einfach und kürzlich diese: W. ist ein Mann von unbestreitbarem Talent, doch mehr für die musikalische, als für die dramatische Poesie, sein Geist steht gleichsam in der Mitte zwischen dem Extensiven und Intensiven, ohne beydes vereinigen zu können. Sein erstes Auftreten mit den „Söhnen des Thals“, deren erster Theil besonders Manches enthält, was nur ein echter Dichter hervorbringen kann, schien zu den erfreulichsten Hoffnungen zu berechtigen; doch leider zeigte sich in den spätern Werken durchaus kein Fortschreiten, sondern ein behagliches Ruhen auf dem einmal eingenommenen Platze. Hierzu gesellte sich eine große Neigung zur Mystik, die wir indessen gradezu für einen bloßen Irrthum, ja, wir möchten beynahe sagen, für einen doppelten und dreyfachen, für einen im Irren irrenden Irrthum erklären müssen. Rec. ist völlig überzeugt, daß wir Deutschen in dem ganzen achtzehnten Jahrhundert keinen einzigen reinmystischen Schriftsteller gehabt haben; dagegen finden wir mehrere, die ein besonderes Streben darnach beurkunden, wobey es wohl kaum des Zusatzes bedarf, daß die Mystik nicht in die Kategorie des Erstrebbaren gehöre. Das Auftreten in Pontificalibus, oder im Zoroastro-Mantel, macht es keineswegs aus, selbst nicht die

muſikaliſche Anklänge, die man nicht ſelten für Ideen gibt, und das häufige Verhüllen der Gedanken mit etwas Symboliſchem. Die Myſtik ſelbſt durchdringt ein Werk tief innerlich, und iſt die eigentliche Wurzel deſſelben; die neuſte, nachgemachte zahme, geht nur blöde in den Vorhöfen auf und ab. Das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert ſind die eigentlichen Blüthenzeiten der Myſtik. Hier nennen wir Schwenkfeld, deſſen Buch vom Abendmahl zu den allerſeitenſten aber köſtlichſten Schriften gehört, Jakob Böhme, den man, wie es ſcheint, jetzt, wo ſein Name ſo häufig genannt wird, viel weniger kennt, als ſonſt, wo die frömmern Menſchen ihn wie in heiliger Stille laſen, ſo wie er denn auch wahrlich nicht aus einem Paar aufgegriffenen Fragmenten gekannt werden mag, Scriver, Arndt und den trefflichen Spener, mit welchem letztern die Myſtik in Deutſchland eingeſargt worden iſt. Was jetzt noch als Myſtik umgeht, iſt ein Geſpenſt, kaum werth, das alte Grab zu bewachen.

Nach dieſer Vorrede kann die Recenſion des vorliegenden Buchs ſehr bald geſchloſſen werden, indem wir nur im Allgemeinen zu ſagen brauchen, daß dieſes Werk alle Zeichen des großen Irrthums des Verf. trägt. Ganz beſonders aber müſſen wir die Krampfhaftigkeit tadeln, mit der manche Scenen bis zur Widrigkeit und Lächerlichkeit hinaufgeſchraubt worden ſind. So iſt ihm einmal das Ungemach begegnet, daß ſein Rüdiger und ſeine Wanda in einer Situation zuſammen kommen (S. 79 f.), die faſt gar keine Worte erlaubt. Hier nun hat er ſich durch ungeheuer lange Parentheſen helfen müſſen, in denen den Schauſpielern vorgeſchrieben iſt, daß ſie kühne Verzweiflung, durchbohrende Blicke, verſchlingende Augen, ausbrechende Wuth, entblößte krampfig empor gezuckte Schwerdter, betend gefaltete Hände, den Ton der unendlichſten Wehmuth, kalt höhnenden Ingrimm und Zähneknirſchen bereit halten ſollen. Die einzelnen Worte, die dabey geſprochen werden: „Rügenherzog! — Polenfürſtin! — Auf zum Kampf! — Ich bin dabey! — Löwenritter! — Heldenjungfrau — Warſt du mein?! — Ich laß dich frey“! — könnten denn doch in der That ſelbſt einem Cato ein Lächeln abgewinnen.

Sehr gern geben wir indeſſen auch einige Proben von des Dichters muſikaliſchem Talent, nach denen wir in der That nicht lange zu ſuchen brauchen, z. B. S. 12:

Balderon.

Schön wie ein Thaugewölk aus Licht gewoben,
Erröthend von des Morgens Purpurſaum,
Sah ich ein Weib auf weißem Roß erhoben
Beflügelt eilen durch den grünen Raum;
Als ob herabgeſendet ſie von oben
So lieblich wie ein holder Frühlingstraum.
Mich überfiel ein ſehnſuchtsvolles Grauen,
So mild und herrlich war ſie anzuſchauen.

Rüdiger.

Umfloß ihr Haar denn nicht mit goldnen Ringen
Der ewig klaren Stirne Elfenbein?
Und fühlteſt du nicht tief in's Herz dir dringen,
Der azurfarbnen Augen Glutenſchein;
Lud dich des Mundes holdes Lächeln ein,
Wo ſich Corallen um die Perlen ſchlingen,
Und welch Gewand umfloß die Wellenglieder?
O ſag mir alles, Mann der ſüßen Lieder!

Vor allem aber ausgezeichnet iſt der Geſangchor der Geiſter von Libuſſens Jungfrauen, der von einem Wohllaut der Sprache beſeelt iſt, wie wir ihn nur bey ſehr wenigen Deutſchen Dichtern antreffen.

Uns Jungfrau'n, nebelgrau
Uns netzt kein Regen nicht,
Uns wärmt kein Sonnenlicht
Uns kühlt kein Thau;
Uns ſchmerzet keine Qual,
Uns labt kein Freudenmahl,
Noch bunter Farben Pracht;
Wir ruhn in Nacht! —
Was mit uns wird und war,
Was wir gehaßt, geliebt
Was uns erfreut, betrübt
Nichts iſt uns klar;
Ob wir's erhaſchten auch,
Zerrinnts wie Morgenrauch,
Wiegt uns der ſüße Traum:
Im öden Raum! —

Doch uns im Innern bebt:
Ein Ton, der uns durchdringt,
Ein Ton der wiederklingt,
Der liebt und lebt;
Wenn dieser Ton ertönt,
Dann ist der Leu versöhnt,
Die Harfe lispelt Ruh
Uns Müden zu! — (S. 84 f.)

Wir wünschen sehr, daß Hrn. W. dieses Lob — durchaus nicht genügen möge, denn er vermag ein höheres zu gewinnen. Wir wenigstens geben noch immer die Hoffnung nicht auf, er werde uns einst ein gediegenes Ganze liefern, dem keine Zeit und kein Recensent etwas anhaben kann. Was wir von seinem neusten Drama: „der 24. Februar", welches bereits in Weimar und Lauchstädt aufgeführt, aber noch nicht gedruckt worden ist, durch das Gerücht vernommen haben, vermehrt unsre fröhlichen Erwartungen.

Fn.

---

ΚΛ. ΑΙΛΙΑΝΟΥ ΣΟΦΙΣΤΟΥ ΠΟΙΚΙΛΗΣ ΙΣΤΟΡΙΑΣ ΒΙΒΛΙΑ ΙΔ'. Cl. Aeliani sophistae variae historiae libri XIV ad optimarum editionum inprimis Gronovianae et Corayanae fidem edidit indiceque graeco-germanico instruxit G. H. Lünemann, Philos. D. Gottingae, ap. Henr. Dieterich. 1811. VIII u. 342 S. 8. (1 fl. 30 kr.)

Wie sehr sich Aelians vermischte Erzählungen, so wenig sie auch unter die eigentlich classischen Werke des Alterthums gezählt zu werden verdienen, durch die Mannigfaltigkeit ihres wechselnden Inhalts, und durch die Kürze ihrer Darstellung zum Schulgebrauche empfehlen, sobald es nur der Lehrer versteht, die leichtesten, anziehendsten und belehrendsten Stücke auszuwählen; davon zeugen mehrere Bearbeitungen dieses Buches, welche in den letzten Jahrzehenden erschienen sind. Vor allen diesen zeichnet sich die gegenwärtige Ausgabe durch einen sehr berichtigten Text aus, welchen sie zur Ersparung des Raums und der Kosten ohne alle erklärende Anmerkungen liefert. Man weiß, wie viel die Berichtigung des Textes durch

den gelehrten Helleniſten Coray gewonnen hat; deſſen Ausgabe legte der Verf. zum Grunde, ohne deſſen zu gewagten Muthmaßungen Raum zu geben, und ohne die übrigen Hülfsmittel, worunter beſonders die Gronoviſche Ausgabe zu Rathe gezogen ward, bey Seite zu ſetzen. Die Stelle der erläuternden Anmerkungen vertritt ein zwar kurzgefaßtes, aber doch vollſtändiges Wortregiſter für ſolche Schüler, welche noch kein Griechiſches Wörterbuch beſitzen. Doch möchten wohl Hinweiſungen auf die Grammatik und kurze Erläuterungen der Gräcismen nach Jakobſiſcher Manier wünſchenswerther ſeyn, als ein Wortregiſter, wie man es gewöhnlich hinter Griechiſchen Schulbüchern findet. Wie viele Eigenheiten der Griechiſchen Sprache enthält z. B. das 32. Capitel des erſten Buches, welche im Wortregiſter nur ſchwach oder gar nicht angedeutet werden konnten? Was hilft die glückliche Textesverbeſſerung ὡς ἂν μάλιστα ἑαυτοῦ κράτιστα καὶ πολυτελέστατα χωρήσαιμι, wenn nicht eine Anmerkung die Gräcismen darin erläutert, von welcher Seite ſich Lehnert's Ausgabe von 1794 empfiehlt. Im Wortregiſter finden wir dieſe Gräcismen, welche ſelbſt Schneider in ſeinem Wörterbuche anzuführen nöthig fand, eben ſo wenig erläutert, als die Redensart: χρῆσθαι τῷ παρόντι, oder den Unterſchied zwiſchen τὸ ἐμὸν und τὸ κατ' ἐμέ. Bey ἔχω finden wir zwar die Gräcismen beſonders angegeben, aber ſtatt der vielen Beyſpiele mit Adverbien wäre eine allgemeine Erläuterung dieſes Ausdruckes und ſeiner wahren Bedeutung zum Unterſchiede von εἶναι mit dem Adjectiv zweckmäßiger geweſen. Auch wäre ſehr oft eine Hinweiſung auf die Stellen im Aelian zu wünſchen, wo die Wörter in einer beſondern Bedeutung gebraucht werden, damit man frühzeitig die allgemeine Hauptbedeutung von der beſondern Nebenbedeutung unterſcheiden lerne. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß der Verf. ſehr vielen Fleiß auf das Wortregiſter verwandt hat, um alle in dem Buche vorkommenden Bedeutungen der Wörter mit der möglichſten Kürze anzugeben. Zum Beweiſe, mit welcher Ueberzeugung wir dieß ausſprechen, nicht aus Sucht zu tadeln, führen wir nur einige Bemerkungen an. Wie bey τάλαντον, hätten wir auch bey δραχμὴ und μνᾶ eine Vergleichung des Griechiſchen Gewichtes

mit dem unsrigen gewünscht, welches z. B. die Gefräßigkeit einer Agiais I, 26 u. a. anschaulicher gemacht haben würde. Würde nicht θρύπτομαι, stolz seyn, zu I, 19 besser durch schwelgen wiedergegeben werden? wozu die Bedeutung von διαθρύπτω und τρυφάω besser paßt. Σαλπίζω, I, 26, ist anzuführen vergessen worden; an Druckfehlern sind uns φοντίζω für φροντίζω, σέσσαρες für τέσσαρες, so wie im Griechischen Text II, 3 ἐτήνεσε für ἐπήνεσε, und in der Ueberschrift I, 17 κεχ. für κεφ. aufgestoßen. Ob XII, 54 πραΰναι für πραῦναι mit Fleiß gelassen ward, bleibt uns bey einem Schulmanne, der eine richtige Accentuation für keine überflüssige Sache hält, zweifelhaft.

---

Von demselben Verf. haben wir eine neue Ausgabe des sogenannten „kleinen Scheller" unter folgendem Titel erhalten:

Imman. Joh. Gerh. Scheller's kleines lateinisches Wörterbuch, worin die bekanntesten Wörter verzeichnet, die gewöhnlichsten Bedeutungen derselben möglichst genau, deutlich und bestimmt vorgetragen, auch die gebräuchlichsten Redensarten angeführt und erklärt sind. Vierte, von neuem durchgesehene und verbesserte Auflage, von G. H. Lünemann, Doctor der Philosophie und Lehrer der Griechischen und Lateinischen Sprache am Lyceo zu Göttingen. Leipzig, bey Hahn. 1811. XVI u. 343 S. ohne das lateinische und deutsche Register von 103 S. 8. (12 gr.)

Jedermann kennt die empfehlenden Eigenschaften dieses Schulwörterbuches, welche der Herausgeber noch dadurch vermehrt hat, daß er nach den im Handwörterbuche beurkundeten Grundsätzen die Bedeutungen bestimmter angab, und sie sowohl, als auch viele Wörter richtiger anordnete, bey den Substantiven die Genitivendung hinzufügt, und überhaupt das Vergessene oder einer Verbesserung Bedürftige gehörig nachtrug.

# Jahrbücher der Litteratur.

Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung, mit besonderer Anwendung auf eine neue daraus hervorgehende Elementar-Unterrichts-Methode, von J. B. Graser, Verf. der Prüfung des katholisch praktischen Relig. Unterrichts. Mit vier Tabellen auf Steinabdruck. In Commission bey Grau in Hof. 1811.

Wir hofften, man werde doch nun einmal zur Demuth zurückkehren, und wenigstens die Erzieher sollten die nächste Generation dahin führen. Aber unsre wenigen gebornen Philosophen mögen es verantworten, daß sie durch Aufregung des Dünkels so vielen andern einen Ton von Philosophie gegeben, der auch ihr Besseres verderbt. So dachte Rec. bey dem Titel dieses Buchs, und so mußte er bey dem Durchlesen des Buchs selbst, und bey den ausdrücklichen Anmaßungen des Verf. denken. Die Vorrede sagt, daß bisher „das Divine nur angedeutet, aber in keinem Grundsatze ausgesprochen worden.“ „Es klingt, fährt der Verf. fort, sehr kühn und anmaßend, wenn ich behaupte, diesen Satz für die Menschenerziehung ausgesprochen zu haben; es dringt mich aber die feste Ueberzeugung zu dieser Behauptung, und ich hoffe mit Zuversicht, auch die Zustimmung von Jedem, der mich ganz faßt.“ — Da müßte nun freylich alle Kritik schweigen, denn die günstige müßte sagen: leset und fasset das Buch, das sagt unendlich mehr, als meine Worte; und die ungünstige würde abgewiesen, weil sie den Verf. nicht gefaßt hat. Die einzige unüberwindliche wäre ein Wort der Offenbarung, womit der Beurtheiler den Verf. nur allein übertreffen könnte, denn da dieser selbst darauf verweiset, nur in die Gottheit zu schauen, so müßte er doch dem den Vorzug lassen, der als Seher aufträte; der Philosoph von jenem System muß den Prophet über sich erkennen. Unter solchen Betrachtungen standen wir lange an, ob wir etwas über dieses Buch sagen sollten. Auch die Ver-

sorgniß, es möchte nachtheilig wirken, konnte uns nicht bestimmen; denn was so in dem bereits hingeschwundenen Zeitgeiste von allein wahren Systemen und allein heilbringenden Methoden befangen ist, wirkt gar nicht, als daß es nur wiederholt die Demuth erkennen lehrt. Indessen fanden wir bey genauerer Durchsicht etwas ganz anders, das uns zur Beurtheilung dieses Buches bestimmte. Es ist nämlich nicht ein schlechtes Buch, vielmehr bewegt sich in demselben ein edler Geist und, wie uns scheint, auch ein treues Gemüth: aber es ist ein unreifes Product, dessen Fehler wir in einigen Puncten um des Besseren willen aufzeigen müssen.

Von der bisherigen Pädagogik — Paidagogik schreibt der Verf., mit welchen modischen Gräcisiren sich denn die Katechorie (wie sie mehrmals vorkommt) vertragen mag — hat Hr. G. die schlechtesten Begriffe, womit er denn freylich bey uns Leuten von der Zunft auf kein freundliches Gesicht zu rechnen hat. Indessen braucht uns das nicht so sehr niederzuschlagen, trifft es doch einen Platon und Aristoteles nicht minder, wenn alles bisherige, alles, bis auf dieses Buch, als schlecht, laut der Einleitung, erklärt wird. Auch dienen uns zum Troste die Urtheile, welche gleich im Anfang im Geschichtlichen vernommen werden. Da nämlich die Erziehungsarten abgetheilt sind, in die gelehrte oder systematische, und in die willkührliche oder natürliche, worauf denn noch eine bessere dritte folgt, so wird von der erstern gesagt, daß sie sich in die physische Bildung und in die reale Aufklärung des Verstandes theile, und nun wird hinzugesetzt: „Ihr vorzügliches Muster ist die Spartanische Erziehung. In Deutschland aber kam sie in einer bequemeren Modification zum Vorschein, als man den Emil nur von der physischen Seite der Ausbildung nahm, und später auch die Aufklärung als Glückseligkeitsmittel anpries." Was werden Lykurg und Rousseau im Elysium über ihre Begegnung in solcher Aufklärung sagen! Da mag sich denn auch unser guter Pestalozzi trösten, bey der Erziehung von Seiten der politischen und moralischen Existenz, wenn es heißt, daß man bey dieser einen Menschen zu bilden suche, „der die politischen und moralischen Formen kennt, und darnach leibt und lebt"; und daß sie in mannigfaltigen Modificationen in den

Philanthropinen Süddeutschlands vorzüglich zu Hause sey; und endlich, „daß sie ihren Culminationspunct in der Pestalozzischen Erziehungslehre erreicht.“ Und das Urtheil gegen seine Lehrart am Ende des Buches wird ihn nun um so weniger drücken, da der Verf. seine Bekanntschaft mit den Ideen dieser Männer kaum bis zum Buchstaben documentirt hat.

In diesem unseligen Suchen und Schwanken will uns nun der Verf. zur Ruhe verhelfen, denn er bietet uns nichts weniger an, als eine, „nur — eine — allgemeine und ewige Menschen-Erziehungslehre.“ So was ist denn allerdings θειον τι, und wir begreifen nur nicht, warum der Titel bey der Vorliebe des Verf. zum Griechischen nicht lieber heißt: Theiotás ꝛc.

Zuerst vom Zweck der Menschenerziehung, dann wird die Erziehungsthätigkeit als Mittel angegeben, und die Erziehungs-Wissenschaft, Erziehungs-Lehre, Erziehungs-Kunst erklärt, und in wiefern sie die Form betrifft, für den Zögling als Bildungslehre bestimmt, woran sich die Unterrichtslehre anschließt. Daß die Entwicklung der Anlagen selbst wieder einen Zweck haben muß, gestehen wir gerne zu, denn nur dadurch wird sie erst Ausbildung: daß aber dieser weder Glückseligkeit seyn kann, weil diese etwas sehr Unbestimmtes sey, noch Moralität und Religion, weil deren Ausübung doch das Leben betreffe, ist ungenügend gesagt, da es in abstracto wahr seyn kann, aber darum nicht in concreto, wie denn auch wirklich in den Planen des Verf. diese Zielpuncte vorkommen. Auch die Selbstständigkeit wird als Ziel verworfen. Wie nun der als ganz neu aufgefundene Zweck des Buches: „dem Menschen in seiner Entwicklung dahin zu verhelfen, daß er, reif geworden, sein Seyn selbst zu begründen vermöge“, sich von solcher höchsten, ja wohl göttlichen Selbstständigkeit unterscheide, ist schwer zu begreifen. Durch die Unbestimmtheit, aber nicht durch solche, die das Buch meint. Es verweiset dagegen in seiner Lehre auf das, was über dem Ganzen liegt, in jenem unendlichen Raume der absoluten Vernunft, auf das Eine und Ewige, auf Gott, dessen Seyn sich in dem Organismus seiner Welt repräsentirt, und zwar so, daß das Dreyfache in Gott eine tabellarische Abtheilung in die Mannigfaltigkeit der Welt-

weſen bringt, nach dem Idealen, Realen und der Einheit ꝛc., und ſo wird auch der Menſch deducirt, und ſeine Beſtimmung, die Divinität. Ob nun gleich eben ſo gut der Stein (nach conſequenteren Naturphiloſophen) an dem Göttlichen Antheil nimmt, auch von unſerm Verf. der ganzen Welt wegen ihres Urſprungs der Charakter des Göttlichen beygelegt wird, ſo iſt doch dem Menſchen vorzugsweiſe die Divinität zugeſprochen, und es heißt mit Recht: Dii estis, et filii excelsi omnes. (Kürzer könnten wir alſo ſagen: laß deinen Zögling zum wenigſten einen Gott werden.) Die Humanität kann nicht die Beſtimmung des Menſchen ſeyn, weil ſie von den Merkmalen eines erwünſchten Menſchen abſtrahirt iſt, und ſomit iſt der Begriff einſeitig. Nimmt man aber alles unter Humanität, was dazu gehören ſoll, das harmoniſche Ineinandergreifen aller menſchlichen Lebensfunctionen, ſo haben wir eigentlich das Divine (womit alſo auch z. B. der Schlaf und mehreres andre, ſtatt vorher bloß humaniſirt zu ſeyn, etwas Göttliches wird). Ob die Griechiſche Kalokagathie, deren freylich unſer Verf. nicht gedenkt, daſſelbe Schickſal wie die Humanität würde erfahren haben, laſſen wir dahin geſtellt; genug, es ſchließt die Divinität alles in ſich, was ſonſt etwa vereinzelt vorkommen mag, und ſo haben wir darin die einzige und unleugbare Lehre von der Menſchenerziehung.

Was hieraus folgt, müſſen wir noch etwas weiter angeben. Vorerſt folgt daraus — Alles; zu Allem nämlich muß der Menſch ausgebildet werden, und zwar nicht iſolirt, ſondern im Ganzen; nichts darf eine „hohle Uebung“ ſeyn, alles muß mittelſt der Beziehung auf die praktiſche Lebensbeſtimmung ausgefüllt werden; ſonſt verfällt man, wie wir hier lernen, in die Hauptſchwäche von Rouſſeau's Emile. Um denn doch aus der Gottheit wieder herauszukommen, und in den Menſchen hinabzuſteigen, um die menſchliche Vollkommenheit zu erkennen, ohne ſie von dem Menſchen ſelbſt abzunehmen, das iſt ſo ſchwer nicht; wenn man unſerm Verf. folgt. Hier zerfällt ſogleich das Ziel in ein vierfaches: 1) Leibesſtärke, 2) Tugend (virtus), beydes mit Geſchicklichkeit verbunden in der Gewandtheit und Klugheit; 3) Kunſt, um den Menſchen zum Lebenskünſtler zu

bilden; 4) Vernunftgebrauch; d. h. die Erziehung ist eine physische, moralische, ästhetische, intellectuelle. Z. B. um ein Lebenskünstler zu seyn, muß man sein ganzes Leben in Harmonie in allen Verhältnissen bringen.

Aber es geht ja jenes Eine und All in ein Dreyfaches und Vierfaches aus einander, um immer wieder zusammen zu gehen, so daß es also ganz Eins ist, ob du einen frommen Künstler bildest, oder einen recht klugen Weltmann.

Die Erziehungsthätigkeit hat zwey Richtungen, welche hier ebenfalls aus einander gelegt werden, um dann wieder in einander zu fallen; die eine betrifft das menschliche Seyn an sich, die andre die Form desselben; und das Ende von allem Sprechen aus dem Absoluten heraus ist: der Mensch ist ein individuelles Wesen. Zu gleicher Zeit wird ihm die Göttlichkeit (Aseität) mit dürren Worten zugesprochen: der Mensch soll selbst sein Seyn begründen. (sic.)

Indem nun die Erziehungslehre in die Gottheit schaut (ohne sich jedoch als Prophetie zu documentiren), gibt sie uns Erziehungsarbeitern aus dem Höchsten der Trinität mit einer Zugabe auf, zum Streben nach Wahrheit, zur Gerechtigkeit, zur Liebe, zur Schönheit zu führen. Dieser im unzugänglichen Lichte wunderbar gefundene Urtypus führt nun in der ganzen Welt zurecht. So gibt es drey Stände, Volk, Adel, Regent; der Regent, als der Repräsentant der Gottheit, muß sich also auch zu einem Stande herab bequemen. So gibt es denn weiter auch Anstalten für einen jeden Stand; und so gibt es Schulen, Gerechtigkeitspflegämter, Religionsanstalten und Kunstakademieen; und jeder Stand hat seine Gerechtigkeit, seine Gelehrsamkeit, seine Religion, seine Kunst. Auch in dem Volke wiederholt sich wieder jener göttliche Typus; da sind Bauern, Gewerbsmenschen, Handelsleute. Das Volk ist vorzugsweise zur physischen Existenz (S. 90) nicht nur seiner selbst, sondern auch des Adels bestimmt, und der Adel (der S. 135 in der Note „nur der Extract der Menschen" heißt, und „der die vorzüglichen Theile des Organismus bildet") vorzugsweise zur Tugend (S. 101). Und „der Höhere muß nicht wie der Niedere das Wahre suchen, sondern die Wahrheit selbst; nicht seine Gerechtigkeit in der beschränkten Beherrschung

des Eigennutzes, jedem in Bezug auf die Bedingungen der Existenz das Seine zu gewähren, und in dem Gehorsame gegen den Höchsten setzen, sondern jedes Wesen seiner Bestimmung gemäß zu behandeln, und von der Idee des höhern Berufes so erfüllt seyn, daß er sich, dem Staate zum Opfer zu geben, für Pflicht und Größe hält." — — „Und daher kann seine Religion auch kein bloßes Glauben und Ahnen, sondern muß ein lebendiges Schauen der Gottheit im All und ein Finden des Endlichen im Unendlichen seyn." Dieser scharfe Kasten-Unterschied ist indessen nicht in der Meinung dieser Theorie. Denn jeder Stand soll wieder vollkommen menschlich gebildet werden, und, um Mensch zu seyn, muß man die Religion und — kurz alle Bildung aufs vollkommenste erhalten. Auch hier geht alles wieder zur Einheit zusammen; und es wird sogar ausdrücklich gegen den Frevel gesprochen, der die niedern Stände zurückhalten, und ihnen nur ein abgemessenes Maß zutheilen will. Man vergleiche S. 172. 177 ff. 207. 208 und besonders 209.

Nun wird die Erziehungsthätigkeit von S. 118 an bestimmter angegeben. Sie geht von dem Grundsatz aus: das äußere und innere Anschauungsvermögen im Leben und für das Leben, in jedem Lebensmomente zu befördern. Worauf denn das angegeben wird, was die einzelnen Stände zu erlernen haben. Was weiter über die Epochen der Jugend gesagt wird, kann ebenfalls nicht in dem wirklichen Leben angewendet werden. Weil nun der Hauptzweck aller Erziehung ist, „daß der Mensch die lebendige Erkenntniß seines Seyns erhalte, um in ihr zu seyn", so gibt es ein Vierfaches für jene Thätigkeit: Diätetik, Gymnastik, Disciplin, Belehrung. Und somit schließt sich die Unterrichtslehre an (von S. 159). Sie zerfällt in Unterrichts-Wissenschaft und Unterrichts-Kunst. Auch gibt es nunmehr einen „ewigen Lehrplan für Menschen" (S. 179), und dieser besteht in der Lehre von der Natur, von dem Menschen und von dem Göttlichen. Hiernach gibt es weiter eine Reihe von Wissenschaften: Naturlehre, Naturbeschreibung, Producten-Geographie, mathematische Geographie, für welche dann wiederum nothwendig ist: Mathematik, Oekonomie, Technologie; auch darf die Astronomie nicht fehlen, aber am wenigsten die Anthropologie, und zwar als Körper-

lehre und als Seelenlehre, und für dieselbe Gymnastik und Diätetik, zu deren Vollendung dann Geschichte und Geographie nöthig sind. Das alles ist die Lehre von der Natur und dem Menschen. Aber dazu kommt noch die Lehre von dem Göttlichen, wo wir denn zuvörderst vernehmen, daß das Wissen, was die göttliche Form sey, die unerläßliche Bedingung ist, um „Mensch zu seyn“ (S. 185), und daß „der Adel des Menschen bestehe in dem vollendeten Wissen um sein Seyn.“ Die Formen des Göttlichen sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, Schönheit; also ist Unterricht in der Philosophie, Rechtslehre (wozu Staatslehre und Geschichte), Religions- und Kirchenlehre (mit der dahin gehörigen Geschichte), in der Lehre vom Wohlstand nebst Kunstübungen zu betreiben. „Die Uebung im Zeichnen, in der Musik, und in der Dichtkunst gehören „also unerläßlich mit zur Sphäre des Unterrichts vom Göttlichen.“ Aber „nicht ein einziger dieser Lehrgegenstände darf bey dem Menschen-Unterrichte fehlen“ ꝛc., nur gibt es Modificationen (S. 212 ff.) für die 3 Stände, jedem besonders zugemessen, und dennoch allgemein und ewig. Daher die unbegreifliche Kunst der Schulpläne. Diese findet man ebenfalls für jeden Stand (von S. 229). Zur Versinnlichung ist die ganze Unterrichts-Encyklopädie cyklisch, die allgemeine und die der Stände in vier Tabellen symbolisirt.

Die Unterrichtsweise begreift in sich sowohl Wissenschaft als Kunst des Unterrichts, deren Grundsätze weiter verhandelt werden. Der erste ist: „der Mensch muß jederzeit in sein Leben gestellt werden, damit er es schaue, dann unterrichtet er sich am leichtesten und sichersten selbst.“ Wäre nur dieser praktische Theil mehr aus dem Leben genommen, statt so viel von dem Leben zu sprechen. Was gegen den Pestalozzianismus (S. 511 Note) erinnert wird, daß es eine „hohle Uebung“ sey, war freylich nach dem zu erwarten, was S. 218 über die Mathematik gesagt ist, wobey sich zeigt, daß unser Verf. über einen formalen Unterricht kein Urtheil hat; doch ist es mit solchem „hohlen“ Unterricht so ernst nicht gemeint, nach S. 363 ff. Nach S. 329 ff. soll der Elementarunterricht alles umfassen, und eben darum nichts Einzelnes ausbilden; das Leben muß alles in jedem einzelnen Momente durchglühen.

Hier wären wir nur noch einen Schritt von einer zu hoffenden neuen Erfindung in der Methodik, nämlich eine Art von Einpfropfen des lernenden Kopfes in einen andern, damit alles so von selbst und im Ganzen hineinwachse, wie aus dem Stamme ins Reis. Doch werden in diesem ewigen Lehrplane auch Mittel gezeigt, diesem wenigstens näher zu kommen. So fängt die Elementar-Gymnastik mit dem Modell des elterlichen Hauses an, wobey das Kind zeichnet ꝛc., und so das äußere Anschauungsvermögen übt, während das innere seine Uebung im Rechnen findet, wozu dieses Modell Gelegenheit gibt. Ja, es wird dasselbe Modell für jenes dreyfache Verhältniß, des Bauern, des Bürgers und der Herrschaft benutzt, nämlich, vermittelst der Sprache (Form-Zahl-Sprache! gleichwohl wird vorher gegen diese Pestalozzischen Elemente protestirt); und, was alle Erwartung übertrifft, „so ist denn (§. 360) für „die Elementar-Bildung in Hinsicht auf drey göttliche Formen gesorgt“ — das alles thut das Modell des Hauses! — Und sogar auch für die vierte, vermittelst der Dichtkunst, man darf nur das Kind die poetische Sentenz lernen lassen:

„Ist gleichwohl das Haus nur mein,
Soll es doch den Armen offen seyn.“

Das ist nun der erste Cursus, der von außen das Haus umgeht; der zweyte führt hinein, und spricht von den Bewohnern desselben, den Menschen und Thieren; er ist also „der wichtigste für die ganze Menschenerziehung“ ꝛc. Ein dritter Cursus untersucht die Hausbedürfnisse, und ein vierter, der es mit der Sprache zu thun hat, bringt es nun endlich zum Schreiben, und, was nothwendig aus diesem folgt, zum Lesen. Hier ist nun wieder ein neues Heil der Menschheit in einer, von dem Verf. erfundenen Methode erschienen, gegen welche das, was Rousseau, ja was Olivier und Stephani angeben, Kleinigkeit ist, denn indem z. B. das Kind das Wörtchen in schreibt, wird es mitten in das Haus und mitten in die Welt versetzt.

Die Vorschläge des Verf. zu Schul- Universitäts- Landescollegien-Organisationen u dgl., alles die Einheit des Systems aussprechend, übergehen wir, weil wir keinen Beruf haben, die politisches

und kirchlichen Ideen des Verf. zu beurtheilen. Doch — wir ſind ſchon zu ausführlich geworden. Wir wollen daher nur noch kurz erklären, daß alles, was wir bisher gegen das Buch geſagt haben, das Unweſen gilt, womit eine falſche Philoſophie bisher ſo manchen der beſſern Köpfe für das Praktiſche verdorben hat, und daß wir dieſe ganze Theorie als etwas Misslungenes, als eine Reihe von Inconſequenzen anſehen, daß weder Eins noch das Ganze auf irgend eine Weiſe realiſirt werden kann, und werden wird, und daß die Wiſſenſchaft auch nicht um Einen Gedanken dadurch wächst; denn die Idee der Einheit und Göttlichkeit in der Bildung iſt ſelbſt in den neuern Zeiten ſo beſprochen, daß wir den Verf. noch nicht einmal an den göttlichen Platon zu verweiſen brauchen. Wir ſcheiden alſo das alles aus, betrachten es als etwas Fremdartiges, und halten uns an das Gemüth des Herrn G., welches eine Verbeſſerung des ganzen Bildungs wünſcht, und mit edler Begeiſterung dafür ſpricht, auch vieles mit Recht tadelt, und manchen beſſern Gedanken in ſich trägt. Denn Tadel verdient allerdings der ganze bisherige Geiſt in dem pädagogiſchen Treiben, welches nichts anders hervorbrachte, als einen Pedantismus aus dem andern, und das ſich immer noch nicht aus dem Einzelnen und Engſinnigen zum wahrhaft Organiſchen erheben konnte. Und darüber wäre viel zu ſagen. Der ehrwürdige Verf. des Buches über Humanismus und Philanthropismus hat nach Rec. Ueberzeugung, die Sache nicht in der Wurzel und für das Leben erfaßt, ſo viel Treffliches er auch in dieſem Buche gelehrt hat; weshalb wir Hrn. G's Erinnerungen dagegen nicht ungegründet und alſo auch nicht unnütz finden. Ueberhaupt möge unſers Verf. Wunſch: im Einzelnen ſowohl des Zöglings, als des Lehrgegenſtandes und der Lehranſtalt, das Ganze des Menſchenvereins und der Bildung beſſer als bisher geſchehen iſt, im Auge zu haben, ſo wie er von Herzen geht, auch wieder zu Herzen gehen. Mag dann immer ſeine Theorie als etwas Misslungenes bald vergeſſen ſeyn, er ſelbſt wird dann in der Reihe derjenigen ſtehen, die mit braver Entſchloſſenheit das Beſſere herbeyführen halfen. Daß er aber viel Treffliches in ſeinem Gemüthe trägt, das, wenn es reifer

geworden, ſeine ganze jetzige Divinitätslehre beſchämen wird, ſieht man aus manchen einzelnen Bemerkungen und Vorſchlägen, vornehmlich aus dem, was er (S. 258 ff. und Note) zum Lobe der Alten, und ſogar ihres Heidenthums, und mit Bündigkeit für das claſſiſche Studium ſagt; und eben ſo aus ſeinen religiöſen Aeußerungen (beſonders die Epiſode S. 415 ff.), welche ſeinen Beruf zum geiſtlichen Lehrer für den kindlichen Sinn beurkunden. — So meint ihn Rec. ganz gefaßt zu haben.

---

Friedrich Wilhelm Strieder's Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten- und Schriftſteller-Geſchichte. Von der Reformation bis 1806. Sechszehnter Band. Steuber — von dem Werder. Herausgegeben von D. Ludwig Wachler. Marburg, in der neuen akad. Buchhandl. 1812. 564 S. ohne die Vorrede, gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bereits vor dreißig Jahren erſchien der erſte Band dieſes durch Reichhaltigkeit und Genauigkeit litterariſcher Nachrichten ausgezeichneten Werkes, und unter vielfachen Hinderniſſen und Schwierigkeiten, und kämpfend mit dem bekannten Kaltſinne des Deutſchen Publicums gegen vaterländiſche Unternehmungen, ſetzte Hr. Str. daſſelbe fort bis zum funfzehnten Bande, der im J. 1806 herauskam. Da jedoch ein großer Theil der Deutſchen Gelehrten, ſtatt, ein rühmliches Werk patriotiſch durch Ankauf zu unterſtützen, lieber auf Verſteigerungen wartet, wo man um ein Paar Gulden wohlfeiler zum Zwecke kommt, und darüber den Unternehmer mißmuthig macht, und ſein Werk zu Grunde gehen läßt, ſo war auch im gegenwärtigen Falle zu fürchten, daß das mit ſo vielem Fleiße ausgeführte Strieder'ſche Unternehmen noch vor ſeiner gänzlichen Vollendung ins Stocken gerathen möge, wo denn mancher karge Litterator in der Folge Stoff genug zu Klagen erhalten haben würde. Es war daher ſehr erfreulich für uns, daß Hr. W., dem Hr. Str. das ganze Manuſcript übergab, ſich des unterbrochenen Werkes ſo eifrig annahm, und uns Hoffnung macht, daß das Ganze mit dem noch rückſtändigen ſiebenzehnten Bande

beſchloſſen werden ſolle, wenn das Unternehmen die gehörige Unterſtützung finden, d. h. wenn — nur die Druckkoſten gedeckt werden ſollten. Daß dieß geſchehen werde, wollen wir zur Ehre unſrer Deutſchen Mitbürger hoffen! Durch ſtrenge Oekonomie des Drucks iſt bey dieſem ſechszehnten Bande viel Raum gewonnen worden: nur hätte das Format des Buches nicht vergrößert werden ſollen, was einen offenbaren Uebelſtand macht; — auch hat Hr. diejenigen Familien-Notizen, welche keine nähere Beziehung auf Litteratur im eigentlichſten und ſtrengſten Sinn haben, weggelaſſen, um jedes Hinderniß der baldigen Beendigung des Werkes aus dem Wege zu räumen. Ueberdieß hat der jetzige Verleger den Ankauf deſſelben gar ſehr dadurch erleichtert, daß er die erſten funfzehn Bände zuſammen für acht Thaler laſſen will.

Der vorliegende ſechszehnte Band iſt einer der reichhaltigſten des ganzen Werks. Wir machen auf einige Artikel aufmerkſam: Joh. Engelh. Steuber der ältere, Superintendent und Oberpfarrer in Marburg, geb. 1618, ſt. 1683. Joh. Engelh. Steuber der jüng., der gelehrte Enkel des vorigen, geb. 1693, ſt. zu Rinteln als Profeſſor der Theologie und Superintendent; er beſaß gute Kenntniſſe der orientaliſchen Sprachen. Joh. Chriſtoph Stockhauſen, der als Superint., Conſiſt. Rath und erſter Stadtprediger zu Hanau 1734 ſtarb. Merkwürdig iſt die, S. 33 von dem, als Superint. zu Caſſel 1612 (durch einen Druckfehler ſteht hier 1712) geſtorbenen Johann Strack erzählte Anekdote, daß er nämlich, als er noch Pfarrer in Bauerbach war, ohne ſeine Schuld, durch das Verſehen eines Einwohners, Eſſig ſtatt des Weins beym Abendmahl reichte. Rec. fügt noch hinzu, daß dieſer unangenehme Vorfall vieles dazu beytrug, die Einwohner des Orts der Reformation wieder abgeneigt zu machen, und noch gegenwärtig iſt der ganze Ort katholiſch. Joh. Strauch, ein bekannter Rechtsgelehrter, geb. zu Colditz 1612, ſt. als Vicekanzler und Prof. jur. primar. zu Gießen 1679. Joachim Strupp, geb. 1580, geſt. 1606, Erzieher der Kinder Philipps des Großmüthigen und des Pfälziſchen Kurprinzen Friedrichs, war ein Polyhiſtor ſeiner Zeit, und hatte doch kaum ſeinen nothdürftig

gen Lebensunterhalt! Wilh. Gottl. Tennemann, geb. zu Kleinbrembach 1761, lebt gegenwärtig als geachteter Lehrer und Schriftſteller zu Marburg, und wir haben dieſe von ihm ſelbſt verfaßte, gut geſchriebene Biographie mit großem Intereſſe geleſen. Joh. Tesmar, geb. zu Bremen 1643, ſtarb als Prof. der Rechte zu Marburg, 1693. Georg Fried. Teuthorn, der bekannte Verf. der „ausführlichen Geſchichte von Heſſen“ in eilf Bänden, geb. in Voehl 1735, privatiſirt gegenwärtig noch zu Biedenkopf im Großherz. Heſſiſchen. Zu Berlenburg ſind aber nicht, wie hier ſteht, alle eilf Bände, ſondern nur die vier erſten, die ſieben letzten hingegen ſind zu Biedenkopf verlegt. Friedr. Ludw. Textor, geb. 1765, ein bekannter ascetiſcher Schriftſteller. Einer der reichhaltigſten und intereſſanteſten Artikel des ganzen Bandes iſt: Theobald Thamer, im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zu Rosheim im Unter-Eiſas geboren, ſeit 1543 Prof. und Prediger zu Marburg, und nach einem höchſt unruhigen Leben 1569 zu Freyburg im Breisgau geſtorben. (Dieſe Biographie geht von S. 127 — 155.) Moriz Gerhard Thilenius, dieſer würdige, 1745 geborne Arzt, ſtarb zu Wisbaden als Leibarzt und geheimer Rath 1809. Ueber ſeinen Vater Johann Heinrich, der die Rolle eines Avanturiers und Marktſchreyers ſpielte, kommt S. 160 f. eine lange nicht unintereſſante Note vor. Ludw. Philipp Thümmig, geb. 1697, ein zu ſeiner Zeit wohlbekannter Philoſoph und thätiger Verbreiter der Wolfiſchen Philoſophie, ſtarb zu Caſſel 1728, geachtet als Menſch nnd Gelehrter. Wilh. Chr. Thurn, geb. 1771, durch pädagogiſche und ascetiſche Schriften bekannt. S. 182 — 198 findet man die intereſſante Selbſtbiographie des verdienten Prof. d. Phil., Dietrich Tiedemann's, mit einem vollſtändigen Schriftenverzeichniſſe. Johannes Tielmann, Philipp Johann Tielemann genannt Schenck, Joh. Tielemann genannt Schenck; die beyden letztern, Vater und Sohn, waren verdienſtvolle Lehrer zu Marburg, und des Joh. Tilemann's Schrift: Vitae Professorum Theologiae, qui in Academia Marburgensi a sua fundatione ad nostra usque tempora docuerunt (Marb. 1727), behauptet noch immer vorzüglichen litterariſchen Werth. Theod. Gerh. Tinnemann, geb. zu

Duisburg 1727, lange Zeit Prof. der Medicin zu Rinteln, und geſt. zu Meurs 1792, nicht nur als gelehrter Arzt, ſondern auch als gründlicher Bibelforſcher durch ſeine 1786 erſchienene Schrift: Diatribe antiquario-medica de Daemoniacis evangelioram, rühmlich bekannt. Mit Vergnügen lieſt man, auch nach der trefflichen Engelſchallſchen Biographie von J. H. Tiſchbein (Nürnberg 1797), die von S. 218 an mitgetheilten Nachrichten über die Tiſchbeiniſche Familie. (Es ſind indeß in dieſen Nachrichten einige Verſehen zu berichtigen. Was S. 220 von J. H. W. Tiſchbein geſagt wird, daß er zum Nachfolger Oeſer's als Director der Zeichen-, Maler- und Bildhauer-Akademie zu Leipzig ernannt worden ſey, iſt auf Friedrich Tiſchbein (S. 222) zu beziehen, welcher dieſe Stelle von Deſſau aus, wo er als Hofmaler lebte, im J. 1800 annahm, und ihr noch vorſteht. Wilhelm Tiſchbein lebt jetzt nicht zu Oldenburg, wie es S. 220 heißt, ſondern zu Eutin. Der auf S. 222 genannte Ludwig Philipp Tiſchbein iſt zu Petersburg bereits im Sommer 1806 geſtorben.) Wir bedauern, daß die biographiſchen Notizen von den Brüdern Ullmann (die beyde als Profeſſoren zu Marburg leben) ſo dürftig ausgefallen ſind. Auch fehlen die Inaugural-Diſſertationen von beyden. Michael Bernh. Valentini, geb. 1657, ſt. als Prof. d. Medic. zu Gießen 1729. Sehr intereſſant ſind die Lebensnachrichten von dem großen Tonkünſtler J. G. Vierling zu Schmalkalden. Zu ſeinen Liedercompoſitionen müſſen diejenigen noch hinzugefügt werden, die ſich in des ſel. v. Eſchſtruth Heſſiſchen Blumenleſen von den Jahren 1783 und 1784 befinden. Nicol. Vigelius, geb. zu Treyß bey Ziegenhain 1529, ſtarb als berühmter Rechtslehrer, aber bekannt als neidiſcher und hochmüthiger Mann, 1600 zu Marburg. Seine zahlreichen Schriften ſind hier vollſtändig verzeichnet. Ludw. Völkel, geb. zu Caſſel 1762, ein gelehrter Alterthumskenner, lebt daſelbſt noch als Oberaufſeher des Muſeums. Sehr intereſſant ſind die Nachrichten von den trefflichen Gelehrten Juſtus und Herrmann Vultejus (Vater und Sohn) S. 347—364. Eben ſo anziehend iſt die Autobiographie von Hrn. Conſ. Rath Wachler zu Marburg, S. 364 f. Joh. Valentin Wagner, ein Nachkömmling Wilh. Tell's, geb. 1682, geſt. 1760, verdient als philoſophiſcher und mathematiſcher Auto-

didakt alle Aufmerkſamkeit. Heinrich Wagner, geb. zu Caſſel 1747, gegenwärtig Advokat zu Solms-Braunfels, ein geübter Lateiniſcher Dichter, auch durch Deutſche Epigramme bekannt. Von Hrn. Kirchenrath Wagner zu Darmſtadt kommen ſehr dürftige biographiſche Notizen vor; wir hätten gewünſcht, daß Hr. W. ſich entſchloſſen hätte, Hrn. Str. ſeine Biographie ſelbſt mitzutheilen. Sehr leſenswerth iſt die Biographie des würdigen ehemaligen Heſſiſchen Staatsminiſters Jak. Siegmund von Waitz Frhrn. von Eſchen, den Friedrich der Einzige ſo ſehr ſchätzte, daß er ihn nach Berlin berief, und ihn noch in ſeinem Alter zum wirklichen geheimen Staats- und Kriegs-Miniſter, Vice-Präſidenten und dirigirenden Miniſter beym General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Directorium, und ſpäterhin auch noch zum Ober-Berghauptmann bey dem Bergwerks- und Hütten-Departement ernannte. J. G. Waldin, der als Prof. der Philoſ. zu Marburg 1795 ſtarb. Burkard Waldis. Was ſich für Nachrichten von dieſem geiſtreichen Fabeldichter des ſechszehnten Jahrhunderts haben auftreiben laſſen, das findet man hier geſammelt, und Jördens Nachrichten können aus Hrn. Strieder's Werke noch vervollſtändigt werden. Joh. Jakob und Johann Wilhelm Waidſchmidt, Vater und Sohn. Heinr. Andr. Walther, geb. 1696, geſt 1748, iſt achtungswerth wegen ſeines echtreligiöſen Sinnes. Friedr. Ludw. Walther, ein noch lebender geſchätzter Lehrer zu Gießen. Immanuel Weber, geb. 1659, ſtarb als Vice-Kanzler und Prof. d. Rechte zu Gießen 1726. Seine zahlreichen Schriften ſind hier ſehr ſorgfältig verzeichnet. Jul. Aug. Ludw. Wegſcheider, geb. 1772, vorhin Prof. zu Rinteln, und ſeit 1810 Prof. d. Theol. zu Halle. Dieſe leſenswerthe Biographie rührt von ihm ſelbſt her. Phil. Friedr. Weis, geb. zu Darmſtadt 1766, ſtarb zu früh für die Wiſſenſchaften und ſeine Freunde als Prof. d. Rechte zu Marburg, im J. 1808. Helfrich Bernhard Wenck, der berühmte Heſſiſche Hiſtoriograph, geb. zu Idſtein 1739, ſt. als Oberſchulrath und geheimer Conſiſtorialrath zu Darmſtadt 1803. Joh. Heinrich Wexler, ein gelehrter Orientaliſt, geb. zu Caſſel 1755, ſtarb als Prof. d. Theol. und Philoſ. zu Marburg 1792. Den Beſchluß dieſes reichhaltigen Bandes macht der als Held und Dichter berühmte

Dietrich von dem Werder, geb. 1584, starb auf seinem Rittergute Reinsdorf, im J. 1657. Seine Uebersetzungen des Tasso und Arioſto leisteten viel für die damalige Zeit. — Angehängt sind Zusätze und Berichtigungen zu den ersten funfzehn Bänden. Der nächste Band wird das Werk beschließen, zahlreiche Supplemente und ein vollständiges Register über das Ganze enthalten. Hier erwarten wir denn auch noch Nachrichten von dem vortrefflichen Philologen Friedrich Sylburg, der, wenn er auch kein öffentliches Amt in Hessen bekleidet hat, doch in Hessen geboren war, sich darin zum Gelehrten gebildet, und, als er einen Ruf nach Marburg ausgeschlagen, von dem ruhmwürdigen Landgrafen Ludwig IV., dem Sohne Philipp's des Großmüthigen, einen jährlichen Gehalt aus den Einkünften der Marburger Universität angewiesen erhielt, „damit er dadurch zur Bearbeitung und Herausgabe gelehrter Werke neue Aufmunterung erhalten möge.“ Sylburg privatisirte damals grade zu Frankfurt am Mayn, und ging später im J. 1591 als Professor und Bibliothekar nach Heidelberg.

Kl.

---

Theodor's Liebesbriefe an Wilhelmine, oder: Blumenlese Salomonischer Liebesgesänge für gebildete Leser, von Georg Theodor Steger, D. der Phil. u. Subrector an d. latein. Schule zu Hadersleben. Kiel. 1811. X u. 342 S. 8.

Theodor erklärt seiner Braut die kleine Anthologie von Liedern orientalischer Liebe, welchen der Name Salomo's in der Sammlung der Hebräischen Bibel eine sichernde Aufnahme verschafft hat, nach Herder und einigen andern mit Zärtlichkeit in funfzehn Briefen. Diese Einkleidung ist nicht Dichtung. Eine Nachschrift erklärt, wie hoffnungsvoll damals (Ostern 1808) Hr. St. als Privatdocent auf die Universität K. ging, dort aber, ohne Vermögen und Unterstützung, durch den Beyfall der kleinen Anzahl von Studirenden allein sich nicht halten konnte; wie er jetzt seine geliebte Wilhelmine besitzt, am liebsten aber als akademischer Lehrer zu Kiel wirksam seyn möchte. Als Probe der für diesen Wunsch nöthigen exgetischen Kenntnisse betrachtet, beweist die Schrift, daß er seinen Text philologisch und ästhetisch gut verstund und den Inhalt für Leserinnen und das größere Lesepublicum mit Delicatesse verständlich macht. Eigenthümliche Erklärungen hat Rec. nicht bemerkt, wohl aber einige beleuchtende Parallelen aus Theokrit, Terenz, einigen Reisebeschreibungen, auch aus der Corinna. Ob das Maß der Umständlichkeit in der Erklärung den Lesern, welchen der Verf. sie bestimmt, grade angemessen sey, weiß

Rec. nicht so bestimmt zu beurtheilen. Die Vorrede S. IX versichert, darüber entsprechende Erfahrungen gemacht zu haben. Wer die häufig eingemischte persönliche Sympathie nicht mitfühlt, oder nicht romantisch genug findet, dem wird der Verf. wahrscheinlich antworten, daß die Liebesbriefe an W. für ihn die liebste Erinnerung aus seiner Schriftstellerey seyen. Und wer möchte nicht ihm dazu Glück wünschen, und die Erfüllung seiner genügsamen Wünsche gern sehen?

P.

---

Pharmacopoea extemporanea oder Handbuch für selbstdispensirende Aerzte am Krankenbette, von Dr. Johann Balthasar Wollkopf, praktischem Arzte zu Sorau in der Niederlausitz. Ein Requisit der Reise-Apotheke. Leipzig, bey Joh. Ambr. Barth. 1811. XVI u. 323 S. 8. (1 fl. 30 kr.)

Der Verf. beabsichtigte bey der Bearbeitung der vorliegenden Schrift, dem praktischen Arzte ein Buch zu liefern, in welchem er die vorzüglichsten Regeln und Grundsätze des Selbstdispensirens am Krankenbette findet, damit er beym Verordnen und Zubereiten der nöthigen Arzneyformen weder in therapeutischer, noch chemischer und pharmaceutischer Hinsicht fehlen möge. In der ersten Abtheilung behandelt er die zweckmäßige innere und äußere Einrichtung und den Gebrauch der Reiseapotheke. Es enthält diese Abtheilung in zwey Abschnitten einige allgemeine Grundsätze in Hinsicht der Auswahl der nöthigen Arzneyen für die Reiseapotheke, in Hinsicht ihrer Anzahl ꝛc., in Betreff der Construction und Anordnung der Reiseapotheke; ferner die allgemeinen Grundsätze des ärztlichen Selbstdispensirens, die Dosis der Arzneyen nach Verschiedenheit des Alters ꝛc.; Vorschriften für das Technische des Zubereitens der Arzneyen. Die zweyte Abtheilung liefert eine tabellarische Uebersicht der gebräuchlichsten Arzneyen nach ihrer Anwendung, Wirkung, chemischen Eigenschaften, Gabe, Mischung, Form ꝛc. Die Ordnung ist alphabetisch und in der Nomenclatur sowohl die ältere als neuere aufgeführt. — Wir müssen hierbey bemerken, daß wir die Zahl der Arzneyen für eine ärztliche Apotheke zu gehäuft finden. So sind die Syrupe hier offenbar ganz überflüssig. Beym Sacchar. saturn. hätte die innere Anwendung eine Erwähnung verdient. Den Mohnsaft unbedingt im Typhus als Reitzmittel zu empfehlen, wird kein erfahrner Arzt billigen. Ein chemischer Fehler ist es auch, wenn S. 275 zu einer Infusion Kampher in Schwefeläther aufgelöst, gesetzt werden soll.

X.

# Jahrbücher der Litteratur.

Wilhelm Traugott Krug's, Prof. der Philosophie zu Leipzig, naturrechtliche Abhandlungen, oder Beyträge zur natürlichen Rechtswissenschaft. Leipzig, bey Friedr. Chr. Wilh. Vogel. 1811. VIII u. 132 S. 8.

Der rühmlich bekannte Verf. liefert hier sechs Abhandlungen über die wichtigsten Rechtsfragen, die als eine Fortsetzung seiner früher erschienenen Aphorismen zur Philosophie des Rechts angesehen werden können. Rec. wagt über ihren Werth nicht abzuurtheilen; er bemerkt nur, daß er trotz des darin herrschenden Scharfsinns nicht alle Sätze unterschreiben könne. Wo er glaubt, abweichen zu müssen, und warum? wird sich aus den Erinnerungen über die einzelnen Abhandlungen ergeben. 1) Von den Urrechten. Urrechte sind ursprüngliche Rechte, d. h. solche, die einem vernünftigen Wesen vermöge seines Wesens, mithin allen solchen Wesen, wieferne deren mehrere in der Sinnenwelt nebeneinander sind, nothwendiger Weise zukommen; sie sind wesentliche, nothwendige, allgemeine, unbedingte Rechte. Ihnen stehen entgegen die entstandenen Rechte, die einem vernünftigen Wesen nicht schlechthin als solchem, sondern vermöge irgend einer von seinem Willen unabhängigen, oder abhängigen Thatsache zukommen; dem Entstehungsacte (beym Menschen die Geburt) — angeborne Rechte; absichtlicher Thätigkeit — erworbene; natürliche Verknüpfung eines Dinges mit dem andern — hinzugekommene Rechte. Urrechte sind das Recht auf Subsistenz, Freyheit, Gleichheit; sie sind bloß Formen des einen Urrechtes auf Persönlichkeit. Angeborne Rechte sind durchaus keine Urrechte, da es, überhaupt betrachtet, nicht nothwendig ist, daß ein vernünftiges Wesen grade unter der Menschenform, und der dieser Form natürlichen Bedingung in der Welt der Erscheinungen auftrete, als Mensch geboren werde. — Aus dieser letzten Anmerkung läßt sich schließen, daß der Verf. alle jene angebornen Rechte eines vernünftigen

Wesens, die ihm, unter welcher Form es auch immer in der Sinnenwelt auftritt, zustehen müssen, zu den Urrechten rechne; nun läßt sich aber kein vernünftiges Wesen in der Sinnenwelt, unter welcher Form es auch immer erscheint, ohne ein Recht, Eigenthum (als Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, damit es lebe) zu erwerben denken, (es gibt nichts in der Sinnenwelt, was sich nicht durch etwas anders erhält, und bey dem vernünftigen Wesen erscheint dieser Act des Erhaltens als ein Recht); folglich gibt es ein Urrecht, Eigenthum zu erwerben. Will der Verf. zu den Urrechten bloß jene Rechte gerechnet haben, die einem vernünftigen Wesen als solchem, ohne Rücksicht darauf, daß es in der Sinnenwelt existirt, zustehen, so ist zu bemerken, daß unter rein vernünftigen Wesen durchaus von keinen Rechten die Rede seyn kann, so wenig als von Collisionen (wo von den Urrechten vernünftiger Wesen in der Sinnenwelt die Rede seyn kann, muß der Entstehungsact immer berücksichtigt werden); und der Verf. würde sich selbst widersprechen, indem er das Recht auf Sicherheit ein Urrecht nennt, welches nur Sinn hat, wenn man sich die Möglichkeit von Beleidigungen denkt, also andre, als rein vernünftige Wesen voraussetzt. Ueberhaupt, obgleich der Mensch keine Rechte hätte, wenn er nicht vernünftiges Wesen wäre, da er doch auch nothwendig Sinnenwesen dabey seyn muß, wenn er überhaupt Rechte haben will; warum sollen seine Urrechte nur aus den Eigenschaften seiner vernünftigen, und nicht auch seiner sinnlichen Natur abgeleitet werden? Der Verf. hat endlich Unrecht, daß er das Urrecht auf Sicherheit als kein besonderes Urrecht will gelten lassen, weil es mit jedem Urrechte nothwendig verbunden ist. — Jeder Körper, auch der allerlustigste hat Schwere, sollen wir denn Schwere darum nicht für eine besondre Kraft gelten lassen? In dem Urrechte auf Gleichheit liegt das Urrecht auf Subsistenz und auf Freyheit, denn es kann mir Niemand mein Urrecht auf Freyheit und Subsistenz nehmen, ohne mein Urrecht auf Gleichheit aufzuheben, und doch wird das Urrecht auf Gleichheit als ein besonderes aufgezählt. II) Von der Erwerblichkeit und Veräußerlichkeit des Rechts. Das Urseyn eines jeden

Menschen — die Urrechte und die angebornen Rechte — wird weder erworben, noch ist es veräußerlich. Es wird nicht erworben, weil es die allgemeinen Bedingungen, Rechte zu erwerben, selbst enthält, und nicht auf einem besondern Willensacte beruhet; es kann nicht veräußert werden, weil durch Hingebung eines Urrechtes ein Mensch seine ganze Persönlichkeit hingeben, also aufhören würde, ein vernünftiges Wesen zu seyn, was undenkbar ist, die angebornen Rechte aber im Leben vom Subjecte nicht trennbar sind, wie der Körper, und beym Tode verschwinden. III) Von der Erwerbung eines äußern Eigenthums. „Das Recht auf Sachen überhaupt kann zwar ebenfalls ein ursprüngliches genannt werden: es ist aber im Grunde weiter nichts als das Urrecht auf Persönlichkeit selbst.“ Man könnte nach diesem von keinem besondern Urrechte auf Eigenthum sprechen; und doch ist dieß des Verf. eignen Ideen zuwider. Er sagt, die Urrechte auf Freyheit, Gleichheit u. s. w. seyen nichts anders als verschiedene Betrachtungsarten des Urrechtes auf Persönlichkeit — auch das Urrecht auf Persönlichkeit ist nichts anders, es ergibt sich, wenn man ein persönliches Wesen zugleich als Sinnenwesen betrachtet; weiter, wenn man eines jener Urrechte hingebe, würde alle Persönlichkeit aufgehoben; das ist aber nicht anders möglich, als wenn jene Urrechte das Recht auf Persönlichkeit selbst sind, wie das Eigenthum; und doch werden jene Urrechte als besondere aufgeführt, warum nicht auch das Eigenthum? Die Entstehung des Eigenthums wird so erklärt. Ursprünglich gebe es zwar ein Recht, Eigenthum zu erwerben, kein Mensch bringe aber ein Eigenthum an ein Object der Sinnenwelt mit auf die Welt; diese seyn also ursprünglich herrenlose Sachen; nun aber habe man zu allen ein Recht, wodurch man die Rechte andrer nicht verletzt; also auch ein Recht, herrenlose Dinge als Eigenthum zu erwerben. Dieß sey der rechtliche Entstehungsgrund des Eigenthums; der Grund seiner Erkennbarkeit und Beharrlichkeit aber die Inhabung und die Formation; Verträge aber besonders der bürgerlichen Bedingung der durchgängigen Sicherheit desselben. — Wenn auch ursprünglich Niemand in der Sinnenwelt eine Sache besitzt, so gibt es doch ursprünglich, selbst nach dem Verf., ein unbestimmtes Recht

auf Sachen überhaupt, also auf alle Sachen zur Erhaltung der Subsistenz. Dieses Recht wird verletzt, wenn einer eine Sache allein als sein Eigenthum in Anspruch nimmt; und es ist erst zu zeigen, daß dieß bey der Erwerbung des Eigenthums der Fall nicht sey, ehe die Rechtlichkeit desselben anerkannt werden kann. IV) Von der Uebertragung der Rechte. Die Vernunft würde sich in der That selbst widersprechen, wenn sie uns Recht geben, aber nicht erlauben wollte, diese andern zu übertragen; es gibt also ein Recht, Rechte zu übertragen, und durch das Uebertragen autorisire ich den andern, das Uebertragene von mir zu fordern (ich gebe ihm ein Zwangsrecht). Jeder andre ist aber durch seine Vernunft befugt, ein herrenloses Aeußere für sich in Besitz zu nehmen, also dasjenige, was ich ihm zum Besten aufgebe, zu erwerben; er erhält also durch meine Leistung, oder mein Versprechen ein Zwangsrecht gegen mich. Mit andern Worten: die einstimmige, und äußerlich erkennbare Willensthätigkeit zweyer vernünftiger Wesen, wodurch ich das aus meinem Rechtsgebiete einem andern übertrage, was er übertragen haben will, ist verbindlich, begründet Rechte und Zwangpflichten. Die Gültigkeit der Verträge kann nicht aus dem positiven Rechte abgeleitet werden, da dieses, wenn es verbindlich seyn soll, selbst auf Verträgen beruhen muß, und beruht es nicht darauf, als bloßer Zwang keine Rechte zu begründen vermag. Falsch scheint aber die Behauptung des Verf., Zwang hebe die Verbindlichkeit der Verträge im allgemeinen nicht auf. Zwang hebt ja allen Willen auf (man kann nicht sagen, daß Jemand das wolle, was er muß), und somit die Möglichkeit einer übereinstimmenden Willensthätigkeit, die Bedingung jedes Vertrags nach des Verf. Meinung ist. Wollte man erzwungene Verträge für rechtlich erklären, so müßte man den strafen, der mit dem sichersten Tode bedroht, absolut gezwungen, ein Verbrechen beginge; denn er hat es gewollt. Nichts desto weniger wird derjenige, der etwas vermittelst eines erzwungenen Vertrags, der auf gerechtem Zwange beruhte, versprach, verbindlich seyn, es zu halten, nicht, weil er es versprach, sondern weil der andre es ohnedieß fordern konnte, sonst wäre ja der Zwang zu dem Versprechen nicht gerecht gewesen. V) Von der Ausübung des

Rechtes zu zwingen. Aller Zwang darf nur ausgeübt werden zum Schutz oder zur Sicherheit der Rechte. Dieses geschieht durch ein Zuvorkommen, oder durch ein Zurücktreiben, wenn die Sicherheit unsrer Rechte bedroht wird. Der Zwang zum Schutze tritt ein, wenn die Rechee schon verletzt sind, entweder indem man den Beleidiger zum Wiedergutmachen (Wiederherstellung — Ersatz) nöthigt, oder ihm Gleiches mit Gleichem vergilt (Rache). Die Rache ist demnach juridisch erlaubt. — Es läßt sich dieß nicht wohl mit der Behauptung des Verf. vereinigen, daß aller Zwang bloß zur Sicherheit und zum Schutze der Rechte ausgeübt werden dürfe: denn nach diesem Grundsatze darf ich Gleiches mit Gleichem nur um der Sicherheit und des Schutzes willen vergelten, also nicht um mich zu rächen (worin nichts liegt, als das Vergnügen, einem andern wehe zu thun, ohne einen andern Zweck), sondern bloß um den andern abzuschrecken, oder ihn außer Stand zu setzen, mir weiter zu schaden. Es gibt darum kein Recht, sich zu rächen. VI) Vom Strafrechte. Zufügung eines physischen Uebels um eines moralischen willen nennt man Strafe. Rechtsgrund der Strafe ist die Forderung der Vernunft, daß es dem Guten gut, dem Bösen übel gehe, also dem Verbrecher, der sich als bös ankündigt, bald in einem höhern, bald in einem niedern Grade übel in Proportion mit seiner Bosheit. Die Vernunft fordert Strafe in einer rechtlichen Ordnung der Dinge, und zwar um so mehr, je mehr durch das Unrecht eben diese Ordnung der Dinge gestört wird. Zweck der Strafe ist Sicherung des Rechts: sie erreicht ihn, indem sie die Geneigtheit zum Bösen erstickt, oder auf die Fähigkeit zu Rechtsverletzungen, theils hemmend (Freyheitsstrafe), theils vernichtend (Todesstrafe) einwirkt. Dieß muß bey allen Handlungen eintreten, die auf Vernichtung alles Rechts ausgehen. Darf ich ja schon um meiner Sicherheit willen einen tödten, der mir an das Leben will, warum nicht der Staat, der eine zum Schutze des Rechts überhaupt errichtete Gesellschaft ist? — Rec. hat diesen Aufsatz, den er für den Besten hält, mit dem größten Vergnügen gelesen, und darin im Wesentlichen ganz seine Gedanken ausgesprochen gefunden; nur hätte er gewünscht, daß das Recht zu strafen, nicht auf ein bloßes Postulat

der praktischen Vernunft gebaut worden wäre (das der Verf. zudem nicht einmal nachgewiesen hat); es lassen sich auf dem Felde der Rechtslehre schon noch besondre Gründe für das Strafrecht auffinden. Weiter scheint das Strafrecht nach diesem Principe auch auf unsittliche Handlungen ausgedehnt werden zu können: denn ist hier nicht ein moralisches Uebel? Fordert die Vernunft nicht auch hier ein harmonisches Verhältniß des sinnlichen Zustandes mit dem Thun und Lassen? Der Verf. hat nicht gezeigt, warum wir bey unsittlichen Handlungen die Strafe allein Gott überlassen sollen. Will aber der Verf. strafen, um die durch das Verbrechen gestörte rechtliche Ordnung der Dinge wiederherzustellen (was in Rücksicht auf das schon Geschehene nur durch Ersatz, nicht durch Strafe; in Rücksicht auf die Zukunft, nur durch mögliche Abschreckung geschehen kann), so fällt seine Lehre mit der Abschreckungstheorie zusammen, gegen die sich schon so viele Stimmen erhoben haben, daß die seinige noch damit zu vereinigen, Rec. für unnöthig hält.

---

Ueber die Idee einer Criminalgesetzgebung in Beziehung auf die Wissenschaft und das praktische Leben. Nebst einem Anhang über den, von Herrn Geheimenrath von Feuerbach verfaßten Entwurf des Gesetzbuchs über Verbrechen und Vergehen für das Königreich Baiern, von D. Wilhelm Gottlieb Tafinger, ordentlichen öffentlichen Lehrer der Rechte zu Tübingen. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1811.

Diese Schrift, welche mit der Humanität, die einem Gelehrten ziemt, trotz ihrer kritischen Tendenz geschrieben ist, enthält drey Theile, zuerst eine Prüfung der vorzüglichsten Versuche, die Frage nach dem höchsten Grundsatze des Criminalrechtes zu lösen, mit Rücksicht auf mehrere neuere Gesetzgebungen; dann eine doctrinelle Entwicklung der ersten Grundlinien des Criminalrechtes nach des Verf. Ansicht; als Anhang einige Bemerkungen über den Entwurf eines Gesetzbuchs über Verbrechen und Strafen für Baiern von dem Geheimenrath v. Feuerbach. Bey der Prüfung der verschiedene Versuche über das höchste Princip des Criminalrechtes sind vorzüglich die Theorieen von v. Feuerbach, Henke und Pfizer herausgehoben.

Gegen das System des ersten Gelehrten wendet der Verf. mit vollem Rechte ein, daß der psychologische Zwang sich als genügendes Princip des Criminalrechtes nicht beweise, indem er, so oft jemand doch ein Verbrechen begeht, seinen Zweck nicht erreicht. Es stehe vorzüglich entgegen, daß bey der Verschiedenheit der Receptivität für Furcht bey den einzelnen Individuen sich keine mit den verschiedenen Uebertretungen proportionirte Quantität des Strafübels für die verschiedenen Uebertretungen aufstellen lasse. Das Abschreckungssystem führe zuletzt zu einer Drakonischen Gesetzgebung, weil man nur durch die stärkste Strafe am sichersten und am allgemeinsten abzuschrecken hoffen könne; und die Strafe erscheine darum selbst als ungerecht, weil man niemand deswegen strafen könne, weil er sich nicht habe abschrecken lassen, da ja niemand für das Rechte erschrekken könne. Mit Unwillen rügt der Verf. den inhumanen Ton, den sich Hr. Henke gegen einen Mann von so vielem Verdienste wie Gönner erlaubte, um so mehr, da er selbst so häufig in seiner Ueberzeugung wechselt, und in dem nächsten Jahre das umstößt, was er im Vorausgegangenen der Welt als unumstößliche Wahrheit gab. Die neue Theorie des Hrn. Henke sey in sich selbst unhaltbar; zwar solle moralische Wiedervergeltung der einzige Grund der Strafe seyn, aber doch, weil die innere Schuld incommensurabel ist, die Dauer der Strafzeit nach der äußerlich erkennbaren Besserung des Verbrechers bemessen werden. Die Beurtheilung der Strafbarkeit eines Verbrechens gehe also von einer äußern Thatsache aus, und eben damit werde eine juridische Strafgerechtigkeit statuirt, die Idee einer bloß moralischen Wiedervergeltung zerstört. (Welcher Gesetzgeber wird auch nach einem so vagen Maßstabe, als die Besserung des Verbrechers ist, die Dauer seiner Strafzeit bemessen? Die ganze Gesetzgebung in die Hände des Richters legen?) Uebrigens scheine der Streit über die höchsten Principien des Criminalrechts mit der Schrift des Hrn. Henke noch nicht beendigt, wie die Intelligenzblätter einiger Journale die Welt versichert hätten, indem nach diesem Hr. Obertribunalrath Pfizer aus Tübingen mit einer neuen Theorie aufgetreten sey. Hr. T. rügt zuerst, daß Hr. Pfizer die Wiedervergeltungstheorie ganz mißverstanden habe, und dann an

dessen eigner Theorie den Mangel eines sichern Erkenntniß gründet, für die Strafbarkeit der einzelnn Verbrechen. Er rechtfertigt nämlich die Strafe dadurch, daß sie in Bezug auf das Ganze ein kleineres Uebel sey, als die Strafloßigkeit der Verbrecher, die zu neuen Verbrechen führen muß, da durch Androhung und Zufügung von Strafen Verminderung derselben gehofft werden könne. Man wisse einmal nicht bestimmt, was ein Verbrechen sey (Hr. Pfizer bezeichnet sie als Rechtsverletzungen, die den allgemeinen Rechtszustand gefährden); eben so wenig wisse man, welches in jedem einzelnen Falle die gerechte Strafe sey: denn wer kann im Voraus bestimmen, ob überhaupt Strafe, und welche Strafe in Bezug auf das Ganze in einem gegebenen Falle das kleinere Uebel sey? Wenn aber der Verf. nicht finden kann, was der Rec. in der Jenaer Litteraturzeitung bemerkte, daß die Theorie des Hrn. Pfizer in der Hauptsache mit der Feuerbachischen zusammenfalle, so ist Rec. seiner Meinung nicht. Hr. Pfizer will durch Androhung und Zufügung von Strafen, als dem kleinern Uebel, größere, nämlich Verbrechen, die den Staat untergraben, vermindern; mit andern Worten, er will von Verbrechen abschrecken, um der Erhaltung des Ganzen (Staates) willen; und was sagt Feuerbach anders? — Was die Kritik der verschiedenen Gesetzgebungen betrifft, so hat der Verf. einer besondern Aufmerksamkeit diejenigen Bestimmungen gewürdigt, die sie über dolus und culpa enthalten. Insbesondre tadelt er den zu weiten Begriff von dolus, den fast alle Gesetzgebungen, vorzüglich auch der Feuerbachische Entwurf aufgenommen haben. Rec. scheint dieß aus dem Bestreben der Rechtslehrer zu entspringen, dem Richter den Erweis des dolus zu erleichtern, weil man fürchtete, er werde als etwas bloß inneres nur zu oft nicht erwiesen werden können, wo er auch vorhanden ist. Der Verf. ist der Meinung, dolus sey nirgendwo zu präsumiren: er könne nur da als vorhanden angenommen werden, wo er klar erwiesen, im concreten Factum liegt, oder, ohne ihn voraus zu setzen, das begangene Verbrechen gar nicht denkbar ist. Freylich wird, wo dieser Grundsatz befolgt wird, mancher dolose Verbrecher, wenn er nur hartnäckig zu leugnen versteht, der vollen Strafe entgehen, aber er scheint doch seine Rech-

fertigung in jenem ſchönen Ausſpruche des Römiſchen Rechtes zu finden, daß es beſſer ſey, ein Schuldiger entgehe der Strafe, als daß einer unſchuldig Strafe leide. Und bedenkt man, daß Vermuthung kein Beweis iſt, und nur jener wahrhaft die volle Strafe verdiene, deſſen volle Schuld ganz erwieſen iſt, ſo muß man der Regel des Verf. noch mehr beypflichten. Andre Anmerkungen des Verf. über das Unbeſtimmte und Unerſchöpfende der Franzöſiſchen Geſetzgebung, ſo wie über andre ſcheinbare Mängel des Oeſterreichiſchen Geſetzbuchs muß man bey ihm ſelbſt nachieſen. — Im zweyten Abſchnitte ſeines Buchs, wo der Verf. die allgemeinſten und intereſſanteſten Fragen einer Criminalgeſetzgebung aus ſeinem eignen Standpuncte zu löſen verſucht, behauptet er mit Recht, das Strafrecht habe kein eignes für ſich beſtehendes Princip; im Gegentheile müſſe auch dafür (wie auch ſchon andre bemerkten) im höchſten Grundſatze alles Rechts die Quelle aufgeſucht werden. Zunächſt aber kann es kein andres ſeyn, als die Garantie des öffentlichen Rechts als öffentlicher Ordnung für und durch ſich ſelbſt. Dieß Princip muß für die Anwendung näher vermittelt werden, und dieß geſchieht durch die Idee der Wiedervergeltung, die, um den wahren Maßſtab der Strafen abzugeben, die Ungleichheit der Verbrechen ſelbſt in ſich aufnehmen muß, und ſomit ſtatt einer abſoluten eine relative Gleichheit herſtellen (§. 117. 118). Rec. geht nur mit Schüchternheit an die Prüfung dieſer Sätze, weil er aufrichtig geſtehen muß, daß er nicht weiß, ob er ihren Sinn ganz gefaßt hat. Die Strafe iſt recht, weil ſie die öffentliche Ordnung garantirt. Es heißt freylich für und durch ſich ſelbſt: aber wie? Garantiren heißt immer: für die Erhaltung eines als recht anerkannten Zuſtandes ſorgen; wie vermag dieß die Strafe? Das begangene Verbrechen kann ſie nicht ungeſchehen machen, und die Ordnung iſt nicht wieder hergeſtellt, wenn auch der Verbrecher beſtraft wird; das iſt keine Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge; eine Garantie der öffentlichen Ordnung der Dinge iſt nur möglich durch Verhinderung anderer Verbrechen, und hier kommen wir in die Abſchreckungstheorie. Oder fordert es der Begriff der öffentlichen Ordnung, daß jedem vergolten werde nach ſeinen Werken, ſo iſt dieſe Idee

näher nachzuweisen. Der Verf. versucht es, indem er die Wiedervergeltung (so scheint es Rec.) als Maßstab der Strafe bestimmt. Es ist nämlich eine Forderung der Vernunft, daß sich der Widerstreit des Unrechts als des Sittlich-Bösen mit dem Gesetze einer moralischen Ordnung in Harmonie auflöse; allein einmal hätte Rec. gewünscht, daß eine Frage des Rechts nicht aus dem Standpuncte der Moral gelöst worden wäre (wenn gleich dieselbe Vernunft im Felde der Ethik und des Rechts Gesetze gibt, so thut sie es doch unter verschiedenen Beziehungen), zum andern scheint es, daß die Vernunft, die doch nicht in einem andern Geiste gebieten kann, als Gott handelt, eine solche Harmonie nicht fordre, denn wie oft entgeht in der Welt das Böse seiner Strafe! „Eben darum nehmen wir eine Zeit der Wiedervergeltung jenseits, eine Fortdauer nach dem Tode an, wo die Harmonie wiederhergestellt wird.“ Warum überlassen wir aber dann dem gerechten Wiedervergelter nicht die Bestrafung der Verbrechen? Oder warum bestrafen wir nicht auch die Sünde wie das Verbrechen? Stört jene die öffentliche Ordnung nicht? Rec. theilt mit dem Verf. die Ueberzeugung, daß Strafe nichts ist als Wiedervergeltung; allein im Felde der Wissenschaft hat der gesunde Menschenverstand, hat das Gefühl an und für sich keine entscheidende Stimme: ihre Ansprüche müssen in den innern Verhältnissen des Menschen, und dem Gange der Welt nachgewiesen werden. Bleiben wir bey dem Satze allein stehen, Strafe sey Wiedervergeltung, so fehlt es uns an einem sichern Erkenntnißgrunde für die Größe der Strafbarkeit der einzelnen Verbrechen. Wiedervergeltung fordert Proportion der Strafe mit dem Vergehen; wornach bemesse ich die Größe eines Verbrechens? Diese wichtige Vorfrage für eine Criminalgesetzgebung hat der Verf. nicht gelöst; nur bemerkt er, das bloße Talio in den wenigsten Fällen Statt finde. — Sehr schön findet Rec. die Idee des Verf., die Verbrecher nach allgemeinen in der Natur der Sache selbst liegenden Eintheilungsgründen zu ordnen. Alle Verbrechen können begangen werden gegen Einzelne, gegen den Staat, gegen beyde zugleich; gegen Einzelne wieder an ihnen selbst, an ihrem Eigenthume, an beyden zugleich; gegen den Staat an seinen Eigenthume, an seiner moralischen Persönlichkeit als

höchster Gewalt; an seinen Anstalten zur öffentlichen Wohlfahrt. So erscheint die gewöhnliche Eintheilung in Staats- und Privatverbrechen als ungenügend, und es wird ein allgemeiner systematischer Umriß aller Verbrechen (wenn man die angegebenen Objecte mehr ins Einzelne verfolgt) gegeben. Als einen Vortheil rühmt es der Verf. noch, daß nach seiner Eintheilung der Verbrechen, Religion und Sittlichkeit, nicht als etwas exoterisches für den Staat behandelt werden; sondern die Vergehen dagegen nach dem Umfange der möglichen Objecte der Verletzung gleich ursprünglich in den Criminalcodex gehören. Allein Rec. kann sich nicht überzeugen, daß das gemeine stuprum ein Criminalvergehen sey; er sieht nicht, da doch der Begriff einer Rechtsverletzung zum Verbrechen gehören soll, welche Rechte an sich und an andern hier durch gesetzwidrigen Gebrauch der Geschlechtseigenschaften (unter dieser Rubrik ist das stuprum aufgeführt) der Thäter verletze, eben so wenig als er Untergrabung der öffentlichen Ordnung durch Beförderung physischer Ausschweifungen, sittenlose Bücher, manche Arten politischer Schriften, so wie auch nicht jede Entweihung religiöser Gegenstände zu den Criminalvergehen zählen kann. Wir halten uns an den Begriff, den der Verf. selbst von Policeyvergehen aufstellt. „Solche Reactionen gehören vor den Ressort der Policey, welche unmittelbar erfolgen können, sobald das Materiale oder die That selbst objectiv äußerlich constatirt ist, und welche eben darum, weil die Ordnung erhalten, oder schleunig wiederhergestellt werden soll, eines schneller zu Werke gehenden Verfahrens bedürfen.“ Treten nun die angegebenen Momente der Policeyvergehen weniger ein, wenn einer eine Hurenwirthschaft hält, als wenn er einen mit schädlichen Materialien vermischten Wein führt? Weniger, wenn einer sittenlose Bücher verbreitet, als wenn er falsches Maß und Gewicht verkauft? Braucht es hier, um zu strafen, mehr als die Herstellung der That, und fordert die Erhaltung der öffentlichen Ordnung nicht schleunige Abhülfe? Ueberhaupt scheint Rec. die Gränzlinie zwischen Criminal- und Policeyvergehen nicht ganz genau: wenn eine Räuberbande eine Gegend unsicher macht, ist doch gewiß schnelle Wiederherstellung der Ordnung nothwendig; niemand aber wird behaupten, die Räuber hätten ein bloßes

Policeyvergehen begangen, oder bey einem Aufruhre, wo die Dämpfung desselben nach einiger Meinung schnelle Execution der Anführer, also Beschleinigung des Verfahrens, erfordert, ist ein Policeyvergehen gegeben? Die Nothwendigkeit eines schnellen Verfahrens zur Wiederherstellung der Ordnung, da sie in Fällen Statt findet, wo die Strafe criminell, und wo sie policeylich seyn soll, kann kein Criterium der Policeyverbrechen ausmachen; die Nothwendigkeit eines schnellen Verfahrens ergibt sich selbst erst daraus, daß ein Vergehen policeylich ist. — Um keine für die Philosophie des Criminalrechtes wichtige Frage zu übergehen, untersucht der Verf., welche Strafen der Gesetzgeber, und in welchen Fällen er sie gebrauchen könne? Er macht einige Bemerkungen über das Verhältniß der Strafen zu einander, und über die Art und Weise das Quantum festzustellen. Er erklärt sich hier für ein Maximum und Minimum. Es konnte unmöglich der Zweck des Verf. seyn, die ganze Lehre von der Wahl der Strafübel erschöpfen zu wollen, wir nehmen deswegen seine Bemerkungen mit Danke an. Zuletzt endlich, nachdem er in Rücksicht auf das Formale eines Verbrechens noch einmal die früher erörterten Grundsätze über den dolus und die culpa wiederholt hat, wie bey dem Concurs mehrerer Verbrechen zu einem Verbrechen der Antheil derselben an der Strafe nach den verschiedenen Abstufungen zu würdigen sey? Wenn der Verf. dabey behauptet, bey einer gemeinschaftlich ohne Verabredung verübten That, seyen alle Theilnehmer als Mitverbrecher im gleichen Grade der Verschuldung, so möchte dieß wohl zu strenge seyn: wenn in einem entstandenen Auflaufe Einer erschlagen wird, ein Theilnehmer allein mit einem Degen eine tödtliche Wunde zufügte, die andern nur mit Stöcken Wunden, die erst zusammengenommen tödtlich waren, so scheint es doch, jener allein sey als Todtschläger zu bestrafen. Der Verf. bestraft den intellectuellen Urheber nicht stärker als den physischen, da doch jener, indem er einen andern Menschen zum Verbrecher machte, in einem größern Grade der Verschuldung ist. Er berücksichtigt bey Theilnehmern an einer That, entweder als Gehülfen oder als Urheber, nicht, ob alle Merkmale des begangenen Verbrechens auf alle Theilnehmer auf gleiche Weise passen. Endlich hätte Rec. gewünscht, der Verf.

hätte bey Niederlegung seiner fundamentellen Ideen für einen Criminalcodex auf die verschiedenen Abstufungen der Strafbarkeit eines Verbrechers in Betracht der Ausführung erörtert. — Als Mittel zur Einführung einer Criminalgesetzgebung — damit schließt der Verf. diesen Abschnitt — empfiehlt er eine Instruction für den Richter als doctrinelle Anleitung für die Anwendung des Gesetzbuchs, einen populären Auszug aus dem Gesetzbuche als Volkskatechismus, eine doctrinelle Auseinandersetzung eines solchen Criminalrechtes als System mit vergleichender Rücksicht auf andre Gesetzgebungen, eine organische Einrichtung der Verfassung, vermöge der sich die Gesetzgebung den fortschreitenden Einsichten gemäß, durch combinirte Rechtspflege und authentische Interpretation selbst fortsetze. — Der dritte Abschnitt enthält die Bemerkungen des Verf. über den Feuerbachischen Codex. Die bedeutendste Ausstellung wurde schon oben in Rücksicht auf den dolus angegeben; die andern wollen nicht so viel heißen. Zwey betreffen Unbestimmtheiten im Ausdrucke. Rec. glaubt, man müsse, um zu urtheilen, erst die Vollendung des Gesetzbuchs abwarten. Die übrigen Bemerkungen überläßt Rec. denen, die sie interessiren, in dem Buche selbst nachzulesen. Er kennt den Feuerbachischen Codex nicht genauer, aber er muß der Baierischen Monarchie Glück wünschen, wenn sich nicht mehr bey demselben erinnern läßt, als der Verf. erinnert.

---

Ueber Fristen und Termine nach Französisch-Westphälischen Rechten, von Theodor Hagemann, D. und Kön. General-Procureur bey dem Appellationshofe in Celle. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1811. 187 S. kl. 8.

Die Absicht des rühmlich bekannten Verf. dieser kleinen Schrift ist, wie er in der Vorrede sagt: „die Principien, über Fristen und Termine, nach Franz. und Westph. Rechte, bloß in allgemeinen Grundzügen darzustellen. Es war ihm hauptsächlich darum zu thun, die sehr zerstreut vorkommenden Fristgattungen aus den verschiedenen Gesetzen des neuen Rechts zu sammeln, die große Anzahl derselben zu ordnen, unter einen

allgemeinen Ueberblick zu bringen, und auf die Weiſe dem Geſchäftsmanne eine kurze Ueberſicht dieſer Proceßpartie zu verſchaffen.“

Die Schrift zerfällt in zwey Theile; in dem erſten, unter der Ueberſchrift: Einleitung, wird in drey Abſchnitten von den Friſten und Terminen im allgemeinen, im zweyten aber wird in fünf Capiteln von den nach Stunden, Tagen, Wochen, Monaten und Jahren beſtimmten Friſten inſonderheit gehandelt.

Im erſten Abſchnitte redet der Verf. von Friſten und Terminen überhaupt, nach gemeinem Rechte, im zweyten von Friſten und Terminen nach Franzöſiſch-Weſtphäliſchen Rechten inſonderheit. Dieſer, meiſtens aus Erörterungen zweifelhafter Fragen beſtehende Abſchnitt enthält viele ſchätzbare und ſcharfſinnige Bemerkungen, und macht, nach des Rec. Ermeſſen, den lehrreichſten Theil der ganzen Schrift aus. — Im §. 8 ſtellt der Verf. den Satz auf (dem auch Rec. beyſtimmt) daß nach dem Franzöſiſch-Weſtphäliſchen Proceß nicht die Appellations-Friſt, ſondern die wirkliche Einwendung der Appellation Suspenſivkraft habe; es hätte aber derſelbe wohl eines ſtrengeren Beweiſes bedurft, als der hier gegebene iſt. Die Behauptung, daß die Rechtskraft eintrete, ſobald ein Richterſpruch eröffnet ſey, dürfte ſich in Civilſachen wohl nicht rechtfertigen laſſen, da, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, ein Richterſpruch nicht durch die Eröffnung allein, ſondern erſt durch die Inſinuation volle verbindliche Kraft erlangt. — Im §. 11 wird die ſehr beſtrittene Frage: ob der Richter die Deſertion eines Rechtsmittels von Amtswegen beachten müſſe, wenn ſie die Partey ſelbſt nicht rügt? vom Verf. bejahet. Rec. kann ſich von der Richtigkeit dieſer Meinung nicht überzeugen, jedoch iſt hier nicht der Ort, um darüber zu ſtreiten. Nur das glaubt Rec. bemerken zu müſſen, daß die Dispoſition des Art. 950 der Weſtphäliſchen Proceß-Ordnung, welche der Verf. für ſich zum Beweiſe anführt, und nach welcher die Richter alle Verfügungen der Proceß-Ordnung wegen Geldbußen, Nichtigkeit oder Ausſchließung wegen Verſäumniß, ſtreng befolgen, und nicht davon abweichen ſollen, zuviel, mithin nichts beweiſt. Der Artikel faßt Nichtigkeit und Aus-

schließung wegen Versäumniß zusammen. Soll nun in Ansehung dieser letztern die Meinung des Gesetzes dahin gehen, daß der Richter sie unaufgefordert, oder von Amtswegen beachten müsse, so muß man eben dieß auch in Ansehung der Nichtigkeiten annehmen. Gleichwohl verordnet der Art. 124 ausdrücklich, daß Nichtigkeiten des Verfahrens nur beachtet werden sollen, wenn sie von den Parteyen gerügt werden. Wenn daher in Ansehung der Nichtigkeiten der Art. 950 keinen andern Sinn haben kann, als den, daß die Richter nicht aus übel angebrachter Gelindigkeit gerügte Nichtigkeiten übergehen sollen, so kann man ihm auch in Rücksicht der Ausschließung wegen Versäumniß, keinen andern und ausgedehntern Sinn beylegen. — Im §. 18 wird vom Verf. behauptet, daß, da nach dem Artikel 73 der Westphälischen Proceß-Ordnung das Gericht auf Beweis zu interioquiren und die Beweisfrist zu bestimmen habe, ein freywillig anzutretender Beweis und eine anticipirte Beweisführung in dem Westphälischen Processe unzulässig sey. Dieß dürfte wohl schwerlich zu erweisen seyn? Die Eidesdelation z. E. kann in jeder Lage der Sache zur Hand genommen werden, warum sollte sie nicht im ersten Verfahren und vor dem Beweis-Interculut schon statthaft seyn. — Im dritten Abschnitte gibt der Verf. dreyzehn allgemeine Regeln über Fristen und Termine. Nach der zwölften Regel soll der Monat nicht nach dem Kalender, sondern jederzeit zu dreyßig Tagen gerechnet werden. Nach Französisch-Westphälischem Recht läßt sich das, wie Rec. glaubt, keineswegs behaupten. Wo das Gesetz eine Frist nach Tagen berechnet haben will, da gibt es deren Zahl bestimmt an, auch wenn die Frist sich in Monate theilen ließe, es bestimmt z. B. Fristen von 60, 90, 180 Tagen (P. O. Art. 23 C. N. Art. 2109), wo es also Fristen nach Monaten bestimmt, da darf man nicht Tage substituiren.

In dem zweyten Theile hat der Verf. nicht nur die im Civilproceß, sondern auch die im Criminal-Corrections- und Policeyproceß vorkommenden Fristen, ingleichen einige der im Civil-Gesetzbuche bestimmten, nach den oben erwähnten fünf Classen angegeben. Hierbey hat Rec. zweyerley zu erinnern. Vorerst läßt sich nicht einsehen, was für einen theoretischen

oder praktischen Nutzen es haben könne, wenn man hier alle in jenen Gesetzen vorkommenden drey- vier- fünf- nicht vier- zehntägigen ꝛc. Fristen zusammengestellt findet, indem, um in dieser Zusammenstellung die für eine bestimmte Handlung vorgeschriebene Frist aufzufinden, man erst davon die Dauer wissen muß, und wenn man diese weiß, man in des Verf. Verzeichniß nicht erst zu suchen braucht. Sollte ein solches Verzeichniß praktischen Nutzen gewähren, so hätte es, nach Rec. Ermessen, in alphabetischer Ordnung aufgestellt werden müssen. Sodann begreift Rec. nicht, warum der Verf. manche im Gesetzbuch vorkommende Fristen z. B. die den Vormündern zu Anlegung der Pupillengelder gesetzte Frist, die Frist, welche zwischen dem Aufgeboth und der Abschließung der Ehe ablaufen muß, die Frist, binnen welcher ein Verkauf wegen erlittener Läsion angefochten werden kann u. a. m., angeführt, und dagegen viele andere in diesem Gesetzbuche bestimmte Fristen, namentlich die Verjährungsfristen aus dem 20. Titel des 3. Buchs, die in den Art. 142. 285. 296. 297. 501 u. a. m. gesetzten, weggelassen hat. — Bey dem §. 33, wo der dreyßigtägigen Frist zwischen dem Zahlungsbefehl und dem Beschlag auf Immobilien erwähnt wird, hätte bemerkt werden müssen, daß dieselbe nur zum wenigsten dreyßig Tage dauern muß, daß sie aber auch drey Monate dauern kann. Auch wäre hierbey noch der Art. 2169 C. N. anzuführen gewesen. — Die im §. 29 Nr. 3. 4 erwähnten zehntägigen Fristen sind durch den Art. 5 der Corrections-Gerichts-Ordnung abgeschafft.

Wegen des zweyten und dritten Abschnitts der Einleitung verdient das Büchlein empfohlen zu werden, übrigens gibt es für die Wissenschaft sowohl, als für die Praxis, keine erhebliche Ausbeute. Rec. wünscht, daß es dem Verf. nicht an Zeit fehlen möge, um bald eine interessantere Partie des Französisch-Westphälischen Rechts zu bearbeiten.

No. 25. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Ueber J. G. v. Herder's sämmtliche Werke.

Wenn wir eines großen Mannes gedenken, sollte es weniger geschehen, um seinen Verlust zu beweinen, der dann doch einmal ertragen werden muß, als vielmehr seine Größe recht zu schätzen, die eigenthümlichen Kräfte, wodurch er an seiner Stelle so vieles gewirkt, wohl zu erwägen, und den Mittelpunct aufzufinden, in dem sie alle sich vereinigt und aus dem sie alle gewirkt haben. Denn daß wir ihn verloren haben, ist sehr wahr; aber seine Größe besteht eben darin, daß er Denkmale hinterlassen, durch welche es stets möglich bleiben wird, ihn wieder zu gewinnen. So ist dann die Reihe an uns — den Lebendigen — dem Andenken eines Hingeschiedenen, der Vieles gewirkt und vollbracht, ungehinderten Eingang zu gestatten, und dasselbe dadurch zu ehren, daß wir den Blick mit Ernst auf jenen Mittelpunct hinrichten, um mit Klarheit aufzufassen und schätzen zu lernen, was eigentlich durch eine solche Individualität zur Förderung des Menschen geschehen ist. In dieser Gesinnung möchten wir gerne auch etwas angemessenes über den unsterblichen Herder sagen, soviel dieß unsre Kraft und der in einer Zeitschrift vergönnte Raum gestattet; nur daß es uns nicht so ausgedeutet werde, als wollten wir den gebildeten Deutschen erst verstehen lehren, was wir jenem schuldig geworden, sondern vielmehr so, daß wir uns vorstellen, die Grundzüge der Größe, welche gewiß nicht unbemerkt vorüber gegangen, in diesem Augenblicke mit ihnen gemeinschaftlich zu sammeln, zu ordnen und durch solche Anordnung, wie sie sich aus den Denkmalen seines Geistes ganz natürlich ergibt, zu jenem Mittelpuncte hinzudringen, durch welchen seine Größe auch jetzt und ferner Großes und Gutes in den Lebendigen erwecken kann.

So sehr wir anerkennen, daß auch das kleinste, engste Streben, wenn es nur tüchtig und seinem Zwecke angemessen ist, immer bedeutsam und schätzenswerth bleibt, weil dadurch mindestens Ein Schritt zum Ziele geschieht, so müssen wir doch gestehen, daß viele solcher Bestrebungen in Einem Punct vereint, und von klarem Geiste bewacht und geleitet, einen bedeutsameren Wirkungskreis gewinnen, so wahr es ist, daß ohne jenen Verein und ohne dieses höhere Walten alles Streben ein bloßes Schwanken ist, welches die Kräfte zerstreut, ohne irgend etwas dauerhaft anzuregen, oder zu vollbringen. Wir begegnen Herder'n allerwärts, wo irgend von Bildung und Entfaltung menschlicher Kräfte die Rede seyn kann. Ein solches Begegnen würde an sich nicht viel bedeuten, wie dann eine Menge von Leuten uns da und dort begegnet, welche überall und nirgends zu Hause sind. Wo aber ein jeder, der irgend einen Theil hat an der menschlichen Bildung, und auf diese oder jene Art seine Kraft geübt, in dem Begegnenden einen Geist anerkennen muß, welcher auch ihn versteht, wie er viele andre verstanden, und ihnen ihr geheimstes Streben und Wollen erst aufgeschlossen hat; da läßt sich die Gewalt dieses Geistes nicht von der Oberfläche schöpfen, noch die Schätzung desselben mit einigen schönen Worten abthun, indem man ihn nämlich einen reichen, trefflichen u. dgl. nennt. Wo so viele Kraft versammelt ist, daß die Begeisterung sich auf weiten Umkreis erstreckt, da muß Tiefe, da muß ein Abgrund seyn, vor dem die Gemeinheit erschrickt beym Hineinsehen, und vor ihm fliehet als vor der Leere, darin es ihr schwindelt, der aber für den Geist selbst und die ihm Vertrauten voller Leben und Liebe ist.

Nicht leicht findet sich eine zu allen menschlichen Bestrebungen so regsame Natur, noch viel seltener ein Geist, welcher diese Gaben mit Mäßigkeit geübt und gebraucht, und zum Einklang des Lebens hinaufgeführt, als wir dieß in H's Individualität vereinigt antreffen. Fülle und Regsamkeit des Gemüthes werden nicht erworben; sie sind angeborne Gabe Gottes; aber sie ein ganzes thatenreiches Leben hindurch zum Wohle der Menschen anzuwenden, mit reichem Geiste und liebevollem Herzen stets bereit zu seyn zur Hülfe, wo sie Noth thut, und in dem Maße, wie sie Noth thut — das ist, was der Wohl-

begabte an sich selbst vollbringe, und durch sich selbst am Bau der Menschheit. In diesem Sinne hat H. gleich einem Sterne der ersten Größe, also auch von weitester Wirksamkeit, auf Deutschland gewirkt, und seine Stralen werden immer tiefer eindringen in die Gemüther der Nachkommen, und zu lichten Flammen sich in ihnen entzünden. Denn in der That! der größte Theil von H's Wirksamkeit war nicht auf Eine Zeit berechnet, noch an sich so abgebrochen, daß sie nur paßte zu Einer Zeit. Meist auch das Kleinste ist im reinen Menschensinn gedacht und ausgeführt, welcher dadurch vom Thiersinne sich unterscheiden soll, daß er nicht gleich diesem nur den Moment erfaßt und von ihm verschlungen wird, sondern daß er mit der ganzen Menschheit in allen Zeiten lebt, und würdig ist, mit ihr zu leben. So vieles ist untergegangen in allen diesen Zeiten; der Mensch lebet fort, und soll vor allem sich erinnern, durch welche Kräfte, durch welche Stellung und Verhältnisse derselben er fortgelebt, und was er als hinfällig und vergänglich fahren lassen mußte. Viele meinen nun, diese Trümmer zu kennen und zusammenzubringen, sey die Aufgabe wahrer Gelehrsamkeit. Allerdings ist auch dieses dankenswerth, weil aus dem geringsten Werke der Geist sich zu erkennen gibt, welcher es vollbrachte. Ist nur Gewissenhaftigkeit in solcher Compilation, so läßt sich das Ergebniß wohl gebrauchen, und das Bestreben verdient unsre Achtung. Aber den innern Gang der menschlichen Bildung mögen solche Trümmer wohl öfter verschütten, als eröffnen, und es wird in all dem verfallenen Gemäuer doch nicht Tag, bis die Sonne hineindringt. So wenn des Geistes Sonne die steinernen Hallen und das hölzerne Gelächter der Gelehrsamkeit durchleuchtet, dann wird der öde Raum wieder mit Leben erfüllet; aber es zeigen sich auch die Brüche und Lücken mehr als sonst, demnach auch die Nothwendigkeit, daß der Geist, um in seiner Freyheit fortzuwirken, und in Wahrheit zu erkennen, sich nicht selbst beengen müsse durch die verfallenen Reste der alten Zeit, sondern mit jeder wohlbegriffenen Form des Daseyns auch das ihr passende Kleid aus- und dasjenige anziehen müsse, was nun eben das rechte ist. Wir sagen dieß in folgender Absicht. Behaupten wir nämlich, daß wo H. auf irgend einem Wege menschlicher Bildung uns be-

gegne, dieses Begegnen uns immer tief und gründlich anspreche, und ein jeder Tüchtige in ihm einen Vertrauten finde; so möchte dagegen der Einwand gemacht werden, der vielgepriesne Mann habe dann doch so manchen Fehler gegen das Costüme gemacht, habe lange nicht genug deutliche Zeugnisse für seine Behauptungen angebracht, ja er habe sogar von Zeiten, Menschen und Thaten gesprochen, wofür keine Zeugnisse aufzutreiben seyen, also oft nichts geringeres gethan, denn gefabelt und geschwärmt. Gegen solche Einwendungen, die nicht selten waren, und jetzt noch oft vernommen werden, ist von dem Gesichtspuncte der Einwender aus nichts zu sagen; des H'schen Geistes Schlagweite geht mächtig über sie hinaus; sie fühlen sich nicht getroffen, und vegetiren fort. Dieß einzige ergibt sich hieraus für unsre Ansicht von Herder, daß, wie er auffaßte, wiedergab, und lehrte, viele seyn mußten, die da glauben konnten, sie seyen urtheilsfähig, weil er von allem dem sprach, was alle am meisten interessirt — vom Menschlichen; aber wie wenige von jeher gewesen, die genugsam in die Tiefen der Menschheit eingedrungen, um den Menschen an sich selbst würdig darzustellen, so wird zwar stets eine ansehnliche Zahl, durch H's Nachlaß in Bewegung gesetzt, sich vielfach über ihn besprechen, und dieß ist ganz gut, da von seiner Klarheit sich ihnen hie und da wenigstens einige Schimmer abstreifen; aber es werden immer wenige seyn, die ganz erkennen, was er überall meint und will; aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie nicht wissen, was überall, in allen Zeiten und Gestalten der Mensch selbst meinet und will. Die wenigen aber, welche die vielfache Richtung seines Geistes begreifen, weil sie die Einfalt zu schätzen verstehen, woher alles verschiedenartigste bey ihm so innigen Einklang, Haltung und Klarheit hat; sie werden also, wohin er sich auch gewandt, und was er an Gelehrsamkeit d. h. an Kunde aller Zeiten und Verhältnisse besaß, kurz bey jedweder Begegnung in ihm denjenigen finden, welcher stets in tiefer und heiterer Erinnerung den Menschen sich vergegenwärtigte, welcher des Menschen hohen Ursprung gesehen und vom ersten Keim seine Entwicklung im Geiste begleitet hat. H. war unter den neuern Schriftstellern nächst Lessing fast der erste, welcher es wagte, die alte von den frü-

hesten Sängern gefeyerte Wahrheit von den Weltaltern auch für die Geschichte des Menschen (worauf sie ursprünglich schon sich bezog) zu gewinnen, und ein tiefsgegründetes, aber aus Halbheit für spielende Analogie gehaltenes Gesetz zuerst in seiner fruchtbaren Anwendung zu verkündigen. Eben dieser Gesichtspunct, von den Lebensaltern der Menschheit, welcher mit Einem Male so klaren Tag in die dunkelsten Stellen der Geschichten bringt, hat H. seiner Eigenthümlichkeit näher zugeführt; eben darum auch die Meinungen, sowohl derer, die ihn für einen Schwärmer, als derer, die ihn für einen der umfassendsten und ruhigsten Geister gehalten, mehr hervorgerufen und begründet. Den Einen ist überhaupt ein solches Beginnen schon Thorheit, weil es nach ihrer Ansicht heute noch auf Erden zugeht, wie vor vielen tausend Jahren; unter den Andern aber finden sich in der That auch solche, denen die Lebensalter der Menschheit bloß als ein glückliches Bild, als eine treffende Art die Sache anzusehen erscheinen. Die tiefere physiologische Begründung und Fortführung der Sache ahneten nur sehr wenige und selbst H., so ernstlich er es meinte, behandelte diese Wahrheit noch spielend im Ausdruck; ja er ließ sogar in einigen wichtigen Werken den Ausdruck wieder fahren, hielt aber bis ans Ende treu an der Sache selbst. Gewiß ist nichts schwerer und verwickelter, als die Erziehung des Menschengeschlechtes in ihren hauptsächlichen Bewegungen und Momenten darzulegen; es erfordert einen großen Künstler der Geschichte, der sich, ohne das Ganze zu verlieren, das Einzelne nach seinem Maße und Bedarf festzuhalten weiß, wie nur der vollendete Musiker die einzelnen Stimmen in der Symphonie nach ihrem Eingriff ins Ganze nach ihren mannigfaltigen Verschlingungen mit den andern zu unterscheiden und zu bemerken weiß, ohne den Gesammteindruck zu verlieren. Aber grade diese Aufgabe ist die eigentlichste und bedeutendste der Wissenschaft und Kunst; zum bloßen Bemerken und Sammeln einzelner Thatsachen reicht mäßige Kraft zu: und dennoch wird ihrer Sicherstellung am Ende die feste Einsicht in jenen Zusammenklang des Ganzen unentbehrlich. Es müssen daher solche Geister da oder dort erscheinen, welchen die Thaten des Menschen auf der ganzen Erde und in allen Zeiten sich nicht mehr im bloßen Aufzählen

und in äußerlicher Anordnung gefallen lassen, sondern eine tiefe, lebensreiche Verwicklung in ihnen erblickend, dieselben bis in die feinsten Fäden verfolgen, um allerwärts das Durchgreifende, Große, Gesetzmäßige zu erweisen. Sicher wird diese höchste Aufgabe nicht eher gelöst werden, bis die Geschichten der Erde und die Geschichten des Menschen nach ihrer innigen Beziehung klar vor Augen liegen. Um so ehrwürdiger ist H., da er an dem kleinen Individuum des Menschen nicht achtungslos vorüberging, sondern eben dasjenige an ihm fein bemerkte, welches das Gesetzmäßige daran ist, und dieses mit divinatorischem Sinne auch für die künftige Geschichte der Erde und des Menschengeschlechts verkündigte. Mit allen Lebensaltern dieses Menschengeschlechts lebte der Unvergeßliche, nicht bloß die hervorstechenden Züge in Tugend und Laster, Kraft und Ohnmacht bestaunend, und in angemeßnen Bildern wiedergebend, sondern das bezeichnete Lebensalter wie eine bestimmte Stufe der Bildung nach Zeit, Art und Sitte betrachtend, und frey mit dem Geiste der Menschheit fortschreitend zum Ziele der Humanität. Sein vertraulicher Umgang mit dem Menschen ist ununterbrochen, in jede Gestaltung der Nothwendigkeit weiß er sich zu fügen und zu finden; weiß in derselben zu wirken, zeitmäßig und im Sinne der nothwendigen Fügung, tief erkennend, daß eine göttliche Ordnung in allem walte. Frömmigkeit möchten wir gerne diese Gesinnung und Wirkungsweise nennen, wenn man unter diesem Namen das begreifen wollte, was man in unschuldigern Zeiten damit bezeichnete — nämlich die heitere Fügung in den Rathschluß Gottes und die Zuversicht, daß alles am besten und tüchtigsten an der Stelle wirke, wo es die göttliche Ordnung hingestellt; aber wir möchten diesem Begriffe aus unschuldigern Zeiten auch noch zu seiner Vollendung den Zug hinzufügen, welchen auf einer höhern Stufe der Wissenschaft die Nachwelt mit demselben Namen belegen wird, nämlich die nicht bloß gläubige, sondern entschieden erkennende und wissende Gottesergebenheit, die Gewissenhaftigkeit in Auslegung der Natur und des Menschen.

So glauben wir H's Grundeigenthümlichkeit am sichersten bezeichnet und das Ideal angedeutet zu haben, dem er im ganzen Leben nachstrebte. Eine reinmenschliche, vom göttlichen

Ursprung unseres Geschlechts begeisterte, auf das hohe Ziel unseres Daseyns — klare und vollständige Wirksamkeit aller Menschenkräfte im Einklang — hinstrebende Stimmung geht durch alle seine Werke, und, indem er diesen erhabenen Gegenstand stets vor Augen hat, ist er mit frey waltenden, rath- und hülfreichem Geiste und liebevollem Gemüthe im traulichen Umgang mit jedem Lebensalter des Menschen, er ist unter den Kindern ein einfaches Kind; dem Jüngling ein wackerer jugendlicher Freund; dem ins Leben vielfach verwickelten Mann ein theilnehmender männlich ernster Führer durch die Verwicklungen des Lebens und auch das Alter wird sich stets an der Art erfreuen, wie er die seltsamen Windungen des menschlichen Geschicks durch Hinweisen auf die lichten Stellen, auf welche jene Windungen genau verfolgt hinführen, erhellet hat. Für jedes Lebensalter ist er ein Hermes geworden — ein Ausleger, Rathgeber und Richter. Wir wollen hiermit nicht sagen, was H. selbst am wenigsten geduldet haben würde, daß man es von ihm sage, er sey nämlich ein ganz Vollendeter in der rein menschlichen Kunst des Erkennens und Lebens gewesen; aber dieß dürfen wir mit Zuversicht behaupten, daß er ein Hochgeweihter war, wie es in einem Jahrhundert nicht viele gibt. Hochgeweihet nennen wir ihn, weil er allerwärts durch Zeichen, Form und Bild den lebendigen Geist erblickte, oder bey eingetretenen Hemmungen zum wenigsten dahin strebte, ihn zu erblicken; weil er (wenn ihm auch nicht immer die Vollendung gelungen) doch stets trachtete, das still verborgene Maß, die heilige Zahl der Dinge und ihre geheime Kraft zu finden, und verständlich darauf hinzuweisen. Darum erscheint uns auch seine Darstellungsweise weder episch allein, noch bloß lyrisch oder dramatisch, weder plastisch nur, noch musikalisch, sondern alles dieses vereint, und zwar oft im schönsten Einklang d. h. wahrhaft lebendig und menschlich. Nicht den Hellenen, oder irgend andern großen Mustern in Form und Bildung hatte er seine Rede und seinen Ton nachgeahmt, sondern mit sinnvoller Gewandheit spricht sie das Menschliche in uns an, gegen welches Zeitalter des Lebens sie sich hinbewege, jedem verständlich und freundlich vertraut. Sollten wir sagen, welches Element in seinem Gemüthe zuweilen vorherrscht, jedoch ohne die

Harmonie zu stören, worin dann jenes nur der Grundton wurde; so war es das Musikalische, eben das Zarteste, das am schwersten durch die Verwirrungen des Lebens und Treibens im menschlichen Geschlechte zu verfolgende und festzuhaltende; aber zugleich auch dasjenige, dessen völliges Verständniß (was er nie genugsam anrathen konnte) einmal den Menschen vollenden wird. Wir sind hier vielleicht manchem unverständlich, aber es liegt in der Unbedeutendheit des Fortschritts, welchen die Menschen in dieser schwersten Kunst bisher gemacht haben, daß wir dieß annoch sind. H. wußte wohl, welche himmlischen Früchte der reine Sinn für die Stimmung der Menschenkräfte; für die Harmonieen und Disharmonieen derselben noch in der Zukunft tragen wird. Auch rechnete er immer sehr viel (hier und da gewiß zuviel) auf rege Empfindlichkeit für jene Stimmung, sowohl in Auffassung als Bewirkung derselben. Die Gewalt des Zusammenhangs, wenn einmal eine Grundansicht gewonnen ist, nun auch zu erkennen und zu ertragen, was daraus folgt, war ihm selbst zu natürlich, als daß er sich und den Leser seiner Werke mit Zeugnissen über jede Kleinigkeit quälen wollte. Aber leider ist es wahr, daß unser innerer Sinn noch allzusehr in den Banden des äußern gefangen liegt, und die Empfindlichkeit für das zärtere Leben und den geistigen Zusammenhang der Dinge noch lange nicht genug gepflegt, ja nun gar von neuer Barbarey bedroht wird. Was Wunder daher, wenn so wenige im Ganzen den reinen, menschlichen Einklang in den Bestrebungen des Unvergeßlichen vernehmen, dagegen so viele, ihm gerne die treffendsten, lichtesten Gedanken zugestehend, doch keinen recht systematischen Zusammenhang in seinem Geist erkennen wollen. Als ob nur Zimmerarbeit und Balkengefüge System wäre! — Hierüber ganz ruhig, wollen wir es nun versuchen, die klare Einheit seines Geistes und Herzens in den Schriften selbst nachzuweisen, wohl bedenkend jedoch, daß auch die besten und klarsten Schriften, welche man H'n nicht absprechen wird, da er im hohen Maße die Gabe der Sprache hatte, dennoch nur ein abgebrochenes Stück des geistigen Menschen uns erblicken, und bey weitem das meiste und zwar eben das tiefste, was

dem gemeinen Sinn als Lücke und Leere erscheint, nur ahnen lassen.

H's Werke können füglich unter drey Hauptabtheilungen gebracht werden. Die erste wäre die, welche seinen tiefen reinen Sinn für alles Menschliche, wo es sich darbiete, beurkundet. Diese begreift also seine Werke für die höhere Geschichte. Die andre stellt ihn dar, als den vielgewandten, klaren Rathgeber und Heifer, und umfaßt die belehrenden Werke. Die dritte offenbaret uns die Individualität seines eignen Gemüthes, und soll uns in das Geheimniß seines Herzens blicken lassen. Diese Abtheilung schließt alles in sich, was aus der milden Ruhe seines Lebens, so wie aus der Freude und aus dem Schmerz desselben hervorgegangen ist. Natürlich berührt sich vieles und zieht uns aus einer Abtheilung in die andre: wir werden uns also hüten, die Sache pedantisch zu betreiben.

Wer freut sich nicht im Herzen, wenn er sich der ersten Kindheit erinnert, wenn er es versucht, die lebendigen Gefühle und Eindrücke in sich zu erneuern, wovon damals die rege Seele ergriffen war? Darüber sind wir wohl alle einig, daß kein Lebensalter eine so zarte, von allen Seiten in den Mittelpunct einschlagende Empfindlichkeit hat. Hierauf ist die geistige Fortbildung des Menschen ursprünglich gegründet. Sollte es mit dem ganzen Geschlecht wohl anders seyn? — Gewiß eben so wenig, wie die größten Zahlen ein andres Element als das Eins haben, dessen Gesetz also das Grundgesetz aller Zahlen ist. Dieselbe Freude daher, welche uns in der Erinnerung unsrer Kindheit erheitert, läßt uns auch so gern und behaglich in den Urzeiten des Menschengeschlechts verweilen, und wenn nun gar, obgleich aus etwas späterer Zeit und bloß in schriftlicher Aufbewahrung (die dem Leben immer raubt), eine Urkunde auf uns gekommen ist, die uns wenigstens wesentliche Züge der frühesten Kindheit des Menschengeschlechts überliefert — freylich abgebrochene, aber doch bedeutungsvolle Töne der Urwelt, so ist die Freude darüber um so gegründeter nnd dauerhafter, wenn diese Töne von einem ihnen vertrauten Geist gesammelt und harmonisch verbunden werden. Sprechen sie schon an sich jedes unbefangene Gemüth aufs innigste an, so

ist alsdann ihr tiefster Eindrang gewiß, wie sehr auch die Befangenen, Verkehrten, Verholzten — kurz jede Art von Abgeliebten sich darob ärgern und all dergleichen Streben sammt und sonders als Tand verachten, worüber die kalte Vernunft hinaus seyn müßte. Diesen Eindruck machte die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes auf die Lebendigen und auf die Todten, zum Zeugniß wie wichtig ein Gegenstand ist, der in solchem Maße herzliche Theilnahme und hoffärtige Kälte bewirkt. Wir danken einige bemerkenswerthe Nachrichten über die Entstehung dieses Werkes dem letzten Herausgeber desselben, dem würdigen J. G. Müller. Aus diesen ergibt sich, wie es ganz aus dem tiefen Sinn für den Ursprung des Menschen entstanden, und mit Kraft und Besonnenheit fortgebildet worden, wie dann schon der erste Gedanke hierzu niemals von der Oberfläche zu schöpfen ist. Hat nun einmal ein kräftiger Geist alle die Hindernisse überwunden, welche sich zwischen die jetzigen Verwicklungen des Lebens und den einfachen Ursprung stellen, hat er diese im Stillen bey Seite geschafft, und zeigt mit seiner Zuversicht und Klarheit auf die hergestellten Grundzüge hin, so werden ihm die Unschuldigen und Jugendlichen, und die wahrhaft Vollendeten stets beyfallen, jene um der Uebereinstimmung der angeschaueten Grundzüge mit denen ihres eignen Herzens; diese um der klaren Einsicht, wie viele Mühe es gekostet, das natürliche unter dem Schutthaufen der daran versuchten und gescheiterten Künsteley hervorzuziehen, und als Denkmal der früheſten, als Ziel der letzten Menschheit hinzustellen. Die Uebrigen pflegen das alles ein Werk der bloßen Phantasie zu nennen; was wieder ganz in der Ordnung ist, da sie dem ganzen Beginnen naturpoetische Gültigkeit zugestehen müssen, und so ohne ihr Wissen einräumen, daß es Flüge sind, welche sie selbst nicht nachzufliegen wagen, vielmehr den andern überlassen müssen, das Poetische mit dem Leben wieder in gleichen Gang zu bringen, wie es am Anfang war, und am Ende seyn wird, und wie, was wohl zu bemerken, zu allen Zeiten in den großen Genien der Menschheit es Statt gefunden hat. Eben um der vielen Hindernisse willen, woran der menschliche Geist Jahrhunderte hindurch wegzuräumen hatte, bis ihm wieder vergönnt

war, das Natürliche wenigstens im leichten Schimmer seines ersten Glanzes zu erblicken, nannte H. jene Urkunde der ersten Schöpfung eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift und that hiermit nicht zu viel. Wie tief und gründlich er aber die Urkunde als Denkmal kindlicher Anschauung verstanden, leuchtet aus der Art hervor, nach welcher er sie erklärt. Er verräth nichts und verbirgt nichts, sondern er weiset auf die Sache selbst, damit ein jeder sehe. Daher in der ganzen Schrift das gedrungene lebendige Wort nur da in Fluthen sich ergießend, wo Mißverstand und Verkehrtheit wegzutilgen ist, sonst jede Rede sich zusammennehmend, kurz hindeutend und gleichsam erstummend vor der Fülle und Gewalt des ursprünglichen Lebens. So wird die Jugend am tiefsten von der Jugend aufgenommen und verstanden, und wer als Jüngling das Werk aufnahm, wie der Verf. es gab, und meinte, findet in reiferem Alter, daß es unvertilgbare Züge enthält, deren Ergründung allein das ganze Leben beschäftigt. „Hätten wir noch poetische Seelen, wären wir noch die menschlichen Jünglinge, die in der Kindheit der Welt, unwissend einer aus stummen todten Lettern gelernten Weisheit, unzerstreut in Büchergedanken und Gesellschaftständeleyen und politischen Mühseligkeiten, mit freyer offner Seele lebendige Accente und den Geist, den bildervollen, dichtenden Geist in diesen Accenten hören könnten; wären wir noch einer der horchenden versammelten Chöre, deren Neugierde noch an keinen Unterricht gewöhnt war, als von einem Propheten, von einem Dichter, von einem heiligen Weisen mit Tönen der Harfe und Tönen eines göttlichen Gesangs zu neuen Wahrheiten erhoben zu werden, o so würde ich kein Wort verlieren! Ich würde sagen: horcht dem Gesang der Schöpfung und des Sabbaths und jeder würde hören — ein Lied voll alter, bildervoller erhabener Dichtung; einen morgenländischen Gesang, der im Geist und in der Sprache den Ton der Engel tönet! — — Jetzt sind wir aus dieser Morgenröthe der Welt hinaus; und in dem bedrängten geschäftigen Tage, in dem wir uns umherstoßen, tönt die Stimme dieser frühen Dichtung nur noch matt und verworren; die Luft und unser Ohr sind betäubt; unsre Seele mit ganz andern Eindrücken erfüllet, wir wissen nicht, was wir von

ferne her hören — wohl! so lasset uns versuchen zu sehen"! — Durch diese Worte hat H. selbst hinlänglich ausgesprochen, welcher Art sein Unternehmen war, und wie es möglicher Weise aufgenommen werden und wirken konnte. Wir vermögen nicht, etwas hinzuzusetzen.

Was nun den Gang und Gehalt des Werkes insbesondre betrifft, so glauben wir, das Wesentliche nach dem schon ausgeführten sowohl, als nach dem in spätern Schriften zerstreut angedeuteten in folgenden Umriß zu fassen. Es sollte nämlich zu ewigem Gedächtniß gezeigt, oder vielmehr aus uralten heiligen Ueberlieferungen, welche die Grundlagen aller orientalischen Religionen sind, in klare Erinnerung gebracht werden, wie der Mensch aus der dunkeln Nacht der Urkräfte, vom ersten Weben des Geistes über den Wassern zum Aufgang des Lichtes gelangend den hohen Himmel über sich, die schöne Erde um sich erblickt; wie er in dem unendlichen Drange nach Ruhe und Vollendung trachtend, die Lichter des Himmels gewahrt, und das stille Sprossen der Erde; wie er an dem mit der Sonne beginnenden und wachsenden Tage die Lebendigen des Wassers und der Luft, dann die Lebendigen der Erde schauet, erkennet, sich aneignet und von sich unterscheidend weghält; wie alle diese Lebensgestalten ihm nur vorüberwandelnde Momente sind, reich an Betrachtung, vielfach die Gemüther fesselnd, aber nicht befriedigend; wie endlich nach durchlaufenem Kreis der ursprüngliche Mensch auf seinem eignen Bilde beharret, und ruht, und um ein ganzes und tüchtiges Wesen zu seyn, nothwendig zuerst auf diesem Bilde haften, es als heiligen Ruhe- und Mittelpunct der Schöpfung erkennen muß. So sind die Tagewerke, was sie ursprünglich seyn können und sollen: Tagewerke des Menschen zum Anerkennen des tiefverborgenen göttlichen Wesens, daraus Alles hervorgegangen, zum Unterscheiden des ersten Strals bis in den vollen Tag des Wirkens, zum Suchen seiner selbst durch alle Stufen des Lebens und zum endlichen Begegnen mit sich selbst in der Gestalt, welche ihm stets heilig und ein Fest der Schöpfung seyn soll. In jedem Erwachen des Menschen aus der Nacht seines Gemüthes zum heitern Tag, wie im Erwachen der ganzen Natur, mit welcher er, innig verbunden, wandelt, ist

der Grundton jenes heiligen Schöpfungsgesanges zu erkennen. Mit Recht ist also H. hiervon niemals abgegangen; es lag ihm tief am Herzen, wie es uns allen sollte, denn es ist selbst die Grundgeschichte des menschlichen Herzens. — Als nun der Mensch sein eignes Bild erkennen, und heilig zu achten, durch göttliche Weisheit gelehrt, und die Einrichtung des Lebens von Grund aus festgesetzt worden, wurde ihm ferner überlassen, sich selbst zu üben, und zu helfen, wo dann nicht fehlte, daß er einerseits von jenem heiligen Geheimniß und Schlüssel der Schöpfung — der Hieroglyphe des Himmels und der Erde zurücksank, wieder hingezogen in die Tiefe, um später durch eigne Kraft und Einsicht zu steigen, und sich wieder zu finden, andrerseits aber alle Hinderniſſe überwindend, und alle Hüllen dnrchdringend, den innern Sinn jener Hieroglyphe suchte. Jenes Sinken und dieses Aufstreben verfolgt der begeisterte Seher durch alle Bilder des Todes und des Lebens; wie nämlich die reine Ansicht und Feyer des Daseyns — die Religion kindlicher Einfalt — von ihren einzelnen Elementen aus gefaßt, und an den Hüllen klebend, alsbald mehr und mehr verkannt werden, wie die Anschauung so allmälig erblinden, die besondre Gestalt des Lebens zerfallen und untergehen mußte, um frischem aus dem Ursprunge quellenden Leben Platz zu machen. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachten wir alles, was H. in diesem Werke über Aegypten, Phönicien, den Sabäismus, Gnosticismus, die Kabbalah und Zeretoschtro's Lehre und Gesetz geäußert, und so allein ist es in Uebereinstimmung zu bringen mit späteren Aeußerungen über dieselben Gegenstände, welche er nach der ersten Beleuchtung durch eine fröhliche Morgenröthe im steigenden Ernst der Tagesanstrengung fassend mehr und mehr als Hüllen und Stufen des menschlichen Geistes erkannte. Die entschiedenste Bekräftigung dieser unsrer Ansicht gewähren die inhaltvollen Gespräche über Nationalreligionen in der Adrasteia, welche man als zur ältesten Urkunde gehörig erkennen muß. Dahin nämlich wollte der Verf. alles, was er mit eindringendem Geist und unsäglichem Fleiß über alle Religionen und Gesetze des Morgenlandes bis nach Hellas hin gesammelt, weiter ordnen und führen, daß dort, wo alle

Stralen der Mythylogie und Symbolik ganz pantheistisch zusammengehen und von wo aus sie sich über die Erdfläche hin verbreiten — in Indien die vielfachste, durchgreifendste und vollständigste Reflexion des ursprünglichen Lichtes und Gesetzes, aber wegen des Reflexes eben so vielfach und durchgreifend entstellt, und in Bild und Aberglauben gesunken anzutreffen sey. An dieser lehrreichen Verwirrung des ursprünglichen Lichtes in der bis zur Superstition getriebenen Mythik und Symbolik der Indier wollte er, wie aus mehrern Spuren und Andeutungen im Werke selbst und in spätern erhellet, den Vorzug des freyen im ursprünglichen Gottesgefühl beharrenden und das Gefühl zur Erkenntniß führenden Geistes bewähren für alle die, welchen er nicht an sich selbst schon vom Anfang alles gilt. Der Darstellung nun dieses reinen in Gottesebenbildlichkeit fortwirkenden Geistes an sich nach seinem steigenden Leben und Erkennen ist der andre Hauptheil des Werkes gewidmet. Wie dort die Abweichung von ursprünglicher Anschauung als mehr und mehr in die Tiefe sinkend dargelegt wird; so dagegen wird hier gelehrt, wie auf den Lichthöhen der Schöpfung der heilige Ursprung des Menschen rein bewahrt, und von Geschlecht zu Geschlechte fortgepflanzt wurde, sammt der Sage von selbst verschuldeten Fall und dem Verderben der Menschen durch Ungehorsam und Selbstsucht; wie diese Ueberlieferungen durch die Stammväter lebendig fortwirkten, und auf sie als auf Grundsteine alle wesentlichen Verhältnisse des Menschen gebaut wurden, vor allen das erste: das Verhältniß der Geschlechter und seine Heiligung in der Ehe, die väterliche Gewalt und die mütterliche Liebe, so wie das Vertrauen der Kinder; ferner die Fortpflanzung der ursprünglichen Gottesgaben an den Menschen durch Reinhaltung dieser Grundverhältnisse und wie hieran durch den ganzen Verlauf menschlicher Entwicklung in der alten Welt die reine Hirtensitte, die wesentlichsten annoch in freyer Bewegung begriffenen Einrichtungen des Lebens geknüpft waren, zum Unterschied von der aus freyer Bewegung in eine locale und beschlossene Eigenthümlichkeit eingefangenen Sinnes- und Lebensart stationairer Völker. Die großen, würdigen Züge, welche H. von diesem ursprünglichen patriarchalischen

Leben — dem Herzen der Geschichte, bis auf diesen Tag und auf ewige Zeiten — entworfen hat, und welche er — wäre ihm vergönnt gewesen, die Urkunde fortzuführen — in der bedeutendsten Völker alten Sagen, die wie Goldkörner in das Gestein der Geschichten eingesprengt sind, nachgewiesen haben würde, diese unvertilgbaren Denkmale göttlichern Ursprungs, welche der erleuchtete Mann stets als den Anfang, die Mitte und das Ziel aller menschlichen Bestrebungen erkannte, sind von ihm niemals minder geachtet worden; sie gehen durch alle seine Werke, und haben ihm im Labyrinth der neueren Geschichte überall den Weg erleuchtet. Die geringsten Verletzungen jener Grundverhältnisse in jeder Zeit und auf jeder Stufe der Bildung hat immer den Tod der Völker wie der Individuen nach sich gezogen, dieß ruft uns der würdige Herzenskundige Seher in der so viel späteren Adrasteia, wie in der frühesten Urkunde seines tiefen Gemüthes zu. Wäre diese Urkunde in einem Gusse fortgeflossen, wie dann jedem Kundigen im Ursprunge der Sprache, im Geiste der Ebräischen Poesie, im Abriß einer Philosophie der Geschichte, in den ersten Bänden der Ideen zur Philosophie der Geschichte, in den christlichen Schriften und den Erläuterungen über die Apokalypse, in der Adrastea und vielen kleineren Entwürfen und Compositionen ihr Stoff nicht entgehen kann: so würde die Sammlung aller Lichtstralen, welche vom Ursprung über die Erde hin sich verbreitet hatten, in Ein Licht der Wahrheit und Erlösung von Sünde und Irrthum; die Verjüngung und Läuterung der alten Gesetze und Religionen zu Einem Heiligthum der Menschheit im Evangelium; die Versuche und Uebungen der Völker, dieses göttlich-menschliche Gesetz im Leben selbst an sich auszudrücken; die Verwirrungen aus der Abweichung von der reinen Menschheit, und die nie ganz mangelnden Bestrebungen der bessern Gemüther zur Humanität — den Gehalt des großen Werkes vorzüglich ausgemacht haben. Sein Schlußstein aber wäre der vollständige Mensch selbst gewesen, der nämlich den ganzen, auf dem Grundstein der Ebenbildlichkeit mit Gott ruhenden Menschenbau — das Werk des Lichtes und der Liebe, vollendet.

So hatte denn H. in diesem Werke den Menschen nach seinem Ursprung, Fortgang und Ziel zum Gegenstande; es sollte jede Urkunde nach ihrer tiefen und heiligen Bedeutung von den ersten bis auf die letzten Zeiten entwickelt, und ans Herz gelegt, und durchgreifend erwiesen werden, wie das rein und ursprünglich Menschliche niemals unter Geschlecht verlassen, vielmehr stets im Stillen fortgewirkt, und ungeachtet aller Ab-

und Ausweichungen als heilende und in der That göttliche Gewalt vor dem Untergang behütet hat. Hiervon hat H. unauslöschliche Grundzüge aufgefunden, und mit Klarheit dargestellt. Es ist nicht seine Schuld, wenn sie übersehen werden. Einem andern bleibt es aufbehalten, diese Grundzüge, wie sie jener im Gemüthe des Menschen, in heiligen Sagen und Ueberlieferungen, in alten Religionen und Gesetzen verfolgt, nun vom Gemüth aus tiefer physiologisch zu entwickeln, und so das schon Bemerkte und Aufgefundene in der Wurzel aufzudecken. Alsdann würde, was dem begeisterten Seher nach dem hehren Momente hie und da wieder in die Nacht des Gefühls hinuntersinkt, zur lebensvollen aber unaussprechlichen Empfindung, durch feste Erkenntniß gesichert, und hiermit der Freyheit in und aus der Nothwendigkeit selbst ein würdiger Altar aufgerichtet. — Was nun die eigentliche Gelehrsamkeit in diesem Werke angeht, die kritische Benutzung der Quellen und Hülfsmittel; so tritt hier, wie bey allen Werken des Verewigten das oben Bemerkte ein, wie nämlich vieles dunkel, mystisch und schwärmerisch denjenigen dünken muß, welche entweder gar keinen Sinn für den Schlüssel des Buchs haben, der aus den bezeichneten einfachen Grundelementen besteht, oder welche diese Elemente bloß als kindische Anfänge achtend, vielmehr die Klugheit über alles schätzen, und wenn sie selbst im Verborgenen den jämmerlichsten Unsinn treiben, dieß doch nur als Prüfungsmittel der Köpfe angesehen wissen wollen. Solchen mußte freylich H., da ers zu ernst nahm, als verrückter Hierophant erscheinen. Abgesehen von diesen ist dagegen von andern Männern, denen man ein Urtheil zuschreiben darf, tiefere Ergründung des Einzelnen gefodert worden, was jedoch nachzuweisen, uns hier zu weit führen würde. Wir haben es zu thun mit der Aufsuchung und Darstellung der eigenthümlichen Gewalt des H'schen Geistes, wie sie durch alle seine Werke hindurchgreift, und überlassen dem stillen Fleiße wackerer Forscher, dasjenige, was sie vermißt haben, selbst auszufüllen. Es sind manche bisher wirklich tiefer eingedrungen, haben berichtigt, und weiter geführt, aber die solches in Wahrheit gethan, werden nicht leugnen mögen, daß sie ohne die Fingerzeige des großen Mannes sich nicht so leicht auf diesem Wege gefunden hätten, wo dann tiefer zu graben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Jahrbücher der Litteratur.

Kritischer Versuch zur Aufklärung der Byzantischen Chronologie mit besonderer Rücksicht auf die frühere Geschichte Rufslands von Philipp Krug. Herausgegeben von der Kais. Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg. 1810. XVI. 328 S. 8.

Das Verdienst, welches der gelehrte Verf. dieses wichtigen Buches sich erwirbt, ist um so höher zu schätzen, als er für sein Werk nur auf sehr wenige Leser rechnen durfte. Da der Raum unsrer Blätter es uns nicht erlaubt, dem Verf. in allen seinen Untersuchungen zu folgen, und seine Gründe entweder mit neuen zu unterstützen, oder auch durch Gegengründe zu widerlegen; so wollen wir ihm nur zeigen, daß wir seinen Forschungen die gebührende Aufmerksamkeit bewiesen, indem wir durch ein offnes Geständniß unsrer Ueberzeugungen eine weiterer Forschung vorbereiten. Das Buch enthält eine Prüfung der Zeitrechnung von 882—992, aber mit ungleicher Ausführlichkeit. In der ersten Abtheilung S. 1—126 werden nur einzelne Puncte der Zeit von 867—913 mehr oder weniger weitläuftig erörtert: von S. 826 bis zu Ende geht aber der Verf. die Begebenheiten eines jeden Jahrs mit fast gleichförmiger Weitläuftigkeit durch. Wenn man Hrn. Krug mit seinem Vorgänger, Pagi, vergleicht, so hat er in einem Theile der großen Arbeit Pagi's diesen schon dadurch weit übertroffen, daß er die Originalstellen nach der Seitenzahl citirt, indem Pagi bloß die Stellen der Uebersetzung selbst einrückt, und es dem Leser überläßt, den Zusammenhang zu prüfen, und mühsam zu suchen, obgleich noch eine große Anzahl andrer Vorzüge sich aufzählen ließen. Daß aber Hrn. K's Scharfsinn die verworrene Zeitrechnung der durch die Abschreiber verdorbenen griechischen Chroniken solle so berichtigt haben, daß man darüber weiter nicht streiten könne, wird kein billiger und verständiger Gelehrter fordern. Wir wollen zuerst den Inhalt der ersten

Abtheilung genauer angeben, und dann unſre Meinung über die Anſicht, von der Hr. K. ausgeht, ſagen. Von S. 4—11 wird die Dauer der Regierung Baſils, die von allen Geſchichtſchreibern auf neunzehn Jahre beſtimmt wird, auf 18 Jahre 11 Monat 8 Tage, oder wie Hr. K. ſich ſelbſt S. 115 aus Photiotheus berichtiget, auf 18 Jahre 11 Monate 5 Tage zurückgebracht, worüber ſich denn, wie wir unten ſehn werden, noch ſtreiten ließe, dagegen es unbegreiflich iſt, wie man bis auf Hrn. K. immer den 1. März ſtatt des 29. Auguſt als den Todestag Baſil's angeben konnte. Die Regierung Leo's des Weiſen wird den Jahren nach durchgegangen, wobey der Verf. einzelne Puncte mit großer, aber willkommner Ausführlichkeit behandelt. S. 28—40 verſucht er ganz ſicher zu beſtimmen, wann die Araber Tauromenium auf Sicilien eingenommen haben; S. 40—50 wann Leo bey der Pfingſtproceſſion verwundet worden, wovon die Beſtimmung der Dauer ſeiner Regierung und die ſeines Sterbetages abhängt: S. 59—68 über die verſchiedenen Vermählungen Leo's, S. 80—90 über den Tag und das Jahr, in welchem Leo ſtarb. S. 91—112 über Alexander's Regierung, den zu ſeiner Zeit erſchienenen Cometen und den Tractat, den Oleg mit dem Byzantiniſchen Reiche ſchloß; S. 113—116 ein addendum, und S. 117—126 über das Alter und die Zeit der Thronbeſteigung Conſtantin's; von da bis ans Ende des Buchs nach der Folge der Jahre. So wenig wir nun Schlözer's Leidenſchaftlichkeit, mit der er eine einmal aufgeſtellte Behauptung nicht leicht aufgab, wie der notarius Belae am beſten beweiſet, rechtfertigen wollen, ſo ſehr wir Hrn. K's Scharfſinn, Gelehrſamkeit, Fleiß, in einer ſo ſchwierigen Unterſuchung ehren, ſo können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß wir gewünſcht hätten, Hr. K. hätte die Frage, die er erſt S. 275 aufwirft, an die Spitze der Arbeit geſtellt: Sind die griechiſchen Chroniken auch ſo beſchaffen, daß man aus ihnen die Jahre, Wochen, Monate, Tage, der Begebenheiten mit Sicherheit beſtimmen kann? Schlözer, Reiske, viele andre Kenner, und auch der Verf. dieſer Anzeige, der einen großen Theil der Schriftſteller genau verglichen hat, verneinen es, Hr. K. bejaht es aber an der angeführten und an einer andern Stelle, obgleich er

S. 145 darüber selbst ein sehr wahres Wort sagt. Wir wollen, um zu zeigen, wie mißlich eine solche Sache ist, und wie sowohl Schlözer als Hr. K. oft Recht haben kann, dieß etwas näher zu untersuchen, und mit dem Theophanes, der gewiß unter allen Byzantinern der genauste ist, anfangen. Es ist unnöthig, die Beyspiele davon, daß dieser eben durch anscheinende Genauigkeit die größte Verwirrung bewirkt, daß er Dinge, die in mehreren Jahren geschehen sind, in eins zusammenfaßt, und andre ganz irrig bestimmt, zu häufen, da man nur Goars und Combefis Noten vergleichen darf, um überall Verwirrung zu finden. Was soll man von Monaten, Wochen, Tagen sagen? Nur wenige Beyspiele: Hr. K. berichtigt ganz recht S. 102 einen Schreibfehler: Αὐγούστου μηνὸς, wo es im Text (nämlich der Venet. Ausgabe, die uns zur Hand ist, S. 336 in med.) αὐτοῦ μηνὸς heißt; aber wo bleibt er dann mit der Zeitrechnung über den Tod des Krummus, die nirgends sicher angegeben ist, und nur daraus, daß die Zeitrechnung bey dem auctor incertus fortzulaufen scheint, kann bewiesen werden? Schon S. 172 muß Hr. K. einen andern bedeutenden Irrthum rügen; S. 153 kann er die Krönung Constantin's (des Sohns der Irene) vom Mittwochen nur dadurch entfernen, daß er die Lesart ändert, wie man aber schreiben soll oder kann, sehen wir doch nicht recht ein, und glauben immer noch, daß Theophanes selbst eine Nachlässigkeit begangen habe, da wir, wenn wir corrigiren, eine Nachlässigkeit durch eine Willkührlichkeit verbessern. Theoph. Chronogr. S. 163 muß man, wie auch Hr. K. S. 212 Not. erinnert, freylich ιδ lesen; (es steht auch schon durch Goar im Text) immer aber kommt man, weder bey Nicephorus, noch Theophanes mit den Zahlen aus, wenigstens ist die Zahl der Monate unrichtig. Wie kann man Theoph. Chronogr. S. 267 die Krönung des Constantinus Copronymus in das Jahr setzen, worin sie dort gesetzt wird? Wie will man Chronogr. S. 299 die Lesart ändern, um den Sinn zu erhalten und die Zeitrechnung zu rechtfertigen? Wie will man gleich auf der folgenden Seite 300, wo sich ein ähnlicher Fehler findet, verfahren? Diese Beyspiele fallen uns zufällig ein aus unzähligen, die wir leicht suchen könnten, um zu zeigen, daß

man hier jeden Augenblick einen Schreibfehler verbessern, eine Lesart ex ingenio emendiren, eine Zahl statt der andern, einen Tag statt des andern setzen muß. Gehen wir vom Theophanes zum Cedrenus über, so achtet selbst Hr. K. diesen nicht sehr; und in der That, was konnte man von einer Zeitrechnung halten, die nicht einmal die Regierungsjahre der Kaiser richtig angibt, sondern bald in den Jahren irrt, bald die Monate wegläßt, bald die Tage nicht rechnet? Wir wollen dieß gleich da, wo Hr. K. beginnt, bey Theophilus zeigen. Wo sagt Cedrenus, wie lange dieser regiert habe, w a n n er gestorben sey, w a n n sein Sohn an die Regierung gekommen? Er schweigt darüber; aus seiner Erzählung ed. Venet. S. 418. 419 müßte man sogar schließen, daß der Kaiser, bald nachdem ihm die Araber Amorium abgenommen hatten, gestorben sey. Gleich darauf schweigt er eben so über die Zeit, während welcher Theodora mit ihrem Sohne gemeinschaftlich regierte, denn die Angabe S. 437 ist nur in runden Zahlen. Doch wir geben ihn und Zonaras und Skylitzes auf, weil Hr. K. selbst S. 121—124 erinnert, daß man sich auf sie nicht verlassen kann. Ist aber der Continuator Constantini Porphyrogenneti besser? Er hat höchst selten eine Zeitbestimmung, und wenn er sie hat, mit noch größern Unrichtigkeiten, als Hr. K. S. 2 an ihm rügt; Constantinus selbst ist nicht genauer. Wenn aber Hr. K. dem Symeon Logotheta eine so große Auctorität einräumt, so ist er darin freylich mit Pagi einig; allein schon Pagi erinnert an mehrern Stellen, wie gebrechlich auch diese Stütze sey, und man darf nur wenige Aufmerksamkeit anwenden, um dieß überall bestätigt zu finden. Gleich im zweyten Regierungsjahre des Theophilus werden z. B. Dinge vereinigt, die sich unmöglich zu gleicher Zeit ereignen konnten, wie sich auch in den folgenden Zeiten, denen er näher lebte, davon sehr viele Beyspiele finden. Gleich S. 9 hat Hr. K. selbst ein Beyspiel von Symeons Genauigkeit gegeben, wie kann er S. 12. 13 seine Vertheidigung führen? Wie kann man dem Symeon sicher folgen, wo andre schweigen? Ob Georgius Monachus besser sey, wird der leicht beurtheilen, der gesehen hat, daß Symeon und Georg in einem frühern Theile ihrer Arbeit oft wörtlich einen Dritten abschreiben, wobey man die Art, wie die Frühern von den

Spätern, die dieſe wörtlich einrücken, verſtümmelt werden, am deutlichſten ſieht. Wir brechen ab, da wir nicht geſonnen ſind, die Arbeiten ſcharfſinniger Männer, zu denen die ſchlechten Chroniken Veranlaſſung geben könnten, verdächtig zu machen, ſondern nur zu zeigen, daß wie in allem menſchlichen Wiſſen, ſo auch hier keine Sicherheit zu erhalten ſey, und man alſo den, der, wie Schlözer, dieß etwas übereilt erklärt, entſchuldigen könne.

In Abſicht des Einzelnen hätten wir ſehr gewünſcht, daß ſich Hr. K., der in einer Note S. 3. die Abweichungen der Schriftſteller über die Dauer der gemeinſchaftlichen Regierung Michaels und der Theodora erwähnt, erklärt hätte, was er davon halte, wenn Pagi (zu der Ausgabe der Annal. Baron. von Mansi XIII. p. 492) ſich darüber allein auf das Zeugniß des Nicetas ſtützt, welcher SScta Concilia Venet. 1730. Tom. X. p. 729 ſagt: Michael ſey geſtorben χρόνους μὲν πεντεκαίδεκα καὶ μῆνας ὀκτὼ συμβεβασιλευκὼς τῇ μητρὶ, gegen das Zeugniß aller andern Schriftſteller, von denen Hr. K. S. 3 nur Einen anführt. Hier iſt wieder zu bemerken, daß man aus Symeon Logotheta darüber keine Belehrung erhalten kann, weil er S. 326 ed. Venet. nur eines dreyzehnten Jahrs erwähnt, und dann bis ins zweyte Jahr der Alleinherrſchaft Michaels Alles durcheinander miſcht. Wir haben ſchon oben berührt, daß man gewiß Hrn. K. zugeben muß, Baſil ſey nicht am 1. März 886 geſtorben; und es iſt nicht leicht zu begreifen, wie Pagi, Baron. XV. p. 418 und mit ihm Ritter, der doch ſelbſt die Stellen aller Byzantier anführt, dies behaupten konnte. Eben die Angaben aller Byzantier aber machen es ſehr bedenklich auch wegen der ſchärfſten Schlüſſe das Zeugniß aller Schriftſteller zu verwerfen, und anzunehmen, ſie hätten, wie Hr. K. S. 11 will, alle die runde Zahl ſtatt der beſtimmten angegeben. Die Ruſſiſchen Jahrbücher und Nicephorus, mit dem ſie nur Eine Auctorität ausmachen, geben hier keinen Grund, und wenn Hr. K. S. 113 folg. des Philotheus Auctorität als entſcheidend annimmt, ſcheint er ſich doch übereilt zu haben, da ja durchaus nicht ausgemacht iſt, daß das Andenken eines Kaiſers oder eines Heiligen nur an ſeinem Sterbetage begangen ward. Doch würden wir

nichts dagegen einwenden, wenn die Worte im Griechischen so bestimmt lauteten, als in der Lateinischen Uebersetzung welche Hr. K. allein anführt. Da heißt es: Die vigesimo nono mensis Augusti celebratur memoria (et dies emortualis) etc. Von dies emortualis ist keine Spur im Original. Es heißt: Caeremon. aut. Byzant. ed. Reiske. II. p. 451. τῇ δε κϑ' τοῦ αὐτοῦ μηνὸς ἡμέρᾳ . ἐκτελεῖται ἡ μνήμη τοῦ ἁγίου κ. τ. λ. Ueber die Zeit der Eroberung Siciliens durch die Araber wird gewiß gerne jeder den gelehrten und fleißigen Untersuchungen des Hrn. K. von S. 30—39 folgen. Wir sehen darin ein wahres Muster solcher Forschungen, und erstaunten, als wir sie gelesen hatten, über Pagis und Mansi's entscheidenden Ton desto mehr. Der Erste sagt ganz kurz: ad Baron. annal. ann. 892 Tom. XV. pag. 461. Sed anno incerto; der Andere an eben der Stelle in einer Note, die Hr. K. scheint übersehen zu haben: Tauromenium expugnatum fuisse anno sequenti 893 certum est; eum excessisse anno Leonis 24 coepta supputatione ab anno 870, quo imperii coronam obtinuit. Vide notam ad 870, wo sich denn nichts weiter findet. Was Hr. K. S. 60 gegen Ritter über den Todestag der Theophano, der ersten Gemalin Leo's, sagt, hat in sofern seine Richtigkeit, als von 882—892 kein vernünftiger Mensch zwölf Jahre rechnen wird; aber das beweiset noch nicht, daß sie nur zehn Jahre Kaiserin gewesen sey, denn man muß ihren Tod wahrscheinlich über 892 hinausrücken. Du Fresne famil. August. Byzantinae S. 142 nimmt auch die zwölf Jahre an, sagt aber nichts über ihre Vertheilung. Alle Chroniken; denn auch bey Nicephorus kann bey β doch nur das Jota ausgelassen seyn, haben zwölf Jahre, ihnen steht nur Symeon Logotheta, aus dem man 892 als die Zeit ihres Todes annehmen müßte, entgegen. Die Rechnung der Kirche, wo die Feyer des Festes der Heiligen als der Sterbetag angesehen wird, kann selbst von Pagi und Baronius doch nur da beweisend seyn, wo andre Zeugnisse fehlen. Läßt man Theophano 893 sterben, rechnet dieß Jahr, in dessen Anfang sie starb, und das Jahr der Vermählung mit, so kommt die Zeit heraus, und man braucht nicht den Symeon Logotheta allein gegen alle andern zu hören. Aber auch er sagt

S. 346: τούτῳ τῷ ἔτει (nämlich ζ der Regierung Leo's) τελευτᾷ Θεοφανὼ Αὐγούστα βασιλεύσασα ἔτη ιβ'. Wenn Leo am Ende des Jahrs 886 an die Regierung kam, ſo kommt man auch bey der Annahme des J. 893 mit der Rechnung aus. Es ſcheint dafür auch der Zuſammenhang bey Georgius monachus S. 414, wo er ihr die zwölf Regierungsjahre beylegt, zu ſprechen, und der Beweis, daß Leo im September 886 zur Regierung gekommen ſey, unterſtützt zu werden. S. 68—76, wo Hr. K. die Abſetzung des Nicolaus weiter hinausſetzt, als Pagi, ließe ſich noch wohl manches für dieſen ſagen, beſonders, weil er S. 77 ſo viel Werth auf Symeon legt; im Ganzen wird man gerne beyſtimmen. S. 78 hätte, weil doch der Urkunden, der goldnen Bullen, die man daran befeſtigte, und der Dinte Erwähnung geſchieht, auch wohl des goldnen Kreuzes gedacht werden können, mit dem die Kaiſer ſiegelten, und welches ſie zuweilen als die heiligſte Verſicherung dem, welchem ſie Gnade oder Verzeihung zuſichern wollten, überſchickten, wie dabey zu bemerken iſt, daß der Bewahrer der kaiſerlichen Dinte ſpäter die Verrichtungen des Kanzlers erhielt, daß ein eigner Palaſt und in demſelben ein eignes Zimmer zur Aufbewahrung derſelben beſtimmt war. Wenn der Contin. incert. p. 172 ed. Venet. ſich ärgert, daß den Ungläubigen zu Gefallen die Kirche geſchmückt worden, ſo hätte das keine Erwähnung verdient, da dieß oft geſchah, und Leo der Armenier ſogar bey ſeinem Friedensſchluß mit den Bulgaren, welche damals noch Heyden waren, dieſe bey der Mutter Gottes ſchwören ließ, und ſelbſt den Eid bey den Bulgariſchen Götzen, mit heidniſchen Ceremonieen verrichtete. Die Dauer der Regierung Leo's S. 80—90 iſt ſcharfſinnig gegen Pagi durchgeführt, nur die Mondfinſterniß S. 84 Nr. 4 mochten wir nicht daher ziehen, wegen der Zeit ihres Eintreffens und wegen der Lage von Conſtantinopel. Zu S. 97 geſtehn wir gerne ein, daß wir den Hamza freylich nicht ganz geleſen haben, daß aber das, was er aus der Byzantiniſchen Geſchichte anführt, zu elend iſt, um ihm irgend ein Anſehn beyzulegen. Man vergleiche, damit dieß nicht als Machtſpruch daſtehe, nur, was er von Baſilius ſagt Caerem. aulae Byzantinae Tom. II. comment. p. 142. Wie elend iſt das! Da Hr. K. S. 153

eine Bedeutung darauf legt, daß auch Xylander nicht wisse, was Galiläa für ein Tag sey, so müssen wir doch erinnern, daß die Anmerkungen Xylanders, so wie seine ganze Arbeit am Zonaras und Cedrenus, die er nur für Geld übernahm, ganz unbedeutend sind, und er oft die gewöhnlichsten Sachen und Namen nicht zu erklären weiß, wie ihn denn Goar darüber unsanft zurecht weiset. Wenn man aber bedenkt, wie Xylander die Bearbeitung des Cedrenus übernahm, so wird man darüber nicht verwundert seyn. Es suchten nämlich die Fugger bekanntlich den Ruhm als Beschützer der Künste und Wissenschaften, und hatten unter andern in Constantinopel die Handschriften des Cedrenus, Zonaras, Nicephorus Gregoras, ziemlich theuer einkaufen lassen, deren Herausgabe dann der bekannte Hieronymus Wolf übernahm. Wolf konnte seiner schwachen Gesundheit wegen die Arbeit nicht vollenden, und nahm junge Leute dabey zu Hülfe, unter denen besonders Xylander sich der Sache annahm, und ganz naiv in der Vorrede zum Cedrenus sagt: me, ne quid dissimulem, paupertas, ut ille ait, impulit audax, ut libros facerem, und doch hatte er vorher schon den Zonaras übersetzen helfen. Freylich zog die so gepriesene Freygebigkeit der Fugger, denen Xylander den Cedrenus, an dem er allein gearbeitet hatte, dedicirte, diesen doch nicht aus der Verlegenheit, da er immerfort mit Dürftigkeit rang, ungeachtet derselbe Mann zu derselben Zeit den Cedrenus bearbeitete und die erste Deutsche Uebersetzung des Euklides herausgab. Man lese Kästner's Geschichte der Mathematik 1. Th. S. 348—358 und besonders die letzte Seite, und welhe dem würdigen Mann eine Thräne. In Rücksicht des Worts Galiläa selbst hätte Hr. K. nicht auf das Glossarium verweisen sollen, denn dort steht nichts, als die Stelle, die er selbst S. 184 schon angeführt, und eine Hinweisung auf das Gloss. med. et infim. Latinitatis, wo auch nichts weiter ist. Auch bey Constantin. Porphyrogen. de caerem. I. cap. 80. 81 wird das Wort Galiläa nur in der Ueberschrift erwähnt. Wir erinnern dieß nur, weil durch solches Herumschicken von Einem zum Andern das Studium mühsam und die Zeit versplittert wird. Was S. 136 f. die Schwierigkeit betrifft, daß Constantin nicht hätte so jung hew

rathen dürfen, so setzte man sich darüber ja oft genug hinaus, und, wenn man Sym. Logotheta p. 325 ed. Ven. glauben darf, so ward Michael der dritte schon im eilften Jahr mit der Eudokia Dekapolitissa verlobt. Von S. 154—165 ist eine sehr verwickelte Untersuchung über die Ordnung der Begebenheiten von 920—927, die wir nicht durch Bestreitung verwickelter machen wollen, obgleich selbst Hr. K. eingestehen muß, daß man nur Wahrscheinlichkeit heraus bringen könne. Sollten wir etwas dazu sagen, so würden wir gestehen, daß uns der Umstand, daß der 9. November kein Donnerstag war, nicht abhalten würde, die leichte Verbesserung Pagi's (ad Baron. Annal. Tom. XV p. 592), statt β, ιβ zu schreiben, jeder kühnern vorzuziehen, da Hr. K. und jeder andre, der sich mit dergleichen Untersuchungen abgegeben hat, wissen wird, wie selten das Datum mit dem Tage zusammentrifft, wie so viele Irrthümer darin vorkommen, und wie man dabey noch immer bey Symeon Logotheta die Lesart ändern muß (Krug S. 159). S. 183 folgt die Untersuchung über den Sud der Russischen Chronicken, wo mit Recht Hr. K. S. 189 vom σούδας der Byzantiner, welches gewiß nichts anderes als ein Pfahlwerk bedeuten kann, ablenkt, und nur fragt, was ist στενόν? Wir gestehn, daß uns die Erklärung στενὸν für den Hafen sehr wahrscheinlich vorgekommen ist, daß aber der beständige Gebrauch nur den Canal so nennen heißt, und es uns scheint, als wenn Hr. K. zu der großen Anzahl Stellen, die den Bosporus so nennen, auch keine einzige beygebracht hätte, welche entscheidend für die Bedeutung „Hafen" spräche, und nicht aus abendländischen Schriftstellern wäre. Wir wollen nicht auf Du Fresne Constant. Christiana lib. IV p. 167 edit. Paris.; wo die Stellen, deren Hr. K. sich bedient, stehen, verweisen, da auch hier die Bedeutung verwirrt ist; nur das wollen wir erinnern, daß Hr. K. die Stelle, die er S. 190 anführt, zu sehr aus dem Zusammenhange gerissen hat, da auch Du Fresne deutlich vom Bosporus spricht, daß man aber nach einer bekannten Figur allerdings sagen könne, das Stenum d. h. die Gebäude am Stenum seyen verbrannt worden, weiß jeder, noch mehr, wenn er die Figuren der Byzantier kennt, und Du Fresne sagt es auch ausdrücklich.

Die Stellen aus Villeharduin u. s. w., wo στενὸν allerdings Hafen heißt, beweisen hier aus augenscheinlichen Gründen nichts. Gegen die Bedeutung σούδας „Pallisadenwerk" versucht aber Hr. K. vergebens S. 201 etwas einzuwenden, da nicht allein die Stellen bey Du Fresne dafür sprechen, sondern auch an mehrern Orten die sogenannte Miscella, das Wort σούδας beym Theophanes immer so übersetzt. Sie verräth zwar überall, daß ihr Verfasser der Griechischen Sprache nicht ganz mächtig gewesen sey; in einer solchen Sache aber, wo er mit andern übereintrifft, ist er doch Auctorität. Nur eine Stelle wollen wir anführen, Theoph. Chronogr. p. 331 ed. Venet. heißt es, des Nicephorus Leute seyen umgekommen, οἱ μὲν τῷ τῆς σούδας πυρὶ οἱ δὲ ξίφεσι ἅλοντο σὺν αὐτῷ. Dies übersetzt die Miscella (Murat. Script. rerum Italicarum Vol. 1 p. 175) alii quidem igne valli. Von S. 200—210 gibt Hr. K. sehr interessante Nachrichten, theils über den Gebrauch des Worts Sund, theils über die Sitte, Schiffe über Land zu transportiren. Bey Gelegenheit der Notii der Russischen Annalen findet man von S. 210—215 einige Bemerkungen über ἀνέψιος bey den Byzantinern. Sehr begierig werden gewiß mit uns alle Leser auf die Schrift des Hrn. K. seyn, worin er beweisen will, daß die Ρως, die unter Michael dem Dritten Constantinopel angriffen, Normannen waren, wodurch Schlözer's ganzer Anfang der Russischen Geschichte zusammenstürzte. Der Verf. dieser Anzeige war auch nicht mit Schlözer (Nestor Th. II. S. 242—262) einstimmig, wollte aber, wie er an einem andern Orte gesagt hat, nicht gegen ihn sprechen, weil man gegen Todte behutsamer, als gegen Lebende seyn muß, und er nicht hinreichende Beweise in Händen hatte; jetzt tritt er gerne Hrn. K. bey. Wir würden noch Einiges erwähnen, wo Hr. K. zu bestimmt zu sprechen scheint, wenn dieß nicht eine Deduction erforderte, die hier zu weitläuftig ist. Wir erinnern also nur zum Schlusse noch, daß man S. 281 eine treffliche Notiz über die Entstehung der Schrift de caeremoniis aulae Byzantinae findet, die niemand, welcher dieses Werk gebrauchen will, übersehen darf.

ch. h. r.

Das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein großes historisches Ritterschauspiel von Heinrich von Kleist. Aufgeführt auf dem Theater an der Wien den 17. 18. und 19. März 1810. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1810. 198 S. (1 Rthlr.)

In einer Zeit wie die unsrige, die wenigstens in Hinsicht der poetischen produktiven Kraft keinesweges reich zu nennen ist, wo sich das deutsche Gemüth in den Kopf allein oder vielmehr nur in einen Theil des Kopfes, oder gar lediglich in die Schreibfinger gezogen hat, wo man sich nur größtentheils mit poetischen Worten, aber nicht mit poetischen Werken schlägt, in einer solchen Zeit ist es gar sehr und doppelt erfreulich, einen Dichter zu finden, der da in der That und Wahrheit ein dichterisches Gemüth mitbrachte, und ein Werk lieferte, das in sich selbst beruht und fest steht. Damit wollen wir keinesweges dieses Werk für vollendet erklären; wohl aber angedeutet haben, daß das Vortreffliche in demselben das Verfehlte bey weitem überwiege. Zuvörderst hat der Dichter einen Stoff gewählt, den wir nicht anders als durchaus interessant und ächt dramatisch nennen können. Man gelangt zu der Gelegenheit, dieses Lob auszusprechen, jetzt so selten, daß wir es schon um deshalb accentuiren möchten. Unsre vornehm thuenden Formpoeten kümmern freylich sich wenig um den Stoff, doch die dichterische Nemesis rächt eine solche Vernachläßigung, wie wir wissen, nur zu sehr, und — die „kalten ausgeblasenen Straußeneyer," von denen wir bereits in einer früheren Recension redeten, sind die Folgen davon. Ganz anders dachte hierüber der offene, edle Schiller, von dem uns einst der verstorbene Huber erzählte, er habe oft in den Jahren 1784 ff. voll hohen Eifers ausgerufen, er würde zuweilen gern sein letztes Hemd für einen guten, ächt tragischen Stoff hingeben.

Gehen wir jetzt zu den Charakteren über, so dürfen wir ohne Scheu behaupten, daß der des Heilbronner Käthchens durchaus neu, und in seiner Neuheit vollendet sey. Ferner, daß wir ihr Verhältniß zu dem Grafen von Strahl für ein rein poetisches, noch nie gezeichnetes halten. Hier ist es, wo wir den wahrhaften Dichter erkennen. Daß ein Buch gute, oder auch vortreffliche Stellen hat, ist wenig; denn eine jede Schrift,

die dergleichen nicht hat, möchte man fast ungewöhnlich schlecht nennen, daß ein oder mehrere Charaktere kraftvoll begonnen und glücklich durchgeführt werden, und daß sie sich in gewählten Situationen abspiegeln, ist bey weitem mehr; dennoch haben wir Beyspiele, daß auch der reinen, trefflich gediegenen Prosa und der bloß tiefen Verständigkeit dergleichen gelingen möge. Doch ein durchgeführtes Verhältniß, wie z. B. das der Mignon zum Wilhelm Meister, des Prinzen Heinrich zum Falstaff, des Sancho zum Don Quixote, des Siebenkäs zum Leibgeber, gelingt nur dem poetischen Genie. Etwas ähnliches ist Hrn. v. K. in Käthchens Verhältniß zu dem Grafen Strahl gegluckt. Hier war die Grenzscheide, wo der Verstand allein nicht ausreicht, und die Poesie allein den Weg zeigt: und sie hat ihn den rechten geleitet.

Wenn wir bey dieser Gelegenheit noch bemerkt haben, daß fast jedes entschiedene Lob, das man einem Dichter zollt, fast immer wie ein Machtspruch klingen muß, vor welchem Vorwurfe wir uns indessen durch das einfache Hinzeigen auf das Buch selber verwahren wollen, so können wir jetzt sogleich zu dem Tadel übergehen, den manche, ja viele Partieen dieses Buchs verdienen. Wenn wir zu jenen beyden, bereits genannten, gelungenen Charakteren noch Käthchens Vater hinzurechnen, (ob er gleich S. 21 und 22 aus dem Costum zu gehen scheint) so finden wir auch nicht einen mehr, den wir als vollständig anerkennen könnten. So haben sich Helena und Eleonore, Maximilian von Freiburg, der Rheingraf von Stein, vor allen aber Gottfried Friedeborn, Käthchens ehemaliger Bräutigam, gar kümmerlich behelfen müssen mit ein paar Strichen, die der Verf. gleichsam im Fluge an ihre Charakteristik gewandt hat. Kunigundens Charakter, mit dem es dem Verf. ein hoher Ernst gewesen zu seyn scheint, ist dagegen so stark und grell ausgezeichnet worden, daß man ihn dafür fast lieber verwischt und verwaschen wünschen möchte; denn in der That, so wie er jetzt dasteht, ist er widrig und hart, und es könnte dabey gar leicht jene Empfindung erregt werden, die leider nicht vermieden werden kann, wenn die Phantasie mit der Magenhaut collidirt. Wir müssen ferner bemerken, daß fast jede Scene, in welcher Käthchen nicht erscheint, ohne den gehörigen Fleiß, ja sogar ohne Fülle von Liebe, behandelt worden ist, was um so bemerkbarer wird, da jede andere, in der das herrliche Mädchen wieder auftritt, in vollem Licht und reiner Wärme prangt. Hie und da geht auch das Stück in die Breite, und es kann uns dabey zu Muthe werden, als hörten wir einem zwar sehr interessanten, doch zu weitläufig behandelten Prozesse zu, dem man eben weil er uns

so sehr anzieht, um so mehr Concentration wünschen möchte. Endlich müssen wir noch bemerken, daß der fünfte Akt sich nicht eng genug an den Schluß des vierten zu schließen scheint, und daß der fünfte die hoch gespannten Erwartungen nicht völlig befriedigt. Dürften wir uns eines recht gewöhnlichen Ausdruckes bedienen, so würden wir sagen, der Dichter habe, seines Sieges gewiß, in dem genannten Akte es gar zu sacht angehen lassen.

Nach diesen Bemerkungen wird man nun noch erwarten, daß von diesem sehr bedeutenden Drama hier einige Auszüge gegeben werden, und allerdings wünschten wir dies zu thun, um dem Stücke selbst noch mehrere Freunde zu verschaffen. So möchten wir z. B. sämmtliche Scenen zwischen dem Grafen und Käthchen abschreiben lassen, doch würden wir dann mehr als ein Drittel des ganzen Werkes mittheilen, welches die Leser dieser Zeitung billigerweise nicht erwarten werden. So möchten wir auch gern Theobalds Erzählung von der sogenannten Verführung seiner Tochter (S. 10 bis 16) mittheilen; doch sie ist zu lang für diese Blätter, und würde auch nur ein Beyspiel von dem durchaus Gelungenen in diesem Werke seyn. Deshalb begnügen wir uns hier einen Monolog mitzutheilen, der sowohl von dem Talent, als von den einzelnen poetischen Irrungen des Verf. Zeugniß geben wird.

### Zweyter Akt, erster Auftritt.

Der Graf von Strahl (tritt auf, mit verbundenen Augen, geführt von zwey Häschern, die ihm die Augen aufbinden, und alsdann in die Höhle zurückkehren. — Er wirft sich auf den Boden nieder und weint.)

Nun will ich hier wie ein Schäfer liegen und klagen. Die Sonne scheint noch röthlich durch die Stämme, auf welchen die Wipfel des Waldes ruhn; und wenn ich nach einer kurzen Viertelstunde, so bald sie hinter den Hügel gesunken ist, aufsitze, und mich im Blachfelde, wo der Weg eben ist, ein wenig daran halte, so komme ich noch nach Schloß Wetterstrahl, ehe die Lichter darin erloschen sind. Ich will mir einbilden, meine Pferde dort unten, wo die Quelle rieselt, wären Schaafe und Ziegen, die an dem Felsen kletterten und an Gräsern und bittern Gesträuchen rissen; ein leichtes weißes linnenes Zeug bedeckte mich, mit rothen Bändern zusammengebunden, und um mich her flatterte eine Schaar muntrer Winde, um die Seufzer, die meiner von Gram sehr gepreßten Brust entquillen, gradaus zu der guten Götter Ohr empor zu tragen. Wirklich und wahrhaftig! Ich will meine Mutterspräche durchblättern, und das ganze, reiche Kapitel, das

diese Ueberschrift führt: „Empfindung“ dergestalt plündern, daß kein Reimschmidt mehr auf eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt. Alles, was die Wehmuth Rührendes hat, will ich aufbieten, Lust und in den Tod gehende Betrübniß sollen sich abwechseln, und meine Stimme wie einen schönen Tänzer, durch alle Beugungen hindurch führen, die die Seele bezaubern; und wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden, und ihren milden Thau, als ob es geregnet hätte, herabträufeln lassen, so sind sie von Holz, und alles, was uns die Dichter von ihnen sagen, ein bloßes liebliches Mährchen. O du — — — wie nenn ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Käthchen, Mädchen, Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht aufheben, und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter daheim im Prunkgemach aufgerichtet hat? Käthchen, Käthchen, Käthchen! Du, deren junge Seele, als sie heut nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird! Käthchen, Mädchen Käthchen! Warum kann ich es nicht? Du Schönere als ich singen kann, ich will eine eigene Kunst erfinden und dich weinen. Alle Fiolen der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen, und eine solche Mischung von Thränen, einen Erguß so eigenthümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammen schütten, daß jeder Mensch gleich, an dessen Hals ich sie weine, sagen soll: sie fließen dem Käthchen von Heilbronn! — — — Ihr grauen bärtigen Alten, was wollt ihr? Warum verlaßt ihr eure goldnen Rahmen, ihr Bilder meiner geharnischten Väter, die meinen Rüstsaal bevölkern, und tretet in unruhiger Versammlung hier um mich herum, eure ehrwürdigen Locken schüttelnd? Nein Nein Nein! Zum Weibe, wenn ich sie gleich liebe, begehr ich sie nicht; eurem stolzen Reigen will ich mich anschließen: das war beschlossene Sache, noch ehe ihr kamt. Dich aber, Winfried, der ihn führt, du Erster meines Namens, Göttlicher mit der Scheitel des Zeus, dich frag' ich, ob die Mutter meines Geschlechts war, wie diese: von jeder frommen Jugend strahlender, makelloser an Leib und Seele, mit jedem Liebreiz geschmückter, als sie? O Winfried! Grauer Aiter! Ich küsse dir die Hand und danke dir, daß ich bin; doch hättest du sie an die stählerne Brust gedrückt, du hättest ein Geschlecht von Königen erzeugt, und „Wetter vom Strahl“ hieße jedes Gebot auf Erden! Ich weiß, daß ich mich fassen und diese Wunde vernarben werde: denn welche Wunde vernarbte nicht der Mensch?

Doch wenn ich jemals ein Weib finde, Käthchen, dir gleich: so will ich die Länder durchreisen und die Sprachen der Welt lernen, und Gott preisen in jeder Zunge, die geredet wird." —

Fassen wir unser Urtheil über dieses Werk mit wenigen Worten zusammen, so möchte es etwa so lauten: Das Gute in demselben gab der Genius der Poesie, der, wie verlauten will, einigen hundert andern neuern Poeten, selbst auf die magischsten Beschwörungen, nicht erscheinen will; das Verfehlte kann die Feder mit leichten raschen Zügen tilgen, und wohl jedem Dichter, der nur solche Fehler sich zu Schulden kommen läßt, die man ausstreichen kann, ohne dem Werke selbst an das eigentliche Leben zu greifen.

Fn.

---

Robert Simson's drey erste Bücher von den Kegelschnitten, übersetzt und mit Zusätzen herausgegeben von Johann Wilhelm Camerer. Mit 18 Kupfertafeln. Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. 1809.

Bekanntlich giebt es dreyerley Methoden, die Lehre von den Kegelschnitten zu behandeln, die rein geometrische, die geometrisch-algebraische und die analytisch-trigonometrische. Die erste, deren Charakter das Wort ausspricht, ist die Methode der Alten. Bey der zweyten drückt man die Verhältnisse gewisser, in den Kegelschnitten gezogener Linien durch Gleichungen aus, und leitet aus denselben durch Rechnung, mit Zuziehung geometrischer Construktionen, die Eigenschaften jener Schnitte her. Der letzteren bediente sich Euler vorzüglich, welcher sie in die Geometrie überhaupt, und die Lehre von den Kegelschnitten insbesondere sehr glücklich einführte. Wenn es nun gleich nicht zu leugnen ist, daß die beyden letzteren ihre eigenthümlichen Vorzüge haben, daß sie uns häufig auf einem bequemen und kurzen Wege zu den Resultaten führen, daß sie vermöge des Gebrauchs der algebraischen Zeichen zu einer allgemeinen Uebersicht der Sätze sehr gut taugen, so kann man doch mit Recht unserm Zeitalter, besonders unserm deutschen Vaterlande den Vorwurf machen, daß es den Gang der Alten nicht ohne eignen Nachtheil zu sehr unbeachtet gelassen habe. Wenn man bedenkt, daß Euclides Elemente ein unübertreffbares Meisterwerk geometrischen Scharfsinnes sind, und als solches von allen Nationen und allen Zeitaltern gepriesen wurden; wenn Neuton in seinen späteren Jahren es beklagte, sich nicht mehr und ernstlicher an sie gehalten zu haben, ehe er die Werke von Descartes studirte; wenn Kästner sagen konnte, daß die geometrischen Lehrbücher um so schlechter wur-

den, je mehr sie sich von Euclides Methode entfernten; wenn einer der ersten Analysten unsrer Zeit, Lagrange, behauptet, daß die geometrische Methode der Alten in mehreren Fällen der algebraischen Analysis vorzuziehen seyn möchte, sowohl wegen ihrer einleuchtenden Darstellungsart, als wegen der Eleganz und Leichtigkeit ihrer Auflösungen; wenn Klügel sagen darf, die Griechen hätten die Eigenschaften der Kegelschnitte mit solchem Scharfsinne entwickelt, daß den Neueren nur eine Nachlese geblieben wäre; wenn er verlangt, daß jeder junge Mathematiker sich mit der rein geometrischen Methode der Alten, die Kegelschnitte zu behandeln, bekannt machen müßte, sobald er die Elemente nach Euclides gefaßt habe; wenn jedem Unparteyischen der Gedanke in Erstaunen setzt, welches, Ungeheure möchte man sagen, die Alten mit ihren wenigen und geringen Hülfsmitteln ausrichteten; so wird man mit einer hohen Freude erfüllt, daß, gleichwie schon die Franzosen eine neue Ausgabe von Archimeds Werken besorgten, ein deutscher Gelehrter, Herr Camerer in Stuttgart, es übernahm das Werk eines Robert Simson, welcher vielleicht am tiefsten unter seinen Landsleuten in die Methode der Alten eindrang, über Kegelschnitte in unsre Sprache zu übersetzen. Wir sagen dem Herrn Uebersetzer den herzlichsten Dank für dieses Geschenk, welches wir in den Händen eines jeden jungen Mathematikers wünschen, dem es um die wahre Bildung seines mathematischen Sinnes zu thun ist. Und wir wünschen von Herzen, daß es dem Herrn Camerer möglich werden möge, uns recht bald auch mit den beyden übrigen Büchern dieses schätzbaren Werkes zu erfreuen. Diese Uebersetzung hat vor der Original-Ausgabe noch den wesentlichen Vorzug, daß Hr. Camerer sie mit Zusätzen vermehrte, woran der ehrwürdige Pfleiderer in Tübingen, welcher unter allen jetzt lebenden Mathematikern vielleicht am tiefsten in den Geist der alten Geometer eindrang, den größten Antheil hat. Das Werk leidet keinen Auszug.

g.

---

Druckfehler.

S. 231. Z. 13 anstatt Prügel- und Trauerspielen, lies: Prügel- und Thränenspielen, und Z. 17 anstatt das neue Paris, lies: der neue Paris.

# Intelligenzblatt 1812.

# Nro. IV.

## Chronik der Universität Heidelberg.

Der hier privatisirende Herr Hofrath Erb, ein ehemaliger, sehr thätiger und geachteter Lehrer an der vormaligen hiesigen Churpf. hohen Cameralschule, hat sich wiederum entschlossen, Vorlesungen über die Policeywissenschaft auf hiesiger Universität zu halten, nachdem ihm von dem Hochpreislichen Ministerium des Innern die Erlaubniß, staatswirthschaftliche Vorlesungen öffentlich anzukündigen und zu halten, gnädigst bewilligt worden.

---

## Anzeige der Vorlesungen,
### welche im Sommersemester 1812 auf der Universität zu Heidelberg gehalten werden sollen.

Die Vorlesungen werden unfehlbar am 21. April eröffnet.

---

### I. Gottesgelahrtheit.

#### Ordentliche Professoren.

Geh. Kirchenrath Paulus: Erklärung ausgewählter Psalmen, 2 St., öffentl.; Erklärung des Evangeliums Johannis, der katholischen Briefe und der Apokalypse, 5 St.; Kirchengeschichte, letzter Theil, 4 St.

— — Daub: Fortsetzung der Dogmatik, 4 St.; Kritik der Beweise für das Daseyn Gottes, 2 St., öffentl.; Allgemeiner Theil der christlichen Ethik, nach Stäudlin, 6 St.; Historische Uebersicht sämmtlicher, und Darstellung einiger Systeme der Philosophie, 5 St.

Kirchenrath Schwarz: Encyklopädie und Methodologie mit Beziehung auf Schmidts und Schleiermachers Compendien, und nöthiger Litteratur, 3 St.; Erklärung der drey ersten Evangelien, nebst Darstellung der darin enthaltenen bibliſch. Theologie, 5 St.; Praktiſche Theologie, insbeſondre Homiletik, mit Uebungen, 4 St.; Anweiſung zum Studiren überhaupt, 1 St., öffentl.; Unterhaltungen mit den Seminariſten über Gegenſtände des Unterrichts und der Erziehung, 1 St.; Geſchichte der Univerſitäten, 1 St., öffentl.

### Privatlehrer.

Prof. Lauter (alternirender Director des Gymnaſiums): Erläuterung ausgewählter hiſtor. Stellen des A. Teſtaments, 4 St.; Hebräiſche Grammatik nach Vater, 2 St.

D. Neander: Kirchengeſchichte, letzter Theil, 5 St.; Derſelben erſter Theil, 6 St.; Reformationsgeſchichte, 2 St., öffentl.; Dogmengeſchichte, 4 St.

## II. Rechtsgelahrtheit.

### Ordentliche Profeſſoren.

Staats- u. Kabinetsrath Klüber: Deutſches Privatrecht, nach jetzigem Verhältniß, nach Selchow's Ordnung und eigenen Sätzen, 5 St.; Lehenrecht, nach Böhmer, 5 St.; Prakticum, 3 St.; Theorie der Referirkunſt, nach ſeinem Lehrbuche, 2 St.

Oberhofgerichtsrath Gambsjäger: Ueber die Gütergemeinſchaft, nach dem Code Napoleon, 1 St.; Examinatorium, 3 St.; Kirchenrecht, nach Böhmer, 5 St.

Hofrath Thibaut: Geſchichte u. Inſtitutionen des Römiſch. Rechts, 6 St.; Geſchichte des Römiſchen Proceſſes, 1 St.; Geſchichte u. Syſtem des Code Napoleon, 6 St.

— Zachariä: Inſtitutionen des Franz. Civilrechts, nach ſeinem Lehrbuche, 6 St.; Einleitung in den Code Napoleon beſ. Darſtellung d. ältern Franz. Rechts, 2 St.; Staatsrecht, nach eignen Sätzen, 5 St.; Criminalrecht, nach Feuerbach und eignen Sätzen, 4 St.; Criminalproceß, nach Feuerbach, 2 St.

Juſtizrath Martin: Theorie des Civilproceſſes, nach ſeinem Lehrbuche, 6 St.; Ueber Beweiſe in Civilſachen, 1 St.; Prakticum, 5 St.; Relatorium, nach ſeiner Anleitung, 2 St.

— Heiſe: Pandekten, nach ſeinem Grundriſſe, mit Zuziehung des Thibautſchen Syſtems, 18 St.; Von der Erwerbung der Erbſchaften und Legate, nach ſeinem Grundriſſe, 3 St., öffentl.

### Privatlehrer.

D. Kämmerer: Encyklopädie und Methodologie des Rechts, nach eigenen Sätzen, 2 St.; Institutionen des Röm. Rechts, nach Hofacker, 6 St.; über Ulpians Fragmente, nach Hugo, 2 St.

— Mussет: Encyklopädie und Methodologie des Rechts, nach eigenen Sätzen, 2 St.; exegetische Erläuterung der Chrestomathie v. Hugo, 5 St.; Examinatorium.

— Walch: Examinatorium über die Pandekten.

## III. Arzneygelahrtheit.

### Ordentliche Professoren.

Geh. Rath Mai: Ueber die Kunst die blühende Gesundheit zu erhalten, und die verlorne durch zweckmäßige Krankenpflege wieder herzustellen, 2 St.; Specielle Therapie, nach eignen Heften, 4 St.; über die Ursachen der Recidive, der Metastasen und ihre Vorbeugung, nach Lorry; über die Nachtheile von einer zu großen ärztlichen Thätigkeit am Krankenbette.

Geh. Hofrath Ackermann: Physiologie des Menschen, 6 St.; Anthropologie und Staatsarzneywissenschaft, 6 St.; poliklinische Uebungen, 6 St.; Botanik, 5 St.

Prof. Moser: Ueber siphilitische Krankheiten, 4 St.; Wiederbelebung Scheintodter, nach Dictaten, 2 St.; medicinische Chirurgie, nach Horn, 4 St.; Geburtshülfe, nach Jörg, 4 St.

— Zipf: Theoretische und praktische Arzneymittellehre, nach Dictaten, 4 St.; gerichtliche Arzneykunde, 1 St; über die epizootischen und insbesondre die contagiösen Krankheiten der Thiere, 3 St.

— Schelver: Botanik, 6 St.; System der allgemeinen Physiologie, Pathologie und Therapie, 6 St.; System der Naturphilosophie, 5 St.; Geschichte der Menschheit, 5 St.; Geognosie und Mineralogie, 4 St.

— Nägele: Encyklopädie und Methodologie der Medicin, nach Conradi, 2 St.; Physiologie des menschlichen Weibes, 5 St.; Geburtshülfe, nach seinem Entwurfe, 4 St.; Geschichte derselben, nach Schmitt, 2 St.; Casuisticum über Geburtshülfe u. gerichtliche Arzneywissenschaft, mit Ausarbeitungen, 2 St.

### Außerordentlicher Professor.

Prof. Mai d. j.: Pharmaceutische Experimentalchemie, nach Hermbstädt, 6 St.; Arzneymittellehre mit Receptirkunst, nach Löseke, 6 St.

### Privatlehrer.

D. Haindorf: Geschichte der Medicin, nach eignen Heften, 6 St.; Arzneymittellehre mit Receptirkunst, nach Dictaten, 6 St.; All-

gemeine Pathologie und Therapie, nach Dictaten, 4 St.; Anthropologie und Psychologie.

— Lucä: Physiologie des Menschen, privatissime; allgemeine Pathologie und Therapie, nach Hildebrandt, 5 St.

Prosector Winter: Praktische Uebungen im Bandagiren; Privatvorlesungen über einzelne Theile der Anatomie.

## IV. Staatswirthschaft.

### Ordentliche Professoren.

Geh. Hofrath Succow: Naturgeschichte, nach Blumenbachs Handbuch, 6 St.; Experimentalphysik, nach Mayer, 6 St.; Experimentalchemie, nach seinem Lehrbuche, 6 St.; Mineralogie mit Bergbau- und Hüttenkunde, 5 St.

Oberforstrath Gatterer: Landwirthschaft, nach Beckmann's Lehrbuche, 5 St.; Forstwissenschaft, nebst Forstbotanik, 3 St.; Forstbenutzung und Forsttechnologie, nach Laurop, 2 St.; Kenntniß und Cultur der Landwirthschaftl. u. Forstgewächse, 2 St.; Technologie, nach Beckmann, 5 St.; Diplomatik, nach seines Vaters Lehrbuche, 2 St.

Hofkammerrath Semer: Theorie der Statistik, nach Lueder und Schlözer, 2 St.; Nationalökonomie, nach Krause, 4 St.

Prof. Reinhard: Handelslehre, nach Büsch, 2 St.; Finanzwissenschaft, nach Jung, 4 St.; Policeywissenschaft, nach Jung, 5 St.

Oberforstrath, Graf v. Sponeck: Forstwissenschaft, nach eignem Plane, 3 St.; Forstbotanik, nach eignen Heften, 3 St.; Forstdirection, nach Hartig, 3 St.; über alle Forstbenutzungen, nach eigenen Heften, 4 St.; forstliche Geschäftslehre, nach eignem Plane, 3 St.; Floßwesen, 2 St.

Prof. Seeger: Encyklopädie, nach seinem Plane, 4 St.; Staatswissenschaft, nach seinem Entwurfe, 12 St.; Staatsgeschäftenlehre mit Ausarbeitungen, 4 St.

— Eschenmayer: Encyklopädie der Staatsökonomie, nach seinem Einleitungsprogramm, 4 St.; Staatsrechnungswissenschaft, nach seinem Lehrbuche, 5 St.; Staatsökonomie oder Cameralrecht, nach seinem Lehrbuche, 6 St., auch Privatissima in denselben Fächern; über die verschiedenen Systeme der Staatswissenschaft, nach Dictaten, 1 St., öffentl.

### Privatlehrer.

Hofrath Erb: Policeywissenschaft in ihrem ganzen Umfange, nach eignem Entwurfe, 4 St.

## V. Philoſophie.

### Ordentliche Profeſſoren.

Prof. Sar: Anweiſung zur gründlichen Erlernung der Franzöſiſchen Sprache, 4 St.; Erklärung einiger auserleſenen Satyren von Boileau.

Geh. Hofrath Langsdorf; Arithmetik, mit Zuziehung ſeiner arithmetiſchen Abhandlungen, 5 St.; Geometrie und Trigonometrie, nach ſeinen Anfangsgründen, 5 St.; Analyſis, 6 St.; Das Wichtigſte aus mehreren mathematiſchen Doctrinen, 6 St.; Lehre von den Fernröhren, 5 St.; Privatiſſimum über Mechanik.

Hofrath Creuzer: Geſchichte des Herodot, 3 St.; Symbolik und Mythologie der alten Völker, nach ſeinem Lehrbuche, 3 St.; Archäologie, 4 St.; Griechiſche Antiquitäten, nach Lambertus Bos, 3 St.; Römiſche Antiquitäten, 3 St.; Interpretirung der Hymnen des Homerus und Callimachus im philolog. Seminarium, in Lateiniſcher Sprache, 2 St.

Prof. Schreiber: Geſchichte der Deutſchen Poeſie und Kunſt, nach Dictaten, 3 St.; Aeſthetik, nach ſeinem Lehrbuche, 5 St.; über Declamation, mit Uebungen, 2 St.; Geſchäftsſtil mit Ausarbeitungen, 2 St.; Statiſtik, nach Dictaten, 4 St.

Prof. Fries: Logik und allgem. Einleitung in das Studium der Philoſophie, nach ſ. Syſtem d. Logik; 5 St.; Kritik der Vernunft, nach ſeiner neuen Kritik der Vernunft, 5 St.; Naturrecht mit Politik, 5 St.; Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften, in den erſten acht Tagen des Semeſters, öffentl.; Experimentalphyſik, nach Kaſtner's Grundriß, 5 St.

— Wilken: Allgem. Geſchichte der Litteratur des Mittelalters und der neuern Zeit, 4 St.; Arabiſche Sprache, 2 St.; Perſiſche Sprache, nach ſeinen Institutionib. ad fundam. ling. Pers., 2 St.; Allgemeine Weltgeſchichte des Alterthums, nach eignem Plane und Heerens Handbuch, 5 St.; Deutſche Geſchichte, nach ſeinem Handbuche, 5 St.

— Voß: Pindaros olymp. u. pyth. Hymnen, 4 St.; Oden u. Epoden des Horaz, 4 St.; Metrik, nach J. H. Voß Zeitmeſſung, 3 St.; Aeſchylos Perſer, im philol. Seminar 2 St.; Spaniſche Sprache.

### Außerordentliche Profeſſoren.

Prof. Schweins: Größenlehre und Geometrie, nach ſein. Syſtem, Praktiſche Geometrie, nach ſein. Handbuche der Geodäſie, 3 St.; Algebra mit Anwendungen, nach ſ. Rechn. üb. Zinszins, 5 St.; Differential- u. Integralrechnung; Mechanik und Optik, 4 St.; Privatiſſima in den übrigen Theilen der Mathematik.

— Dümgé: Geſchichte des Großh. Baden, 3 St.; über die Deutſchen Rechtsgewohnheiten, 2 St.; über Güntheri Ligurinus, 2 St.; Geſchichte des Deutſchen Adels, privatiſſime.

## Privatlehrer.

D. Kayser (Prof. am Gymnasium): Privatissima in der Griechischen und Latein. Sprache; Cicero's Rede pro lege Manilia mit Uebungen im Lateinschreiben, 4 St.

— Wagner (Prof. zu Würzburg): Natur- und Idealphilosophie, nach Dictaten, 5 St.; mathematische Philosophie, nach s. Compendium, 5 St.; Staatswissenschaft, nach s. Compend., 5 St.

— Wagemann: Privatissima in der Griechisch. u. Latein. Sprache; Geschichte der drey letzten Jahrhunderte, nach Heeren's Handbuch, 6 St.; allgem. Geographie und Ethnographie, 6 St.

— Börsch: Wissenschaftliche Ethik, 2 St.; Aesthetik und Rhetorik, 4 St.; Geschichte der philos. Systeme, bes. der Griechen, 6 St.; Privatissima in der Griech. und Latein. Sprache; Cicero's Bücher de legibus, 4 St.; Spanische Sprache; Portugiesische Sprache.

— Leger: Encyklopädie der Baukunst, 4 St.; Theorie der Baukunst, nach s. Handb., 4 St.; Geometrische Zeichnungen; Architektonische Zeichnungen, 4 St.; Geschichte der Architektur, 2 St.; Privatissima in allen Theilen der Architektur.

---

Lector Hofmeister unterrichtet in der Französischen, Englischen und Italienischen Sprache, so wie auch in der doppelten Buchhaltung für Oekonomen und Kaufleute, in Berechnung von jeder Art von Wechsel- und Waarengeschäften, und in dem damit verbundenen Briefwechsel in Deutscher, Französischer, Italienischer und Englischer Sprache.

Weber de Candolle gibt Unterricht in der Französischen, Englischen und Italienischen Sprache, besonders den beyden letztern auch in der Erklärung der classischen Schriftsteller, als, des Shakespear, Thomson ꝛc. Dante, Petrarca ꝛc.

Die Zeichenmeister Rottmann und Francken geben Unterricht in allen Theilen der Zeichenkunst.

Kapellmeister Hoffmann unterrichtet in der Vocal- u. Instrumentalmusik, theoretisch u. praktisch; Musikmeister Schulz auf der Violine, Flöte und allen Blasinstrumenten; Musiklehrer Docetti im Gesange, auf der Violine und auf der Guitarre; Musikmeister Weiper auf der Harfe, Guitarre und Violine;

Die Stallmeister Lamine und Wippermann in der Reitkunst.

Fechtmeister Kastropp in der Fechtkunst.

Tanzmeister Edeling in der Tanzkunst.

Schreibmeister Feyh ertheilt Anweisung zum Englischen Schönschreiben, zur Rechenkunst, nach der kaufmännischen praktischen Kürze, zur Einrichtung der Handelsbücher aller Art, nebst Stellung der Conti correnti und Facturen mit Englischer Großschrift, zur Führung der Correspondenz und Wechselgeschäfte, nach Büsch, und

zu der doppelten Buchhaltung, nach der von Berghauß bearbeiteten Helwing'schen Anleitung.

---

Die zur Universität gehörigen Sammlungen von Naturalien und physikalischen Apparaten, die im Großherzoglichen Schloßgarten angelegten forst- und landwirthschaftlichen Plantagen, die praktischen Medicinalanstalten, die beyden medicinisch-botanischen Gärten, das anatomische Theater und das Entbindungsinstitut werden nicht nur bey den Vorlesungen benutzt, sondern können auch, auf Anmelden bey den Vorstehern derselben, von Reisenden außer den Vorlesungen gesehen werden.

Die Universitätsbibliothek wird Mittwochs und Sonnabends Nachmittags von 2—4 Uhr, an den übrigen Wochentagen Vormittags von 10—12 Uhr geöffnet. Ueber die bey dem Verleihen Statt findenden Bedingungen geben die gedruckten Bibliothekgesetze Auskunft.

Ueber den sittlichen Zustand der Studirenden wird das Ephorat, in dessen Geschäftskreis die Aufsicht über die Sittlichkeit und den Fleiß der Akademiker gehört, sich mit den Eltern und Vormündern in Correspondenz setzen.

Ueber Wohnung und Kost gibt der Commissär, Universitäts-Syndicus v. Kleudgen, Auskunft, und übernimmt die dahin gehörigen Commissionen.

---

## Ankündigungen.

Die bisher mit Beyfall aufgenommene medicinisch-chirurgische Zeitschrift

Asklapleion,

worin sich ein hohes wissenschaftliches Streben auf einer gründlich festen Bahn offenbart hat, wird auch in dem gegenwärtigen Jahre, und zwar im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung, mit erneutem Eifer fortgesetzt werden. Jedoch hat der Herausgeber dem Wunsche auswärtiger Theilnehmer gemäß die wegen der bedeutenden Original-Abhandlungen ersprießliche Aenderung getroffen, daß statt der wöchentlichen Bogen nun in jedem Monate ein Heft von ungefähr sechs bis acht Bogen auf einmal erscheinen soll, deren drey einen Band ausmachen, so daß jährlich vier Bände herauskommen werden; wie denn auch schon der vorige Jahrgang noch eine hiermit übereinstimmende Einrichtung erhalten hat. Mag dieser erste Jahrgang für die Fortsetzung sprechen — nicht leicht wird wohl eine Zeitschrift mit gleicher Sorgfalt und gleichem Eifer sowohl der Mannigfaltigkeit als dem innern Gehalt nach bearbeitet. Ganz vorzüglich will nun der Herausgeber, neben der Bearbeitung im ganzen Felde der Heilkunde (wozu demselben neue wichtige Unterstützung geworden), den Mesmerismus oder Lebensmagnetismus zum Gegenstande der Untersuchungen und

praktischen Mittheilungen machen. Man darf hierbey hoffen, daß auch solche Aerzte, welche unbekannt diese Kunst im Stillen üben, gern ihre Ansichten und Erfahrungen in dieser sich eines ausgebildeten Kreises von Lesern erfreuenden Zeitschrift niederzulegen sich beeifern werden, in welcher sodann ein Centralpunct für diese Sache entstehen kann, wovon so vieles sonst unbenutzt verloren geht. Dergleichen (aber ganz authentische) Beyträge, wozu die Redaction ganz besonders dringend auffordert, werden ihr besonders willkommen seyn. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist nach wie vor acht Thaler, wofür er durch jede Buchhandlung zu haben seyn wird. Im Laufe des kommenden Monats wird der Januar und Februar zusammen, dann aber regelmäßig am Schlusse jedes Monats Ein Heft erscheinen.

Halle, im Januar 1812.

Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses.

---

## Subscriptions-Anzeige.

Wie gütig die „Allemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten von J. P. Hebel" aufgenommen worden, beweist die vierte Auflage, die schon davon erschienen ist.

Diese beliebten Gedichte sind nun auch von M. Vogt in Musik gesetzt, und da sich schon viele Subscribenten gezeigt, so übernimmt unterzeichnete Musikhandlung selbige zu stechen.

Das ganze Werk besteht aus 24 Liedern mit Begleitung des Forte Piano oder der Guitarre, auf schönem Papier mit Pariser Stich, und ist im Januar 1812 erschienen. Der Subscriptionspreis für das ganze Werk ist 2½ Neuthaler, und wird angenommen bis 1. April 1812.

Der nachherige Ladenpreis ist 4 Neuthaler.

Die Herren Subscribenten belieben sich in frankirten Briefen an Hrn. Alexander Michel, Musikverleger u. Instrumentenhändler zu Basel in der neuen Vorstadt No. 259 B. zu wenden.

Den Herren Musikliebhabern empfiehlt er auch alle seine in dieses Fach einschlagende Artikel.

* * *

Zugleich wird eine Subscription eröffnet für Harmonie choisie des meilleurs Operas italiens arrangée pour Flûte, deux Clarinettes, 2 Cors et 2 Bassons par J. Fournier.

Die Herren Subscribenten erhalten ein Drittheil Rabatt, das ganze Werk besteht aus 12 Heften, und außer der Subscription kostet jedes Heft Einen Neuenthaler.

Alexander Michel.

Mohr und Zimmer in Heidelberg nehmen gleichfalls Subscription an.

---

# Allgemeiner Bericht

von

# neuen Büchern, Landkarten, Musikalien und andern Kunstartikeln.

No. 1. Vom Jahr 1812.

Dieser Bericht erscheint von nun an monatlich als Zugabe zu den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, und auch einzeln als Fortsetzung — in verändertem Format — unsres seit 5 Jahren herausgegebenen beschreibenden Verzeichnisses ꝛc. Er zeigt an alles, was im Fache der Literatur und Kunst, hauptsächlich in Deutschland, dann auch im Auslande neu erscheint und so wie es in unsrer Buchhandlung eingeht, woselbst es dann auch um die beygesetzten Preise zu haben ist.

Das Intelligenzblatt der Jahrbücher, so wie diesen Bericht, empfehlen wir zu ausführlichern literarischen und Kunstanzeigen unter den bisherigen Bedingungen.

Mohr und Zimmer
akad. Buchhandlung in Heidelberg.

## Theologie.

Augusti, J. C. W., Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte. 2te verm. Ausgabe. Leipzig, Dyck. gr. 8. 3 fl.

Augusti, J. C. G., Chrestomathia patristica ad usum eorum qui hist. dogm. christ. discere cupiunt. Vol. I. Lipsiae, Dyk. 8 maj. 2 fl. 30 kr.

Bail Sammlung christl. Gebethe in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens. 2 Theile. 2te verm. Aufl. Glogau, Günther jun. 8. 1 fl. 12 kr.

Bender, J. P., Materialien zum katechet. Unterricht über die christliche Glaubens- und Sittenlehre. 2 Theile. Frankf. Andreä. 8. 2 fl. 45

Blätter, neue homilet. kritische, herausgeg. von G. A. L. Hans 1811. 1s Quartal. Stendal, Franzen u. Gr. gr. 8. 54

Dietzsch homiletische Beyträge. 1r Band 3s Heft. Oehringen. geh. 45

Horst, G. K., für Religion, Christenthum und Menschengeschic 2s Bdchen. Frankfurt, Hermann. 8. geh. 1 fl. 20

—— —— das Christenthum in seiner erhabenen Würde. Frankf. Herrmann. 8. 1 fl. 20

Journal für auserlesene theologische Litteratur, herausgeg. von J. Gabler. 6r Bd. 1s St. Nürnberg, Monath u. K. 8. 1 fl. 10

Kelle, K. G., vorurtheilsfreye Würdigung der mosaischen Schrift als Prüfung der De Wette'schen Kritik mos. Schriften. 1r Hft. Freyberg, Craz u. G. 8. 1 fl. 15 k

Lilienfeld, J. M., patriotische Gedanken eines Israeliten über jüdisch Religion, Sitten und Erziehung. 1r Th. Frankfurt, Herman 8. 1 fl. 40 k

Menken, G., über die eherne Schlange und die symbol. Verhältniss derselben zur Person und Geschichte Jesu Christi. Frankfurt Herrmann. gr. 8. 40 kr

Meyer, J. F. v., Bibeldeutungen. Frankf. Hermann. 8. 2 fl. 30 kr

Religion der Bibel in Abhandlungen über einige Stellen der h. Schrift Straßburg (Frankf. Hermann.) 8. 2 fl. 40 kr

Religionsgesänge, christliche, für Bürgerschulen. 5te Aufl. Leipzig Barth. 8. 36 kr

Rosenmüller, E. F. C., Scholia in vetus testamentum. P. VII Prophetae minores cont. Vol. I, Hoseas et Joel. Lipsiae Barth. 8 maj. 3 fl. 18 kr

Schott, H. A., christlich-religiöse Reden an verschiedenen Sonn- und Festtagen gehalten. Leipzig, Barth. gr. 8. 1 fl. 48 k

Stunden der Andacht zur Beförderung des wahren Christenthums u häuslichen Gottesverehrung. 3r Jahrgang. Arau, Sauerländer gr. 8. 4 fl.

Ueber die Rechtmäßigkeit d. Ehescheidung. Salzburg, Mayr. 8. 30 kr.

Velthusen kurze Betrachtungen zu Vorlesungen über die wesentlichen Grundwahrheiten der christl. Glaubenslehre. 2te Aufl. Bremen, Müller. gr. 8. 54 kr.

Weil, J., Fragmente aus dem Talmud und den Rabbinen. 2r Th. Frankfurt, Bayrhofer. 8. geh.

Witting, J. C. F., über die Meditation eines Predigers nebst einem Repertor. der Hauptsätze zu Predigten. Leipzig, Barth. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Zeugniß von Jesu Christo wahrhaft. Gott und Menschen. 3te Aufl. Frankfurt, Hermann. 8. 12 k

## Philosophie.

m, G. M., Versuch die Ethik als Wissenschaft zu begründen. Rudolstadt, Klüger. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

ellings, F. W. J., Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen ꝛc. des Hrn. F. H. Jacobi, und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung einer absichtlich täuschenden Lüge redenden Atheismus. Tübingen, Cotta. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

nner, J., logische Aphorismen als Versuch einer neuen Darstellung der Logik nach den Grundsätzen der absoluten Identitätslehre für akad. Vorlesungen. Salzburg, Duyle. gr. 8. 48 kr.

## Jurisprudenz.

nendingen, Harscher von, officiell wissenschaftliche Vorträge über den Code Napoleon und seine organischen Umgebungen, gehalten in den Conferenzen zu Giesen. 1r Bd. Giesen, Müller. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

nnalen der Gesetzgebung Napoleons, herausgeg. von F. v. Lassaulx. 1r Bd. 3 Hefte. Coblenz, Pauli u. Comp. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

ibliothek, juristische. I. 38 Heft. Cassel, Krieger. gr. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

rinkmann, die Erbfolge nach dem Code Napoleon in system. Zusammenhange dargestellt. Mit einer Vorrede von Hugo. Göttingen, Dieterich. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

ülow, G. P. v., erläuterhde Bemerkungen über das Verfahren in Strafsachen nach westphäl. Gesetzen. 3r Bd. gr. 8. Braunschw. Vieweg, gr. 8. geh. 3 fl.

ode de police administrative. Gesetzbuch der administrativen Polizey, herausgeg. von F. Bodmann. Deutsch u. Franz. 3r Th. Mainz, Kupferberg. gr. 8. geh. 2 fl. 45 kr.

ramer, A. G., de verborum significatione tituli pandectarum et codicis c. variae lectionis apparatu. Kiliae, Bibliop. acad. 8 maj. 1 fl. 48 kr. 4 maj. 2 fl. 24 kr.

urisprudenz, Westphälische. Sammlung bemerkensw. Beschlüsse des Cassationshofes in Westphalen. 1r Bd. 2s Heft. Quedlinburg, Basse. gr. 8. geh. 1 fl.

einschrod, G. A., vollständ. Einleitung in die Lehre von der peinl. Gerichtsbarkeit. Frankfurt, Andreä. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

nuel des percepteurs des contributions directes par F. Bodmann. Handbuch f. Steuereinnehmer. Deutsch und Franzosisch. 2te verm. Auflage. Mainz, Kupferberg. gr. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

ller, G. S., Handbuch des Französischen Criminalprocesses vor den Assisen-Gerichten. Hamburg, Perthes. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

erley, G. H. und E. Spangenberg theoret. practischer Commentar über das Französ. und Westphäl. Gesetzbuch d. Verf. in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten, größtentheils nach Pigeau bearbeitet. 2r Th. Göttingen, Dieterich. gr. 8. 3 fl.

Le Praticien français, oder der Franzöſ. Praktikr, enth. den Gei und die Theorie der Procrßordnung, und Anwendung u. Jurisprudenz derſelben. Aus dem Franz. überſ. von Eigner. 3r Theil Hannover, Hahn. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Rebmann, G. F., Ueberſicht aller Vergehen und Verbrechen, die in Hinſicht auf Conſcription vorkommen. Mainz, Kupferberg. gr. 8. 36 kr.

Rudhart Encyrlopädie u. Methodologie der Rechtswiſſenſchaft. Würzburg, Stahel. gr. 8. 3 fl.

Saalfeld, Fr., Handbuch des Weſtphäl. Staatsrechts. Göttingen, Dieterich. gr. 8. 2 fl. 40 kr.

Schwarz, J. D., das Verfahren beym Vergleichs-Büreau der Friedensgerichte Frankrrichs. Bremrn, Müller. 8. 28 kr.

Spangenberg, E., Rrpertorium der jetzt gültige Kraft habenden Franzöſiſchen Grſetze. Hamburg, Perthes. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Taxordnung der Gerichtskoſten in Frankreich. Bremen, Müller. gr 8. 1 fl. 12 kr.

Verzeichniß, rollſt., der nach Franz. Weſtphäl. Rechten vorgeſchriebenen Friſten und Zeitbeſtimmungen. Hannover, Hahn. 8. 36 kr.

Vezin, Ueberſicht des neuen Franzöſ. Criminal- u. Polizeyverfahrens. Als Anh. z. Handbuch f. Friedensr. Hannover, Hahn. 8. 42 kr.

Wendt, A., Grundzüge der philoſoph. Rechtslehre. Zum Gebrauch bey Vorleſungen. Leipzig, Barth. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

## Staatswiſſenſchaft.

Eggers, Freyh. v., über die Erhaltung drs Credits der Schleswig-Holſteiniſchen adlichen Güter. Kiel, acad. Buchh. 8. geh. 28 kr.

Eichhof analyt. Entwurf einer Sammlung von Abhandlungen über die Schiffahrt, Polizey und Handlung des Rheinſtroms. Mainz, Kupferberg. gr. 4. geh. 8 kr.

Histoire génerale et raisonnée de la diplomatie française, ou de la politique de la France, par Flassan. 7 Vol. Paris, Treuttel et W. gr. 8. broch. 25 fl.

Krönke, C., ausführliche Anleitung zur Regulirung der Steuern. 2r Th. die Tabellen enthaltend. Gieſen, Müller. Fol. 1 fl. 48 kr.

Luden, H., über Sinn und Inhalt f. Handb. der Staatsweisheit. Jena, Frommann. gr. 8. geh. 20 kr.

Ueber Staatseinkünfte vorzüglich nach d. Oeconomie-Induſtrie-Syſtem. Frankfurt a. M. Guilhauman. gr. 8. 30 kr.

Zolltarif des Kaiſerthums Frankreich. Aus dem Franzöſ. überſ. von Trahn. Bremen, Müller. 4. 1 fl. 48 kr.

## Medicin.

Döbereiners Lehrbuch der allgemeinen Chemie. 2r Bd. Jena, acad. Buchhandl. gr. 8.

Encyclopädie, allgem. für practiſche Aerzte und Wundärzte, von Consbruch und Ebermaier. 6r Theil, enth. Ebermaiers Taſchenbuch der medicin. chirurgiſchen Receptirkunſt. 2te verb. Aufl. Leipzig, Barth. 8. 1 fl. 48 kr.

Gieſe, F., Lehrbuch der Pharmacie. 1r Bd. 4r Th. 6te und letzte Abtheil. Riga, Hartmann. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Göden, H. A., über die Natur und Behandlung des Typhus. Herausgeg. von E. Horn, und deſſen Theorie der Entzündung, ein noſolog. Fragment. Berlin, Hitzig. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Gräfe, C. F., Normen für die Ablöſung größerer Gliedmaßen. Mit 7 Kupfertafeln. Berlin, Hitzig. gr. 4. geb. 8 fl.

Heſſelbach, A. K., vollſtänd. Anleitung zur geſetzmäß. Leichenöffnung. Mit 1 Kupf. Würzburg, Stahel. 8. 54 kr.

Journal der practiſchen Heilkunde, herausg. von Hufeland u. Himly. 1812. 12 Hefte. Berlin, Realſchulbuchh. 8. geh. 10 fl.

Bibliothek der practiſchen Heilkunde, herausgeg. von denſelben. 1812. Ebendaſ. 8. geh. 5 fl.

Langenbecks Bibliothek für Chirurgie. III. 4s St. Göttingen, Vandenhöck. 8. 1 fl. 40 kr.

Daſſelbe. IV. 1s Stück. Göttingen, Deuerlich. 54 kr.

Nägele, F. C., Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geſchlechts. Mit 4 Kupfern. Mannheim, Löffler. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Niemann, J. F., Pharmacopoea Batava. Vol. II. Lipsiae, Barth. 8 maj. 3 fl. 36 kr.

Pfaff, C. H., über den heißen Sommer von 1811 nebſt einigen Bemerkungen über frühere heiße Sommer. Kiel, acad. Buchhandl. gr. 8. geh. 1 fl. 30 kr.

Portenſchlag-Ledermayer über den Waſſerkopf. Ein Beytrag zu einer Monographie dieſ. Krankheit. Wien, Schaumburg. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Ryß Handbuch der pract. Arzneymittellehre f. Thierärzte. Würzburg, Stahel. 8. 1 fl.

Stein, G. W., Annalen der Geburtshülfe. 5s Stück oder 3n Bds. 2s Stück. Leipzig, Barth. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Sur la Non-Existence de la maladie venerienne. Strasbourg, Levrault. gr. 8. 2 fl.

Tralles Unterſuchungen über die ſpecifiſchen Gewichte und den Gehalt der Miſchungen aus Alkohol und Waſſer, und Tafeln für den Gebrauch der Alkoholometer. Leipzig, Barth. gr. 8. 54 kr.

Trommsdorf, die Apothekerkunſt in ihrem ganzen Umfange nach alphabetiſcher Ordnung. 3r Bd. 2te Abth. Erfurt, Hennings. gr. 8. 7 fl.

Wedekind, G. v., über den Werth der Heilkunde. Darmſtadt, Heyer u. L. gr. 8. Druckpap. 3 fl. Schreibp. 4 fl.

## Pädagogik.

L'Art. d'écrire aisément et sans aucun maitre, à l'usage des amateurs. Francfort s. m. Andreae. 1 fl. 12 kr.

Bibliothek, deutsche, für Jünglinge und Jungfrauen, herausgeg. von J. B. Engelmann. 1r Theil: Socrates und seine Zeit. Frankf. Andreä. gr. 8. 2 fl.

Bouilly, J. N., Erzählungen z. Unterricht und zur Bildung meiner Tochter. Aus dem Franz. übersetzt 2 Theile. Basel, Flick. 8. 1 fl. 30 kr.

Geier, F., Darstellung des Zwecks u. Inhalts der Central-Industrieschule für das Großherzogthum Würzburg. Würzburg, Stahel. gr. 4. 24 kr.

Materialien zum Unterricht im Katechisiren, Briefschreiben, Kopf- u. Tafelrechnen, für die Baierschen Landgeistlichen. 28 Bändchen. Landshut, Thamann. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

Türk, W. C. C. v., die sinnlichen Wahrnehmungen, als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache. Ein Handbuch für Mütter und Lehrer. Mit 2 Kupfert. Winterthur, Steiner. gr. 8.

Vieth, A. C., Schilderungen aus der Jugendwelt in Erzählungen. Mit 8 Kupfert. Bremen, Müller. 12. geh. 1 fl. 48 kr.

Voit, J. P., Rath eines Vaters an seine studierenden Söhne. Nürnberg, Schneider u. W. 8. geh. 48 kr.

Wolfram kleine Unterhaltungen für Kinder und ihre Freunde. Gotha, Ettinger. 8. 40 kr.

## Naturkunde.

Hauy über die Electrizität der Mineralkörper, übers. von C. C. Leonhard. Frankfurt, Hermann. 8. 24 kr.

Heinrich, P., die Phosphorescenz der Körper oder die im Dunkeln bemerkbaren Luftphänomene der anorganischen Natur. 2te Abbdl. Nürnberg, Schrag. gr. 4. 2 fl. 18 kr.

Mentelle Anfangsgründe der Weltbeschreibung oder die Astronomie. Aus dem Französischen übers. von Kordenbusch. Mit 3 Kupfern. Nürnberg, Schneider u. W. gr. 8. geh. 2 fl.

Zeune, A., Erdtafel zum Gebrauch f. Bürgerschulen. Berlin, Hitzig. Fol. 10 kr.

## Mathematik.

### Kriegswissenschaft.

Auszug aus d. provisorischen Reglement für den Dienst der Truppen im Felde. Für die Armen in Deutschland gedruckt. Darmstadt, Heyer und Leske. 8. 2 fl. 24 kr.

Bierstedt Decimal-Tabellen, zu Auffindung des Werths der gemeinen Brüche, deren Nenner zwischen 1 u. 1000 fallen. 1r Theil. Fulda, (Hermann in Frankf.) 4. 1 fl. 48 kr.

…, J. G., Französisch-Deutsches und Deutsch-Franz. Handwörterbuch aller Kunstausdrücke in der Kriegswissenschaft ꝛc. Ein Taschenbuch für Officiere. 2te verm. Aufl. Dresden, Arnold. schmal 8. 2 fl.

…ster, J., das mairanische Problem, erweitert und allgemein aufgelöst. Salzburg. (Krüll in Landshut.) 8. geh. 54 kr.

…den zu Verwandlung der alten Maaße und Gewichte des Großh. Baden in die neuen allgem. Badischen. 1r Band in 10 Abtheil. enth. die Getreidemaaße, Flüssigkeitsmaaße und Gewichte. Carlsruhe, Müller. gr. 8. geh. 3 fl. 15 kr.

…den 8te Abtheil. apart für die bisherigen Eichstätten Heidelberg, Hemsbach, Ladenburg, Laudenbach, Leutershausen, Mannheim, Neckargemünd, Rothenberg, Weinheim. 30 kr.

…tersuchungen über die arithmetische u. geometrische Unbestimmbarkeit der Zahlen und ihrer Potenzen. Aus d. Franz. übers. von J. J. J. Hoffmann. Mit 3 Kupf. Frankf. a. M. Wenner. 4. 48 kr.

## Gewerbskunde.

…nalen der Forst- u. Jagdwissenschaft, herausg. von C. P. Laurop. 2r Bd. 2s Heft. Darmstadt, Heyer u. L. 8. geh. 1 fl. 12 kr.

…chiv der deutschen Landwirthschaft, herausg. von Fr. Pohl, 1812. 12 Hefte. Leipzig, Engelmann. 8. geh. 9 fl.

…chives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures tant en France que dans les pays étrangers pendant 1811. Paris, Treuttel et Würz. gr. 8. 3 fl. 20 kr.

…ttner- oder Küferlehre, die vollkommene. 3te Aufl. Mit Kupfern. Frankfurt a. M. Jäger. 8. 1 fl. 12 kr.

…dekind, die vortheilhafteste Bienenzucht für den Landmann. Göttingen, Dieterich. 8. 45 kr.

…ckkamp Beyträge zu Vermehrung der Kultur und Industrie der deutschen Länder, oder welche Pflanzen Deutschlands ersetzen uns die Kolonialwaaren? Halle, Hendel. gr. 8. 30 kr.

…l Versuch einer systemat. Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten. 17s Heft, oder Birnen 7s Heft. Frankf. Andreä. 8. 1 fl. 15 kr.

…elmanns Beyträge zur Vervollkommnung der technischen Gewerbe. Glogau, Günther jun. 8. 28 kr.

…hold, J. E., die doppelte Buchhaltung, für Anfänger der Handlungswissenschaft. 21e Aufl. Frankf. Jäger. 4. 54 kr.

…gain aller neuen Erfindungen ꝛc. Herausgegeben von Hermbstädt, Kühn und Baumgärtner. 57s, 58s Heft. Leipz. Baumgärtner. gr. 4. geh. 4 fl.

…mentar Abhandlung über die Bereitungsart der Syrupe u. Salsen aus Weintrauben, als Ersatz des Rohrzuckers. Aus dem Franz.

überſ. von B. Scholz, mit Anmerkungen von Jacquin. Wien, Schaumburg. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Schroll Beyträge zur Kunſt und Wirthſchaft der Aufbereit. der Erze. Salzburg, Mayr. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Sponeck, Graf v., über den Anbau und die Behandlung des Ahorns mit Rückſicht auf Zuckerbenutzung. Heidelberg, Schwan u. G. 8. geh. 40 kr.

## Geographie, Statiſtik und Reiſebeſchreibungen.

Carras hiſtor. ſtatiſt. Beſchreibung der Fürſtenthümer Moldau und Wallachey und der zwiſchen dieſen Fürſten und den Türken geführten Kriege. Nürnberg, Schneider u. W. 8. geh. 48 kr.

Galletti Lehrbuch der Geographie. 3te Aufl. Gotha, Ettinger. 8. 1 fl. 30 kr.

Langsdorff, G. H. von, Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den Jahren 1803—1807. 1r Band. Mit 28 Kupf. und 1 Muſikblatt. Frankfurt a. M. Willmanns. gr. 4. Prän. Preiß auf beyde Bände 22 fl.

Lichtenſtein, H., Reiſen im ſüdlichen Africa in den Jahren 1803 bis 1806. 2r Theil. Mit 4 Kupf. und 1 Charte. Berlin, Salfeld. gr. 8. 12 fl.

Morgenſtern, D. K., Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reiſenden. — Reiſe in Italien. 1r Bd. 1s Heft. Leipzig, Kummer. 1811. 8.

Roller, J. E., erſter Verſuch einer Beſchreibung der Stadt Pforzheim. Mit einer Charte u. 4 Tabellen. Pforzheim, Katz. 8. 2 fl.

Zimmermann, E. A. W. v., Taſchenbuch der Reiſen. 11r Jahrgang. 1te Abth. für 1812. Leipzig, G. Fleiſcher. 4 fl.

Wald, der Thüringer, beſonders für Reiſende geſchildert von K. A. v. Hoff und C. W. Jacobs. 2te Hälfte. 1s 2s Heft. Mit Kupf. und 1 Charte. Gotha, Ettinger. 8. 4 fl.

## Geſchichte.

Brand, J., allgemeine Weltgeſchichte zum Gebrauch öffentl. Vorleſungen. 6s 7s Heft. Frankfurt a. M. Andreä. gr. 8. 1 fl.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vittorio Alfieris'. Nach d. Italien. von L. Hain. 2 Theile. Amſterdam, Ind. Comt. 8. 6 fl.

Engelhardt, K. A., tägliche Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte. 3r Theil. Leipzig, Barth. 8. 1 fl. 48 kr.

Galérie mythologique, récueil de monumens pour servir à l'étude de la mythol. etc. par A. L. Millin. 2 Tomes. Avec 190 planches. Paris, Soyer. gr. 8. broch. 20 fl.

Galletti kleine Weltgeſchichte zum Unterricht und zur Unterhaltung. 23r Theil. Gotha, Ettinger. 8. 2 fl. 40 kr.

Materialien zur Geschichte von Polen in den neuesten Zeiten. Breslau, Ind. Comtoir. 8. geh. 45 kr.

...len und die Polen, ein interessanter Beytrag zur Geschichte dieses ... Landes. Breslau, Ind. Comt. 8. geh. 1 fl. 6 kr.

...mann, F. W., über den Bund der Amphiktyonen. Eine Preisschrift. Berlin, Hitzig. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

...ß, C. D., Parallelen. 2r Theil.

Auch unter dem Titel:

...s Jahrhundert Napoleons I. seinen Hauptmomenten nach. Amsterdam, Ind. Comt. 8. 4 fl.

## Schöne Künste.

### Gedichte.

...lin, J. H. v., Gedichte. Wien, Schaumburg. gr. 8. geh. Druckpap. 3 fl. 36 kr. Schreibp. 4 fl. 48 kr.

...ise von J. H. Voß. Zweyte, vollständig verbesserte Auflage. Mit 4 Kupf. Königsberg, Nicolovius. 12. 3 fl. Velinp. 5 fl. 24 kr.

...rgile en France, ou la nouvelle Énéide, poëme héroï-comique en style franco-gothique par Le Plat du Temple. François et latin. T. III. Darmstadt, Heyer et Leske. gr. 8. broch. 3 fl.

### Romane.

...nte, der schöne Fackelträger, Roman von F. A. Wenzel. 2te Aufl. Breslau, Ind. Comt. 8. geh. 3 fl. 36 kr.

...thias Corvinus, König von Ungern, ein dram. Gemälde von F. A. Wenzel. 2te Aufl. Breslau, Ind. Comt. gr. 8. geh. 2 fl. 6 kr.

...manenbibliothek, kleine, von und für Damen. 4te Lieferung, enth. Natalie. Berlin, Hitzig. 8. geh. 3 fl.

...ß, J. v., kleine Romane. 4r Bd. enth. Edwin Pleasure, 2r Bd. Berlin, Schmidt. 8. 3 fl.

### Theater.

...la, König der Hunnen, Tragödie von Werner. Wohlfeile Ausg. Berlin, Hitzig. 12. 2 fl.

...es, ein dramat. Gedicht in 5 Acten, von A. Klingemann. Helmstädt, Fleckeisen. 8. geh. 2 fl. 6 kr.

### Musik.

...e, Gesellschaftslied von Weißer: Man rühme noch so sehr die Küsse. 20 kr.

...ers Hymnus an Gott, in Musik gesetzt von Immanuel Müller. Partitur. Erfurt, Weimar. 5 fl. 20 kr.

...r, Polonaise à 4 mains composée d'après l'ouverture de l'opéra: Lodoiska de Kreutzer. 40 kr.

...neck, 2 Variations sur l'air: Ich liebe dich. 1 fl.

Fioravanti, V., die Dorfsängerinnen, eine komische Oper in Quartetten für Flöte, Violine, Altviola und Violoncell arrangirt von C. F. Ebers. Berlin, Schlesinger. 8 fl.

Gelineck, Variationen über das Thema: O du lieber Augustin. 1 fl.

Harder, Trinklied v. Langbein: Ich bin ein junger Springinsfeld. 20 kr.

Isouard, N., Ouverture a. d. Oper: Röschen Aescherling (Cendrillon). 30 kr.

— — Romanze aus der Oper: Reizendes, trügliches Geschlecht (o! sexe aimable mais trompeur). 20 kr.

— — Duett aus der Oper: O welche Lust! sel'ges Geschick! (ah quel plaisir! ah quel beau jour!) 1 fl. 20 kr.

Kelz, 8 Variationen über d. Th.: Ich saß und spann vor meiner Thür op. 28. 40 kr.

— — exercise p. P. F. op. 29. 1 fl.

Kirmair, Variationen über: Ach du lieber Augustin. 20 kr.

Koslovsky polonaises No. 1. 2. 3. 4. 5. chaque No. 20 kr.

Lauska grande Sonate p. le Pianoforte. Oeuvre 30. Berlin, Schlesinger. 2 fl.

Mehul, Joseph in Egypten, Klavierauszug mit deutschem und franz. Texte von Klage. Berlin, Schlesinger. 3 fl. 30 kr.

Ouvertüre daraus. Ebendas. 20 kr.

Ouvertüre des 2ten Acts daraus. Ebendas. 10 kr.

Ouvertüre des 3ten Acts daraus. Ebendas. 20 kr.

Arie daraus: Ach mir lächeln ꝛc. Ebendas. 30 kr.

Romanze daraus: Ein Knabe noch ꝛc. Ebendas. 15 kr.

Gebet daraus: Israels Gott ꝛc. Ebendas. 30 kr.

Romanze daraus: Ach mußte der Tod ꝛc. Ebendas. 15 kr.

Terzett daraus: Gesang hör' ich ꝛc. Ebendas. 30 kr.

Terzett daraus: Joseph mein Sohn ꝛc. 20 kr.

Triumphmarsch und Chor daraus: Ihr erobernden Sieger ꝛc. Eben. 30 kr.

Gesang daraus: Lobt den Herrn ꝛc. Ebendas. 20 kr.

Duett daraus: Du deines Vaters Trost ꝛc. Ebendas. 20 kr.

Monsigny, Arie aus der Oper: Der Deserteur: Ein solches Herz z kränken. 20 kr.

— — Arie aus derf. Oper: Mein Schäferstab war fort. 20 kr.

Mozart, Marsch a. d. Oper: Titus, zu vier Händen eingerichtet. 20 kr.

Neue Berliner Favorittänze, Nr. 1 bis 46, jede Nr. einzeln. 15 kr.

Nicolai, 6 leichte instructive Sonaten fürs Pianoforte mit Begleitung einer Violine oder Flöte. 1te Abth. enth. 3 Sonaten. Berlin, Schlesinger. 1 fl. 20 kr.

Spontini, Ouvertüre aus der Oper: Die Vestalin, zu vier Händen fürs Pianoforte eingerichtet von Hellwig. 1 fl. 20 kr.

Weigl, Cavatine aus der Oper: Die Schweizerfamilie: Wer hört wohl jemals mich klagen. 20 kr.

Weigl, Duett aus derſ. Oper: Setz dich liebe Emelkne. 20 kr.
—— Duett a. derſ. Oper: Nur in dem Land, wo wir geboren. 20 kr.
—— Terzett a. derſ. Oper: Ach: wie herrlich iſt der Morgen. 20 kr.

Für Guitarre.

Bornhardt, Elementarheft für angehende und fortſchreitende Guitarrſpieler, enthält mehrere beliebte kleine Handſtücke und Variationen. 1 fl.
—— leichte Variationen für Guitarre über das Tyrolerlied.: Wanni in der Früh aufſteh. 20 kr.
Haydn, J., Liebes Mädchen, hör mir zu (ein ſcherzhaftes Terzett). 30 kr.
Jäger, Trinklied: Wenn Brüder, wie wir täglich ſehen. 20 kr.
—— Die Freundſchaft von Müchler: Freundſchaft iſt die ſchönſte Blume. 10 kr.
Iſouard, N., Arie a. Aeſcherling: Was iſt aller Glanz von Thronen (à quoi bon la richesse). 20 kr.
—— —— Romanze aus derſ. Oper: Mir ziemt nicht Stolz oder Dünkel (je suis modeste et soumise). 20 kr.
Polonaiſe, der Taliſman: Freunde wählt euch meinen Taliſman. 20 kr.
Righini, Sehnſucht von Meyer: Als du ſagteſt, ich muß ſcheiden (una breve lontamanza). 20 kr.
—— Arie aus der Ferne: Wo iſt ſie hin. 20 kr.
Sterkel, Eliſe von Koller: Schön iſt einer Roſe jugendliche Knospe. 20 kr.
—— Frühzeitiger Frühling von Göthe: Tage der Wonne, kommt ihr ſo bald. 20 kr.
Weſtenholz, 6 Lieder von Hurka. 40 kr.
—— König Ankôos, eine Ballade aus Natalia. 40 kr.

Für Flöte.

Variationen für eine Flöte, No. 1 bis 6, jede Nr. einzeln 15 kr.

Kunſtwerke und Kupferſtiche.

Basreliefe, die antiken, von Rom, in den Original-Kupferſtichen von T. Piroli, mit der Erklärung von G. Zoega, überſetzt und mit Anmerk. von F. G. Welker. 1r Th. Die Albaniſchen Basreliefe. Gieſen, Müller. Fol. Prän. Preis 16 fl.
Gallerie häuslicher Denkmähler. Große Ausg. Nr. 2. Der Familienbund, errichtet durch die Verlobung ihrer Kinder. Leipz. Voß. 4 fl.
Derſelben Nr. 4: Denkmahl der Geburt des Sohnes. 2 fl.

Zeichen- Stick- und Strickbücher.

Model-Zeichnungen und Muſter für geſchmackvolle Gürtler-Arbeiten. Weimar, Ind. Comt. 4. geh. 6 fl.
Ideen zum Sticken. Magdeburg, v. Schütz. geh. 20 kr.

# Philologie.

## Alte Sprachen.

Brohm Beyspielsammlung zur Uebung der wichtigsten syntact. Regeln der latein. Grammatik. Berlin, Hayn. 8. 30 kr.

Jacobs, Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache. 1r Th. 1r u. 2r Cursus. 4te verb. Ausg. Jena, Frommann. 8. 1 fl. 30 kr.

Anacreontis Carmina ed. G. H. Schaefer. Lipsiae, Tauchnitz. 12. geh. 40 kr.

Ciceronis, M. T. Epistolae ad Atticum, ad Quintum Fratrem, et quae vulgo ad familiares dicuntur, ed. C. G. Schütz. T. V. Halae, Hemmerde. 8 maj. 2 fl. 40 kr.

Xenophontis Opera ed. G. H. Schaefer. T. V. Oeconomicus, Apol. Socr., Convivium, Hiero, Agesilaus. Lipsiae, Tauchnitz. 12. geh. Ord. Papier 40 kr. Fein Papier 1 fl.

## Lebende Sprachen.

Kaser, G., Anleitung zur guten Schreibart in Briefen. Salzburg, Duyle. 8. 40 kr.

Schaaff, L., Methodik der deutschen Stylübungen f. Lehrer an Gymnasien. Magdeburg, Heinrichshofen. gr. 8. 50 kr.

Vollbeding über Mir und Mich, Vor und Für; oder pract. Rathgeber in der deutschen Sprache. 2te verb. Aufl. Hannover, Hahn. 8. 1 fl. 12 kr.

—— grammat. krit. Wörterbuch, als Hülfsmittel z. richt. Sprechen u. Schreiben der deutschen Sprache. Hannover, Hahn. 8. 54 kr.

Handbuch der französ. Sprache und Litteratur, von L. Ideler und H. Nolte. Prosaischer Theil. 4te Auflage. Berlin, Nauck. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Schaffer französische Sprachlehre, 1r Cursus, welcher die ersten Anfangsgründe enthält. 3te Aufl. Hannover, Hahn. gr. 8. 36 kr.

## Vermischte Schriften.

Calender, kurzgefaßter 5jähriger, auf die J. 1812—1816. Nürnberg, Schneider u. W. 8. 20 kr.

Fichte, J. G., über die einzig mögliche Störung der academischen Freyheit. Berlin, Wittich. 8. geh. 20 kr.

Der Gratulant, enth. Neujahrwünsche, Geburtstagsgedichte, Hochzeitgedichte 2c. Magdeburg, v. Schütz. geh. 8. 1 fl.

Hinrichs Verzeichniß neuer Bücher, die vom Juli bis December 1811 erschienen sind, nebst Verlegern, Preißen und einem Repertorium. Leipzig, Hinrichs. 8. 18 kr.

Kalender und Haustafel für Liebende, Eheluſtige und Eheleute auf alle Jahre. Magdeburg, v. Schütz. 8. geh. 20 kr.

Leſebuch zur geſellſchaftlichen Unterhaltung mit Karten und andern Kunſtſtücken. Mit 68 Figuren. Nürnberg, Schneider u. W. gr. 8. geh. 1 fl.

Müchler, K., Vergißmeinnicht, Sammlung auserleſener Stellen von verſch. Schriftſtellern in der Originalſprache mit deutſch. Ueberſetz. 2te Aufl. Berlin, Dunker u. H. 12. geh. 1 fl. 40 kr.

Muſeum des Witzes und der Laune, herausg. von Müchler. 5r Bd. 6 Hefte. Leipzig, Ind. Comt. 8. geh. 4 fl. 30 kr.

Sammlung von Anekdoten aus den Kriegen 1805 — 9. 36s Heft. Leipzig, Baumgärtner. 8. geh. 1 fl.

Staats-Calender für das Großherzogthum Frankfurt 1812. Frankf. a. M. Wenner. 8. geh. 2 fl. 40 kr.

Stuve, J., Abhandlung über den Einfluß geheimer Geſellſchaften auf das Wohl der Menſchheit, herausg. von Fr. Moßdorf. Freyberg, Craz u. G. gr. 8. geh. 2 fl.

Univerſitätenkalender, Berliner, für 1812, herausg. von J. E. Hitzig. Berlin, Hitzig. 12. geh. 20 kr.

## Landcharten und Plane.

Charte von Frankreich, entw. von Mannert. Nürnberg, Schneider u. W. 54 kr.

—— vom ehemal. Franken, oder vom Main- und Rezatkreiſe des Königr. Baiern, des Großherzogthums Frankfurt u. Würzburg ꝛc. von Späth. Ebendaſ. 48 kr.

—— von Spanien, von Mannert. Ebendaſ. 36 kr.

—— vom Königreich Würtemberg, nebſt Baden, Hohenzollern, und Layen, von C. v. Plummern. Ebendaſ. 48 kr.

—— von der öſtlichen Halbkugel, von Sotzmann. Ebendaſ. 48 kr.

—— von der weſtlichen Halbkugel, von demſ. Ebendaſ. 48 kr.

—— von Deutſchland, von Sotzmann. Ebendaſ. 36 kr.

Specialcharte der ſämtl. Küſtenländer der Oſtſee von Tönningen bis Memel, von Streit. Weſtlicher Theil in 19 Sect. und öſtlicher Theil in 10 Sect. Weimar, geogr. Inſtitut. 14 fl. 30 kr.

Charte, topogr. militäriſche, von Preußen, Warſchau, Galizien, Ungarn, Croatien, Sclavonien und Siebenbürgen, in 217 Blättern. 6te, 7te Lieferung. Weimar, geogr. Inſtitut. 4 fl.

Charte des Europäiſch- u. eines Theils des Aſiatiſch-Ruſſiſchen Reichs, von Iwan Daniſow, in 12 Blättern. Wien, Mollo. 18 fl.

Charte, topogr. militärische, von Deutschland, in 204 Blättern. 41ste, 42ste Lieferung. Weimar, geogr. Institut. 4 fl.

—— topogr. militair., von Preußen, Warschau ꝛc. in 217 Blättern. 4te, 5te Lieferung. Ebendas. 4 fl.

—— politisch-statistische, von Deutschland, gezeichnet und gestochen unter der Direction der Hrn. Champion und Baumann. Leipzig, Mitzky. 1 fl. 20 kr.

—— von der Europäischen Türkey ꝛc. Ebendas. 1 fl. 20 kr.

—— von Europa. Ebendas. 1 fl. 20 kr.

---

## Bücherliebhaber und Kunstfreunde

können unentgeldlich in jeder Buchhandlung abfordern lassen:

Verzeichniß sämmtlicher Verlagsbücher, Kupferwerke und Kunstartikel, welche bis jetzt bey Georg Voß in Leipzig erschienen sind.

Besitzer und Directoren von Leihbibliotheken und Lesezirkeln, Buchbinder, so wie Geschäftsfreunde, welche in diesen Artikeln Aufträge besorgen, können sich auch an ihn direct wenden und die vortheilhaftesten Bedingungen erwarten.

---

## Zu Anzeigen und Bekanntmachungen,

welche das eigene Interesse des Einsenders betreffen, auf den großen Umfang aller Länder und Gegenden, wo Deutsch gesprochen und gelesen wird, berechnet sind, und bey dem höheren gebildeten Publikum des gehörigen Erfolgs versichert seyn sollen, ist

### das Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt

jetzt wohl am vorzüglichsten geeignet, weil diese Zeitung von aller Politik und Sektengeist aufs strengste entfernt, ihrer Bestimmung gemäß den friedlichen Eingang und ehrenvollen Beyfall fest erhalten hat, so wie das Interesse, was jetzt so wenige Zeitungs-Institute über die Grenze des Landes oder der Provinz, wo sie erscheinen, zu tragen vermögend sind, überall behauptet.

Aus- und Anbietungen von Grundstücken, Gütern und Waaren, Anzeigen von Mode-, Kunst- und Luxusartikeln, neuer Erfindungen, Erzeugnissen und Arbeiten, welche längst bestehende oder neu errichtete

Etabliſſements, Fabriken und Manufacturen liefern, öffentliche Verkäufe, Auctionen, Verpachtungen, Vorladungen, Geſuche, Wünſche, Aufforderungen, Anfragen, Berichtigungen, Beförderungen, Belohnungen, Geburts-, Vermählungs- und Todesanzeigen u. ſ. w. finden in dem Intelligenzblatt die gehörige Aufnahme, und wird dafür die gedruckte Zeile oder deren Platz genau berechnet mit 2 Groſchen Sächſ. vergütet. Die Anzeigen und Bekanntmachungen bittet man deutlich geſchrieben, nebſt Uebermachung oder Anweiſung des Betrags, zu adreſſiren:

An die Expedition der Zeitung für die elegante Welt,

oder an den Verleger derſelben

Georg Voß in Leipzig.

---

## Galerie häuslicher Denkmahle

In 12 Kunſtblättern, jedes in zweyerley Größe, durch Namens-, Standes-, Tags- und Orts-Inſchriften das theuere Andenken wichtiger Familienereigniſſe im Kreiſe der Seinen ſich zu vergegenwärtigen, ſo wie als Glückwünſche, Angebinde, Geſchenke, Verehrungen, Zueignungen und Beyleidsbezeugungen bey Geburts- und Namenstagen, Verlobungen, Vermählungsfeſten, Kindtaufen, Entlaſſungen der Kinder aus dem elterlichen Hauſe, Sterbefällen u. ſ. w., die Namen geliebter Angehörigen, Verwandte und Freunde auf eine würdige, geſchmackvolle und zweckmäßige Art zu ehren,

iſt nun von jetzt an auch in Blättern mit bunten Farben und zwar mit höchſtem Fleiß ausgemalt zu erhalten. Nach den davon in ſchwarzen Abdrücken bekannten Preiſen, koſten dieſe das Doppelte, und über die Schönheit und den Kunſtwerth derſelben iſt, ſo wie bey jenen, auch bey dieſen, nur Eine Stimme.

Familienglieder, Verwandte, Freunde und Hauslehrer ſind ſo oft und faſt immer in Verlegenheit um die Angabe, Auswahl und Beſorgung der Beweiſe der Theilnahme bey feſtlichen und feyerlichen Familienereigniſſen, wenn ſie nicht zu den gewöhnlichen und alltäglichen, was denn aber gleich darauf der völligen Vergeſſenheit preisgegeben iſt, ihre Zuflucht nehmen wollen. —

Für diese, mithin für jede gebildete Familie, sind also die obigen schönen Denkblätter bestimmt zur Beförderung und Erhöhung häuslichen Glücks und häuslicher Freuden und zur Rückerinnerung an merkwürdige, durch Freude und Schmerz dem Gemüth wichtige Tage. Sicher gibt es keine schönere Zierde unserer Wohnzimmer, als solche Bilder, die durch Sinn und Geschmack und vollen Kunstwerth jene Epochen des Lebens uns und unsern Nachkommen im Andenken erhalten. Unterzeichneter Verleger und Unternehmer dieser Kupferstiche findet sich auf das höchste belohnt durch die schmeichelhaften Versicherungen des Beyfalls und der hohen Familienfreuden, welche sie allgemein veranlassen.

Georg Voß in Leipzig.

---

Neue leicht faßliche und sehr bewährt gefundene Methode, auf die einzig und möglichst geschwindeste Art in einem äußerst kurzen Zeitraum Französisch schreiben, sprechen und lesen zu lernen ohne alle mündliche Anweisung, für Bürgersleute und solche, die ohne viel Zeit daran wenden zu können oder zu wollen, sich doch gerne durch die französische Sprache verständlich machen möchten. Zweyte aufs zweckmäßigste umgearbeitete Auflage. 8. Frankfurt a. M. H. L. Brönner. 1811. geh. 48 kr.

Schnell war die erste Auflage dieses Werkchens, ohne eigentlich in den Buchhandel gekommen zu seyn, vergriffen; immer häufigere Nachfragen nach demselben bestimmten den Verleger zu einer zweyten Auflage zu schreiten, die in Hinsicht der Gemeinnützlichkeit und Brauchbarkeit bey weitem der ersten Auflage vorzuziehen ist.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen, besonders bey Mohr und Zimmer in Heidelberg.

Von den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur erscheinen nach der nunmehrigen Einrichtung wöchentlich 1 ½ Bogen, oder eine Woche zwey und die andere Ein Bogen, die Intelligenzblätter ungerechnet, und werden regelmäßig durch die hiesige löbl. Zeitungsexpedition an alle löbl. Postämter versendet. Monatlich wird das Journal durch die Buchhandlungen geheftet ausgegeben. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist in Sachs- und Norddeutschland 5 Reichsthaler und in den Rheinischen und Süddeutschen Ländern 8 fl. Vorausbezahlung.

Das Intelligenzblatt nimmt literärische Bekanntmachungen und Buchhändler-Anzeigen auf gegen die Insertionsgebühren von 1 ½ Gr. oder 6 ¾ Kreuzer für die aus kleiner Schrift gedruckte Zeile.

## Inhalt.

1) Becker, W. G., Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Heft 9 u. 10. (Fortsetzung.) Von W—k. ..... 321
2) Aristides, oder üb. die Aufhebung d. Steuerfreiheit ꝛc. 33
3) Statist. Bemerkungen üb. d. Steuerfreiheit d. Rittergüter ꝛc. 33
4) Auch ein Wort aus den Nebenlanden üb. die vorseyende Union ꝛc. ..... 33
5) Persil, J. C., Das Hypothekenwesen. Uebersetzt von F. Tollenbach. ..... 335
6) Schellings Denkmal der Schrift des Herrn Fr. H. Jacobi. Von J. F. Fries. ..... 33
7) Werner, Fr. L. Z., Wanda. Von Fn. ..... 33
8) Aeliani soph. variae histor. L. XIV. ed. G. H. Lünemann. ..... 33
9) Schellers kl. lat. Wörterbuch. 4re Aufl. ..... 33
10) Graser, J. B., Divinität als Prinzip der Menschenerziehung. ..... 33
11) Striedters, F. W., Grundlage zu e. Hessischen Gelehrten-Geschichte. 16r Bd. von Wachler. Von Ki. ..... 33
12) Theodor's Liebesbriefe, von G. T. Steger. ..... 33
13) Pharmacopoea extempor. von J. B. Wollkopf. 33
14) Krug's, W. T., naturrechtl. Abhandlungen. ..... 33
15) Tafinger, D. W. G., Ueber die Idee einer Criminal-Gesetzgebung ꝛc. ..... 33
16) Hagemann, Th. Ueber Fristen und Termine. ..... 33
17) Ueber J. G. v. Herder's sämmtliche Werke. (Beschluß folgt) 33
18) Krug, Ph., krit. Versuch zur Aufklärung der Byzantischen Chronologie etc. Von ch. h. r. ..... 33
19) v. Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. Von Fn. ..... 33
20) R. Simson's 3 erste Bücher von d. Kegelschnitten. Von Camerer. ..... 33

Intelligenzblatt. No. IV.
Allg. Bericht von neuen Büchern ꝛc. No. I.

Heidelbergische

# Jahrbücher

der

# Litteratur.

---

Fünfter Jahrgang.

Fünftes Heft. May.

---

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1812.

No. 27. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Ueber J. G. v. Herder's sämmtliche Werke.

(Fortsetzung der in No. 25. abgebrochenen Recension.)

Ganz im Geist der ältesten Urkunde finden wir die inhaltschwere Abhandlung: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. 1774. Nur daß sie vom Entsetzen vor einer gesunkenen, verdorbenen Zeit bebt, daher eigends geformt ist. Ist dort auf allen Blättern nach jenem ewigen Grunde des Bestands in menschlichen Dingen hingewiesen und dargethan, welche Folgen jede Abweichung davon hatte, so wird hier die Verkehrtheit und Verstockung des Zeitalters in Bezug auf das verborgene Göttliche in der Geschichte sehr ernst angesprochen, und die sündhafte, gänzlich gewissenlose Verwechslung aller Zeiten sowohl, als die völlige Ertödtung der Gemüther für alles Höhere (indem man sich selbst als die klügsten ansieht) — das Herabsinken in ein bloß mechanisches Staaten- und Sitten-Verhältniß an diesem Zeitalter oft bitter und scharf getadelt wird. Leider dürfen wir dieser drangvollen Schrift jetzt eher hinzusetzen, als davon thun: was damals im Sinken war, ist jetzt ganz gesunken, aber auch tüchtige und auf eine ferne Zukunft wirksame Geister haben das Leben desto gewaltiger in sich concentrirt. Dieses Werk des Verf. ist so recht der Stand- und Mittelpunkt seiner Ansicht von den Zeitaltern der Menschheit. Ja wir möchten sagen: wer nicht gerührt wird von der Macht des Gefühls, welches Herder'n bey Betrachtung des unendlich Bedeutungsvollen in jeder Individualität und Stufe der Individualität ergriffen hat, wer dieses Gefühl nicht als den eigentlichen Grund und Boden aller Geschichten und aller Lebensverhältnisse der Gegenwart (wodurch Geschichte zur That wird) anzusehen vermag, auf dessen geistiges Leben ist über-

haupt nicht zu rechnen; 'er dient billig als bloßer Ziffer in der politischen und häuslichen Arithmetik, welche sie als Staats- und Lebenskunst ansehen und betreiben. Eine weitere Ausführung der oft abgebrochenen Andeutungen des großen und guten Mannes fortgeleitet in seinem Geiste bis in die äußersten Verwicklungen und innersten Verwirrungen unsrer Zeit, bis in die schärfsten Gegensätze des Guten und Bösen müßte ein Gemälde geben, das nur mit Michael Angelo's jüngstem Gerichte verglichen werden könnte.

So hätten wir dann kürzlich betrachtet, was Herder aus den Tiefen des Menschengefühls, aus den ursprünglichsten Ueberlieferungen, Religionen und Gesetzen schöpfte. Die Fülle der Empfindung, der Seherblick und die Liebe zum Einfachen und Gerechten, wovon diese Urkunden und Beyträge zeugen, sind die Grundlagen, worauf die reifere Betrachtung ruhen muß. „Als in wachsenden Jahren gereifte Weisheit ihn zum Seher der Zeiten und Völker erkohr, und der Muth, je fester, desto bescheidener ward, sprach er hierüber Ideen aus. Was die Welt, was die Erde und alle ihre Bewohner, was andern und uns selbst wir sind, und welche Lehre jeder verschwundene Staat hinterließ, wird hoch und rein, wie sich sein Geist erhob, hier gezeigt." Mit diesen Worten Johannes Müllers wollen wir das einleiten, was wir über die Ideen zur Geschichte der Menschheit zu sagen haben. Herz, Gefühl und Blick — bisher das Vorherrschende — erweitern sich zu heiterer Umsicht, aus dem lebensvollen, aber hie und da noch dunkeln Gemüthe steigt der Geist empor zur Betrachtung der zahllosen Welten, zur Erkenntniß der Stelle, welche der Mensch in ihnen einnimmt. Hatte der Verf. durch seine frühere Wirksamkeit gleichsam Wurzeln geschlagen in dem unvergänglichen Grunde des menschlichen Gemüthes, so strebt er hier der Entwicklung desselben bis in seine lichtesten Blüthen nach, zum Beweise, wie in allen unendlichen Momenten und Gestalten des Lebens und der Wirksamkeit der Mensch das unendliche Wesen seines Geistes selbst verherrlicht und sich stets klarer und verständlicher wird. Hiezu konnte die Umsicht nicht weit genug genommen werden, um dann in der Maasgebung gleichsam von Punkt zu Punkte zurückzugehen bis in das

Centrum der Individualität, wohin doch zuletzt alle Fäden zusammenlaufen, wie sich auch in dieses großen Mannes fernerem Bildungsgang erweisen wird. „Niemanden", sagte Herder, „wird dieser Gang zu ferne hergeholt, und zu lange dünken: denn da, um das Schicksal der Menschheit aus dem Buche der Schöpfung zu lesen, es keinen andern als ihn gibt, so kann man ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend genug gehen. . . . Der Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thatlich dargelegt hat: sie sind das heilige Buch, an dessen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigstens mit Treue und Eifer buchstabirt habe und buchstabiren werde. . . . In den meisten Stücken zeigt mein Buch, daß man anjetzt noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne, daß man sie aber am Ende unsres Jahrtausends schreiben werde. — Und so lege ich, großes Wesen, du unsichtbarer hoher Genius unsres Geschlechts, das unvollkommenste Werk, das ein Sterblicher schrieb, und in dem er dir nachzusinnen, nachzugehen wagte, zu deinen Füßen. Seine Blätter mögen verwesen und seine Charaktere zerstieben . . . aber deine Gedanken werden bleiben, und du wirst sie deinem Geschlechte von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlicheren Gestalten darlegen." — Aus diesen Worten des Weisen erkennet seine menschliche reine Absicht, und ihr Knaben lernet Bescheidenheit in eurem schwindelnden Welt- und Menschenbau!

„Alle äußere Form der Natur ist Darstellung ihrer inneren Wirksamkeit." Auf diesem Grundgesetze ruhet die ganze Ausführung der Ideen zur Geschichte der Menschheit. Wie sehr that man also Herder'n Unrecht, wenn man ihm, wie es bey Erscheinung des Werkes von einem bedeutenden Manne geschah, jenes Gesetz, z. B. in der Anwendung auf die senkrechte Stellung des Menschen als der schicklichsten Gestalt zur Erkenntniß des Höheren so auslegte, als habe er sagen wollen: nicht weil der Mensch zur Vernunft bestimmt war, wurde ihm zum Gebrauch seiner Gliedmaßen nach der Vernunft die aufrechte Stellung angewiesen, sondern er bekam Vernunft durch die aufrechte Stellung u. s. w. Der freylich

nicht kalt zergliedernde, aber tiefblickende Mann konnte nicht kränkender mißverstanden oder mißdeutet werden. Alle Denkmale seines Geistes geben Zeugniß, wie er überall den vielfachen Formen, Entfaltungen und Verwandlungen jenes inneren Lebens nachgespürt, welches nicht durch tödtende Abstraktion, sondern allein im Gefühl und in der Betrachtung gefaßt wird. Herder redete die Sprache des Lebens, und mußte nothwendig von denen mißverstanden werden, welche von der Kraft ohne deren Organ und vom Organ ohne dessen Kraft ganz ernsthaft eine richtige Vorstellung zu haben sich dünkten. Er bemühte sich, die Offenbarungen Gottes durch Thaten und Werke in den Thaten und Werken selbst zu erforschen, um hiedurch jenes Gefühl zu beleben, jene Betrachtung aufs wirksamste und würdigste durch festen Blick und vielgewandte Uebung vorzubereiten — man nannte ihn Schwärmer und Pfuscher; doch haben ihn nur die von kalter Vernunft (die Fische und Amphibien in der geistigen Welt) also genannt, niemals die Meister in den Künsten und Erkenntnissen, welche er auf seinem Wege berührt: denn sie sahen, daß er oft mit Einem Blicke das Wesentliche getroffen. Unter vielem andern, wie großes hat er für die Physiologie der lebendigen Wesen gethan! Die ausgezeichnetsten Beförderer dieser Wissenschaft haben durch ihn zuerst das Licht erhalten. So in Erforschung der menschlichen Natur, insbesondre nach ihrer ursprünglichen Einfalt und Größe sowohl, als nach den vielfachen Verwicklungen derselben in Klima, Lokalsitte, Gesellschafts-Verhältniß u. s. w. — wer hat den Ueberblick der ganzen Erde in dieser Absicht uns so lebendig fassen gelehrt, wie Herder? wer war so allerwärts vertraut mit der Seele eines jeden Volkes und Geschlechtes, mit seiner ganzen Art und Kunst? Wir wissen warlich nur wenige, und die gingen mit Herder'n Hand in Hand. Durch sie wurde der Grund gelegt zur Universalgeschichte, an welcher noch Jahrhunderte fortbauen werden.

Da die Ideen das umfassendste unter allen H'n Werken sind, so fügt es sich ohne Zwang, daß wir unsre Bemerkungen über die anderen historischen Schriften mit denen über jenes Werk selbst gehörigen Orts verbinden, und so manche Mängel,

die wir zu rügen hätten, durch die geziemende Umsicht auf die gesammte Wirksamkeit des Verf., sogleich durch ihn selbst ergänzen, manche damals nothwendige Schranken erweitern, Einseitiges berichtigen, und so in diese Uebersicht nach einem Leitfaden so viel möglich dasjenige zusammenfassen, worauf Herder selbst die Umarbeitung der Ideen gegründet haben dürfte; denn er sahe seine Arbeiten stets als Stoff und Vorbereitung zu höheren Gebilden an, so viel Geist und Leben schon in dieser Gestalt von ihnen entzündet wurde. Das höhere Gebilde nun selbst daraus hervorzubringen, vermessen wir uns nicht; aber anordnen möchten wir das Zerstreuete, um zu finden, wo der Faden aufgenommen und fortgeführt werden muß.

„Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält: ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wieder kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig, wie der Verstand Gottes und die Stützen meines Daseyns (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Daseyn ist sich gleich, ein untheilbarer Begriff; im Größesten sowohl, als im Kleinsten auf einerley Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn, der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes (H. W. z. Ph. u. G. III. Th. S. 7). Der Verf. dieser Darstellung erinnert sich noch, mit welcher Gewalt diese Worte ihn als 18jährigen Jüngling ergriffen, wie sie ihm die ganze Größe des Menschen enthüllet, aber auch das Verschwinden der kleinen Persönlichkeit vor der Unendlichkeit des Weltgeistes. Sie warfen ihn nieder zur Anbetung, und alles materialistische Träumen und Tasten nach dem Sinne jener verkehrten und empörten Zeit fing von dem Augenblicke an, aus seiner Seele zu verschwinden. So hat H. gewiß auf viele gewirkt, wenn auch einem oder dem andern die Frucht dieses ersten Ergriffenseyns aus Selbstsucht

wieder entschwand. Ewig merkwürdig werden stets jene Worte bleiben, da in ihrem Sinne H. fortgewirkt hat; ja sie werden, wann einst das große Räthsel des Menschen seiner Auflösung sich nahen wird, immer noch ein würdiger Ausdruck für diese Auflösung seyn. — Mit demselben Tiefblick, darin Herder das Gesetz der Welten aufgefaßt, schauete er auch in das Geheimniß der Erde und zu einer Zeit, da man sich aus materialistischer Enge und Beschränktheit nicht erlaubte, einen Schritt über das Handgreifliche hinauszugehen, sprach er mit heiterer Zuversicht von einem eben so einfachen Gesetz für die Erde und alle ihre dem Scheine nach unauflöslichen Verwicklungen, wie Kepler und Neuton am Himmel gefunden. Selbst nach diesem Gesetze ringend betrachtete er unter den Erscheinungen der Erde diejenigen, welche allen übrigen Verhältniß, Haltung, Dauer, Leben und Manchfaltigkeit gewähren — Stellung, Gebirgzüge, Wasser, Vertheilung u. s. w. mit Aufmerksamkeit, und suchte die Erscheinungen alle bis dahin zu verfolgen, wo sie zusammengehen in Eine Kraft des Ganzen und seiner Gliederung. Daß er in einzelnen Vorstellungen nach der Nomenklatur der Zeit gesprochen, ist sehr natürlich; immer aber waren diese Vorstellungen höherer Art, der Ausdruck mochte seyn, welcher er wollte. Es hatten vor ihm einige gründlich gelehrte Männer in Deutschland und Frankreich weitere Aussichten über die Natur und geographische Verbreitung der Pflanzen, der Thiere und des Menschen eröffnet, als man seit einigen Jahrhunderten gewohnt war, von da aus blickte Herder in die geographische Geschichte des Menschen, und sein Werk zeugt vom anhaltendsten Fleiß sowohl, wie von der Richtigkeit der Einsicht. Durchgehe man jetzt nur noch einmal die Abschnitte vom physiologischen Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen, von Verbreitung und Acclimatisirung derselben, von der Organisation der Völker der Erde — man wird wichtige Gründe finden, diese Arbeiten niemals unter die verlebten zu rechnen. Nach diesen physiologischen Abschnitten wird in der Kalligone: Von der Bedeutsamkeit lebendiger Gestalten mit Nutzen und Lust gelesen werden können. Das schöne, aber allzu kurze Kapitel: Von der Organisation des Menschen zur Sprache muß ergänzt werden

durch die bis itzt noch unübertroffene Abhandlung: Vom Ursprung der Sprache. Was man dagegen eingewendet, ist unhaltbar, weil man gerade den Punkt der wahren Göttlichkeit dieses Ursprungs, wie ihn H. sehr richtig faßte, übersehen hat, oder auch nicht sehen mochte oder konnte. Die Besonnenheit, welche Töne verbindet und gliedert, in welcher Gott am eigentlichsten in und durch den Menschen wirkt, unterscheidet Thiere und Menschen; dieser göttliche Geist lehrte den Menschen die Sprache. Warum hat man diese einfache Wahrheit bey unserm Herder übersehen und bey andern bewundert? Ist auch manches übersehen in der Ausführung oder (was zuweilen geschah) zwar zuerst scharf aufgefaßt, dann aber etwas leichter behandelt, so werden doch die Grundzüge immer wahr bleiben, und jedem mit der innerlichen Bildung der Rede Vertrauten ernste Betrachtungen über die unendliche Wichtigkeit des Ursprungs und der Fortbildung der Sprache erwecken. Ein seherischer Blick auf die Tendenz aller Sinne und Bewegungen zur Sprache, endlich auf die Erfüllung dieses Strebens im lebendigen Worte selbst geht durch das Ganze, und es tritt zur Genüge hervor, wie die Besinnung vom ersten Strahl göttlichen Lichtes geweckt den Ton der Anschauung und Empfindung allmählig aneignet, und auf diesem Wege der Aneignung das Wort reiner und reiner zur Humanität läutert, welche als die heiterste Besonnenheit sich wieder an die Gottheit anschließt. Sollte einem oder dem andern der Begriff der Humanität in den Ideen noch nicht klar genug seyn, so wende er sich zu den Briefen über Humanität, wo er die Fülle von Lehre und Beyspiel hiezu finden wird. — Beym fünften Buch hätten wir manches zu erinnern, was aber in der hier nöthigen Kürze mißverstanden werden dürfte; wir behalten also unsre Ansichten von der Menschheit als einem Reich geistiger Kräfte, als einer Vorbereitungsschule höherer Zukunft u. s. w. für einen andern Ort uns vor. — Den Inhalt der nächstfolgenden Bücher haben wir schon berührt. Beym Lesen des neunten und zehnten Buchs wurden wir immer an die älteste Urkunde verwiesen. Wir glauben aus mehreren Gründen, daß selbst diejenigen, deren Gefühl davon nicht sogleich ursprünglich angesprochen

wird, so daß ihnen der Inhalt froh und weckend wie die Morgenröthe des Lebens ist, dieses wichtige Werk doch an der eben bezeichneten Stelle mit mehrerem Geschmack und Verständniß lesen werden. In den asiatischen Traditionen über den Ursprung der Erde und des Menschen und die älteste Schrifttradition (B. X. 4. 5. 6. 7.) finden sich theils Andeutungen zu dem, was wir jetzt tiefer aus den Quellen zu schöpfen beginnen; theils Annäherungen der höheren Poesie der ältesten Urkunde zur Prosa des Zeitbegriffs; Fortgang der frischen freundlichen Morgenröthe zu den Anstrengungen des hohen Mittags. Wir können nicht verhehlen, daß diese Tageshitze den Verf. zuweilen spannet in Betrachtung dessen, was bey den ältesten orientalischen Völkern aus der holden, kindlichen Morgenröthe nothwendig geworden, so wenig wir läugnen wollen, daß sein eignes Gefühl sich selbst überlassen, nicht weit ruhiger und heitrer empfunden hätte, als die ärgerliche Rücksicht auf die Verunglimpfungen der Urkunde ihm zuließ; aber wir dürfen uns auch damit befriedigen, daß die wirklich einseitigen, hie und da recht europäistrenden Ansichten von Sina, Indostan, Tibet u. s. w. in neueren Arbeiten und bey ruhigerem Gemüth die geziemende Correktur durch ihn selbst erhalten haben. Belege hiezu gewähren die humanen Reflexionen über Sina in der Adrastea, die mit vieler Liebe aus Con-fu-tse's Schriften gesammelten Lehren und Beyspiele, der Blick auf Sinesische Eigenthümlichkeit in den Unterhaltungen über National-Religionen. Eben diese zeugen auch für H's treffende Ansichten von Indien, so wie die Blicke nach Indien im Artikel: morgenl. Literatur (der Adrastea) gleiches erweisen. Am entschiedensten aber bewährt sich H's tiefer Sinn für das Indische Alterthum in den Denkmalen der Vorwelt, in der Vorrede zur Sakontala und in der Abhandlung über dieselbe. Ernst, heiter, freundlich, lieblich, wie es die Reihe der auf einander folgenden Bildungsstufen des Volkes erfordert, deutet uns auch der Seher auf seine Werke in Stein und Schrift, Rede und Gesang. Den zarten, regsamen Sinn (gleichsam die Vollendung sinnlicher Beweglichkeit, und darum natürliche Hinwendung zum inneren Geist) hat H. meisterlich gefaßt und in dem Gespräch zwischen einem Asiaten

und Europäer genugsam erwiesen, wie weniges diese für die höheren Bedürfnisse jener annoch gethan, und nach bisheriger Sitte und Erkenntniß thun konnten; wie weit sie ihnen vielmehr in Delikatesse und wahrer Schätzung des Zarten, des Geistigen nachstehen. Diese Zartheit der Empfindung, diese tief ernste Heiterkeit der Lebensbetrachtung hat der geistvolle Mann mit eigner unübertrefflicher Zartheit und Tiefe in den Gedanken einiger Brahmanen wieder gegeben.

Bey Babylon, Assyrien, Chaldäa, so wie bey Phönizien und Aegypten weisen wir mit Recht zurück auf die älteste Urkunde und den Beytrag zur Gesch. der Menschheit. Alles ist weit besser: ursprünglicher, gründlicher dort behandelt. Den Ausfall auf Eroberer und Eroberungssucht, welcher statt ruhiger, klarer Betrachtung den Abschnitt von Persien fast ausfüllet, vergütet die inhaltvolle Abhandlung über Persepolis, welche, man mag nun mit H's Ansicht einig seyn oder nicht, von den wundervollen Sagen über das Asiatische Hochland bis zu der lichten Einrichtung des großen Perserreichs, ächt orientalische Gesichtspuncte fortführt. Besonders wichtig, immer noch unentschieden und der genauesten Untersuchung werth, scheinen uns die angelegentlichen, scharfen Unterscheidungen zwischen Aegyptischem und Persepolitanischem Kunstcharakter. Es scheint überhaupt dieses Problem jetzt eine ganz andre Gestalt gewinnen zu wollen, und sowohl die Persepolitanischen Alterthümer, als die sogenannten Babylonischen Inschriften, die Schrift- und Bildkegel ꝛc., je mehr man sie verfolgt, scheinen immer bestimmter auf den Kaukasus (als nördlichen Theil des großen Asiatischen Hochlandes) hinzudeuten, und mit der ältesten Völker- Sitten- und Religionsverbreitung (die durch jetzt noch nachzuweisende Revolutionen in den Armenischen, Kaspischen, Georgischen und noch nördlicheren Regionen für den Norden unterbrochen wurde, ausartete und verwilderte) aufs genaueste zusammenzuhängen. So viel wir wissen, forscht auf diesem bis itzt so dunkeln Wege mit vielem Fortgang der gründliche Verf. des Meteorcultus der alten Welt; wir dürfen also etwas Tüchtiges erwarten. — Bedeutender noch als in der eben bezeichneten Abhandlung ist H. in den Persepolitanischen Briefen

eingedrungen in das Persische Alterthum. Einfalt, Ordnung, Lichtliebe und heitere Reinigkeit — diese Grundsäulen der Persischen Religion und Gesetzgebung stralen auch aus diesen Darstellungen. Wir zählen sie darum den besten Werken des Verf. bey, woran uns einige unrichtigen Griffe, z. B. die Behauptung des alleinigen Geonomismus im Persischen Gesetz (da in jener alten Zeit Himmel und Erde stets parallel gehen) keineswegs irre machen sollen. Welch eine heitere Seele des alten Magismus leuchtet aus den Briefen hervor, die: an Zoroaster, an Hom überschrieben sind! Wem hierauf der uns bekannte Zend-Avesta noch als eine abgeschmackte oder langweilige Sammlung von Jämmerlichkeiten erscheint, wie neuerlichst einem berühmten Französischen Orientalisten, der darf sich seines etwa gesammelten Notizenvorraths billig rühmen, aber nicht eben so der besten Verdauung und Aneignung. Das alte Lichtgesetz (auch gleich dem Lichte wirkend über die ganze Erde) wird jetzt noch in Persien von Himmel und Erde bestätigt und in den mannichfaltigsten bedeutendsten Zügen durch Ferdusi's herrliche Jahrbücher der Könige (Schah Nameh) erläutert, deren köstlicher Inhalt uns zuerst durch eine von Joh. Müller eindringend erläuterte Probe der Ludolfischen Uebersetzung aufgeschlossen wurde; worin wir aber, wie wir Grund haben zu hoffen, von dem sinn- und geistreichen Verf. der Mythengeschichte der Asiatischen Welt näher eingeführt werden dürften. Auch dann wird H's Tiefblick sich aufs neue bewähren.

Was nun in den Ideen, die Ebräer betreffend, folgt, hat zwar lehrreiche Stellen vorzüglich bey Betrachtung ihres ersten Hirtenlebens und des letzten zerstreueten Verhältnisses unter allen Völkern; jedoch sind dies nur Rückblicke zum Theil auf den Geist der Ebräischen Poesie, nur spielend auf dem Wege, welchen diese aus tiefen Gründen hervorgehende Forschung geebnet, zum Theil Vorausblicke, welche in dem Abschnitt: über Bekehrung der Juden (in der Adrastea) zu klaren Gesichten geworden. Den Geist der Ebr. Poesie halten wir (wohl mit Einstimmung aller Freunde ächter Geschichte des menschlichen Gemüthes) für eins der gelungensten Werke des Verf., und beklagen mit ihnen den Verlust,

lchen die Litteratur durch die Nichtausführung des prophetis
ern Theils dieser Poesie erlitten hat. Diese Lücke wissen wir
bst aus den übrigen Werken nicht auszufüllen; denn das
enige, was in den Briefen über das Studium der Theologie
rüber vorgetragen ist, steht bey weitem hinter dem, was
bwohl nur vorbereitend) in jener sinn- und geistvollen Schrift
sgesprochen wurde. Durch die Untersuchung über die Ebr.
prache (wenn sie gleich noch weit tiefer geführt und physio
tischer ergründet werden kann und muß; auch diese Sprache
sher viel zu wenig in Parallele mit den Hochorientalischen
forscht worden) ist zum mindesten die ursprüngliche eben
mächtige als zarte Naturkraft derselben, so wie der in
r sich bewegenden Poesie hinlänglich erwiesen. Die Empfin
ngen, Gedanken und Gesinnungen, welche in den ältesten
hrer Denkmale ausgedrückt sind, wurden vom Verf., der sich
n jene Zeiten der Kindheit zu versetzen wußte, rein aufgefaßt
nd als dieser Kindheit angemessen, als ursprünglich und
rundnatürlich dargestellt. Es ist die Poesie der frischen,
nbefangenen, unverwickelten Empfindung, tie
fer unumwundener Gedanken und heiterer Ge
sinnung — es sind Töne und Lehren aus der Vaterhütte,
aus dem Familien- und Stammgefühl, aus dem vertrauten,
freyen Umgang mit der weiten Welt, mit Himmel und Erde.
H. hat dies alles zart und schön herausgefunden und aus den
Quellen selbst entwickelt — nicht durch Vergleichungen mit
Denkmalen andrer Völker des Morgenlandes herausgekünstelt,
ondern einzig aus dem Ebräischen (wie wir sie noch haben)
lbst geschöpft. Um so erfreulicher ist uns nun, in den äl
esten Schriften der Indier (Veda's) entsprechende
öne aus der Urzeit — nur klangvoller noch und tiefer
gemäß der schwungreicheren Entfaltung der Erde) zu verneh
en — sinnigere, beschaulichere Vaterlehren —
gegen diese in den engeren von Wüsten unterbrochenen Hir
nauen sich kürzer, gedrängter, wirksamer ausspre
hen — aber überall Einfalt, frischer Blick, ungeschwächte
Kraft! — Was in allen diesen und ähnlichen Denkmalen des
enschlichen Geistes bis hoch hinauf nach Norden etwa un
poetisches, prosaisch reflexives in Empfindung, Gedanken und

Gesinnung hervor tritt, ist aus späterer schriftlicher Auffassung und damit nothwendig verbundener (wenigstens theilweiser) Ertödtung dessen, was viele Jahrhunderte herab in lebendiger Ueberlieferung und Anregung fortgewirkt. Wir werden anderwärts zeigen, wie wenig es nothwendig gewesen, ein solches Volk, als die ältesten Ebräer in ihrer Aegyptischen Erniedrigung an etwas andres, tieferes, einfacheres zu erinnern, als ihr eignes frühestes Gottesgefühl; wie dann auch der Verf. mit fast unübertrefflicher Klarheit den Sinn der Mosaischen Gesetzgebung nach den Grundideen, worauf sie gebauet und nach der besonderen, dem Naturtriebe der nachbarlichen Völker gerade entgegengesetzten und feindseligen Form, darin sie so eigen ausgeführt ist, aufgeschlossen hat. Die Einwirkung Mosis durch seine und derer Thaten, die in seinem Geist gehandelt, durch seine Gesetzgebung, seine Geschichten und eigne Poesieen auf den Geist des Volks bis auf späte Zeiten wird lehrreich, jedoch hie und da allzu heiter und freundlich geschildert (denn es war schon damals nicht sowohl das lebendige Grundgesetz — von wenigen wie von Mose erkannt — wodurch das Volk gebändigt und geführt wurde, als vielmehr die furchtbare Gewalt Jehova's, welche die Entfremdeten zum Urgesetz zurückführen sollte; — dazu gehörte oft entsetzliche Consequenz!) — Wie vieles indessen H. späteren Forschern des Hebraismus schon vorgearbeitet, wollen wir nur an einigen Beyspielen zeigen. Die seltsame Ansicht einiger neueren Schriftsteller vom mythischen Zeitalter der Ebräer wurde hier lange vor ihnen in ihrer reinen und richtigen Gestalt gegeben. Eben so bestimmt und aus der eigenthümlichen Sentimentalität des Volks für Gottes Führung in Größe und Kleinheit, Ruhm und Schmach, Freude und Schmerz aufgegriffen, ist der Begriff und die Darlegung der späteren Poesie der Lieder und Psalmen, wo dann auch H's zarter oder scharfer Sinn (nachdem es Noth that) die Eigenthümlichkeiten verschiedener Verfasser unterschied u. dgl. m. Zu den Propheten gibt diese Schrift nur Vorbereitungen, aber solche, die den, welcher mit freyem Geiste forschet, bedeutend weiter führen. Indessen gerade um der besonderen Aufschlüsse willen beklagen wir die

Nichtvollendung des Buchs. Die klagenden Stimmen beym Verfall, die hoffenden und ermunternden zur Wiederaufrichtung des Fortwirken des Ebräischen Sinnes und Geistes die Zeiten hindurch, die Aufnahme und Wiedergeburt desselben durch das Christenthum — sollten den letzten Abschnitt bilden. Hiezu haben wir außer einigen wohigerathenen Gedanken in den Briefen, z. B. für die Humanität und außer den Anleitungen in den Briefen über das Studium der Theologie fast nichts mehr, und diese letztern entsprechen nicht immer der Höhe des Verf. vom Geist der Ebr. Poesie. An Reichthum und Mannichfaltigkeit der Aussichten, an treffenden Aufschlüssen über den eigenthümlichen Geist und Charakter des Morgenlandes, über alte Sitten und Vorstellungsweisen u. s. w. läßt sich dieses Werk nur mit der ältesten Urkunde vergleichen. Was nun die Uebersetzungen betrifft, so entstellt keine das Wesen der Ebr. Poesie, wenn sie gleich nicht immer der Form und den Gesetzen der Sprache streng angemessen sind. — In den Cyklus dieser Poesie gehört auch die Bearbeitung der Lieder der Liebe, eine der schönsten Blumen aus H's morgendlich duftendem Kranze. In den Blättern der Vorzeit haben wir eine mit zarter Auswahl getroffene Sammlung Israelitischer Sagen, welche auf tausend Wegen seit der Zerstreuung angeregt und fortgewirkt haben, und noch tiefer hinab fortwirken werden. Dann hat H. noch in mehreren Ueberblicken, in Spruch und Bild u. a. kleineren Werken sein einfaches, klares und doch so vielseitiges Verständniß der morgenländischen Poesie und Empfindungsweise an den Tag gelegt, vieles Treffende zum Theil, zum Theil Liebliche und Herzandringende aus Ebräischer, Arabischer, Persischer Poesie sich selbst angeeignet und den Zeitgenossen und Nachkommen zu segenreichen Genüssen mitgetheilt, was alles in dem lieblich duftenden Rosenthal, in den vermischten Stücken aus verschiedenen morgenländischen Dichtern zu finden ist. Noch der letzte Blick des Verewigten auf die morgenländische Litteratur (in der Adrastea) beweißt, wie sehr ihm dasjenige, was er sein Leben durch so zart gepflogen, auch bis in den Tod noch lieb und schätzbar blieb, vor allem aber wie frisch und jugendlich seine Seele auch im Alter noch gewesen, und wie human er sich der viel-

versprechenden Aussichten für morgenländ. Litteratur gefreuet, da ihm entschieden vor Augen war, daß die ursprüngliche Einfalt und Größe des Menschen den jetzigen und künftigen Geschlechtern nirgends eindringender erscheinen, auf keinem andern Wege gewaltiger ergreifen könne. Es bestätigt dieser Blick die frühesten Ahnungen des Verf. von morgenländischer Sprache, Poesie und Weisheit (in den Fragmenten zur Litteratur [1767]). Und so verbindet sich der Anfang und das Ende der orientalischen Forschungen H's in einen schönen Cyklus.

Mit gleicher Liebe und Begeisterung hat H. auch die Geschichte, Art und Kunst der Hellenen behandelt: denn er sah sie als die Blüthe natürlicher Fortbildung der Menschheit, als ihre Jugend an, von der alle Sterblichen mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen werden, | wie sich dies durch die meisterhaften Grundzüge dieses Volkes in den Beyträgen zur Phil. d. Gesch. fast noch gründlicher an Tag legt, als in den Ideen (wo die Accommodation an den Zeitbegriff leider! manchmal den freien Erguß des Geistes hindert — doch durfte man dem Zeitalter in Betracht der ihm schon näher verständigten Größe des Hellenischen Lebens etwas mehr bieten, als in Betreff des damals (1787) noch so weit abgelegenen Morgenlandes). Allerdings muß die Forschung auch hier noch weit tiefer eingehen, um den Begriff des Hellenismus nicht im Schweben zu lassen, sondern klar und entschieden (wie er gewesen) festzusetzen. Aber was H. hiezu beytrug, ist köstliche Vorarbeit sowohl, wie er diesen wichtigen Gegenstand aufgefaßt, als wie er sich ihn angeeignet und uns mitgetheilt hat. Darum dürfen wir auch bey diesen Abschnitten der Ideen uns nicht an ihnen selbst begnügen, sondern müssen ihnen alles anreihen, was in den übrigen Schriften zerstreut liegt. Hievon deuten wir nur das wichtigste an. Wie edle Steine eingesprengt finden sich Bemerkungen über die Griechische Sprache schon in den frühen Fragmenten zur Litteratur (1767 bis 69) — in welchen scharfe und reine Auffassung des musikalischen Elements in dieser Sprache nicht zu verkennen ist. Wie die gesammte Hellenische Bildung mit der Entwicklung und Festsetzung der Sprache innig zusammen hänge, wie diese

der musikalischen — bald ernsteren, bald leichteren — Bes
keit zur epischen Redseligkeit fortgeschritten, von
den Tiefen der Empfindung und in Kraft der Handlung
lyrischen Aufschwung, zu dramatischer Wirk-
keit und Haltung, sich gefaßt, durchaus bis in die
Wortfügung und Wendung rhythmisch — dies alles wird
Betrachtungen über: Homer, Pindar, Alcäus
Sappho (in der Terpsichore), das Drama u. s. w.
sich dargethan, und wenn wir auch freymüthig sagen
, daß hierin manches noch nicht bis auf den Grund verfolgt
daß wir da und dort tiefer eingedrungen, so war in jenen
ten immer Anregung die Fülle, und diese bescheidener,
achher manches verkündigt und H. dabey gewissenlos ver-
pft wurde. Als Mittelpunct seiner Hellenischen Bestre-
n erkennen wir die recht im Geist der Erziehung des
chengeschlechts gedachten und ausgeführten Entwicklungen
riechischen Mythologie (in den Br. z. Bef. d.
) aus den Tiefen des menschlichen Gemüthes; als Krone
heiteren Betrachtungen aber die Plastik, worin die
und Göttlichkeit der reinen Menschengestalt im
n Sinn, wenn auch nicht stets (was die Zeit hindert)
nem Guß der Sprache gezeigt wird. Diese Ansicht
Abschluß des inneren Lebens im Ideal der Menschenform,
Vollendung des natürlichen Bildungsganges, knüpft
eder zwanglos an den Anfang in der ältesten Urkunde,
ämlich das stralende Bild des Urmenschen als Ausgangs-
Mittelpunct aller menschlichen Bestrebungen hingestellt wurde.
welchem Geist H. die Hellenische Kunst betrachtete, läßt
raus schon bestimmen; aber wir haben auch einzelne
rungen von ihm, die es beweisen, wie z. B. die Ab-
gen über Herkulanum und Winckelmann und
— Den ernsten Sinn der Hellenen für das Maas
göttlichen Rhythmus in menschlichen Begebenheiten hat
treffender Anwendung auf uns selbst) in der Nemes
d Adrastea eindringend erwiesen. Eben so wenig
ihm ihr ernst-heiteres Nothwendigkeitsgefühl im A-
Untergangs entgehen, wie der Aufsatz über die Ge-
ng des Todes bey den Alten an Tag legt. Wie
ihn aber die ganze Hellenische Ansicht und Empfindungs-
Kommen und Scheiden, in Freude und Betrübniß
allen Verhältnissen und Verwicklungen des Lebens er-
davon belehren uns die herrlichen Sammlungen
r Griechischen Anthologie, Hyle, die Ueber-
und Bearbeitungen des Pindar's; die Auswahl
Epigramme (und Bemerkungen darüber) und

andres kleineres, zerstreuetes aus Anakreon, Tyrtäus u. s. w. Vieles ist noch unübertroffen, und selbst neben dem, was den Hellenischen Sinn auch genauer in Hell. Form ausdrückt, lassen sich H's Arbeiten ohne Verlust am Wesentlichen aufstellen. — Die Betrachtungen über Sitten- und Staatenweisheit, wissenschaftliche Uebungen; Geschichte der Veränderungen von Griechenland, so wie über das Schicksal desselben überhaupt (im 13. Buch der Ideen) sind reich an unvergleichlichen Stellen, insbesondre die erst und letzt genannten; von der Wissenschaft wäre besseres zu sagen, wenigstens hatte H. das eigentümlich Hellenische — das dialektische Element derselben noch nicht aufgefaßt.

Die Reflexionen über die Römer (im 14. Buch der Ideen) sind werth, auch jetzt noch neben Joh. Müller's meisterhafter Darstellung (im 1. Band der Universalgeschichte) gelesen zu werden. Besondre Aufmerksamkeit werden aber in Betreff der Künste und Wissenschaften der Römer stets verdienen die scharfsinnigen Bemerkungen über Römische Literatur in den Fragm. zur Lit. (1767—69); die tief eindringenden Blicke auf Lukrez (in der Adrastea), die Briefe über das Studium des Horaz und Persius — ein sprechendes Denkmal von H's richtiger und ernster Gesinnung über alles zum Anfang und zur Vollendung des Verständnisses eines Klassikers nothwendige und gehörige —; die ungezwungenen, jene Zeiten vergegenwärtigenden Uebersetzungen aus Horaz und Persius. — Die allgemeinen Betrachtungen über Roms Schicksale und Geschichte führen den Verf. natürlich zur Erwägung der zerstörenden Kräfte, welche ein so hochgetriebenes, weit ausgebreitetes Staatsgebäude stürzten, und über der zerstörenden Kräfte in der Menschheit überhaupt (15. Buch der Ideen). Hierin ist Trost, Erhebung, Schwung über alle Gemeine und verstandreicher Blick auf die unausweichlichen Momente von Auflösung des Verlebten und frischer Bildung im Gange des Menschengeschlechts. Die sich übereilen in Hoffnung oder Furcht, können da noch manche, ihnen vorzüglich bestimmte Lehre finden. Aber auch den Besonnenen kommt sie entgegen, und bestärkt sie in der Ueberzeugung, daß Vernunft und Billigkeit tief unter jederley wuchernden Auswüchsen, so wie unter Blöße, Zerrissenheit und Armuth forgedeihen, weil Grundzüge niemals verwischt werden können, so lange nicht eine ganze Zeichnung vertilgt wird, und wenn Grundzüge — einmal erkannt — unhintertreiblich zur Ausführung und Vollendung leiten.

(Der Beschluß folgt.)

No. 28. Heidelbergische 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Ueber J. G. v. Herder's sämmtliche Werke.

(Beschluß der in No. 27 abgebrochenen Recension.)

Das 16. Buch der Ideen umfaßt die urältesten Europäischen Völkerstämme nördlich der großen Wasser- Wetter- und Sittenscheide der Gebirge, welche vom Caukasus quer durch Europa hinzieht. Mit vielem Scharfsinn hat H. diesen ersten Erguß der Menschengeschlechter über Europa betrachtet. Ohne solche Klarheit und Bestimmtheit im Bemerken und Unterscheiden verwirret sich alles in dieser abendlichen Dämmerung der alten Welt. Aber Forschungen auf H's Wege fortgesetzt werden unsre Einsicht befördern. Kelten, Gaien, Kymren, Finnen, Letten u. s. w. haben noch sehr vieles räthselhafte an sich, was am Ende wohl nur aus dem ursprünglichen Zusammenhang der Völkerverbreitung und Bildung von Indien her bis nach Brittannien und nach Lappland hinauf zu erklären ist. Hiezu eröffnen sich jetzt hoffnungsvolle Aussichten. Den Geist und Charakter dieser ersten Formation (wenn wir so sagen dürfen) Europäischer Menschheit hat der Verf. auch anderwärts z. B. in den Aufsätzen über Ossian und hochschottische Volkssagen und Gesänge; in der Vorrede zu den Volksliedern und in diesen selbst eingestreueten köstlichen Bemerkungen über Lettische, Finnische ꝛc. Grundzüge herrlich und treffend gezeichnet. — Von den Deutschen Völkern, wie sie als eine neue mächtige, himmelanstrebende Formation über die frühere sich ausgebreitet, sie gedrängt und Europa einen durchaus andern Charakter gegeben, finden sich hier viele richtige, vom universalhistorischen (nicht vom einseitig nationalen) Standpunct ausgehende Bemerkungen. Was H. die alten Göttersagen und Lieder betreffend hier angedeutet, hat er später in der Iduna, und

dem Zutritt der nordischen Mythologie zur neuen Dichtkunst weiter geführt, auf eine Art, die jedes Deutschen Herz erfreuet und seinen Geist zum Ideal des Urcharakters erhebt. — Die allgemeinen Betrachtungen über Europa am Schlusse dieses Buchs werden jederzeit zu der Ueberzeugung beytragen, daß bey uns die Freyheit nie unwiederbringlich verloren gehen könne.

Den Uebergang zur Betrachtung des Christenthums nach seinem Ursprung und Einfluß (17. Buch) führt die Erwägung herbey, wie jene Völker nur durch diese Vermittlung zum rechten Aufschluß ihrer tiefen Anlagen gelangt. Auch hier spricht meistens der reine Universalhistoriker (wie es recht ist); nicht der christliche Priester und Lehrer. Die hohe Sendung Jesu (zu Erfüllung dessen, worauf vom fernen Morgenlande bis nach dem Abend hin alle Religionen und Gesetze vorbereitet hatten) sollte im Tage der Geschichte selbst begriffen werden. Die auszeichnende Merkwürdigkeit der Stelle, wo dieses neue Licht den Völkern aufging, ist, wenn gleich nicht tief genug ergründet, doch hinlänglich bezeichnet; das Wesentliche des evangelischen Gesetzes vor Augen gelegt und die mögliche Art seiner Aufnahme und Fortführung nach Zeit, Ort und Sitte genugsam angedeutet. Einige Mal jedoch sind Abfälle von jener rein universalen Ansicht zu bemerken, und sogar kleine Ueberraschungen vom Sektengeiste nicht zu läugnen; insbesondre auch in den späteren Bemerkungen über die Hierarchie (19. Buch), welche nicht mit ganz unbefangenem, gerechtem Blicke betrachtet wird. Doch auch die Sonne hat Flecken, und H's Urtheile sind hier gewiß auch in ihm selbst durch Joh. Müller sach- und zeitgemäßere Ansichten berichtigt worden. Darum ist ja ein Reich der Geister, daß einer den andern ergänze. — Zur näheren Beleuchtung der evangelischen Lehre, ihrer ursprünglichen Einfalt und Größe, ihres durchdringenden Geistes vom Standpuncte des Christen und christlichen Lehrers hat H. in seinen christlichen Schriften redlich beygetragen, wovon unten einige Worte. —

Die Gründung Germanischer Reiche nach der Völkerwanderung, so wie diese selbst, finden wir im 18. Buch näher beschrieben, lehrreich, deutlich, wenn gleich in einigen

Begriffen, z. B. dem des Adels, des Ursprungs der Lehensverfassung einigermaßen zu ergänzen. Doch bleibt der Hauptgesichtspunct der rechte, und H. hat sich, wie kurz er auch hiebey sich aufhielt, nichts vorzuwerfen von Entstellung dieser wichtigen Sache. Man dringe nur tiefer auf diesem Wege ein, um zu finden, was aus den Germaniern hat werden sollen, damals nicht geworden ist, aber auf unerwartete Weise künftig noch werden wird.

Vom Reich und Einfluß der Araber (19. Buch) — eine zu tieferen Studien wohl vorbereitende Uebersicht! — Das 20. Buch: Handelsgeist, Rittergeist, Kreuzzüge, Cultur der Vernunft in Europa, Anstalten und Entdeckungen ꝛc. wird, so treffende und aus der Art der Zeiten geschöpfte Bemerkungen es enthält, und so heitere Aufschlüsse aus der wirklichen Geschichte es gibt, zur Bestätigung der oben erwähnten Ansicht von Vernunft und Billigkeit, welche durch die gesammte Erziehung des Menschengeschlechtes sichtbar sind, doch reichlich erläutert, bestimmt und geschmückt, wenn man die friedlichen, menschlichen Ideen über Völkerbildung in den Fragmenten: vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie, als Werkzeug der Cultur und Humanität (Br. z. Bef. d. Hum.) hiemit verbindet; diese Fragmente führen von den christlichen Gesängen bis auf die neueste Zeit. Daran schließen sich andre bedeutsame Arbeiten — der Cid; die Legenden; der Aufsatz über: Eloise — voll tiefer Empfindung; die Betrachtungen über Kirchenmusik; die Wiederbelebung Balde's, Joh. Val. Andreä's; so viele einzelne, wohlgerathene Züge aus den Zeiten der Reformation (in d. Br. z. B. d. Hum.) und später bis ins 18. Jahrhundert. Dies und manches andre Zerstreuete gibt uns, insbesondre wenn wir damit das unter dem Nachlaß gefundene Inhaltsverzeichniß der folgenden Bücher bis zum 25. Buch vergleichen, Fingerzeige genug, wie H. den Faden auf eine würdige Weise fortgeführt haben würde. Unmittelbar an dieses Verzeichniß knüpft sich der Inhalt der Briefe zur Bef. der Humanität, deren wesentliche Momente wir schon zum Theil beachtet, zum Theil noch einige auszeichnen werden.

Es bricht nun zwar der Gang der Betrachtungen
die Ideen bleiben als Kunstwerk ungeschlossen, aber edle Tr
mer finden sich noch allerwärts in diesem Gebirge. Ehe
aber den Gang selbst verlassen, noch einige Worte zur Wü
gung der Ideen eben als Kunstwerk. Betrachten wir näm
ihren Gehalt und die vielfachen Anregungen, welche der
seit dem ersten Augenblick der Erscheinung bewirkte, so
wir nicht an, die Ideen das reichhaltigste umfassendste
des Verf. zu nennen. Aber in Hinsicht der Form meinen
nicht eben so. Es sind allerdings große, auch schon zum
wohlgestaltete Glieder des Ganzen niedergelegt; es ist ein
deutsamer Apparat zum Kunstwerk versammelt, welches
tiefen Empfindungen der Urkunde zur heiteren und ruh
Betrachtung des Himmels und der Erde erweitern und nach
eingebornen Gesetzen des Rhythmus und der Weltharmo
darstellen sollte: aber das Werk ist noch keineswegs aus
nem Guß, es hat noch keinen inneren Kreißlauf gewonne
ist noch allzu unterbrochen, und wir haben an den einzelne
Stellen hie und da auch bemerkbar gemacht, warum der tre
fende Blick der ältesten Urkunde hier nicht ganz nach sein
natürlichen Consequenz fortwirkt. Es war eine gewisse Na
giebigkeit und Anbequemung an den Zeitgeist, welche
Verf. von der ersten Kühnheit seiner Ansichten abienkte.
Consequenz wurde der heranreifenden Einsicht oder (wenn e
einer dies nicht zugestehen wollte) dem Gefühl des Eb
maaßes, wie es die Zeit foderte und tra
konnte, zum Theil geopfert. Statt eine Grundidee
ihrer vollständigen Entwicklung ohne Rücksicht auf irgend
Anstoßen zu verfolgen und in ihrer organischen Glied
abzuschließen, einzig besorgt um das Daseyn und die int
Kraft seines Werkes, deutete er die Grundidee an, und st
vielfachen Saamen aus im richtigen Vorgefühl; alle Ke
streben zum Lichte jener Idee. Als Kunstwerk hat allerd
hiedurch seine Schrift verloren; aber bedenken wir, daß
selbe, wenn sie in der Form der ältesten Urkunde consequen
alle Weiten und Tiefen des Himmels und der Erde wäre
geführt worden, von den Zeitgenossen gleich jener als
wunderlich-unverständliche Ruine des Alterthums geachtet

von wenigen geziemend gewürdigt seyn würde; so erkennen wir wohl, daß in den Ideen der Gehalt — als Reichthum und der Empfänglichkeit angemessener Reiz der Gedanken — höher zu achten ist, denn die Form. Durch das feine Maaß der Fügsamkeit hat H. viele gewonnen und an höhere Denkart gewöhnt, welche durch Kühnheit allein zurückgestoßen worden wären. Und darauf durfte er — der emsige Säemann — rechnen, daß die Zeiten kommen werden (zum Theil gekommen sind), wo jedes Saamenkorn aufgesproßt solche Merkmale an sich tragen würde, daran seine Eigenthümlichkeit sowohl, wie seine Verwandtschaft mit den andern und seine Stelle im Ganzen sich zu erkennen gäben. Am besten thun wir daher, wenn wir die Ideen zur Geschichte der Menschheit nicht als ein schon entschiedenes abgeschlossenes, sondern als ein in der Bildung annoch begriffenes Werk betrachten, darin sowohl der Verf. selbst nach Ideen strebte, als andre dazu vorbereitete; als ein Werk demnach, welches er uns nicht zum liegenden, sondern zum beweglichen Erbtheil hinterlassen, welches im geistigen Kreißlauf zum reinen Ertrag für die Menschheit sich läutern soll — zu klarer, lebensreicher Erkenntniß und wirksamer Erinnerung zum Bewußtseyn des Menschen von ihm selbst im großen Styl. Bey diesem Akt der Läuterung und Verklärung werden wir uns des wohlwollenden, rastlos wirksamen Mannes stets dankbar zu erinnern haben, sowohl an jenen Stellen, wo er absichtlich im richtigen Gefühl abbrach (da es die Zeit noch nicht ertrug), als dort, wo er den Faden fallen ließ, weil ihm selbst die Kraft versagte, ihn zu verfolgen und zu entwirren; denn keiner vermag alle Schranken seiner Zeit und des ihm durch sie gesetzten Wirkungskreises ganz zu durchbrechen. Wir achten demnach die Ideen als die Mitte der Herderischen Werke — unendlich bildsam und umfassend; minder festsetzend, als erwägend, betrachtend — kurz als eine Schrift, auf deren Wegen noch vieles gearbeitet werden muß, um vollständigen Ideen als ihrem Ziele zu entsprechen, und aus deren lebensreichem Stoff die thetischen und didaktischen Werke des Verf. alle hervorgegangen sind.

Zum Theil der historischen Ansicht der Ideen gemäß, zum Theil mit noch mehrerer Kraft, und tiefer ausführend, und wo dies nicht, doch mindestens andeutend, sind die Begebenheiten, Ereignisse, Wissenschaften und Charaktere vom 17. Jahrhundert bis gegen die letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts (theils in eignen Abhandlungen, theils in der Adrastea oder in den Briefen z. Bef. d. Hum.). Vor vielem zeichnen wir die Gespräche über Spinoza aus, als ein würdiges Denkmal rein menschlicher Ansicht und Gesinnung, wie sie sich nämlich von den Hüllen und Schlacken der Zeit loswindet; über Unverstand, Frömmeley, Mißverstand und unreife Rechtfertigung sammt und sonders sich erhebt und durch eignes Beyspiel lehret, wie sorgfältig, gründlich und besonnen das Andenken eines großen Menschen geschätzt werden müsse, von dem es einmal anerkannt ist durch Freunde und Feinde, daß er in der Fortwirkung der Geister eine universalhistorische Bedeutsamkeit habe. Also auch hier hat Herder Bahn gebrochen und mehr gethan, als man dem Scheine nach hätte erwarten dürfen. Es war dies ein Schritt aus der indifferenteren Mitte heraus — kühn und gewaltig, wie nur der zu thun versteht, welcher genialische Kraft mit reiner Mäßigung verbindet. Herder fühlte, daß Spinoza's Lehre ein der wahren Philosophie unentbehrliches Element enthalte, welches man von ihrem ersten Bekanntwerden bis zu den Jakobischen Briefen vielfältig mißverstanden und verdrehet habe. Mit diesem unüberwindlichen Gefühl ging er an die Darstellung jener Lehre. Und wenn auch spätere und künftige Untersuchungen tiefer eindringen können und sollen; so steht Herder immer am Eingang des Heiligthums und verkündet uns begeistert künftige Höhen der Philosophie; geistiges Licht, darin Geschichte und Natur einst die Auflösung ihrer Räthsel finden werden. — Hieran knüpfen sich — nur mehr bezeichnend, als entwickelnd — die Fragmente über Leibnitz, Loke, Schaftesbury, Swift, Pope ꝛc. und vor vielen andern noch die mit unbefangenem Blick und Innigkeit aufgestellten Contrapuncte — Kepler und Newton. Reine und richtige Auffassung des schon Bewirkten, Verkündigung eines höheren Lebens für die Zukunft der Wissenschaft sind überall die Merk-

male des H'schen Geistes. Wie zart und menschlich H. die seltsamsten Charactere zu behandeln weiß, ist in dem Bruchstück: über Emanuel Swedenborg, besonders sichtbar. Sein Blick trifft hier auf die rechte Quelle des Geistersehens überhaupt sowohl, als auf die Verhältnisse, unter denen diese Quelle übersprudelt und das Gemüth in Abgründe fortreißt. — In den politischen Characterzügen begegnen wir gar mannichfach dem Seherblick des darstellenden Künstlers; das Urtheil über die Vorübergegangenen — die leichten Umrisse, die hier von ihnen gegeben werden, sind so schonend als scharf für den Kenner, und die Ansichten der Zukunft oft so groß, daß ihre Verklärungen zu Ideen, in welchen eine durchgebildetere Welt sich bewegen wird, nicht zu verkennen sind. — Von den Unternehmungen des 18. Jahrhunderts zur Beförderung eines geistigen Reichs heben wir ein und das andre aus, da der menschlich reine Sinn des Verewigten uns hier so freundlich, oft so bedeutungsvoll anspricht. Gleich die Einleitung über Säkularische Hoffnungen überzeugt uns hievon. Sie weiset ausschweifende Hoffnungen, Verkündigungen, Erwartungen in ihre Gränzen, lehret, wie in Absicht eines guten Erfolgs nicht auf Zahlen und Träume, sondern auf That und Wirksamkeit zu bauen, und zwar nur auf solche, welche dem Zeitalter angemessen und nicht verlebt ist. Auch legt sie dar, wie die überspannten Anstrengungen, womit ein scheidendes Jahrhundert seinen Ablauf, ein kommendes seinen Anlauf nimmt, nothwendig Erschlaffung und ein dumpfes Hinbrüten zur Folge haben. — Hierauf führt uns H. einige große Beyspiele an von Hoffnungen, die sich überflogen, weil sie der Stufen des Lebens und der Bildung nicht geachtet und von ganzen Nationen eine Umwandlung erwartet haben, welche nicht durch ihre eigne Natur herherbeygeführt war, sondern von außen aufgedrungen wurde. So die Propaganda, die Christianisirung des Sinesischen Reichs, der Jesuitenstaat in der Paraguay; am Nordpol eine christliche Aurora, Zinzendorf, Bekehrung der Juden u. s. w. Was auf diesen Wegen wirklich gutes erreicht wurde, was gelingen konnte, findet sich hier wohlerwegen. Auch stellt sich bey

diesen Betrachtungen heraus, wie das Zeitgemäßere, insbesondre das Einfache, Herzansprechende, z. B. in Zinzendorfs Lehren, die dauerndsten Früchte brachte, wenn man gleich in der Hoffnung einer gänzlichen Wiedergeburt der Welt von da aus ebenfalls zu weit ging. Anfrischung, Wiederbelebung des Scheintodten ist noch nicht Wiedergeburt, das Hergestellte gleitet nach dem ersten Frohlocken, außer wenigen edlen Mustern, alsbald wieder in den ausgetretnen Pfad hinab. Ueber die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Bekehrung der Juden nach den Erfordernissen unsrer Staaten und Kirchen haben wir nirgends reifere Gedanken gefunden. — Nun betrachtet H. mit ernstem Blick dasjenige, was man von so vielen Seiten her dem Staate zur Grundlage herbey schleppte, und erweißt am Beyspiel von Mandevilles Bienenfabel, daß mit der Ehre — diesem Schein der Tugend (wo sie allein behauptet werden soll) nichts ausgerichtet, daß sie am Ende eine bloße Schicklichkeit sey, das innerlich Verdorbene zu bedecken; er zeigt, wie die Grundlage des Staates im eignen und aller Guten, Ehrlichen und Edlen Bewußtseyn bestehe, wie dieses Bewußtseyn nicht ausgestorben sey; eben so wenig die Republik derer, welche es in sich tragen, und wie keiner durch die sogenannte honette Schelmerey ihr etwas anhaben könne. Fürsten und Staatsleute mögen sich hier besehen, selten wird ihnen ein treuerer Spiegel vorgehalten. — Eben so wichtig sind die Erläuterungen: über Freidenker — „gute und böse Fische in „einem Netz, ja zuletzt St. Peters Tuch in der Apostel„geschichte, bis man diesen Titel gar fallen ließ und dafür „Ungläubige sagte. Auf dem festen Lande ging es mit „dem Namen Freygeist nicht anders. Es hat Narren und „Kluge bedeutet, bis seine Zeit auch dahin ist.“ Sie selbst gaben insbesondre der Deutschen Kirche die kräftigste Veranlassung, über den blinden Glauben sowohl, als über das leere Vernünfteln hinaus in Sprachen- Zeit- und Völkerkunde einzugehen und eine gründlichere Ansicht der Ebräischen und Christlichen Urkunden zu gewinnen, wozu H. so redlich beygetragen und in jeder christlichen Gemeinde ernst und tief forschende Männer erweckt hat. An dieser Stelle ist auch Lessing, dem Rechtdenker unter den Freydenkern, ein schönes Denkmal gesetzt.

Wir kommen jetzt zu dem inhaltreichen Fragment über die Freymaurer, welches nicht umsonst eben an dieser Stelle sich findet. Wäre die Sache von Maurern und Nichtmaurern immer so betrachtet worden, so dürfte sich die Menschheit eines übermäßigen Glückes rühmen: aber dies ist als solches gegen den Gang der Dinge. Ist dieser oder jener Idee der Menschheit einmal die Zeit der Wirksamkeit gekommen, so hält nichts sie auf im Wirken, aber auch nichts vermag, daß sie durch andre Organe wirke und schaffe, als durch die Menschen, welche ihr Kreis anzieht und mit sich fortnimmt. Sie muß durch diese Vermittlung hindurch zum Licht ihrer höheren Abkunft; sie veredelt durch fortgehende Aneignung, was zu veredien, scheidet aus und verwirft, was zu verwerfen ist. So war's und bleibet's auch mit der Freymaurerey. Unter so mancherley Hüllen und Verwicklungen den Geist nicht zu verkennen, der auch hier durch alle hindurchschlägt, niederreißt und aufbauet — das ist eine nicht gar zu leichte Aufgabe; es gehört der reine Menschensinn, d. h. der Sinn fürs Universum dazu, sie würdig zu lösen, und den haben in der That nicht viele gehabt. Diese haben zu allen Zeiten am Tempel des Heils gearbeitet und meisterhaft auf Zeitgenossen und Nachkommen eingewirkt. Unter die wenigen verdient H. gezählt zu werden. Ideen erschöpft man nicht durch die Rede, da diese nur einseitiger Ausdruck der Idee ist; aber in dem, was H. hier ausgesprochen, liegt viele Anregung zum Werke selbst, wie dann auch ein Wink für die ächte Geschichtserforschung der Sache verborgen. — Was hierauf vom Enthusiasmus und den Methodisten folgt — klar und scharf bestimmend die Verschiedenheit des heilbringenden und des verderblichen Enthusiasmus — könnte, da hier nur vom aufwärts schlagenden Blitz desselben geredet wird, durch Betrachtung dessen, der in die mystischen Tiefen des Gemüthes hinabschlägt, vermehrt und verständigt werden. Etwas dergleichen hat der Verf. schon in früheren (in der Sammlung bisher nicht abgedruckten) Fragmenten über Rosenkreuzer und Theosophen (deutsch. Merkur. März und April. 1782.) gethan. Zuletzt verbindet H. in dem Aufsatz: Atlantis alle Spuren wahrer Hoffnung und wohlbegründeter Erwartung aus den bisher betrachteten Unternehmungen des 18. Jahrhunderts; zeigt, wohin sie zusammentrafen, und wie dieses Zusammentreffen für öffentliche Anstalten, Schriften und Sitten ferner zu gebrauchen ist.

Auch die verschiedenen Preißschriften des Verf. über den Einfluß der Wissenschaften auf die Regierung und umgekehrt; über den Einfluß der schönen in die höheren Wiss.; über die Wirkung

der Dichtkunst auf die Sitten der Völker; über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks, gehören in den Kreiß der Ideen zur Geschichte der Menschheit, und haben Stellen, darin manches dort Abgebrochene weiter geführt ist. Es wäre zu umständlich, auch dieses noch im Besonderen zu zeigen. — Als Ausgang und Ziel der Ideen erkennen wir folgende Stücke: Nemesis der Geschichte, sowohl wie sie still und ernst durch alle Züge und Ereignisse menschlicher Wirksamkeit auf Erden hindurchgeht, als wie sie in verschiedenen Zeiten aufgefaßt worden; — Tithon und Aurora — vom Untergang und Aufgang in der Menschengeschichte; — Geist der Völkergeschichte, einziger wahrer Geist der Geschichte (in d. Br. z. Bef. d. Hum.) — nach allen versuchten Wegen des Pragmatisirens, des Calculs der Kräfte, der Staatsplane; der frommen Betrachtung u. s. w. laufen die Erfordernisse immer in den mild-ernsten Sinn der Menschheit zusammen: dieser allein dringt in die Seele der Geschichte — größer und erhebender haben wir nicht leicht etwas gelesen, und dabey so still- und anspruchlos, so freudig über die gleichschwebende Temperatur mit andern Großen der Zeit, wie hier ausdrücklich mit dem erlauchten Verf. der Betrachtungen über das Universum. Wie der Geist der Menschengeschichte sein ewiges Werk realisire, nach welchen Grundgesetzen und in welchen Verhältnissen er wirke, das lehren uns die Blicke in die Zukunft, wozu ein jeder auch seine Augen üben möge. Durchaus ist Einheit des Unendlichen; in allen Individuen aber Wahrheit, Reinheit, Kraft und Sittlichkeit des Charakters der Inhalt der Bestrebungen Herder's, darin er einzig sein Glück und Heil gewahrt, aufs engste, wie in allen Genien der Menschheit, verknüpft mit dem Heil des Ganzen. Das eigentliche Geheimniß der Geschichte ist im Abgrund der Individualität: denn da waltet der Geist der Erde und tritt durch die Individuen als seine Organe heraus in die Welt. In diesen dunkeln Gründen bereitet sich das Geschick eines jeden. Wie entschieden und innig das Herder gefühlt, möge uns seine Schrift: über das eigne Schicksal, erweisen. Wir wissen keine Stelle, wo er den Menschen und der Mensch ihn mächtiger ergriffen hätte. Und so demnach, wie die älteste Urkunde die Grundzüge der Menschheit aus den verborgenen Tiefen des Gemüthes faßt, wendet sich auch der Endblick des Sehers in diese Tiefen hinab, und ahnet hier den letzten Aufschluß der Menschengeschichte.

Bey den belehrenden Werken können wir uns kürzer fassen. Die Philosophie der Geschichte, welche wir als den wesentli-

chen Charakter von H's wissenschaftlicher Art und Kunst bis in die einzelnen Züge verfolgten, ist, so sehr auch die Grundlage seiner Methode in Rath und Belehrung, daß mehrere Arbeiten dieser Art fast ganz historisch sind; daher auch von uns im historischen Cyklus aufgeführt wurden: die anderen deuten wir nur an nach dem Werthe ihrer Ausführung: denn ihr Gehalt und die Forschungen, darauf derselbe ruhet, sind schon in jenem Cyklus mitinbegriffen.

Zuerst die Briefe: über das Studium der Theologie und insbesondre über das Predigtamt, worin H. die Bibel als den unvergänglichen Grund und Boden geistlicher Bildung ansieht, wenn nämlich ihr Inhalt stets mit rein menschlichem Blick auf göttliche Führung nach Landes- und Volksnatur reiflich erwogen wird. Wir vermögen nicht hierüber ins Einzelne einzugehen, sondern überlassen dies sachkundigen Richtern. Dies aber muß doch bemerkt werden als eine Thatsache, welche wir vielfältig beobachtet, daß nämlich Geistliche aus allen Gemeinden jenem Unterricht in den Briefen vieles zu verdanken haben. Darum wäre zu wünschen, daß sie noch eifriger gelesen würden, doch mit Maaßgebung erfahrener und sachkundiger Männer: denn an der Methode dürfte noch mancherley zu verbessern seyn, um sie hie und da eindringender zu machen, da sie oft zu leicht hingleitet. Die Provinzialblätter an Prediger sind vom wichtigsten Inhalt, und können insbesondre den höheren geistlichen Behörden nicht genug empfohlen werden, da sie so richtige, leider! oft verwahrloßte Gesichtspuncte zur Führung des Predigtamtes aufstellen, also zum Theil an sich schon die wirksamsten Gebote und Verbote enthalten.

Die Christlichen Schriften haben wir mehrmal gelesen, dürfen aber auch über sie kein Urtheil uns anmaßen. Vergleichen wir sie aber, zwar nicht exegetisch-kritisch, doch unbefangenen Sinnes mit den Evangelien selbst, so müssen wir wohl gestehen, daß der große, liebevolle, die Menschheit umfassende Geist des Christenthums uns freudig daraus anspricht; vorzüglich aus dem Abschnitt: von Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannis Evangelium so wie aus jenen vom Geiste des Christenthums. Diese christlichen Betrachtungen schließen sich auf eine würdige Art an die: Erläuterungen zum neuen Testamente aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle (den Persischen Religionsbüchern). So wird auch hier aus historischen Gründen eine Exegese höherer Art eingeleitet, welche uns einst noch belehren wird, wie Christi Sendung als die reinste, lichteste Verklärung aller vom fernsten Morgenlande her

begonnenen Führungen, Anstalten und Vorbereitungen der Völker durch göttliche Lehren und Gesetze, der natürlichen Bildungsstufe jeder Zeit angemessen, zu betrachten und so allein als die Offenbarung Gottes κατ' ἐξοχήν zu verehren ist. In gleichem Sinn ist die Erläuterung der Offenbarung Johannis — das Buch der Zukunft des Herrn — abgefaßt. Worauf wesentlich das Reich Gottes beruhe, was fröhlichen Aufgang und dunkeln Untergang unvermeidlich bringe — sowohl damals am entsetzlichen Beyspiel des Israelitischen Volks und an den zwar engen, aber heiteren Aussichten für das aufblühende Christenthum, als in Betracht der Individuen und der Völker überhaupt — das haben wir selten lehrreicher, warnungsvoller dargestellt gefunden. Der Geist der Geschichte wehet hier als Geist des Weltgerichts.

Bey Herders philosophischen Studien und Belehrungen vergesse man niemals, daß auch sie Früchte historischer Betrachtung sind — Fassungen und Läuterungen der genetischen Hauptpuncte zu stehenden, anschaulich unter einander verbundenen Grundgesetzen, deren höchstes und letztes ihm das wahre ἓν καὶ πᾶν gewesen, wie sich in den Gesprächen über Spinoza erweißt. Zur naturgemäßen Erkenntniß der Entwicklungen des Eins und Alles sey, das fühlte er tief, ganz etwas andres erforderlich, denn die Abstraction und der logische Begriff; darum dringet er in der Abhandlung: vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, so sehr auf das Physiologische, ahnungsvoll, daß wahre Physiologie uns am tiefsten in die Natur der Individualität, also des eigentlichen Geheimnisses der Dinge einführen werde. Nicht allein die wichtigsten und heiligsten Wahrheiten, um welche sich alles drehet, haben bestimmt seiner Seele vorgeschwebet; auch den Pfad hat er mit hellem Blicke verfolgt, auf welchem man zu festerem Besitze jener Wahrheiten allein gelangt. Den Verunglimpfern der Metakritik und Kalligone mag man daher ihre Freude lassen: sie haben uns dasjenige verunglimpft, was selbst verunglimpfte, denn sie ärgerten sich ihrerseits, wie von Seiten Herder's ebenfalls der Aerger Vater des Polemischen in beyden Schriften war. Das Erläuternde, Belehrende, zur wahren Physiologie des Gemüthes hinstrebende, in beyden Werken ist reine Beobachtung und Darstellung des Menschen, und wird weder verunglimpft, noch vernichtet werden können, wenn gleich tiefer gegriffen, mächtiger durchdrungen. Selbst den Aerger — wenn gleich durch persönlichen Reiz zuerst angefacht — verdenken wir einem Manne nicht, welcher stets in einem nach Natur und Zeit wohlgeordneten Garten lebte, pflanzte, und die Pflanzen so weit zu pflegen suchte, bis sie

die Versetzung ins freye, wildere Feld vertrügen, nun Männer herankommen sieht, die alle bisherigen Anpflanzungen als unzureichend vernichten, mit dem Versprechen, die Sache solle ganz anders angelegt werden. Indessen überzieht der Boden sich mit Disteln und Dornen und der Gärtner wird tief gekränkt: es greift ihm selbst die Wurzel des Lebens an. Was jene Männer wirklich vorbereiteten und Größeres herbeyführten, vermogte er in seiner Kränkung nicht mehr deutlich genug zu sehen. Diese dunkle Qual wollen wir dem Schatten des Hingeschiedenen nicht aufs neue erwecken. Wir hoffen daher in der Sammlung der Werke jene Erläuterungen und Belehrungen über die Natur des menschlichen Gemüthes und Geistes aufgenommen, das Polemische aber übergangen zu sehen. Ein nachahmungswerthes Beyspiel hat in ähnlicher Lage — bey der Herausgabe der kritischen Wälder — der ehrwürdige Heyne schon gegeben. Was dann noch übrig ist, wird — besonders das Aesthetische — neben den edleren Erzeugnissen unsrer Zeit fortbestehen.

Die Sammlung aller kleineren, belehrenden Schriften aus neuerer Zeit (zuerst in der Adrastea abgedruckt) im 12. Bd. der Werke zur Litt. und Kunst unter der Aufschrift: Früchte aus den sogenannten goldnen Zeiten des 18. Jahrh. wird den Unbefangenen immer freundlich ansprechen, lebendig und anschaulich unterrichten, insbesondre ist sie geeignet, den rohen Sinn unserer Jünglinge zu mildern, und wirksamer, denn viele andre Producte der Zeit, zu rein menschlichen Ansichten der Poesie und ihrer verschiedenen Gattungen nach ihrem Grundcharakter, wie nach Zeiten und Völkern anzuleiten. Mythe, Epos, Lyra (was aus der Terpsichore hier hätte beygefügt werden sollen), Drama, Idyll, Lehrgedicht, Märchen und Roman, Bilder, Allegorieen und Personification; Tanz, Melodrama, Volksgesang und Musik — werden hier nach ihrer geistigen Eigenthümlichkeit und Eintracht erwogen. Wir wissen diesen freundlichen Betrachtungen nichts ähnliches an die Seite zu stellen: gereifte, ernste, heitere Humanität begegnet uns fast auf jedem Blatt. Die Morgenröthe der frühesten Erzeugnisse des Verf. ist hier, so wie in den oben bezeichneten historischen Ansichten aus seinem späteren Lebensalter in sonnenklaren Morgen übergegangen. Mögen sich viele laben an dieser lieblichen Heiterkeit und Frische! — Als große Beyspielsammlung zu diesen Lehren sollten nach der Absicht des Verf. die Stimmen der Völker gelten, welche er aus allen Zeiten und von der ganzen Erde zusammenzubringen gedachte. Wie vieles Unschätzbare findet sich schon in den sogenannten Volksliedern; alles aber, so wohl gesammelt

und geordnet das meiste ist, bleibt noch weit hinter dem, was man der großen Absicht H's folgend versammeln könnte.

Indem wir uns jetzt zur dritten Abtheilung der H'n Schriften wenden, zu denen nämlich, worin sich seine Empfindungen bey irgend einem menschlichen Ereigniß, seine Ansicht und Darstellungsweise; seine Theilnahme an dem Verhältniß und Geschicke der Menschen, so wie seine eignen Beruhigungs- und Trostgründe, Wünsche, Erwartungen und Hoffnungen an den Tag legen, erinnern wir vor allem, daß auch diese Aeußerungen aufs genaueste mit seinem Bildungsgang zusammenhängen; dieser aber allerwärts, wo er ungehemmt war, oder sich befreyen konnte, dem Bildungsgang unseres Geschlechtes wesentlich entspricht. Seine Empfindung, Ansicht und Darstellung ist daher überall edel, menschlich, und wo nicht ganz in der Form, durch welche sich diese oder jene Zeit ausdrückte, doch bestrebt, das Volks- und Zeitmäßige im humanen Sinne zu bezeichnen. So in den dramatischen Stücken, z. B. Admetus Haus; dem entfesselten Prometheus; dem Philoktetes; dann weiter in den Paramythieen u. a. kleinen Dichtungen. Seine herzliche Theilnahme am Verhältniß und Geschicke der Menschen ist zugleich auch belehrend, rathend, hülfreich, wovon die unter dem Namen: Sophron gesammelten Erziehungsschriften einen jeden dafür empfänglichen überzeugen können. Was wir aber niemals ohne Rührung, Trost und Erhebung durchliefen und stets uns bestreben, einem dazu geeigneten Kreise guter Menschen mit sichtbarem Erfolge mitzutheilen, das sind seine: Christliche Reden und Homilieen. Liebenswürdiger ist uns H. nirgends erschienen, als hier, wo er so recht aus den Tiefen seiner eignen Seele in unsre Seelen spricht; deren Kräfte aus allen Richtungen und Verhältnissen des irdischen Lebens versammelnd zur Anschauung göttlicher Offenbarungen führt, und die so gesammelten Gemüther zum Vater der Menschen erhebet. Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden ist wahre Wiedergeburt. Zu dem Ende sind jene heilige Reden gehalten und niedergeschrieben; zu dem Ende die tief eingehenden Schriften vom Lande der Seelen, von der Unsterblichkeit, Seelenwanderung und Palingenesie verfaßt. Der Verf. wollte den Menschen — seinen Geschwistern — und sich selbst ans Herz legen, daß mit jedem wohlgelungenen Versuche jener Reinigung und Veredlung auch ein Fleck eitlen Wahnes, selbstsüchtiger Prätension und knabenhafter Wünsche ausgewaschen werde; mit dem Vollbringen jener Reinigung und Veredlung auch die Trugbilder der Zeit verschwinden und die Ewigkeit in den Gemüthern wohnet. —

diesen klaren Ansichten berichtige man die Vermuthungen Unsterblichkeit und Fortwirken in die Zukunft, welche wir bey den ersten Büchern der Ideen zur Gesch. der M. ichneten, und worüber wir anderwärts noch reden wollen. Betrachten wir die Sache genauer, so könnte die Hervor- ng der eben angeführten Schriften als eigentlich subjects r Art schwach begründet scheinen, da H's eigenthümliche findung, Erkenntniß und Theilnahme durch alle seine geht und dieses eben so auszeichnend an ihm ist, daß gewonnene Anschauung und Vorstellung vom Kreislauf sei- Lebens aufgenommen auch als Belehrung, Rath, Theil- e und Mitwirkung hervorgeht. Bedenken wir aber, daß n zuletzt aufgeführten Werken die Wiederlebung großer, Gefühle, edler Absichten und Bestrebungen; Reinheit Maaß der Lust und des Schmerzes; Sicherstellung in ff der wichtigsten Angelegenheiten unsres Daseyns ganz lich Inhalt und Zweck ist, welchen der Verf. durch seine Mitwirkung erfüllen und erreichen hilft, so sind wir be- igt, diese Schriften seine subjectivsten aus dem tiefsten runde seiner Individualität hervorgegangenen zu nennen. sammelt darin sein Erkennen und Wissen in den Lichtpunct nes Wesens und seiner Kraft, um von da aus nach der möglichen Weise zu wollen, zu wirken und zu helfen. So er demnach im Abgrund des Menschen des eigne Schicksal s jeden — als That seines Geistes, somit als das beseelende nzip der Geschichte, erforschte, so bildet auch ihm jene ei- thümliche Art des Wollens und Wirkens das eigne Schicksal, des ohngeachtet manches herben Anstoßes an der äußeren im innersten Grunde schön und heiter war. Durch seine efe und eine treue Lebensgeschichte (leider! nicht Johannes, aber doch von Joh. Georg Müller) sich dies noch klarer zeigen.

So überlassen wir dann des unvergeßlichen Mannes Schrif- mer weiteren ruhigen Prüfung, mit der Zuversicht, daß da, wo sie nur versuchten und begannen, sie stets als , ernste Versuche und Anfänge geschätzt werden müssen: H. war ein morgenlicher Geist, voll Frische und heit des Lebens. Hat er nicht immer auch durch die Hitze Tages sich fortgekämpft und das Verständniß durch die des Abends bis in die tiefe Nacht fortgesetzt, so hat er zu allen Bestrebungen des Tags Anregung und unaus- che Grundzüge zu weiterer Ausführung gegeben. Gibt der nen irgendwo mehr? und ist es nicht immer ein sonnen , freundlicher Morgen, der dies gibt? — Manchmal ist, läugnen es nicht, solche Heiterkeit am Morgen nur flüchtig

täuschend, und schwindet vor dem schwülen, schweren Tag, der folgt: dann war sein Geist nicht mächtig genug ergriffen, sondern von besonderen Rücksichten gelenkt; der Ausdruck wurde gleitend und schwebend und mogte nirgends festhaften. Solche Stellen entgehen dem Kenner nicht, und die andern hängen sich gar gerne an dergleichen Kleinigkeiten, wenn man sie ihnen auszeichnet, um zur Herabsetzung oder selbst Gleichstellung mit sich nur einen Vorwand zu haben. Jeder Redliche suche in seinem Kreis mit Bescheidenheit die Schwächen in das rechte Licht zu setzen, was sich durch mündliche, lebendige Nachhülfe eher berichtigen und ins Reine bringen läßt, als durch den todten Buchstaben. Wir Deutschen sind dies insbesondre einem Manne schuldig, der vom Anbeginn seiner Laufbahn bis zum Tode den reinsten Sinn hatte für Deutschen Grundcharakter, Sprache, Sitte und Hoheit; der uns eine ganze Welt der Menschengeschichte und Menschenbildung aufthat, in deren Inneres vor ihm nur da und dort einzelne blickten, und innerhalb dieses weiten Kreises der Menschheit dem Deutschen eine so edle Bestimmung zuerkannte, wie dies der Gesang vom Deutschen Nationalruhm beurkundet. Leider! müssen wir aber bemerken, daß gerade dieser Humane, dem sie (nicht etwa sein frohes Morgenlied in den Tag verarbeitend, sondern sinnlos auf demselben Fleck sich drehend) das Lieblingswort: Humanität bis in die späte Nacht nachbeteten, von vielen dieser Schwachen sehr inhuman behandelt, bestohlen, beraubt und dabey noch rechthaberisch beschimpft wurde. Viele, die jetzt vornehm und stolz thun mit Erkenntniß, tragen oft nur von H. erborgten Schmuck; andre erkennen ihn an, aber sie achten ihn zu leicht und gedenken behaglich ihres tieferen Wissens. Auch gibt es sogar einige, die sich ob der Sammlung seiner sämmtlichen Werke ärgern, der Welt einbildend, es sey diese aus bloßer Gewinnsucht veranstaltet. Neid und mancherley Furcht, daß die Sammlung neue Veranlassung zum Lesen gibt, mag solche Aeußerungen erzeugt haben. Sie verhallen wie alles Halbe und Schlechte. Die würdigen Herausgeber haben nicht Ursache, hieran sich zu stören: zum Andenken eines großen Mannes, zur Vorsorge für seine Hinterlassenen kann nicht genug gethan werden. Durch ihre Mühe haben sie sich also selbst ein schönes Denkmal gestiftet. Daß aber der Gehalt dieser Werke schon an sich zureiche, das Andenken H's unter uns zu verewigen, glauben wir einigermaßen dargelegt zu haben. Darum, o seliger Geist, sieh heiter auf uns herab und ergänze im Gemüth unsrer Leser, was wir verabsäumt oder nur schwach angedeutet haben!

C. J. W—n.

# Jahrbücher der Litteratur.

Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums von Nicolaus Thaddäus Gönner. Vierten Bandes erstes Heft. Landshut 1811. 8. 215 S.

Die erste Abhandlung dieses Hefts, welche auch als eine besondere Schrift ausgegeben wird, enthält einen Versuch einer neuen Theorie der Vermuthungen, von August Wilibald Feuerbein, kön. würt. Ober-Justiz-Procurator zu Stuttgart. — Es gibt gewisse Materien im Rechte, fängt der Verf. an, bey deren Bearbeitung der Gesetzgeber ungemein eingeschränkt ist, nämlich alle diejenigen, wo es darauf ankömmt, Gesetze über menschliche Handlungsweisen, oder Erscheinungen der physischen Welt zu geben. — Dem Rec., welchem kein Gesetz bekannt ist, das sich nicht auf eine menschliche Handlungsweise und zugleich auf eine Erscheinung der physischen Welt bezöge, ist es nicht völlig geglückt, die Meynung des Verf. enträthseln zu können. Sieht man auf das gleich Folgende (was Dolus, was Culpa, was Irrthum sey, hängt nicht erst von der Bestimmung des Gesetzgebers ab, die Begriffe dieser Dinge stehn unabhängig von aller Gesetzgebung fest, der Gesetzgeber soll sie nur auf Worte bringen ꝛc.), so scheint er sagen zu wollen, der Gesetzgeber sey im Definiren der Handlungsweisen ꝛc. beschränkt. Allein dieses ist überhaupt sein Geschäft nicht, und wenn er Begriffe aufstellt, so geschieht es nicht etwa darum, daß sich nun der Sprachlehrer, der Dichter, der Philosoph dieser Ausdrücke nur in dieser Bedeutung bediene, sondern in Beziehung auf die folgenden Gesetze (über Wirkungen dieser Handlungsweisen ꝛc.), in welchen außerdem eine und dieselbe Beschränkung öfters hätte wiederholt werden müssen. Will er sich dann, der Kürze und Deutlichkeit wegen, einen eignen Sprachgebrauch bilden, so bindet ihm nichts die Hände. —

Sieht man dagegen auf die Art, wie der Verf. auf die Lehre von den Vermuthungen übergeht, so scheint er vielmehr daran gedacht zu haben, daß es gewisse Materien gebe, die sich durch Gesetze nicht erschöpfen lassen, bey denen daher der Legislator darauf baue, daß der Richter ein Mann von Verstand und Einsichten sey. Hätte nun der Verf. dem Charakteristischen dieser Materie nachgeforscht, so würde gewiß die folgende Abhandlung eine ganz andere Richtung erhalten haben. Darüber aber findet sich, nichts, als die zuerst angführte dunkle Aeußerung. Da indessen, nach der Bemerkung eines Alten, an einer Abhandlung nichts so schwer ist, als der Eingang, so wäre es unrecht, von diesem auf den Verfolg, wo die Vorstellungen wirklich klarer werden, und der Ausdruck mehr von dem Schwankenden verliert, zu schließen. Und wenn man erwägt, daß der Verf. (nach S. 5.) von Schmidts Klagen, oceanum conjecturarum ac probabilitatis me transfretare oportebit, oceanum innumeris scopulis horridum etc. sehr lebhaft ergriffen worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß er sich in einiger Ferne von diesem Ocean gehalten hat. Auch verdient er besondere Nachsicht, da, nach einer Note zu urtheilen, eine freundschaftliche Aufforderung die Veranlassung gewesen ist, daß dieser Versuch gedruckt ward. Bey einer genaueren Ueberarbeitung desselben würde hoffentlich auch die §. 2. mitgetheilte Litterärnotiz anders ausgefallen seyn. Er wollte die Schriftsteller über Vermuthungen in chronologischer Ordnung aufführen, und nennt zuerst den Menoch, dann den Oldendorp und nun erst den Aiciat. Dann kommt wörtlich 4) Bartolus de Saxoferrato de praesumt. extat in comment. ej. ad jus civ. Vol. I. in Inst. et A. n. 25. Basil. 1562. f. und nun gar 5) Dion. Mugellanus de praesumt. extat cum Berberi viatoris Colon. 1576. 8. u. s. f., so daß es das Ansehen gewinnt, als ob er diese Büchertitel nicht etwa aus einem litterärischen Werke abgeschrieben, sondern aus einem, fehlerhaft aufgezeichneten, academischen Vortrage entlehnt habe. Diese Vermuthung wird durch das bestärkt, was er über die Schrift des Aiciat sagt, was auf diese gar nicht paßt. „Aiciat macht (heißt es S. 8.) nach dem Urtheile aller Gelehrten, als denkender Kopf ein

schöne Ausnahme von seinen Zeitgenossen, die mehr schrieben als dachten, so auch in dieser Lehre. Er ist z. B. der erste, der das Ungereimte der Eintheilung der praesumtiones Juris et de Jure fühlte, und sich dagegen erklärte, eine Stimme, die freylich unter seinen Zeitgenossen und Nachfolgern verhallte.“ Nun ist aber dessen tract. de praesumt. so barbarisch geschrieben, und seinen übrigen Schriften so unähnlich, daß schon daraus abzunehmen ist, daß nur die Materialien, nicht das Buch, als solches, von Alciat herrühren könne. Sodann steht es bey den Gelehrten in gar keiner besondern Achtung, wenn auch Duarens Urtheil, Alciatus, qui ingentem librum scripsit de praesumtionibus mihi certe videtur operam suam infeliciter collocasse etc. zu hart seyn sollte; und endlich ist es dem Alciat nicht entfernt in den Sinn gekommen, sich gegen die praesumtiones Juris et de Jure zu erklären. Er führt bloß acht Arten eines zulässigen Gegenbeweises an, (z. B. wenn derselbe nicht gegen das Präsumirte, sondern gegen die Thatsache, auf welche die Präsumtion gebaut ist, gerichtet wird) die lange vor ihm, meist von den Glossatoren selbst gelehrt worden sind, und die er sogar noch beschränkt und zum Theil abläugnet. — Aus einer ähnlichen Quelle mag denn auch die S. 70 mitgetheilte Tabelle der Ausdrücke, deren sich die Römer, um eine Vermuthung zu bezeichnen, bedient haben, (videtur, intelligitur, cognoscitur, creditur, metuitur etc.) geflossen seyn, wiewohl man auch bey Menoch eine solche, jedoch in bestimmtem Gegensatze gegen die Ausdrücke für Fictionen, findet. Suspicio, signa, argumenta, vestigia veritatis sucht man hier vergebens; dagegen wird praesumtio als der gewöhnliche Ausdruck angeführt, der doch erst im modernen Latein diese Bedeutung erhalten hat. Denn wenn sich auch in drey oder vier Stellen des Corp. Jur. Civ. praesumtio mit Vermuthung übersetzen läßt, so ist dieß doch ein bloßer Zufall, der dadurch möglich und sehr begreiflich wird, weil eine Vermuthung allerdings eine praesumtio (πρόληψις) ist; in allen übrigen Stellen aber würde der Sinn verloren gehn. Wir verweisen beyspielsweise auf die Constitution, welche dem filiofam., der Soldat ist, die Einrede des SCti Maced. nimmt (Cod. IV. 28. const. 7) deren

Schlußworte et ex praesumtione omnis miles non creditur in aliud quidquam pecuniam accipere et expendere, nisi in caussas castrenses, durchaus nicht die Bedeutung haben, als ob sich der Soldat diese Einrede durch den Beweis, das Geld nicht zu castrensischen Zwecken verwendet zu haben, verschaffen könne, wie man glauben müßte, wenn man unter praesumtio Vermuthung versteht. Auch können wir Dig. XXIX. 2 fr. 30. §. 4. nicht mit Stillschweigen übergehn, da der Verf. die Worte toties ei sua proficit praesumtio, quoties concurrit cum veritate (d. h. der Glaube des Erben, daß die Wittwe des Erblassers nicht schwanger sey, dient ihm nur dann zur Aufrechthaltung seiner Adition, wenn es sich ergibt, daß sie wirklich nicht schwanger war) S. 125 not. d. so interpretirt: nur solche Vermuthungen geben einen vollen Beweis, die der Wahrheit selbst gleich sind. Nun wird sich, fährt er fort, in facto immer noch fragen, ob die angeführte Vermuthung wirklich volle Wahrheit begründe, und aus unsern angeführten Bemerkungen erhellt, daß keine Vermuthung wirkliche Wahrheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit begründe. Diese Gesetze sind also nur unter der Voraussetzung anwendbar, daß es solche Vermuthungen gebe, wie die Gesetze postuliren. Da es aber keine gibt, so verlieren sie ihre Anwendbarkeit. Dies mag zugleich zum Muster dienen, wie der Verf. seine Sätze beweißt. Vermuthungen, sagt er, befreyen zwar von der Beweislast, aber durch Vermuthungen kann kein voller Beweis geführt werden, sie sind noch des Ergänzungseides bedürftig (S. 111), weil sie nicht Wahrheit, nur Wahrscheinlichkeit geben. Wendet man dagegen ein, daß letzteres von allen Beweismitteln, z. B. von der Aussage zweyer Zeugen ꝛc. gelte, welcher auch nur so lange geglaubt wird, als das Gegentheil nicht bewiesen ist, so antwortet er, daß diese juristische Wahrheit begründe. Warum dies bey Vermuthungen weniger der Fall seyn soll, ist eine willkührliche Annahme. Gesetze für seine Meynung (X. II. 24. c. ult. in f.) führt er nicht an, und mit den entgegenstehenden, die er zum Theil selbst allegirt, und wohin zwar nicht, wie er glaubt, fr. cit. 30. §. 4. gehört, wohl aber alle die unzähligen Fälle, in welchen in einem concreten Falle der Beweis solcher Um-

stände, die eine Vermuthung begründen, für genügend gehalten wird (z. B. für die Liberation in Dig. XXII. 3. fr. 24 et 26) weiß er auf die angeführte Art fertig zu werden.

Was die neue Theorie selbst betrifft, so geht die Absicht des Verf. dahin, die Gesetze zu entwickeln, nach welchen Vermuthungen gebildet werden. Deren soll es, nach den drey Categorien der Relation, drey geben, indem man entweder von der Substanz auf das Accidenz, oder nach dem Gesetze des Caussalität, oder nach dem der Wechselwirkung schließe. Das erste drückt er so aus: die Thatsache A, welche zur Thatsache B in dem Verhältnisse steht, daß letztere eine idealisch nothwendige Eigenschaft der Thatsache A ist, wird auch als allgemein in diesem Verhältnisse zu ihr stehend anerkannt, bis die Abweichung der Wirklichkeit dargethan ist; mit dem Setzen des A wird also auch das Daseyn des B vermuthet. Ist dagegen das abweichende Verhältniß von A und B dargethan, so wird die geringste Abweichung vermuthet. Als Beyspiel wird unter andern angeführt, daß zum Wesen des Staats Gleichheit der Rechte gehöre, Rechtsgleichheit also ein Accidenz des Staats sey. Demnach werde, wenn jemand ein Privilegium nachgewiesen habe, die geringste Rechtsausnahme vermuthet, und das Privilegium im Zweifel für personale gehalten. Der Verf. beruft sich auf Thibaut's System des Pandektenrechts §. 30., wo aber das Gegentheil steht. Es werden nun ferner Grundeigenschaften von den relativen unterschieden, und hieraus allgemeine und besondere Vermuthungen, die den allgemeinen vorgehn, abgeleitet. Das Gesetz der Caussalität lautet, auf Vermuthungen bezogen, so: weil die Thatsache A bisher immer oder meist von der Thatsache B die Ursache war, jene also in der Zeit voranging, und weil die Thatsache D bisher meist oder immer nur die Wirkung der vorangegangenen Thatsache C war; so werden diese Thatsachen auch allgemein in diesem Caussal-Verhältnisse stehend anerkannt, bis die Abweichung in der Erfahrung dargethan ist: mit dem Vorhandenseyn der Thatsache A, also auch die Folge B, mit dem Vorhandenseyn der Thatsache D, auch das Vorangehn der Ursache C vermuthet. Und das der Wechselwirkung: weil die Thatsache A zu derselben Zeit und an demselben Orte

neben der Thatsache B bisher immer oder meist erschien, diese Erscheinungsform aber die der Wechselwirkung ist, so werden diese Thatsachen auch als allgemein in diesem Verhältnisse zu einander stehend gedacht, und mit dem Vorhandenseyn der Thatsache A das gleichzeitige Vorhandenseyn der Thatsache B — mit der Thatsache B auch die Thatsache A vermuthet. — Man sollte demnach glauben, der Verf. nenne das bloße Mit- und Nebeneinanderseyn Wechselwirkung, aber kurz vorher hat er diese als das Verhältniß zweyer Thatsachen, vermöge dessen jede Ursache und Wirkung der andern sey, erklärt. Das angeführte Beyspiel von dem Menschen, der an einem Orte, wo ein Einbruch geschah, mit dazu dienlichen Instrumenten herumgegangen ist, ist freylich nur mittelmäßig geschickt, dies zu erklären. Denn daß, wie der Verf. will, das Herumgehn mit den Instrumenten die Ursache des Einbrechens, und das Einbrechen die Ursache des Herumgehens (was eher von einem Herausbrechen gesagt werden könnte) sey, ist noch schwerer zu begreifen, als das zu Erläuternde selbst.

Gegen diese Theorie ließ sich im Allgemeinen einwenden, daß die Dreyerleyheit der Relation mehr in der Abstraction, als in dem Leben selbst statt finde; wir wollen aber dies, was zu einer weitläufigen Erörterung führen dürfte, auf sich beruhen lassen, und uns begnügen, zu zeigen, daß diese Betrachtungsweise für den Rechtsgelehrten, als solchen, von keinem Gebrauche sey. Dieser, wenn er seine Gesetzgebung studirt, findet, daß dieselbe fünf Classen, oder Grade, von Präsumtionen unterscheidet, was der Verf. im Ganzen nicht mißbilligen wird, da er selbst eine Gradation der Erfahrungsnothwendigkeit, wie er sich S. 61 ausdrückt, annimmt. 1). Präsumtionen, welche in der Regel keinen Gegenbeweis zulassen, sogenannte praesumtiones juris et de jure (X. IV. 1. c. 30. 2c.) über welche der Verf. §. 26. viel Wahres sagt. Eine genaue Definition von diesem Ausdrucke zu geben, ist darum so schwer, weil er nicht sowohl einen bestimmten Begriff als ein Fachwerk bezeichnet, in welches die Glossatoren alle Arten von Versetzungen, welche zwischen die gewöhnlichen Vermuthungen und Fictionen fallen, (also auch die praesumtiones violentas der Neuern, in so weit sich diese nicht auf ein Mißverständniß

gründen) gelegt haben. 2) Präsumtionen, welche von der Beweislast befreyen (Dig. XXII. 3. fr. 25. pr. etc.), dahin gehört jede, für die sich eine sogenannte lex, in der sie als beweisend anerkannt wird, anführen läßt (praesumtiones iuris), und von den übrigen vielleicht keine, die nicht einer Rechtsvermuthung analog ist, gewiß aber nicht alle, oder genauer ausgedrückt, nicht jede immer, denn nach X. II. 24 c. 1. inf. gibt es unter diesen, 3) welche, die noch des Erfüllungseides bedürfen, und 4) andere, die bloß den Reinigungseid begründen. Die fünfte Classe endlich machen diejenigen aus, die für sich genommen, gar nicht in Betrachtung kommen und nur in Verbindung mit andern einiges Gewicht erlangen. (Dig. II. 14 fr. 3. ect.) — Der Richter, dessen Beurtheilung es anheim gegeben ist, wie viel Gewicht einer praesumtioni hominis beyzulegen sey, erwartet nun von der Theorie, daß sie ihm Regeln für sein Urtheil an die Hand gebe, vorzüglich aber, daß sie ihn lehre, das, was ihn in einem vorkommenden Falle bewegt, auszusprechen, da man motivirte Entscheidungen von ihm verlangt. Allein gerade hier verläßt ihn die Theorie des Verf. völlig, da jede Vermuthung ohne Ausnahme nach jenen logischen Formen erschlossen wird. So z. B. entsteht daraus, daß der Pfandgläubiger dem Schuldner das Pfand zurückgibt, die Vermuthung der Zahlung oder Liberation, und zwar nach der zweyten Regel des Verf., indem in 1000 Fällen gewiß 999 mal Zahlung oder Liberation die einzige Ursache der Zurückgabe des Pfandes war. Dieselbe Vermuthung entsteht nach derselben Regel aus der Zurückgabe des Schuldscheins. Woran soll nun der Richter erkennen, daß die letztere die Liberation beweis't und die erstere nicht (Dig. I. 14. fr. 2. §. 1. fr. 3.)? — Diesen Knoten zerhaut der Verf., indem er annimmt, daß alle Vermuthungen auf gleiche Weise von der Beweislast befreyen (§. 28.), und doch wollte er nicht etwa bloß in politischer Hinsicht, sondern der Gesetzgebung gemäß diesen Gegenstand abhandeln. Zu seiner Entschuldigung läßt sich indessen anführen, daß der scharfe Unterschied, den man zwischen Rechtsvermuthungen und den andern zu machen pflegt, wenigstens nicht im Römischen Recht gegründet ist. Denn da bey den Römern der ursprüngliche

Gesichtpunct, nach welchem die Beweisführung so bewerkstelligt wurde, wie der Geschichtschreiber seinen Lesern ein Factum glaublich macht, dieselbe also nicht Sache des Rechtsgelehrten, sondern des Redners war, stets herrschend blieb; so trugen ihre Richter kein Bedenken, auf eine bloße Wahrscheinlichkeit zu verurtheilen oder loszusprechen. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man auf die einzelnen Rechtsvermuthungen reflectirt. In demselben Rescripte z. B., durch welches eine bestimmte Vermuthung praesumtio juris geworden ist, wird sie der Entscheidung als beweisend zu Grunde gelegt, ob sie gleich damals nur noch praesumtio hominis war.

Da wir es einmal übernommen haben, die Behauptung des Verf. zu erklären und zu entschuldigen, so müssen wir sie auch noch von einer andern Seite betrachten, von welcher sie das Paradoxe, was sie zu haben scheint, noch mehr verliert. Wenn man diejenigen Vermuthungen, welche auf eine Absicht schließen, von den übrigen trennt und besonders betrachtet, so wird man finden, daß es in Ansehung der letztern von keinem großen Belang sey, ob sie durch ein Gesetz ausgesprochen seyn oder nicht. Hier steht die praesumtio juris meist nur als Beyspiel da, wie auch hin und wieder anerkannt wird (C. C. C. art. 18—24.) *). Von desto größerer Bedeutung ist es dagegen in Ansehung der erstern, indem die Absicht, die das Gesetz einer Handlung unterlegt, so willkührlich sie auch ausgedacht seyn mag, dem Handelnden mit allem Rechte beygemessen wird, wenn er nicht die entgegenstehende ausgedrückt hat. Und auf der andern Seite, wenn das Gesetz schweigt, und auf die wirkliche Absicht geschlossen werden soll, welche Gradation des Wahrscheinlichen! so daß sich die oben angegebenen Classen und Stufen hauptsächlich nur auf diese zu beschränken scheinen. Nun geht aber aus §. 23. hervor, daß der Verf. diese zur Interpretation rechnet, und seine Theorie selbst nur in Ansehung der andern gelten läßt. Daß sie dahin gehören, ist auch ganz richtig, wenn man Auslegung im weitern Sinn nimmt, nur kommt man alsdann in Verlegenheit zu sagen,

*) Ja muß zuweilen sogar der, die sich von selbst aus den Umständen ergibt, nachstehn (Code Nap. art. 720.).

was nicht Auslegung sey. Beschränkt man sie dagegen, wie es wohl rathsam seyn möchte, auf mündliche oder schriftliche Rede, und zwar auf eine dunkle oder zweydeutige, so ist die Grenzlinie bald gefunden. Alles, was das an und für sich Verständliche entwickelt, auseinandersetzt, unausgesprochene Bestimmungen in dasselbe hineinträgt, ist nicht Interpretation in dieser engern Bedeutung, sondern Präsumtion, so daß zwar jede Interpretationsregel eine Vermuthung ausdrückt, aber nicht jede Vermuthung einer Absicht Interpretationsregel ist. — Wollte der Verf. diese Spur verfolgen, so wird er, wie wir glauben, seine Abhandlung umarbeiten, das Verhältniß der Interpretation zu den Vermuthungen anders bestimmen, als es §. 23. geschehen ist und dasselbe nicht gelegenheitlich berühren, sondern an die Spitze des Ganzen stellen. Er endigt mit den Worten: wir können nun mit Rechte schließen, da keine der in der Lehre von Vermuthungen vorkommenden Fragen ohne Beantwortung von uns übergangen wurde. Wir können ihm dieses nicht zugeben, obschon z. B. die Erörterung, ob gegen den Beweis, der eine Vermuthung entkräftet, ein neuer Gegenbeweis zulässig sey (S. 121), eine rühmliche Erwähnung verdient. Eine Menge von Fragen, die sich auf collidirende Vermuthungen beziehen, ist unberührt geblieben. Er sagt, es gibt keine Collision; wo sie einzutreten scheint, ist die eine der beyden Vermuthungen nicht entstanden. Dies ändert nur den Ausdruck. Die einzige Regel, die er anführt, daß die besondere die allgemeine ausschließe, reicht nicht aus, und führt nicht selten auf Abwege. Ob zu dem Gegenbeweise gegen eine Vermuthung die gewöhnlichen Beweismittel zureichen, was ehemals vielfältig zur Sprache gebracht wurde, hat er eben so wenig untersucht. Aus seiner Theorie läßt sich zwar ein Ja ableiten, wie sich aber dieses Ja mit den Gesetzen, welche manifestissimas probationes fodern, vertrage, das wäre eine andere und, wie uns deucht, die eigentliche Frage.

II. Bemerkungen und Vorschläge, betreffend die öffentliche Aufzeichnung der Momente des menschlichen Lebens, mit besonderer Rücksicht auf die Napoleonischen Register des Civil-Standes. — Von dem Verfasser der Grundlinien der

Arithmetik des menschlichen Lebens (W. Butte). Einige Sätze aus der eben genannten Arithmetik des menschlichen Lebens dienen dieser interessanten Abhandlung zur Vorerinnerung, und eben solche, aus dem Capitel der Phantasien, beschließen dieselbe. Sie stehn mit der eigentlichen Abhandlung nur in leiser Berührung, und können hier, herausgerissen aus ihrem Zusammenhange, nicht beurtheilt werden. — Nach einer kurzen Einleitung entwickelt der Verf. die Foderungen, denen die Aufzeichnung der Momente des menschlichen Lebens entsprechen soll. Er geht davon aus, daß sie die transitorischen Zeitverhältnisse der Individuen als Glieder des Einen und dauernden Organismus der Menschheit vergegenwärtigen soll, und zwar nicht bloß um die Foderungen des Privatlebens zu befriedigen, sondern zugleich mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des Staats, der Kirche und der Wissenschaft. Von so weitem Umfange auch das solchergestalt Aufzuzeichnende zu seyn scheint, so beschränkt es der Verf. doch auf drey Hauptmomente, Geburt, Ehe und Tod, und einige Nebenmomente, als Taufe, Proklamation, Adoption ꝛc. Als allgemeine Eigenschaften der Register werden Zuverlässigkeit, Vollständigkeit, Präcision, Leichtigkeit und Unfehlbarkeit des Auffindens, und endlich eine, den höheren Combinationen über den Organismus der Menschheit günstige Zusammenstellung angegeben. Hierauf erzählt er mit vieler Sachkenntniß, was zur Erfüllung dieser Foderungen, theils vor der Napoleonischen Gesetzgebung, theils in ihr geschehen ist. Die Vortrefflichkeit dieser erkennt er an, und zwar nicht durch unanständige Lobpreisungen, sondern durch Darstellung ihrer Vorzüge. Indessen bemerkt er, und beweis't es an einem Beyspiele, daß die Register des Civilstandes zwar demjenigen, der seine Verwandtschafts-Verhältnisse weiß, vortreffliche Dienste leisten, indem sie ihm die nöthigen juristischen Beweismittel an die Hand geben; denjenigen aber, der diese Kunde nicht hat, häufig ohne Hülfe und Trost lassen, und meistens nur aus Zufall auf die rechte Spur leiten. — Der verwais'te Heinrich Daniel M. möchte sich zu der Erbschaft seines, in Ostindien gestorbenen reichen Ur-Großonkels von mütterlicher Seite legitimiren. Von diesem hatte ihm eine alte Tante, die nun

t mehr lebt, zuweilen erzählt. Sonst aber weiß der Aermste
seinen Verwandtschafts-Verhältnissen auch gar nichts, als
er in M. geboren ist. Dahin reis't er also und erfährt
seiner Geburtsurkunde den Namen und den damaligen
hnort seiner Eltern. An diesem ist nur der Vater gestor-
, von der Mutter schweigen also die dortigen Register;
ist er so glücklich durch Umfragen zu erfahren, daß sie
des Vaters Tode nach L. gezogen sey. Da sie hier auch
orben ist, so findet er eine Urkunde über ihren Tod, und
dieser glücklicherweise (Code Nap. art. 79. §. 2.) ihren
burtsort und die Namen ihrer Eltern. Er reis't nun in
Geburtsort seiner Mutter und durchsucht die dortigen Re-
er. Da aber die Großeltern sich hier nur einige Zeit auf-
halten hatten und hier nicht geboren, nicht copulirt, nicht
storben waren, so findet er auch nicht die geringste Spur
n ihrem Geburtsorte, von ihren Eltern und deren Geschwi-
rn, und also auch nichts von dem reichen Ur-Großonkel.
ch ist alles Nachfragen vergeblich. — Der Verf. schlägt
her vor, in jeder Commune ein eignes Buch in Folio, von
reymal so viel Blättern, als diese Commune dermalen Fami-
en zählt, zu eröffnen, das wie die Register des Civilstands
ollirt und paraphirt werde. In diesem soll jedes Ehepaar,
enn auch nur einer der Ehegatten noch lebt, jede unverhey-
thete Weibsperson, welche Kinder hat, und jede einwandernde
milie ein eignes Blatt bekommen. Alle Individuen werden
s auf die Zeit ihrer Verheyrathung (wo sie ein eignes Blatt
halten) für Glieder derjenigen Familie gehalten, in welcher
geboren wurden. Bey jedem in das Familienbuch einzu-
genden Moment (Geburt, Verheyrathung, Tod ꝛc.) ist genau
ch Zeit und Ort zu bemerken, wo die demselben entsprechende
kunde zu finden ist, so wie in den juridischen Urkunden
f das Familienbuch verwiesen werden soll. Nach dem Tode
Eltern wird auf der Kehrseite des Blatts die Dauer dieser
t absolvirten Ehe sammt der Zahl der Geburten aus ihr,
t einigen Rücksichten, die nicht näher angegeben sind, be-
rkt. Einwanderung und Auswanderung haben ihre Register,
welchen die Familien und deren Folio angegeben sind ꝛc.
ter Voraussetzung dieser Einrichtung würde es dem armen

Heinrich ein Leichtes seyn, seinen ganzen Stammbaum zu entwerfen. Schon an dem Wohnorte seiner Eltern würde er auf den Geburtsort seiner Mutter und hier auf den Geburtsort seines mütterlichen Großvaters verwiesen worden seyn. Die Geburtsurkunde des Großvaters führt ihn zurück auf jenes Blatt des Familienbuchs, wo er denselben im Kreise seiner Geschwister; bald darauf auf jenes, wo eben so der Urgroßvater und seine Geschwister und unter diesen der reiche Erblasser selbst vorkommt. —

Wenn man indessen erwägt, welche ungeheure Schreiberey diese Familienbücher erfodern würden, und welche Masse von Papier dazu verwendet werden müßte, da auf manches Blatt nur wenige Zeilen zu stehen kommen würden; so wird man wenigstens wünschen, daß sie möchten entbehrt werden können. Die juridischen Beweise sollen nach dem Verf. immerdar auf den Registern des Civilstands beruhen, die Familienbücher sollen nur den Mangel des Wissens ersetzen, und sollte man nicht jeder Familie selbst überlassen können, für dieses Wissen zu sorgen? und sorgt nicht wirklich jede Familie dafür, selbst unter den Landleuten, wie der Verf. bemerkt, indem diese die dahin einschlagenden Notizen in die große Bibel mit den silbernen Klammern, oder in den hundertjährigen Calender ꝛc. schreiben? und ereignen sich nicht die Fälle, wo der Faden der Verwandtschaft verlohren gegangen ist, meistens nur, wie in dem Beyspiele, bey dem reichen Vetter in Ostindien? — Und wenn der Staat auch für dieses Wissen sorgen wollte, könnte es nicht viel einfacher geschehen? Eine beständig fortgeführte Liste der Einwohner eines jeden Orts, mit Angabe des frühern und spätern Domicils, welche ohnehin überall eingeführt werden wird, wo sie noch nicht ist, da man ja schon von jedem Fremden, der nur übernachtet, Namen, Stand, Gewerbe, Wohnort ꝛc. zu wissen verlangt, würde den armen Heinrich eben so weit geführt haben, als die Familienbücher, wenn ihm auch diese freylich einen leichtern Ueberblick gewährt hätten. — Aber gerade diese Ueberblicke sind es, auf die der Verf. das meiste Gewicht legt, indem durch sie nun viele wichtige politische Untersuchungen, z. B. wie viel Kinder im Durchschnitt eine Ehe liefere ꝛc., so sehr erleichtert

werden. Demohngeachtet scheint uns diese Verbindung beyder Zwecke zu sehr im gothischen Style entworfen zu seyn, als daß sie sich zur Ausführung eignete. Der juristische Zweck erfodert Vollständigkeit, d. h. Aufzeichnung aller Familien, kann aber die Zusammenstellung und das doppelte Buchhalten entbehren; der politische Gesichtspunct dagegen erfodert leichten Ueberblick, detaillirte Notizen und den leeren Ranm dahinter, hat aber die Vollständigkeit nicht nöthig. Denn so wie es zur Beschreibung der Löwennatur unnöthig ist, aller Löwen Lebenslauf vor sich zu haben, so überflüssig und gänzlich unthunlich ist es, das Gesetzmäßige im Menschengeschlecht aus allen Familien, welche existirt haben, existiren und existiren werden, abstrahiren zu wollen, so daß in dieser Hinsicht $^{999}/_{1000}$ der Arbeit vergeblich wäre. Lasset also die Statistiker sich selbst ihre Tabellen nnd Listen aus den Registern des Civilstandes ausziehen und, gleich einem Bergmanne, da und dort einschlagen, wo sie eine reiche Ausbeute neuer Entdeckungen erwarten können.

Indessen ist der Verf. so sehr für die Familienbücher eingenommen, daß er sich nicht begnügt, sie als eine nützliche Anstalt anzupreisen, vielmehr ist ihm ihre Nützlichkeit gerade das Unbedeutendste; er ist geneigt, von ihrer Einführung eine neue Epoche der Staatswissenschaft zu datiren. Daß die schwache Stimme dessen, ruft er aus, der hier vorschlägt, durchdringen könnte, zu den gesetzgebenden Körpern des civilisirten Europas; so würde ein in seiner Erfindung unbedeutendes, in seiner Anlage einfaches, in seinen Folgen ohnfehlbar grosses Werk realisirt werden. Der Privat-Zustand, der öffentliche, und die rastlos nach Vervollkommnung ihrer strebende Wissenschaft würden sich vereinen, dieses Werk zu preisen.

---

Leben des C. Julius Cäsar, von A. G. Meißner. Dritter Theil, bearbeitet von J. C. L. Haken. Mit dem Bildnisse des Cn. Pompejus. Berlin bei Dunker und Humblot. 1812. 488 S. 8.

Hr. H. gedenkt in der Vorrede der günstigen Aufnahme, deren die beyden ersten Bände der Meißnerischen Biographie des Julius Cäsar, bey einem großen Theile der Deutschen Lesewelt sich zu erfreuen gehabt, und setzt hinzu, daß sie einen solchen Beyfall gar wohl verdient hätten, da der reife Ernst, die bedächtige Kritik und das fleißige Studium nicht zu verkennen sey. Rec. gesteht, daß er in dieses freygebige Lob nicht stimmen kann, indem er auch hier, so wie fast in allen M'schen Arbeiten mehr Pretiosität, als Gründlichkeit, mehr eine gewisse

steife und welke Pracht, als ruhige Klarheit und einfache Durchdringung des Stoffes erblickte. Hr. H. erzählt sodann weiter, daß M's zu früher Tod die Vollendung des Werkes gehindert habe, und nur wenige Bogen, die den Anfang dieses dritten Theiles ausmachen, unter den nachgelassenen Papieren des Verstorbenen gefunden worden seyen. Es sey deshalb von Seiten der Verlagshandlung der ehrenvolle Auftrag an ihn geschehen, in den von M. angelegten Plan des Werkes einzugehen, und mit Beybehaltung seiner Gesichtspuncte zum Ende zu führen. Er habe die Sache zwar sehr „waglich" gefunden, am Ende aber doch nicht widerstehen können, sondern muthig begonnen.

Rec. hat für nöthig gefunden, diese Umstände hier nachzuerzählen, da sie die unfreye Entstehungsart dieses Werks beurkunden, wobey er, der lebhaft überzeugt ist, daß jedes wahrhaft gute Buch nur durch das Gefühl einer inneren Nothwendigkeit erzeugt werden könne, seine Mißbilligung nicht zurückhalten darf. Ueberhaupt, so scheint es ihm, spielen schon seit geraumer Zeit die Verlagshandlungen eine zu große Rolle in unserer Litteratur, wobey indeß nicht die Schuld auf sie, sondern auf die zu nachgiebigen Schriftsteller fällt. Es wäre wohlgethan, wenn die letzteren, die so oft zur Unzeit die Griechen und Römer im Munde führen, sich an die Art und Weise erinnern wollten, wie die Autoren jener Völker ihr Verhältniß zum Publikum bildeten.

Nach dieser durch Hrn. H's Erklärung veranlaßten Aufstellung wollen wir gern und mit Wärme anerkennen, was in seinem Werke als löblich anzuerkennen ist: Kenntniß der Quellen, Genauigkeit und Fleiß in der Zusammenstellung der Erzählungen der einzelnen Schriftsteller, die von Cäsar gehandelt haben. Sehr strenge Kritiker dürften vielleicht meinen, es verdiene das bloße Thun der Schuldigkeit kein sonderliches Lob, doch dünkt uns dieser Einwurf von keiner großen Erheblichkeit, indem ihm zu Folge nie von einem Lobe die Rede seyn könnte. Selbst der rein Tugendhafte würde dann in dieser Hinsicht nichts weiter erreichen, als Freyheit vom Tadel, indem man bekanntlich nicht mehr thun kann und nicht mehr thun soll, als eben die reine Pflicht.

Bey jenen rühmlichen Eigenschaften aber leidet das Werk auch an sehr bedeutenden Mängeln, die wir so kurz als möglich angeben wollen. Die erste Pflicht eines Biographen ist ohne Zweifel die, einen klaren Begriff von dem Object seiner Darstellung sich zu erwerben, damit es ihm möglich werde, ein klares Bild von demselben aufzustellen. Hrn. H. ist dieses bey aller Bemühung nicht gelungen, denn er geht stets in die Breite, trägt Farben auf und verwischt sie wieder, ja, wenn

er einmal die richtige Farbe getroffen zu haben glaubt, so färbt er, so zu sagen, die Farbe von neuem an, damit selbst der kurzsichtigste Leser, der sich nur an grellen moralischen Antithesen erfreut, befriedigt werde. Hr. H. bringt mit ausdauerndem Fleiße alle Materialien zusammen, aus denen sich die Statue Cäsars bilden ließe; aber er bildet sie nicht wirklich, ja er scheint zu glauben, daß das Aufspeichern jener Materialien eben so viel sey, als Bilden. Wir fragen ihn selbst, ob ihm nicht der kühl besonnene große Römer in seinem ganzen Leiden und Leben, durch eine einzige Scene in Shakspear's Trauerspiel klarer werde, als durch sein ganzes Buch, wenn er es einst, nachdem es ihm fremd geworden, von Neuem lesen sollte. Sollte er aber, wider Verhoffen, die Anführung des großen Dichters in dieser Beziehung nicht gelten lassen wollen, so verweisen wir ihn auf Tacitus, dessen historische Kunst völlig das leistet, was wir bey ihm gänzlich vermissen. Wir deuten dabey hin auf die vollendeten Gestalten, die uns jener größeste Historiker vom Tiberius, Germanicus, Arminius u. s. w. so wie nicht minder, und oft nur durch zwey bis drey Zeilen, von den minder hervorragenden Charaktern gegeben hat. Das Bild, welches er mit mächtiger und gesicherter Kraft hervor ruft, steht vollendet da, völlig gleich den Statuen der besten plastischen Künstler alter Zeiten.

Man wird natürlich nicht verlangen können, daß wir einen Fehler, der in dem Wesen des ganzen Buchs liegt, durch einzelne Stellen beweisen sollen. Ein vollständiger Beweis könnte nur dadurch geführt werden, daß wir das Werk von S. 1 bis zum Ende abschrieben, welches man uns wohl recht gern erlassen wird.

Der zweyte Fehler liegt im Styl, der meistens unbehoifen schwer und unzeitig feyerlich auftritt, oder gedehnt und geschweift in die Breite sich zerrt. Lebendigkeit und Kraft fehlen überall, so wie nicht minder Eile und Ruhe, da wo sie hin gehören. Um dem Verf. in keinem Falle Unrecht zu thun, wählen wir zum Beleg unsers Urtheils geflissentlich eine der besseren Stellen, bey der es wohl entschieden ist, daß der Verf. sie mit besonderer Liebe bearbeitete, und wir zweifeln nicht, daß dieser Auszug ihm bey manchen Lesern zur Empfehlung gereichen werde. Er hat Cäsarn glücklich bis an den Rubico gebracht, und fährt dann folgendermaßen fort:

„Auch den festesten Entschluß einer großen Seele begleitet die Uebersicht und das Erwägen der daraus entspringenden Folgen nur um so lebendiger, als jener schon an sich selbst, nur als die Frucht des klaren Bewußtseyns ihrer Verhältnisse betrachtet werden darf. Was Wunder denn, wenn auch Cäsar in ein immer tieferes Nachdenken versank, je näher er dieser

Scheidelinie rückte, wo der erste über dieselbe hinaus gewagte Schritt sein Loos unwiderruflich bestimmen mußte? Noch, wenn er hier umkehrte, stand es vielleicht in seinem Vermögen, den Ruf eines gehorsamen pflichtgetreuen Bürgers zu retten, und selbst im schlimmsten Falle, größer als sein Schicksal zu seyn: — eine kleine Brücke in seinem Rücken; und dann blieb ihm keine andre Wahl, als zwischen dem Untergange oder der Herrschaft über die Welt! Dann vermochte er nur sein Schwerdt, unterstützt von seinem Glücke, walten zu lassen!

Er befahl seinem Wagenführer, stille zu halten. Seine Freunde, erstaunt über die innere heftige Bewegung, worin sie ihn erblickten, wagten gleichwohl nicht, sein tiefes Schweigen zu unterbrechen; bis er selbst endlich mit überströmender Seele, sie zu Vertrauten des erneuerten Kampfes machte, mit welchem seine frühern Entwürfe, bis zur Ermüdung, zu ringen gehabt. Gewiß durchflog den großen Mann eine geheime Ahndung, daß diese Stunde bestimmt sey, der Welt auf Jahrtausende hinaus eine veränderte Gestalt zu geben; und mit dem begeisterten Feuer, welches seinen Beruf beurkundete, das verhängnißvolle Werkzeug dieser Umwälzung zu seyn, riß er sich aus seinem Sinnen empor, und rief: „Mag es ihn denn gelten, den großen Wurf aus des Schicksals Händen!“ —

Sollten wir ganz in das Einzelne gehn, so würden wir den Verf. noch vor dem Gebrauch verqiteter greller Metaphern warnen, wie z. B. folgende sind: „in den Eingeweiden des Staates wühlen, seine Hände im Blute der Gegner baden, die lang versparte Rache sättigen, der einzige heilige Anker Pompejus, die brausenden Schwingen fesseln“ u. s. w. Dergleichen Redensarten sind seit einem Jahrhunderte von Deutschen Historikern, die sich nur zu sehr an der Grellheit ergötzt haben, so ungebührlich häufig gebraucht worden, daß sie dadurch ganz verrieben und zerrieben und zerbraucht worden sind. Trifft es sich nun gar, daß ein Schriftsteller mehrere jener abgestandenen Redensarten schnell hinter einander, ja sogar, wie es hier der Fall ist, in einem Punctum aufwendet, so darf er sicher darauf rechnen, daß der Leser gar nichts mehr dabey fühlt.

Wie sehr in diesem Werke alles in das Breite geht, wird schon dadurch klar, daß es auch jetzt noch mit diesem dritten Bande nicht vollendet ist. Der Verf. verspricht indessen, daß der vierte Theil, welcher bald erscheinen solle, den großen Julius endlich einmal unter die Doiche des Brutus und Cassius bringen soll. Wir hoffen, daß der große Gegenstand ihn mit neuer Kraft ausrüsten und auch seinem Style etwas von der Lebendigkeit mittheilen werde, die wir bisher noch vermißten.

Fn.

# Jahrbücher der Litteratur.

1) Aſtronomie (,) von J. G. F. Bohnenberger, Profeſſor zu Tubingen. Mit acht Kupfertafeln. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1811. 710. S. mit Einſchluß des Regiſters. gr. 8. (5 fl. 24 kr.)

2) Epitome Elementorum Astronomiae sphaerico-calculatoriae. Auctore Joanne Pasquich, Directore observatorii astronomici regiae universitatis hungaricae. Pars prima. Elementa theoretica astronomiae sphaerico-calculatoriae. Viennae, apud Schaumburg et Soc. 1811. 160 pag. 4to. Cum I tab.

Ejusdem operis: Pars secunda. Elementa practica astronomiae sphaerico-calculatoriae. Ibidem. 1811. 166 pag. 4to.

Appendix ad Joannis Pasquich Epitomen elementorum practicorum astronomiae sphaerico-calculatoriae; complectens tabulas auxiliares. Ibidem. 1811 38 pag. 4to. (Zuſammen 4 fl. 30 kr.)

3) Grundriß der geſammten Aſtronomie (,) mit einem Anhange über den Kalender. Nebſt vorausgeſchickter Theorie der Kegelſchnitte und einiger Curven höherer Ordnung. Zum Gebrauche der Vorleſungen. Von Johann Schön, der Philoſ. Dr., öffentl. u. ordentl. Prof. d. Mathem. an d. Univerſ. zu Würzburg. Nürnberg, bey Carl Felsecker. 1811. XVI S. Vorrede und 366 S. gr. 8. Mit acht Kupfertafeln. (4 fl.)

4) Kosmographiſche Entwickelung der vornehmſten Begriffe und Kenntniſſe (,) welche bey der zweckmäßigen Benützung der künſtlichen Himmels- und Erdkugel erfoderlich ſind, u. ſ. w. Von Johann Heinrich Voigt, Hofrath und Prof. der Mathem. u. Phyſ. zu Jena. Mit einer Kupfertafel. Weimar, im Verlage des geograph. Inſtituts. 1810. XII S. Vorrede und 284 S. gr. 8. Nebſt 28 S. Regiſter und Anhang. (2 fl. 30 kr.)

5) Die vornehmſten Lehren der Aſtronomie (;) deutlich dargeſtellt in Briefen an eine Freundin. Von H. W. Brandes, Herzogl. Oldenb. Deich-Conducteur u. ſ. w. Mit zehn Kupfertafeln. Leipzig, bey G. J. Göſchen, 1811. Erſter Theil. 217 S. Zweyter Theil 306 S. 8. (6 fl.)

Vorstehende fünf Schriften sind als eine erfreuliche Bereicherung der astronomischen Literatur anzusehen. In dem Hauptzwecke: die wichtigsten Lehren der Astronomie auf eine genügende und verständliche Weise darzulegen übereinstimmend, weichen ihre Verfasser, rücksichtlich ihrer besondern Nebenzwecke, sehr merklich von einander ab. Diese beziehen sich theils auf die besonderen Classen von Lesern, für welche sie schrieben, theils auf die Menge der darin abgehandelten Materien, theils auf die besondere Art des gewählten Vortrags. Was jeder Verf., zufolge seines Planes, geleistet hat, wollen wir unsern Lesern durch diese Anzeige in gedrängter Kürze darlegen, und, wo es nöthig scheint, mit unsern Bemerkungen begleiten.

Das Werk Nr. 1. bietet unter einem kleinen, anspruchslosen Titel, den Freunden des astronomischen Studiums eine große Reichhaltigkeit des Stoffs dar. Der Verf. legt den schönen, soviel wir wissen, in dieser Vollständigkeit noch nirgends ausgeführten Plan zum Grunde, die Lehren der Astronomie nach derjenigen Ordnung vorzutragen, in welcher sie erfunden worden sind; welches wir um so mehr billigen, als diese Ordnung auch zugleich die natürlichste ist. Solchen Lesern, welchen die wichtigsten Sätze der Elementargeometrie, nebst einigen der bekanntesten aus der Lehre von den Kegelschnitten nicht fremd sind, wird das Studium dieser Schrift nicht viele Schwierigkeiten machen. Für diejenigen hingegen, welche sich in den Rechnungen der ebenen und sphärischen Trigonometrie einige Fertigkeit erworben haben, sind sehr häufige Paragraphen in kleinerer Schrift beygefügt. Ihr Zweck ist theils die wirkliche Berechnung der in dem Texte befindlichen geometrischen Constructionen, theils die strengen und allgemeinen Beweise der in demselben aufgestellten Sätze.

Da die Astronomie, gleich jeder Erfahrungswissenschaft, mit dem bloßen Beobachten der Phänomene begann, durch allmähliges Fortschreiten das Scheinbare vom Wahren sondert und das Gesetzmäßige darin erforschte, und erst späterhin zur Erkenntniß der wahren Gründe dieser Erscheinungen sich erhob, so ist die gewöhnliche Eintheilung in die Lehre von

scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper (sphärische
ronomie), von den wahren Bewegungen derselben (theo-
e Astronomie) und von den physischen Ursachen dieser
wegungen (physische Astronomie) eben so naturgemäß, als
uem beybehalten.

Der Verf. beginnt mit der täglichen scheinbaren Bewe-
ng des Himmels. Nachdem die Grundbegriffe mit vieler
rheit entwickelt sind, nennt er zur genauern Bestimmung
Meridians, als durch bloßes Beobachten der größten und
ssten Höhe eines Sterns vier Methoden, welche sämmt-
dem Anfänger diese Fundamentalaufgabe der Astronomie
anschaulich machen. Dann wird gelehrt, wie man aus
Polhöhe, der Polardistanz und Höhe eines Sterns den
undenwinkel; aus der Polhöhe, Polardistanz und dem
undenwinkel die Höhe des Sterns; für eine gegebene Pol-
he aus dem Azimuth und der Höhe eines Sterns seine
lardistanz und den Stundenwinkel, und endlich eine Pol-
he, Polardistanz nebst dem Stundenwinkel und Azimuth
ch geometrische Constructionen finden könne. Eben dieses
d sodann von der Morgen- und Abendweite und der
censionaldifferenz gelehrt, worauf schöne trigonometrische For-
ln folgen, um obige Constructionen zu berechnen. Nach
sem noch etwas von der kugelförmigen Gestalt der Erde,
ihrem Mittelpunctsstand im Sternenhimmel und der Haupt-
theilung der Sterne in Fixsterne und Irrsterne. Die Lehre
der astronomischen Strahlenbrechung und der Parallaxe ist in
n zweyten Capitel ausführlich und gründlich dargestellt. Alle
thoden und nöthigen Angaben sind mit der größten Sorgfalt
ständig gegeben. Vielleicht wäre es für Anfänger schicklich
esen, den Begriff der Refraction des Lichts im
emeinen an einigen Beyspielen zu erläutern, damit auch
e, denen diese Lehren der Optik noch durchaus fremd
, mehr befriedigt würden. Das dritte Capitel handelt mit
cher Genauigkeit und Ausführlichkeit von der scheinbaren
egung der Sonne und der Zeitmessung. Besonders sind
Data über Abnahme der Schiefe der Ekliptik vollständig
geben. Die Horizontalparallaxe der Sonne für die mitt-
Entfernung von der Erde setzt der Verf. 8,8 Sek., wor-

aus die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne = 23439 Erdhalbmesser folgt. Setzt man sie nur um 1/10 Sek. kleiner, so wird dieser Abstand schon um 215 Erdhalbmesser größer, woraus sich die Verschiedenheit älterer und neuerer Bestimmungen leicht erklären läßt. Die Verschiedenheit der Tags- und Nachtlänge, nebst den Abwechslungen der Jahrszeiten wird leichtverständlich vorgetragen. Hierbey hätte auch die Eintheilung der Erdbewohner in Bezug auf ihren Schatten mitgenommen werden können, weil dieses die Begriffe des ersten Anfängers besonders aufklärt. Bey Erklärung und Berechnung der Dämmerung wird auch der Methode gedacht, durch sie die Höhe der Atmosphäre ungefähr zu bestimmen, wobey der Verf. mit Recht ihrer Unsicherheit gedenket. Eine schöne trigonometrische Auseinandersetzung der Aufgabe: die Lage der Umdrehungsaxe der Sonne durch die Beobachtung der auf ihrer Oberfläche befindlichen Flecken zu bestimmen macht den Schluß dieses Capitels. Im folgenden betrachtet der Verf. die Bewegungen des Mondes, seine Lichtgestalten und die Finsternisse. Auch hier fanden wir Alles mit Präcision und Deutlichkeit entwickelt, und durchgehends auf die sichersten Bestimmungen der besten Astronomen Rücksicht genommen. Gelegentlich wird auch hierbey der sehr sinnreichen und einfachen Methode Aristarch's gedacht, um das Verhältniß der Abstände der Sonne und des Mondes von der Erde zu finden. Dies Verfahren ist deshalb merkwürdig, weil man ihm die ersten Begriffe von der großen Entfernung der Sonne von der Erde verdankt. Zum Schlusse wird die Methode erörtert, die Höhe der Mondsberge zu bestimmen, und dabey mit Recht auf Schröter's vortreffliches Werk (selenotopographische Fragmente) verwiesen. Das fünfte Capitel ist den Bewegungen der Planeten gewidmet. Alles Merkwürdige, was die Astronomie sowohl von den Hauptplaneten, als ihren Trabanten entdeckt hat, wird hier in systematischer Ordnung und mit vieler Klarheit entwickelt. Gerne gingen wir hier mehr in das Besondere dieser Gegenstände ein, wenn es die Grenzen dieser Anzeige gestatteten. Der Leser wird nichts von Wichtigkeit vermissen. Bey der Erklärung der Hypothesen über die Anordnung der Planetenbahnen sind besonders

mit ganz ausgezeichneter Präcision und Klarheit die aus den alten geometrischen Hypothesen der Kreisbewegung folgenden Epicykeln dargestellt, und dadurch der so oft verkannte Scharfsinn der Griechischen Astronomen gerechtfertigt. Sollten wir am Schlusse dieses ersten Buchs noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser: der Verf. möchte auch das Wichtigste aus der Astrognosie in die sphärische Astronomie aufgenommen haben. Eine kurze Darstellung der wichtigsten Sternbilder, etwa nebst ihrer Mythengeschichte, würde dem Anfänger eine gleich angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewährt haben. — Im zweyten Buche werden die wahren Bewegungen der Himmelskörper untersucht. Das erste Capitel von der Gestalt und Größe der Erde gibt ausführliche und gründliche Nachricht über die merkwürdigsten Gradmessungen und deren Resultate. Die ausführlichen Rechnungen von §. 137—142. haben wir mit Vergnügen durchsehen, da aus ihnen ersichtlich ist, auf welchen Wegen man zu so interessanten Resultaten gelangen konnte. Sodann werden aus der bekannten Größe der Erde die Größen jener Himmelskörper berechnet, deren scheinbare Halbmesser im ersten Buche gefunden worden sind; und eben daraus auch die Mondsberge bestimmt. Im zweyten Capitel sind die Bewegungen der Erde nebst den davon abhängenden Erscheinungen gründlich entwickelt. Dem dritten Capitel von den Gesetzen der Bewegung der Planeten um die Sonne, und der Gestalt der Planetenbahnen möchten wir die erste Stelle im ganzen Werke einräumen. Die Wichtigkeit der Gegenstände, die musterhafte Darstellung der Sätze und die erläuternden Berechnungen bestimmen uns dazu. Besonders belehrend sind die Gesetze des großen Keplers entwickelt, und mit Recht wird des für die Astronomie so äußerst wichtigen 15ten May's des J. 1618 gedacht, wobey wir uns nicht enthalten können, des großen Mannes eigene Worte herzusetzen: Inventis veris orbium intervallis, per observationes Brahei, plurimi temporis labore continuo; tandem, tandem genuina proportio Temporum periodicorum ad proportionem orbium

— sera quidem respexit inertem,
respexiit tamen et longo post tempore venit;

eaque, si temporis articulos petis, 8. Mart. 1618 animo concepta, sed infeliciter ad calculos vocata, eòque pro falsà rejecta, denique 15. Maji reversa, novo capto impetu, expugnavit mentis meae tenebras; tanta comprobatione et laboris mei septendecennalis in observationibus Braheanis, et meditationis hujus, in unum conspirantium, ut somniare me et praesumere quaesitum inter principia primo crederem (Harmonices mundi libr. V. Lincii Austriae 1619. pag. 189). — Der Gegenſtand des vierten Capitels betrifft die Bahnen der Kometen, wo beſonders auf eine ſehr lehrreiche Weiſe gezeigt und mit Beyſpielen erläutert wird, wie man die Bahn eines Kometen durch drey, nicht zu weit von einander liegende, geocentriſche Oerter deſſelben vermittelſt einer geometriſchen Conſtruction beſtimmen kann. Ueber die muthmaßliche phyſiſche Beſchaffenheit der Kometen, über die wichtigſten, bis zu unſerer Zeit beobachteten, und über die etwaige Beſorgniß, welche dieſe Himmelskörper den Erdbewohnern erregen könnten u. ſ. w. findet ſich hier ſehr wenig oder gar nichts, welches wir, da der Verf. für Anfänger ſchrieb, nicht billigen können. Das fünfte Capitel, welches von der Bahn des Mondes um die Erde und von den Bahnen der übrigen Trabanten um ihre Hauptplaneten ſpricht, ſtellt dieſe Gegenſtände faßlich und für Anfangsgründe ſehr genügend dar. Es macht den Schluß der theoretiſchen Aſtronomie.

Dem dritten Buche von den Geſetzen der Bewegung und ihrer Anwendung auf die Bewegung der Himmelskörper, iſt ein großer Theil des ganzen Werks (326 Seiten) gewidmet, und, wie uns dünkt, mit vielem Rechte. Der Verf. begnügt ſich nämlich nicht bloß damit, daß er die Anwendung der Bewegungsgeſetze auf die wirkliche Bewegung der himmliſchen Körper darſtellt, ſondern er lehrt zuerſt ſelbſt dieſe Bewegungsgeſetze auffinden. Auf ſolche Weiſe legt er der phyſiſchen Aſtronomie ein feſtes Fundament unter, worauf ſodann ein ſolider Bau dieſer Lehren errichtet werden kann. Wir finden dieſe Methode um ſo empfehlungswerther, als mancher Leſer dieſes Werks, obgleich geübt in rein mathematiſchen Betrachtungen dennoch in den allgemeinen Grundſätzen der reinen und angewandten Bewegungslehre mehr oder minde

ling ſeyn kann. Im erſten Capitel fanden wir die in-
nteſten Sätze von der geradlinigen und krummlinigen,
förmigen und beſchleunigten Bewegung mit Deutlichkeit
Strenge entwickelt. Eben ſo behandelt das zweyte die
ngen der Schwere, wobey die Geſetze der Pendelbewe-
n nebſt ihren vielfach wichtigen Anwendungen beſonders
erörtert werden. Das nun folgende dritte Capitel von
heorie der Bewegung der Himmelskörper und der allge-
n Schwere (S. 457—540) enthält eine ſehr wohlge-
ne Darſtellung dieſes wichtigen und öfters ſchwierigen
nſtandes. Beſonders lehrreich ſind die Auseinanderſetzun-
n §. 276. bis §. 283. für die Centralbewegungen. Wir
n unſere Leſer verſichern, daß die Grundlehren der New-
ſchen Aſtronomie, nebſt deren höchſt wichtigen Anwen-
en ſo dargeſtellt ſind, daß ſie, für Anfänger, nichts zu
hen übrig laſſen. In das Einzelne dieſes fruchtbaren
a's einzugehen, müſſen wir uns hier verbieten. Gleiches
verdient das vierte Capitel von den Störungen der ellip-
n Bewegungen durch die gegenſeitige Gravitation der
melskörper, worin Alles in ſchöner Ordnung zuſammen-
llt iſt, was die ältere und neueſte Aſtronomie Gründliches
über aufzuweiſen hat. Der Verf. hat hier, wie in ſeinem
en Werke, aus den beſten Quellen geſchöpft, und das ſich
Dargebotene ſo ſcharfſinnig benutzt, daß wir überall den
n erkennen, der dieſer Arbeit gewachſen iſt. In dem
ten und letzten Capitel wird die eigentliche Geſtalt der
und der Planeten, das Geſetz der Schwere auf ihren
flächen und die Veränderung der Lage ihrer Umdrehungs-
betrachtet, und das Intereſſanteſte davon wohlgeordnet
etragen. Die Darſtellungen von §. 348. bis §. 356. ſind
anziehend, als befriedigend für den ſtrengen Wahrheits-
her. Von der Ebbe und Fluth wird S. 675—685 aus-
lich gehandelt. Auch geſchieht noch der ebbe- und fluthe-
ichen Bewegung in der atmoſphäriſchen Luft durch die
henden Kräfte der Sonne und des Mondes, ſo wie auch
Zodiacalſcheins gebührende Erwähnung. Einige allgemeine,
rſt gehaltvolle Betrachtungen über das Weltſyſtem, nach
ace's exposition du système du monde machen den

Schluß eines Werks, welchem wir, in Bezug auf Reichhaltigkeit der Materien, auf Gründlichkeit und Deutlichkeit der Darstellung keine uns bekannt gewordene neuere Schrift über die Astronomie gleichsetzen können. Mit großer Kunst sind fast alle Grundlehren der physischen Astronomie hier ohne Beyhülfe der höhern Analysis allgemein und streng bewiesen, nur sehr weniges wird auf die Autorität der mécanique céleste angenommen, und mit gleich großem Fleiß sind alle Data der Erfahrung mit Ausführlichkeit aus den neuesten Beobachtungen gesammelt. Die Kupfertafeln sind zweckmäßig und sehr gut gezeichnet.

Auch das Werk Nr. 2. zeichnet sich durch die Auswahl des Stoffs sowohl, als durch die Form des Vortrags sehr rühmlich aus, und verdient die Aufmerksamkeit der Freunde und Beförderer des gründlichen astronomischen Studiums. Es ist nicht für ausgebildete, vollendete Sachkundige, sondern für solche Anfänger geschrieben, welche das vielumfassende Feld der Astronomie zum erstenmale betreten, und sich mit den wichtigsten theoretischen und practischen Lehren dieser erhabenen Wissenschaft vertraut zu machen wünschen. Lobenswürdig ist es, daß der Verf. so eifrig mitwirkt, um in den Gemüthern der Jünglinge, welche seinen Vorlesungen (wobey er sich dieses Werks als Leitfaden bedienet) beywohnen, die Liebe zu seiner Wissenschaft zu wecken, welche als die Zierde des menschlichen Verstandes anzusehen ist, und selbst in moralischer Hinsicht sehr wohlthätige Wirkungen hervorbringen kann. Die Schreibart des Verf. ist rein und verständlich, der Vortrag in dem ersten Theile größtentheils in gehaltvollen Kernsätzen aphoristisch; in dem practischen meist eben so und mit einer großen Menge lehrreicher Beyspiele erläutert. Besonders müssen wir an dem theoretischen Theile eine vorzügliche Deutlichkeit der ersten astronomischen Grundbegriffe, und eine strenge Darstellung der Beweise; an den practischen Anweisungen hingegen eine sehr lobenswürdige Faßlichkeit und zweckmäßige Auswahl der gegebenen Vorschriften loben. Um unsere Leser näher mit dem Systeme und Ideengange des Verf. bekannt zu machen, wollen wir hier eine kurze Uebersicht beyder Theile und des Anhangs folgen lassen. Im ersten Abschnitte des ersten Theils werden

jene Fundamentalbegriffe und Grundsätze entwickelt, welche sich auf die tägliche Bewegung der Sterne, und die jährliche Bewegung der Sonne beziehen. Er zerfällt in vier Capitel: Von den allgemeinen Gründen der Geometrie des Himmels; von den Beziehungen der Sterne auf die Kreise der Himmelskugel, rücksichtlich ihrer täglichen Bewegung und der jährlichen Bewegung der Sonne. Der zweyte Abschnitt: Von dem Wesen und Unterschiede der astronomischen Zeiten und von dem davon abhängenden Gebrauche der geraden Aufsteigungen, theilt sich auch in vier Capitel: Von dem Maaße der Zeit überhaupt; von der wahren und mittleren Sonnenzeit; von den Stundenwinkeln, ihren Beziehungen auf die geraden Aufsteigungen und von der Zeitgleichung; von der Anwendung dieser Lehren auf die Culmination der Sterne und die Unterschiede der Meridiane. Der dritte Abschnitt ist den analytischen Untersuchungen über den scheinbaren Lauf der Sonne in der Ekliptik, und über die Lage der Sterne, welche von ihrer täglichen Bewegung abhängig ist, gewidmet. Die dazu gehörigen drey Capitel handeln sehr befriedigend von dem scheinbaren Sonnenlaufe durch die Ekliptik, von den Höhen der Sterne und von den Stundenwinkeln und Azimuths. Der Gegenstand des vierten Abschnitts ist die Gestalt und Größe der Erde, die Parallaxe und astronomische Strahlenbrechung. Die dazu gehörigen vier Capitel sind vorzüglich gut dargestellt, und der Verf. hat durchgehends die neuesten und besten Quellen benutzt. In dem fünften Abschnitte werden die eigenen Bewegungen der Planeten, nebst den Erscheinungen, die daraus entspringen, entwickelt. Hier fanden wir die Gesetze und physischen Ursachen dieser Bewegungen, die Gründe der elliptischen Bahnen der Planeten, die Art, ihre Bewegungen, rücksichtlich der Erde und Sonne, auf die Ekliptik zu beziehen, die von den Bewegungen der Planeten abhängigen Erscheinungen, und endlich die Perturbationen der Erdbewegung nebst den damit in Verbindung stehenden scheinbaren Bewegungen der Fixsterne, sehr deutlich und gründlich auseinandergesetzt. — Der practische Theil spricht in dem ersten Abschnitte von den Hülfsmitteln und Elementen des astronomischen Calculs. Zuerst werden hier die allgemeinen Grundsätze und Begriffe

dargelegt; sodann von dem Gebrauche der astronomischen Tafeln zur Bestimmung der Sonnenelemente; von dem Gebrauche der astronomischen Ephemeriden bey diesen Berechnungen; von dem Gebrauche des Fixsternenverzeichnisses und der Tafeln ihres Vorrückens zu ihren geraden Aufsteigungen und Abweichungen, und endlich von der Nutations- und Aberrationsberechnung. Der zweyte Abschnitt spricht von der Berechnung der Zeiten und deren Anwendungen. Man findet hier schöne Untersuchungen und Vorschriften über die Verwandlung der astronomischen Zeiten, über die allgemeinen Gründe zur Regulirung der Uhren, über die Bestimmung der Culminationszeit der Sonne und der Fixsterne, und über Regulirung der Uhren vermittelst Beobachtung dieser Culminationen. Der dritte Abschnitte handelt endlich von den vorzüglichsten Anwendungen der vorhergehenden Lehren auf die Beobachtungen der Sterne. Zuerst wird die Bestimmung der Mittagshöhen durch beobachtete Höhen außer dem Mittagskreise entwickelt, sodann seine doppelte wichtige Anwendung der Höhe der Sonne und der Fixsterne gelehrt, und eine Anweisung, die Lagen der Gestirne durch Beobachtungen zu bestimmen, macht den Beschluß des Ganzen.

Der Anhang enthält eine Sammlung von XXXVIII Hülfstafeln, deren Kenntniß und Gebrauch bey practischen astronomischen Rechnungen unentbehrlich ist. Ihre Construction und ihr Gebrauch ist in dem practischen Theile deutlich auseinandergesetzt, und mit vielen Beyspielen erläutert worden. Die Tafeln I bis XII, nebst Tafel XXVIII, sind nach den bekannten Tables astronomiques publiées par le Bureau des Longitudes de France u. s. w. bearbeitet, und von dem Verf. in eine bequemere Ordnung gebracht und abgekürzt worden, ohne jedoch bey Berechnung der Längen um 1 Sekunde zu fehlen. Diesen Tafeln ist noch Piazzi's äußerst schätzbares Verzeichniß von ein hundert und zwanzig der Hauptfixsterne beygefügt, welches hier gerade so erscheint, wie dasselbe in dem Werke: Del Reale Osservatorio di Palermo, libro sesto, enthalten ist.

Der Verf. von Nr. 3. hat in seiner Schrift Newton's Meisterwerk (Philosophiae naturalis principia mathematica)

unmittelbar zum Grunde gelegt, und ſich bemühet, die zu ſeiner Abſicht nöthigen ſchweren Beweiſe daraus ſeinen Leſern mit Deutlichkeit darzulegen. Eben dies that er in Betreff der Folgeſätze, welche von Newton oft gleichſam nur angedeutet worden ſind. Hierdurch wollte er ſeine Leſer auf dieſes claſſiſche Buch nicht bloß aufmerkſam machen, ſondern zum ernſten Studium deſſelben ermuntern. Dieſe löbliche Bemühung des Verf. hat unſern vollen Beyfall, wir wünſchen ihr den beſten Erfolg. Auch können wir dieſen Grundriß als eine gute Vorbereitung zu dem Studium des obigen Werks mit Ueberzeugung empfehlen; obwohl auch noch andere mathematiſche Kenntniſſe dazu nöthig ſind. Da des Verf. Schrift ein Leitfaden für Vorleſungen ſeyn ſoll, ſo müſſen wir es billigen, daß ſein Vortrag zwiſchen dem populären und ſtreng wiſſenſchaftlichen das Mittel hält. Academiſchen Jünglingen ſollen die wichtigſten Lehren der Aſtronomie weder bloß hiſtoriſch beygebracht werden, wodurch der Trieb zum Selbſtdenken ſo leicht erſtickt wird; noch ſollen dieſelben durch das Eingehen in das kleinſte Detail und durch die ſchwierigern theoretiſchen Betrachtungen von dieſem Studium abgeſchreckt werden. Der Zweck des Lehrers muß ſeyn, den ächt aſtronomiſchen Geiſt anzuregen und zu beleben; damit der gute Saamen, da wo er auf guten Boden fällt, aus eigner Kraft keime und wurzle. Nach dieſen Anforderungen haben wir des Verf. Grundriß aufmerkſam geprüft, und deſſen Plan und Ausführung zweckmäßig gefunden. Auch hat es unſern Beyfall, daß derſelbe, zur Erreichung der nöthigen Deutlichkeit, den ſynthetiſchen Weg gewählt hat, welcher dem Anfänger des mathematiſchen Studiums weit angemeſſener iſt, und innigere Ueberzeugung gewährt, als die Anwendung der Analyſis, zumal der höhern.

Der Entwurf des Werkes iſt folgender. S. 1 — 112 ſchickt der Verf. eine kurze Theorie von den Kegelſchnitten und einigen andern Curven voraus. Obgleich dieſe Abhandlung eigentlich einen Gegenſtand der reinen Mathematik bearbeitet, der ſeine ſchickliche Stelle in einem Lehrbuche über jene Wiſſenſchaft findet, und daher in einem Compendium über Aſtronomie weder geſucht, noch vermißt wird, ſo wollen wir doch des Verf. Idee hier nicht mißbilligen, da die Lehre von den Kegel-

schnitten in so innigem Bezuge mit der Himmelskunde steht, und die Leser dieses Grundrisses dieselbe als eine zweckmäßige Recapitulation dieses Gegenstandes ansehen können. Der Verf. hat sich auch hier der synthetischen Methode bedient; seine Darstellung ist deutlich und gründlich. Auf eine allgemeine Einleitung folgen in drey Hauptstücken die wichtigsten Sätze von der Parabel, Ellipse und Hyperbel dergestalt, daß in dem ersten Abschnitte eines jeden diese Curven auf die Axen, in dem zweyten auf die Tangenten, und in dem dritten auf die Durchmesser bezogen werden. Die Hyperbel wird noch in einem besondern Abschnitte auf die Asymptoten bezogen, und ein allgemeiner Abschnitt handelt von dem Krümmungskreise der Curven. Hierauf folgen von den Curven höherer Ordnung die Cissoide und die Conchoide, und von den transzendenten Curven die Cycloide. Den Schluß macht die Quadratur und Cubatur des Flächen- und begrenzten körperlichen Raums in Beziehung auf die Parabel und Ellipse. Der Verf. gründet diese Quadraturen der Parabel und Ellipse auf die Summirung einer Progression von Linien, und ihre Cubatur auf die Summirung einer solchen Reihe von Kreisflächen. Diese Methode müssen wir durchaus mißbilligen, da sie zu fehlerhaften Schlüssen verleiten kann, und dem Geiste der strengen Geometrie zuwider ist. Denn wer nach ihr z. B. die Gleichheit des Flächenraumes zweyer Dreyecke von einerley Grundlinie und Höhe beweisen will, schließt entweder von der Gleichheit gleich vieler und gleich großer Parallellinien die man in beyden Figuren mit ihren Grundlinien ziehen kann, auf die Gleichheit ihrer Flächen; oder er leitet dieselbe aus der Summe gleich vieler und gleich großer kleiner Flächen ab, welche er zwischen je zweyen solcher Parallelen in beyden Dreyecken annimmt. Im ersten Falle läßt man die Ebenen aus der Summe von nebeneinandergelegten Linien bestehen, was den ersten Grundsätzen der Geometrie widerspricht; und in dem zweyten begeht man einen Paralogismus, da als Hülfssatz des Beweises der erst zu beweisende Lehrsatz selbst zum Grunde gelegt wird. Denn die sich in beyden Dreyecken correspondirenden (wenn gleich noch so schmalen) Flächen sind kleine Paralleltrapeze, die sich nicht decken, sondern deren Gleichheit an Fläche erst

dann gründlich erkannt werden kann, wenn die Gleichheit der Flächenräume der ganzen Dreyecke streng erwiesen ist. Da sich der Verf. in dem größten Theile seines Werks Newton zum Führer gewählt hat, so hätte er auch hier dessen eigene Worte mehr beherzigen sollen: Contractiores ..... redduntur demonstrationes per methodum indivisibilium, sed quoniam durior est indivisibilium hypothesis, et propterea methodus illa minus geometrica censetur, malui demonstrationes rerum sequentium ..... ad limites summarum et rationum deducere (Princip. Phil. natur. lib. I. Sect. 1. Schol. ad Theor. II.).

Die eigentliche Astronomie beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, worin vom Begriffe derselben und der Eintheilung der Himmelskörper gehandelt wird. Der Verf. theilt die gesammte Astronomie in die theoretische und practische, und jene wieder in die sphärische und theorische ein. In der theorischen unterscheidet er wieder zwey Theile, den mathematischen und den physischen. Hieraus ist ersichtlich, daß des Verf. Schrift eigentlich in drey Hauptheile zerfällt, den sphärischen, mathematischen und physischen, wie dieses auch der Natur des zu behandelnden Gegenstandes am angemessensten ist. In der sphärischen Astronomie wird in drey Abschnitten von der Lage der Sterne gegen den Horizont, den Aequator und die Ekliptik mit großer Anschaulichkeit gehandelt. Diese Abtheilung hat unsern Beyfall. Der theoretischen Astronomie mathematischer Theil handelt zuerst die wichtigsten Lehren von der Sonne und dem Monde zwar kurz, doch für Anfänger befriedigend ab; dann werden die Weltsysteme des Ptolomäus, der Aegyptier, des Copernikus, des Tycho und andere damit verwandte Lehren dargelegt; darauf folgen die Ursachen der Ortsverschiebungen der Himmelskörper überhaupt; dann die Keplerische Theorie, und endlich eine kurze, aber wohlgerathene Zusammenstellung des Wissenswürdigsten von den Cometen. In dem eigentlich physischen Theile der theorischen Astronomie sind die Elemente der Bewegungsgesetze in krummen Linien, die Newton'sche Lehre von der allgemeinen Schwere der Himmelskörper, die Bestimmungen des Volums, der Masse, der Dichtigkeit der Planeten und der Schwere auf denselben, nebst den

wichtigsten Sätzen von der Perturbations-Theorie mit einer musterhaften Klarheit auseinandergesetzt.

Als Zugabe ist dieser Schrift eine kleine Abhandlung von dem Kalender beygefügt. Dies sahen wir um so lieber, da dieser Gegenstand jeden gebildeten Menschen interessirt, und in den meisten zu öffentlichen Vorlesungen bestimmten Handbüchern der Astronomie gar nichts davon vorkömmt. Eine kurze Geschichte des Kalenders, die Zeitrechnung des Ptolomäus, der Mondcykel, nebst den Epacten und der goldnen Zahl, der Sonnen- und Indictionscykel machen die Hauptabtheilungen davon aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Die Elegieen des Jeremias in Griechischem Versmaas (Versmaaß) getreu übersetzt. Giessen, bey Tasche' und Müller. 1810. 62 S. 8.

Wir können diese Arbeit eines ungenannten, jedoch, dem Vernehmen nach, schon durch mehrere kleine Schriften bekannten Gelehrten von einer gedoppelten Seite betrachten: theils als Dolmetschung Hebräischer Elegieen, wobey es auf treue Auffassung und Darlegung der Gedanken und Ausdrücke des Originals ankömmt; theils als Nachbildung Hebräischer Elegieen in Griechischem Versmaaß, wobey, außer der Anschmiegung an das Hebräische Original in Ansehung des Rhythmus und des Parallelismus der Glieder, vorzügich der Rhythmus oder die Harmonie des gewählten Versmaaßes in Betrachtung kömmt. Aus diesem zweyfachen Gesichtspunct müssen wir um so viel mehr vorliegende Uebersetzung betrachten, je weniger uns irgend eine Vorrede über die Absicht derselben und über die Rücksichten des Verf. bey ihrer Ausarbeitung belehrt; so wie auch kein Wort zur historischen Erörterung über diese Elegieen im Ganzen oder im Einzelnen, über ihren Verf., ihre Absicht u. dgl. vorhergeht. Bloß ein Paar gute ästhetische Bemerkungen sind jeder einzelnen Elegie vorhergeschickt, die auf den Ton derselben hinweisen; und am Schluß ist S. 52 f. ein Anhang hinzugefügt, welcher literarische Notizen über ältere und neuere Bearbeitungen dieser Klagelieder nebst Würdigung derselben enthält.

Sehen wir erſtlich auf den Werth und das Verdienſt Ueberſetzung als ſolcher! Hier müſſen wir freylich im zen bemerken, daß ſie den Sinn des Originals gut dar; , und daß auch die wehmüthigen Empfindungen des Dich; , von denen daſſelbe zeugt, in der Ueberſetzung den Leſer rechen. Nur iſt es zu bedauern, daß die gedankenvolle ge des Hebräiſchen Textes gar oft durch den viel wortrei; n umſchreibenden Ausdruck der Ueberſetzung unkenntlich rden iſt. So werden Cap. I, 11. die einfachen Worte: לְהָשִׁיב נַפְשׁ durch einen ganzen Pentameter ſehr gezwungen gedrückt in folgendem Diſtichon:

Brod ſucht ſeufzend ihr Volk und giebt ſein Geſchmeide für Speiſe,
„Daß es den Lebenshauch noch zwinge zur Friſt."

h haben wir vorzüglich bey der fünften Elegie, wo dies der Verf. ſelbſt eingeſteht, wo ſich ihm aber kein anderes ſbenmaaß darbot, das mehr Vortheil gewährt hätte, dieſe ge des Originals vermißt, wie aus folgender Probe hervorgeht:

1. O gedenke daran, Jehova, was uns geſchehen iſt,
Schau' und erblicke du unſre Schande.
2. Unſre Erbbeſitzung iſt zugewendet den Feinden,
Unſre Wohnung den Söhnen des Auslands.
3. Waiſen ſind wir zu nennen, des leitenden Vaters beraubte,
Und die Mütter ſind Wittwen vergleichbar.
4. Trinken wir doch um Silber das Waſſer, das unſern Durſt ſtillt.
Und erhalten das Holz um Bezahlung.

eſem Mangel an Kürze haben wir auch bey der erſten gie, wo freylich die Verſe des Originals, alphabetiſch ge; net, aus mehreren Gliedern beſtehen, das Mißverhältniß iger Stellen der Ueberſetzung zu dem Original in Anſehung Abtheilung zuzuſchreiben, da bisweilen z. B. V. 2. 4. u. v. auf Einen Hebräiſchen Vers ſtatt Eines Diſtichons derthalb kommen, und nun der folgende Vers mit einem ntameter beginnt, wie dies V. 3. 5. 10. 12. der Fall iſt, ches aber nach Rec. Gefühl einen Uebelſtand gibt. — rigens iſt der Ausdruck des Ueberſetzers im Ganzen edel; bey I, 8. ſtießen wir an, wo es heißt:

Die ſie (Ziona) als Buhle verehrt, höhnen als Metze ſie aus,

ſich leicht ein edlerer Ausdruck hätte wählen laſſen. Daß die von unſerm Ueberſetzer, freylich nach der Analogie, ge; achten Benennungen die Judäide für בת־יהודה I, 15. rusalemide für בת־ירושלם II, 13. ihr Glück machen den, glaubt Rec. nicht.

Wir ſehen jetzt auf unſre Ueberſetzung als Nachbildung bräiſcher Elegieen in Griechiſchem Versmaaß; be;

dauern aber im Voraus, daß wir gar Manches daran auszustellen haben. Einige Hexameter oder auch einzelne Disticha finden sich freylich, die ganz harmonisch lauten; aber vielfältig wird diese Harmonie entweder durch ungewöhnliche Härten in der Scansion, oder durch den gänzlichen Mangel der Cäsur im Hexameter, oder dadurch unterbrochen, daß man bey einem Vers verschiedne Scansionsversuche macht, und am Ende doch ungewiß bleibt, wie der Verf. scandirt hat. Folgende Stelle, die Rec. sich angestrichen hat, werde zum Beleg des Gesagten dienen:

I, 3. Denn ohn' Erretten ergreift sie der verfolgende Feind.

I, 4. Traurend liegen die Wege nach Zion; die Pilgerschaar ziehet
Nicht zu Festen herauf; leer ist und öde das Thor.
Priester und Jungfrau stöhnt; Ziona ist tief bekümmert,

5. Unter des Siegers Hand, die willkührlich beherrscht. —

I, 10. — — — sie siehet ins Heiligthum Völker
Dringen, die dein Gesetz schloß aus dem heiligen Chor.

I, 12. Schauet doch, ob es wohl Schmerzen noch giebt, wie
meine Schmerzen?

I, 22. Ja, all ihr Frevel gelangt vor dein erspähendes Aug.

II, 4. Würgt all die Augenweide des Landes, und giesset wie
Feuer
Seinen Zorn aus im Lager Zionas.

II, 13. Weit wie das Meer gähnt deine Wunde, wer schliesset
sie heilend?

II, 17. Ausgeführt hat Jehova den Plan und die Sprüche des
Willens,
Vordem gesprochen, erfüllt und zerstört nun ohne Verschonen,
Deine Feind' erfreun sich und heben mit Stolze den Nacken.

III, 32. Denn nicht von Herzen betrübet und quält er die Menschen.
(Ein Hexameter von fünf Füßen!)

IV, 11. Seinen Zorn hat Jehova vollendet, gegossen die Glut aus (;)
Zion ein Feuer entflammt, welches die Grundfest' aß. (!!)

Wir enthalten uns aller weitern Bemerkungen darüber, und überlassen das Urtheil dem Leser. Mit solchen Nachbildungen kann so wenig der biblischen, als der schönen Litteratur gedient seyn.

Die beygefügten Anmerkungen sind größtentheils unbedeutend; doch ein Paar derselben, z. B. Anmerk. 10. 14. 17. zu Cap. II., Anmerk. 4. zu Cap. IV. verdienen Aufmerksamkeit.

e.

No. 31. Heidelbergiſche 1812.

# Jahrbücher der Litteratur.

## Neue aſtronomiſche Schriften.

( Fortſetzung der in No. 30. abgebrochenen Recenſion. )

Auch Nr. 4. verdient als eine ſehr nützliche Schrift gerühmt zu werden. Die Veranlaſſung dazu gaben die beyden neuen zwölfzölligen Globen, welche das geographiſche Inſtitut zu Weimar nach den ſchönen engliſchen Muſtern von Cary und Gilpin bearbeitet, herausgegeben hat, und deren Reviſion dem Verf. übertragen wurde. Dieſer unternahm es hierbey, gegenwärtiges Werk auszuarbeiten, um denjenigen, welche nicht hinreichende aſtronomiſche Kenntniſſe beſitzen, eine gründliche Anleitung zum Gebrauche von dergleichen Himmels- und Erdkugeln zu ertheilen. Obgleich es nun nicht an guten Anweiſungen hierzu fehlt, unter welchen der Verf. ſelbſt die von Scheibel und Müller nennt, ſo kann dieſes Werk dennoch ſehr wohl neben jenen als zweckmäßig anerkannten Schriften beſtehen. Neue Wahrheiten und wirkliche Erweiterungen der Wiſſenſchaft dürfen die Leſer freylich hier nicht erwarten; allein auf eine deutliche und ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der auf den gründlichen Gebrauch der Globen Bezug habenden Begriffe und Sätze, auf Berückſichtigung der im Felde der Aſtronomie bis auf die gegenwärtige Zeit gemachten Entdeckungen und auf eine gründliche Anleitung zur Auflöſung der wichtigſten Aufgaben vermittelſt dieſer Himmels- und Erdkugeln können dieſelbe mit vollem Rechte gegründeten Anſpruch machen, und dieſen billigen Anfoderungen finden wir hier Genüge geleiſtet. Vorzüglich müſſen wir es loben, daß der Verf. dem leider ſo oft in Schulen üblichen, bloß mechaniſchen Behandeln der Globen durch ſeine gründlichen Vorderſätze und Vorſchriften ſo zweckmäßig zu begegnen wußte. Wenn dieſe Aufgaben mit Sinn und Verſtand aufgelöſt werden, ſo liegt, außer ihrem materiellen Nutzen, hierin noch ein treffliches

Bildungsmittel für den jugendlichen Geist. Wer nur die ersten Begriffe der Elementargeometrie inne hat, wird kein Hinderniß in dem Gebrauche dieser Schrift finden. Der Verf. suchte dieselbe dadurch auf eine unschädliche Weise abzukürzen, daß er solche Aufgaben, deren Auflösungen aus dem Begriffe der Sache gleichsam von selbst fließen, gar nicht aufführte, und auch jene nicht doppelt vortrug, welche sowohl in der Himmels- als Erdkugel aufgelöset werden können. Da die meisten astronomischen Kunstworte Griechischer Zusammensetzung sind, so müssen wir es, ihres bessern Verstehens und Behaltens wegen, sehr billigen, daß ihre Etymologie meist dabey angeführt ist. —

In Nr. 5. erhalten wir einen Versuch, die Astronomie so einfach, verständlich und in einer so faßlichen Sprache vorzutragen, daß ihre Lehren (die oft Männer abzuschrecken pflegen) sogar bey gebildeten, wißbegierigen Frauen Eingang finden können. So wenig wir es auch im Allgemeinen anrathen wollen, daß sich die Weiber den Wissenschaften widmen, und darüber Gefahr laufen, den wichtigern und schönern Zweck ihres Daseyns mehr oder minder aus den Augen zu verlieren, so sehr sind wir überzeugt, daß es zur Ausbildung des weiblichen Geistes, und zur Veredlung ihres Gemüthes ungemein förderlich werden kann, wenn in ihrem Unterricht die Hauptlehren der Naturgeschichte, der Physik, selbst der Chemie, so wie die wichtigsten Lehren der angewandten Mathematik, der Geographie und Astronomie aufgenommen würden. Aus diesen Gründen müssen wir des Verf. Unternehmen, die interessantesten Wahrheiten der Sternkunde unter dem weiblichen Geschlechte zu verbreiten, mit voller Ueberzeugung billigen. Aehnliche Ideen hatten schon in früheren Zeiten Fontenelle in seinen Gesprächen von mehr als einer Welt; Ferguson in seinen Gesprächen über die Anfangsgründe der Sternseherkunst; Leonhard Euler in seinen Briefen an eine Deutsche Prinzessin, und Andere. Der Verf. unternimmt aber, seine Leserinnen noch tiefer in das Innere der Wissenschaft einzuführen. Daß die Aufgabe, welche er sich vorgelegt hat, nicht leicht sey zu lösen, erkennt er mit jedem Sachverständigen, und seine Bescheidenheit fodert die beurtheilenden Leser deshalb um Nachsicht auf.

Des Verf. Schreibart iſt leicht und flieſſend, bisweilen recht lebendig und anziehend. Er verſteht gröſtentheils die Kunſt, mit dem Leichtern zu beginnen und unvermerkt ſich zu dem Schwerern zu erheben. Auch iſt es ihm meiſt gelungen, die aſtronomiſchen Lehren popular und anſchaulich darzulegen. Wo bloſſe Worte nicht zureichen, wird auf Zeichnungen verwieſen, welche wir zweckmäſſig und erläuternd fanden. Das Formelle der Darſtellung entſpricht alſo ſeinem Zwecke.

Damit wir den Leſern auch einen Ueberblick des Materiellen dieſer Schrift verſchaffen, legen wir ihnen kürzlich den Inhalt der einzelnen Briefe, nebſt unſern wenigen Bemerkungen darüber vor. Der erſte Theil enthält 26, der zweyte 29 Briefe in fortlaufender Zahl. 1. und 2. Brief. Einleitung. (Theils allgemeine Betrachtungen über die Gröſſe des Weltgebäudes, theils etwas über die Art des Vortrags der folgenden Briefe, der weder bloß die Phantaſie befriedigen, noch auch zu ſtreng wiſſenſchaftlich ſeyn ſoll.) 3. Brief. Die täglichen Bewegungen der Sterne. Rec. fände es hier zweckmäſſiger, wenn der Verf. zur erſten Erläuterung anſtatt der unbekannten Sternbilder Leyer, Adler, Siebengeſtirn, Orion, Sirius und Capella den bekanntern und hierzu bequemern groſſen Bären gewählt hätte, deſſen ſieben Hauptſterne ſo leicht nachzuweiſen ſind. Hat man dieſen im Auge, ſo iſt es (wie auch der Verf., jedoch erſt weiter unten, zeigt) ſehr leicht, vermittelſt einer graden Linie durch die beyden bekannten Sterne in ihm, den Polarſtern zu finden. Und nun iſt der feſte Punct gefunden, worauf man weiter bauen kann. Jetzt braucht man nicht einmal (wie der Verf. thut) die Kenntniß der vier Hauptweltgegenden vorauszuſetzen; denn wer ſich mit dem Geſichte gegen den Polarſtern wendet, hat bekanntlich vor ſich den Nordpunct, gerade hinter ſich Süden, zur Rechten Oſten und zur Linken Weſten. Anſtatt die Freundin auf Sterne zu verweiſen, die ſie noch nicht kennt, überlaſſe man es ihr ſelbſt, ungefähr in der Richtung von Nord nach Süd zu wählen, und an ihnen ihr allmähliges Fortſchreiten, ihr Verſchwinden oder Nichtverſchwinden u. ſ. w. zu bemerken. 4. Brief. Von dem Gebrauche der künſtlichen Himmelskugel, um die tägliche Bewegung

der Sterne darzustellen. 5. Brief. Erscheinungen der täglichen Umdrehung der Himmelskugel in südlichern Gegenden. (Hier gefiel uns der fingirte, aber wohlgerathene Reisebericht, den Vasco de Gama auf seiner ersten Reise von Portugal nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung abstattet, recht sehr.) 6. Brief. Fortsetzung des Vorigen. Folgerungen, welche sich aus der Beobachtung der Sterne in verschiedenen Erdgegenden über ihre Entfernung und die Gestalt der Erde herleiten lassen. 7. Brief. Die Erde ist kugelförmig. 8. Brief. Von den Parallelkreisen und dem Aequator auf der Erde und an der Himmelskugel. 9. Brief. Kleine Abweichungen der Erde von der Kugelgestalt. Größe der Erde. 10. Brief. Von einigen zu Höhenmessungen dienenden Instrumenten, und ihrem Gebrauche. (Deutliche, durch Zeichnungen erläuterte Erklärungen.) 11. Brief. Scheinbare eigene Bewegung des Mondes, und 12. Brief der Sonne. 13. Brief. Nachtgleiche, Sonnenwende u. s. w. Erscheinungen der Sonne in verschiedenen Erdgegenden zu verschiedenen Jahrszeiten. 14. Brief. Von dem Lichtwechsel des Mondes, den Sonnen- und Mondsfinsternissen und ihren Ursachen. 15. Brief. Vorläufige Kenntnisse von der scheinbaren Bewegung der Planeten und Andeutung des Beweises für die jährliche Bewegung der Erde. 16. Brief. Von der Eintheilung der Zeit. 17. Brief. Ungleichheiten des wahren Sonnentags; Bestimmung der Mittagslinie. 18. Brief. Von den Schaltjahren und dem Unterschiede des Gregorianischen und Julianischen Kalenders. 19. Brief. Wodurch die wahre Länge des Jahrs bestimmt werde? Rückgehen der Nachtgleichen. 20. Brief. Mondenjahre, Bestimmung der Zeit des Neumondes. Goldne Zahl, Epacten, Sonntagsbuchstabe. (Die Gegenstände der drey letzten Briefe stehen hier an ihrem rechten Orte, und mit Vergnügen haben wir ihre zweckmäßige und faßliche Darstellung gelesen.) 21. Brief. Bestimmung der geographischen Breite. 22. Brief. Mittel, die geographische Länge zu bestimmen. 23. Brief. Ueber trigonometrische Messungen. (Ungeachtet alles hier Gesagte auf die leichteste Art vorgetragen ist, so dürfte doch den Leserinnen und Lesern Manches unverständlich seyn, wie es auch wohl die Ueberschrift dieses Briefs schon

mit sich bringt. Es wäre wohl besser gewesen, diesen Gegenstand hier ganz zu übergehen, als etwas so Unbefriedigendes davon zu sagen.) 24. Brief. Höhenmessungen mit Hülfe des Barometers. (Ziemlich befriedigend und faßlich für Ungunterrichtete.) 25. Brief. Ueber die Refraction und Dämmerung. (Schön und verständlich ausgeführt.) 26. Brief. Bestimmung der Entfernung des Mondes von uns. Einfluß seiner Parallaxe auf die Erscheinungen der Sonnenfinsternisse und auf die Längenbestimmungen. (Bey dem Schlusse dieses ersten Theils können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es hätte dem Verf. gefallen mögen, von den vielen astronomischen Kunstwörtern, die größtentheils aus dem Griechischen stammen, sowohl hier, als in dem folgenden Bande die Etymologie gehörig nachzuweisen, weil diese selbst zum Fixiren der mit jenen Worten verknüpften Begriffe vieles beyträgt.

Der zweyte Theil beginnt mit dem 27. Briefe von Hypotheſen. 28. Brief. Wie die Erscheinungen der Sterne sich uns auf der rotirenden Erde zeigen müssen. 29. Brief. Einwürfe gegen die Umdrehung der Erde. Directer Beweis dafür aus den Benzenbergischen Versuchen. 30. Brief. Beweis für die Umdrehung der Erde und ihre Abplatnung. 31. Brief. Jeder Theil der Erde besitzt eine anziehende Kraft. Gesetze des freyen Falls der Körper. 32. Brief. Bahnen geworfener Körper. (Sehr faßlich.) 33. Brief. Die anziehende Kraft der Erde erhält den Mond in seiner Bahn. Abnahme dieser Kraft bey zunehmender Entfernung von der Erde. 34. Brief. Bestimmung der wahren Gestalt der Mondbahn. Mikrometer. 35. Brief. Figur der Erdbahn. Aenderung ihrer Lage. 36. Brief. Einwürfe gegen die Bewegung der Erde. Ein Blick auf die unermeßliche Größe des Weltgebäudes. 37. Brief. Beweis für die Bewegung der Erde und der Planeten um die Sonne. 38. Brief. Fortsetzung des Vorigen. (Zwey sehr wohlgerathene Ausführungen einer wichtigen Wahrheit.) 39. Brief. Bestimmung der Umlaufszeiten und der Abstände von der Sonne für alle Planeten. Tabelle darüber. 40. Brief. Andere Meynungen über die wahren Bahnen der Weltkörper. 41. Brief. Wie man die elliptische Gestalt und die Lage der Erdbahn und der Planetenbahnen bestimmt hat.

42. Brief. Bestimmung der Sonnenparallaxe aus dem Durchgange der Venus. Wahre Größe der Sonne, des Mondes und der Planeten. 43. Brief. Etwas von den Ungleichheiten in der Bewegung der Himmelskörper. 44. Brief. Beweis, daß die Sonne es ist, welche durch ihre anziehende Kraft die Cometen und Planeten in ihren Bahnen erhält. Gesetz für die Abnahme dieser Kraft in größerer Entfernung. 45. Brief. Die Bahnen der Planeten und Cometen müssen elliptisch seyn, und die Sonne muß in einem Brennpuncte stehen. 46. Brief. Von den Perturbationen. Wahre Bahn des Mondes. 47. Brief. Erklärung der Ursachen, welche die wichtigsten Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes bewirken. 48. Brief. Von den Monden der Planeten und dem Ringe des Saturns; von der anziehenden Kraft der Planeten und der Sonne, und ihrer Dichtigkeit. 49. Brief. Von der Ursache des Zurückgehens der Nachtgleichen. 50. Brief. Von der Ebbe und Fluth. 51. Brief. Etwas über das äußere Ansehen der Cometen. 52. Brief. Wiefern sich die Bahnen der Cometen bestimmen lassen. 53. Brief. Beweis, daß sich die Bahn eines Cometen aus drey Beobachtungen bestimmen läßt. 54 Brief. Irregularitäten in dem Laufe der Cometen. 55. Brief. Von der Entfernung der Fixsterne und Nebelflecke von uns.

Aus dieser Darlegung ergibt sich die Reichhaltigkeit des von dem Verf. in seinen Briefen behandelten und mit vieler Sachkenntniß ausgeführten Stoffs. Wir müssen es rühmen, daß er seinen Zweck in einem hohen Grade erreicht hat. Möge dieses zweckmäßige Werk nicht nur viele gebildete Leserinnen, sondern auch viele Leser finden, es wird sicher eine angenehme und höchst lehrreiche Lectüre gewähren; zumal solchen, die, wegen der Beschränktheit ihrer mathematischen Kenntnisse, auf ein streng wissenschaftliches Studium der astronomischen Lehren keinen Anspruch machen dürfen; aber dennoch den edlen Drang fühlen, ihren Blick über die Erde zu erheben und sich eine klare Einsicht in die Verhältnisse der Himmelskörper zu verschaffen. Wir können versichern, daß auch Jene, welchen Rechenkunst und Geometrie durchaus fremd sind, hier Befriedigung erhalten werden.

Zum Schlusse dieser Anzeige müssen wir unsern Lesern noch eine vergleichende Zusammenstellung obiger fünf Schriften kürzlich vorlegen. Nr. 1. verdient als streng systematisches Werk, worin Reichhaltigkeit des Stoffs mit Klarheit und Gründlichkeit im hohen Grade vereinigt ist, in wissenschaftlicher Hinsicht, die erste Stelle. Als gewöhnliches Vorlesebuch auf Universitäten möchten wir es aber deshalb nicht empfehlen, weil sich der Lehrer genöthigt sehen würde, das Meiste der streng mathematischen Darstellungen (in den mit kleinerer Schrift gedruckten §§.) zu übergehen, indem ihm sonst nur Wenige folgen könnten. Dagegen ist es als Handbuch zum Privatunterricht und zum Selbststudium für Solche, welche sich aus Neigung die erhabenen Wahrheiten der Astronomie in ihrer vollen Schärfe eigen machen wollen, nicht genug zu empfehlen und bisher einzig in seiner Art. Nr. 2. ist als ein recht zweckmäßiges Compendium zu Vorlesungen sehr brauchbar. Der erste Band könnte auf jeder hohen Schule zum Leitfaden der theoretischen Astronomie dienen. Den zweyten würden wir nur Denjenigen empfehlen, welche sich mehr der astronomischen Praxis widmen wollen. Nr. 3. ist ein sehr gutes Vorlesebuch der theoretischen Astronomie zum Gebrauche der Lyceen und Universitäten; auch kann es sehr zweckmäßig bey einem gründlichen Privatunterrichte benutzt werden. Das Werk Nr. 4. wird als lehrreiche Anleitung zum Gebrauche der Erd- und Himmelskugeln vorzüglich in den gelehrten Mittelschulen nützlich seyn. Auch ist es zum Selbststudium bestens zu empfehlen. Die Schrift Nr. 5. empfiehlt sich als unterhaltendes und belehrendes Lesebuch allen wißbegierigen gebildeten Menschen, die über die wichtigsten Lehren der Himmelskörper, zwar keinen streng wissenschaftlichen, wohl aber einen befriedigenden Aufschluß verlangen.

---

Chrestomathia patristica ad usus eorum, qui historiam dogmatum Christianorum accuratius discere cupiunt, adornata a Joh. Christian. Guil. Augusti, Th. et Ph. D. p. Boruss. Regi Regim. et Consistor. a Consiliis et in Acad. Viadrina Vratislav. Theol. Prof. Primar. Vol. I. Tractatus ex Patribus graecis continens. Lipsiae ap. W. Th. Dyk. 1812. VIII und 264 S. in 8.

Als Anhang oder Beleg zu seiner Geschichte der Dogmen hat Hr. A. hier acht Aufsätze und Abschnitte aus Aufsätzen der Kirchenväter vom zweyten bis achten Jahrhundert abdrucken lassen. I. Justin von der Todtenauferstehung. II. Regula fidei aus Irenäus ctra haeres. Gnost. I, 10. III. Die Vorrede zu Origenes περι αρχων. IV. Den dogmatisirenden Eingang von Eusebius Kirchengeschichte bis zum Schluß des vierten Capitels. V. Athanasius zwey Aufsätze von der Menschwerdung. VI. Die vierte Katecheſe Cyrills von Jerusalem. VII. Gregors von Nyssa große katechetische Rede. VIII. Die Artikel von Gott und Jesus Christus aus Johannes von Damaskus orthodoxer Glaubenslehre. Nach der Vorrede prodit ante hos sex annos promissa Chrestomathia patristica ita curis nostris exornata, ut quam maxime usibus eorum, qui accuratiorem dogmatum christ. cognitionem sibi comparare velint, inserviat. Der Abdruck des Textes ist gefällig, auch meistens correct. Die curae des Herausg. zeigen sich für jetzt in der Auswahl der Stücke, und darin, daß einige Lesearten zwischen Parentheſen im Texte selbst, jedoch ohne alle kritische Nachweisung, angezeigt sind. Ein zweytes Bändchen soll Aufsätze aus den lateinischen Kirchenvätern, ein drittes aber locos communes ex patribus universis (?) nach dem theologischen System (nach dem eines jeden Zeitalters? oder nach irgend einem Normalsystem?) geordnet, enthalten.

Jede Veranlassung für Theologie-Studirende, die ursprüngliche Behandlungsart der Dogmen in den alten Kirchenlehren, deren dürftige Meditationen allmählig die durch Concilien und Scholastiker canonisirte Bruchstücke und Materialien zur Zusammenstellung des gesammten Kirchenglaubens dargeboten haben, in ihrem jedesmaligen Zusammenhang mit den Gründen, woraus sie das Resultat seyn sollten, anschaulicher kennen zu lernen, hat unstreitig ihr Verdienst. Gar sehr aber kann die Verdienstlichkeit durch den Plan, nach welchem angehende Theologen zu diesen Quellen des Dogmensystems zu leiten sind, erhöht werden. Als die unfruchtbarste, den meisten Mißverständnissen ausgesetzte Methode wurde seit Semler, Ernesti, Rösler u. and. jene alte Art anerkannt, nach den

locis theologicis irgend eines jetzigen Systems die patristischen Dogmen zu colligiren und zu ordnen. So manche nach den Worten mit dem spätern-Dogmensystem gleichlautende Behauptung stund nämlich einst bey ihrem Alten Urheber oder Vertheidiger in einem ganz andern Gedanken-Zusammenhang, und hatte also dort doch unläugbar einen ganz andern Sinn, als sie zu haben scheint, wenn sie jetzt unter eine bloß analoge Thesis des symbolischen Systems gestellt wird. Man drang daher in denen Zeiten, wo das Studium des historischen Ursprungs der Dogmen mit zweckmäßigem Eifer zur Beleuchtung der Dogmatik durch geschichtlich unläugbare Hinweisung auf ihre Entstehungsart angewendet wurde, mit größtem Recht so sehr darauf, daß man die Stellen, in welchen sich ein Alter über eine Lehrmeynung, oft nach vielem Hin- und Herschwanken, endlich etwas bestimmter ausspricht, immer soviel möglich nach ihrem Gedanken-Zusammenhang mit seinen übrigen Meynungen verknüpft verstehen lernen müsse. Gerade für diesen Zweck waren die patristischen Bibliotheken von Rösler (wir wissen nicht, warum Praef. p. IV. demselben ein B. vorsetzt!) und Fuchs mustermäßig berechnet. Der Verdruß, die ganze lästige Vielredenheit der KVV. mit durchzumachen, wurde dem Leser soviel möglich erspart. Aber der Faden der Rede, der Zusammenhang, welcher die Gründe des Alten und das Interesse, das er auf eine Lehrmeynung legte, sichtbar machen konnte, wurde im Excerpiren (wenigstens an vielen Stellen) sowelt festgehalten und dargestellt, daß sodann jede endliche dogmatische Haupterklärung eines solchen Autors (welche Rösler und Fuchs bekanntlich nicht bloß Deutsch, sondern auch in der Sprache des Originals geben) aus der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers heraus gedeutet und gefaßt werden konnte. Man muß begierig seyn, wie Hr. A. die unentbehrlichen Vortheile der Röslerischen Methode bey einem ganz andern Plan in seinem dritten Bändchen erhalten, und die Mißverständnisse verhüten werde, welche bey der alten Methode der Sententiarier, patristische Dogmen unter locos communes eines Systems, das jene noch nicht hatten, zu sammeln, unvermeidlich waren. In dem Röslerischen Werk, von welchem Praef. p. IV. V. sagt: primum .. non suo idio-

mate sed vernacula lingua loquentes dedit Patres, quo fit, ut usum loquendi ecclesiasticum singularem et terminos technicos . . non satis discamus, hat vielmehr eben ſo, wie auch in der Fuchſiſchen Bibliothek der Concilien, der Studierende den großen Vortheil, die meiſten Hauptſtellen in den Noten in ihrer Originalſprache, und oft mit erläuternden, beſonders den Sprachgebrauch erklärenden Bemerkungen, zu leſen, aus dem Deutſchen Texte aber ſich zugleich über die oft nicht allzu leichte Ueberſetzung derſelben belehren zu können. Will er aber das Ganze der Dogmatik eines Zeitalters zuſammenfaſſen, ſo iſt dazu am Ende des vierten Theils in der ſummariſchen Vorſtellung der chriſtlichen Lehre der älteſten Kirche bis auf das Concilium von Nicäa S. 385—436 ein muſterhaftes Beyſpiel gegeben. Die dort nachgewieſene, für die Hiſtorie der Dogmen merkwürdige Hauptſtellen beſonders abdrucken zu laſſen, würde, weil alsdann der Studierende nicht auf ihren Zuſammenhang mit dem übrigen Gedankengang ihres Autors unmittelbar zurückgehen, und ſie nicht zugleich mit den Röſleriſchen Erläuterungen ihres Sinns vergleichen könnte, weit weniger nützlich ſeyn. Dagegen hat Rec. oft gewünſcht, daß auch über den weiteren Inhalt der Röſleriſchen Bibliothek eine ähnliche ſummariſche Vorſtellung des Lehrbegriffs ſpäteren Perioden, welche wohl nach der orientaliſchen und nach der occidentaliſchen Ausbildung der Dogmatik in zwey Parthieen zu ſondern ſeyn würde, ausgearbeitet und zugleich, wo möglich, der Hauptinhalt der dogmatiſch wichtigen Kirchenverſammlungen, nach Fuchs, in dieſelbe eingetragen werden möchte; wobey allerdings die Fuchſiſche durch den Tod unterbrochene Concilien-Excerpte noch über einige, dogmatiſch entſcheidend gewordene Kirchenverſammlungen fortſetzungsweiſe auszudehnen ſeyn würde.

Wer die von Hrn. A. im erſten Bändchen getroffene Auswahl beurtheilen wollte, wird immer auf den beſchränkten Raum billig Rückſicht nehmen müſſen. Auch hatte der Verf. einmal den Vorſatz, ganze Stücke zu geben, weil allerdings der Zuſammenhang wichtig iſt. Doch liegt eigentlich das Wichtige des Zuſammenhangs nicht darin, daß ganze Aufſätze oder Abhandlungen aneinander fort abgedruckt worden. Die

KVV. haben, leider, in einem solchen fortlaufenden Stück, immer gar vieles, was zur Einsicht ihres eigenthümlichen Sinns von einem Dogma aus ihren Beweisgründen nichts beyträgt. Dieses Entbehrliche auszulassen, um dagegen über desto mehrere Dogmen (auch wohl über solche, welche späterhin aus der Orthodoxie zur Heterodoxie verwiesen worden sind, wie die von dem tausendjährigen Reiche, von der Wiederbringung aller Dinge, von der Zaubermacht der Dämonen, vom Antichrist ꝛc.) andere erschöpfende Hauptstellen vollständig geben zu können, würde ein neues Verdienst gewesen seyn. Eine Sammlung aber, in welcher man aus einer wohlgeordneten, mit belehrenden Sacherläuterungen gezierten Folgenreihe der erschöpfendsten Stellen die allmählige Ausbildung eines Dogma bis zu seiner Entscheidung durch Kirchenversammlungen oder Scholastiker, von seiner ersten Anregung an durch die verschiedenen Wendungen der Häretiker und Orthodoxen hierdurch, sich anschaulich machen könnte, würde uns das Ideal einer Chrestomathia patristica für die Dogmatik zu erfüllen scheinen. So läßt zum Beyspiel Löfler die Lehre von dem Θεος λογος (in seinem Anhang zu Souverains Platonismus der KVV.) vor jedem Nachdenkenden mit der belehrendsten Evidenz sich entfalten, bis die endliche Entstehung des Hauptresultats als eine Folge der einander modificirenden Gegensätze erhellt. Von den Belegen aber konnten dort nur einige, meist ohne ihren Context und ihre alte Begründung, nachgewiesen werden. Durch ein vollständigeres, erläuterndes Excerpiren jener und mehrerer ähnlicher Hauptstellen aber, wo nie das bloße Resultat, jedoch auch vom Zusammenhang immer nur das, was die Ansicht der Alten klar macht und begründet, aufgenommen wäre, und das Nichtssagende dagegen ausgeschnitten würde, müßte für dieses Dogma eine chrestomathische Sammlung von Belegen aller seiner Hauptmodificationen sich bilden lassen, welche den Studierenden zum Mitbeobachter der ganzen Entstehungsgeschichte desselben bis zum zweyten ökumenischen Concilium herab machen könnte. Und eine solche Bearbeitung der unentbehrlichsten, genügenden Materialien für die Entwicklungsgeschichte des Einen Dogma möchte dann das Muster werden, wie eine patristische Chrestomathie, welche jedoch zum Theil auch aus den heterodoxen

Schriften die Gegensätze, als Anlässe zur Bestimmung der Kirchenlehre, schöpfen müßte, die Vorrathskammer einer ächten Dogmengeschichte überhaupt werden könnte.

Der erste von den Aufsätzen, welche der Herausg. neu abdrucken ließ, möchte als eine Grundlage für die Dogmengeschichte nicht sehr brauchbar seyn, weil der Verf. und das Zeitalter der Abfassung sehr ungewiß bleibt. Da der Geschichtforscher nicht den Kirchenglauben überhaupt, sondern immer nur den eines bestimmten Zeitalters und einer gewissen entweder häretischen oder orthodoxen Classe von Christen aufzusuchen hat, so sind Stücke, von denen, wenn auch der Verf. unbestimmbar ist, nicht wenigstens die letztgenannten beyden Verhältnisse historisch bestimmt werden können, für ihn ohne sichere Anwendung. Die Praef. p. VI. bemerkt: Non latet quidem nos, libellum, qui Ἀποδειξις inscribitur, a viris doctis haud paucis Justino M. abjudicari et ignoto scriptori sequioris aevi adscribi. Nihilominus tamen, Chronologiam sequuturi, in fronte libri dedimus. Gerade nach der Chronologie aber möchte leicht das, was aus Irenäus gegeben wird, bey weitem das ältere seyn! Es wird angefügt: Rationes enim criticae hac in causa non multum valent. Allein die aus dem Innern genommenen Gründe scheinen in der Behauptung, daß die Ἀποδειξις mit dem Eigenthümlichen der zwey Apologieen des Justins gar wenig zusammentreffe, so ungültig eben nicht zu seyn. Die Auszüge aus Damascenus: de Deo et Christo schließen mit Lib. IV. c. 4. Aber auch C. 5—9. liefern noch Broullons und Nachträge zum Artikel von Christus, und selbst das 19te Capitel enthält noch einen nach der Dogmatik jener Zeit wichtigen Abschnitt von Christus, welcher nebst jenen erst das Dogma de Christo nach diesem ältesten System einer Dogmatik vollständig machen würde. Der entferntere Abschnitt im 19. Capitel scheint sich dahin durch irgend einen Zufall verirrt zu haben, indem Damascenus diese Nachträge, welche eigentlich in das III. Buch einzufügen wären, vermuthlich auf besondern Blättern entworfen und hinterlassen haben mochte. Bloß eine spätere ungeschickte Einfügung dieser Nachträge ins vierte Buch hat ihm die Nachrede, daß er dieses mit gar zu großer Un-

ordnung zuſammengeſetzt habe, zugezogen. Ein Vorwurf, gegen welchen ihn die übrige, wenigſtens ingenióſe Verkettung der Materien wohl hätte ſchützen mögen.

H. E. G. P.

---

Tataris oder das befreiete Schleſien. In achtzehn Geſängen von Peter Friedrich Kanngießer. Breslau bei Barth. 1811. S. 252. gr. 8.

Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo die Poeten es faſt mit Heidengedichten überſchütteten. Wer kennt nicht aus der Geſchichte unſerer Litteratur Poſtel's Wittekind, Pietſch's Eugen, Scheibe's Thereſias, Schönaich's Arminius, nebſt den gedämpften Hunnen, Naumann's Nimrod u. ſ. w. Ja, es ſchien der Schweizeriſchen Sekte eine ſolche Fülle noch bey weitem nicht genügend, ſondern ſie erhöhte die Anzahl jener Gedichte noch dermaßen, daß die Deutſchen Leſer faſt für jeden Tag im Jahre mit einer Epopöe verſorgt wurden, wobey beſonders die altergrauen Helden im alten Teſtament es übel hatten, indem ſie faſt ſämmtlich in ſchauerlich raſſelnde Hexameter eingeklemmt wurden. Die Deutſchen, welche Anfangs ihr altes Amt des Bewunderns beſcheiden und treulich verwaltet hatten, beſannen ſich endlich auf die Schlechtheit jener Heidengedichte, deren Heiden oft weniger Kraft ſpüren laſſen, als die Leſer vonnöthen haben, um mit der Durchleſung fertig zu werden. Indeſſen durfte man ſich tröſten, da doch jene Zeit ein Werk gebracht hatte, das da wirklich ein Werk iſt, und zwar ein vortreffliches, den Meſſias. Dann aber zog man ſich auch ſehr kleinlaut von der ganzen Sache zurück, bis endlich in den neunziger Jahren, die über jeden Ausdruck langweilige Voruſſias, bey der ſich bloß fragen läßt, ob wohl irgend ein Menſch in ganz Deutſchland ſie ganz ausgeleſen hat, dem Faſſe vollends den Boden einſtieß.

Hr. K., bey dem wir deshalb zuvörderſt einen bedeutenden Muth anerkennen wollen, daß er ſich von neuem an dieſe Gattung gewagt, hat einen Stoff gewählt, der in der That werth iſt, durch einen kühnen Geſang gefeyert zu werden, und wohl geeignet für epiſche Geſtaltung. Es iſt ſelbſt dem

alltäglichen Hiſtoriker nicht unbekannt, mit welcher Gefahr das geſammte Europa durch das Vordringen der Mogolen im dreyzehnten Jahrhundert bedroht wurde, wie aber endlich nach langem Kampfe die vereinte Anſtrengung der Deutſchen (inſonderheit der Schleſier), der Preußiſchen Ordensritter und Pohlen, das ſchwere Schickſal abgeleitet wurde. Was indeſſen ſeltener bemerkt worden, iſt, daß hier keinesweges von einem gewöhnlichen ſchlachtenvollen Kriege die Rede ſey, ſondern von dem unermeßlich wichtigen Streite zwiſchen Europäiſcher und Aſiatiſcher Cultur und Religion. Es iſt der Kampf um das Höchſte, um die Idee und den Glauben, und zwar bildet ſich derſelbe hier in dem anziehendſten Gegenſatze zu dem, welcher in Taſſo's befreyetem Jeruſalem zur Erſcheinung gebracht worden iſt. In dem letzteren Werke durfte die ganze Pracht und der farbigſte Glanz der Poeſie, in die milden Lüfte des üppigen Morgenlandes verwebt, das Gemüth des Leſers auf die mannichfaltigſte Art erfreuen, doch zu dem Kampfe der Deutſchen gegen die Mogolen, in welchem nicht um die weitere Verbreitung, ſondern nur um die Erhaltung des ſchwer gefährdeten Chriſtenthums und des kleinen heimiſchen Heerdes gefochten wird, neigt ſich nur eine einfachere, farblos ernſthafte, den höchſten Tiefſinn athmende Muſe herab, und in dieſem Tone hätte das Gedicht geſungen werden ſollen.

So ſehr wir nun aber auch die Bedeutſamkeit des Stoffes anerkennen, ſo würden wir doch ſelbſt den trefflichſten Dichter bedauern, wenn er ihn gewählt, weil er zu Deutſchen reden ſoll, die leider ihre eigene Geſchichte am wenigſten kennen. Einen Herkules und Achill, einen Romulus und Cäſar kennt das Deutſche Volk noch leidlich, aber von den Heroen der Deutſchen, z. B. den Hohenſtaufiſchen Friedrichen, Rudolf von Habsburg, Maximilian u. ſ. w. iſt ihnen wenig zu Ohren gekommen, und wenn auch das ſeyn ſollte, ſo iſt es doch wenigſtens nicht weiter gedrungen, als eben bis zu den Gehörwerkzeugen. Und nun vollends die Herzöge Heinrich von Liegnitz, von Oppeln und ähnliche Helden dieſes Gedichtes! Unter tauſend Leſern aus dem Volke möchten ſich vielleicht kaum zehn finden, die je dergleichen Namen vernommen, viel weniger die Geſchichte jener Zeit in Saft und Blut verwandelt

hätten. Wir wiederholen es, daß wir durch dieſe Bemerkung dem Dichter keinen Vorwurf machen wollen, ſondern der Mehrheit des Deutſchen Volkes, das — wir müſſen es mit Schmerz einräumen — in dieſer Hinſicht tief unter den Engländern und Franzoſen ſteht.

Es entſteht nun die Frage: Wie hat der Dichter den ſchweren Stoff bearbeitet? Er ſagt in der Vorrede nichts weiter darüber, als, obwohl ihn das Studium des Homer entzündet, ſo ſey er doch keinesweges in die Nachahmung deſſelben verfallen, und er habe in die Darſtellung Deutſcher chriſtlicher Handlungen weder die Götter des Griechen, noch die Zaubereyen bey Arioſto und Taſſo, noch die Spielwerke (?) der Luſiade eingeführt. Nachdem er dieſes völlig überflüſſige Wort noch weiter ausgeführt, ſpricht er von der Sorgfalt, die er auf den Bau ſeiner Hexameter gewandt, geſteht aber dennoch, daß er nach dem Abdruck noch manche Verſe bemerkt habe, die oft bloß durch die Wegnahme oder Hinzufügung eines Buchſtabens, oder einer Sylbe, oder durch Verſetzung eines Wortes eine gefälligere Hebung in dieſem, oder Senkung in jenem Fuße erhalten haben würden. Als Beweis ſeiner Strenge gegen ſich ſelbſt, führt er an, daß er vor dem Abdrucke ein Paar tauſend Hexameter vernichtet habe.

Leider aber iſt es mit dem allen nicht gethan, denn nicht die Vermeidung eines jammervollen Fehlers, nicht die erträgliche Politur der Verſe bildet ein Gedicht, ſondern bekanntlich nur die poſitive lebendige Poeſie ſelbſt, und dieſe iſt es, die wir dem Verf. leider abſprechen müſſen. Die Muſe, die ihm bey der Verfertigung dieſes langathmigen Heidengedichts geholfen hat, heißt Reflexion, und zwar keinesweges eine großartig kühne, die wenigſtens dem Verſtand des Leſers ein völliges Genüge geleiſtet haben würde. Hr. K. hat den ungeheueren Stoff nicht zu beſiegen gewußt, er hat nicht vermocht, die bedeutenden Charaktere, die er ſich dachte, entſchieden darzuſtellen, und eben deshalb auch ihr Verhältniß zu ſich ſelbſt und zu der ſie umgebenden Welt, nur ſchwach und ſchwankend zur Erſcheinung bringen können. Gern räumen wir ihm eine rühmliche Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte ein, ſo wie nicht minder Fleiß, Ausdauer, energiſche Geſinnung, Befreundung mit der Sprache und dem Versmaaß, und eine vielleicht ſehr lebhafte Neigung und Sehnſucht nach Poeſie. Aber auch die innigſte Liebe zur Poeſie iſt noch bey weitem nicht die Poeſie ſelbſt, ein Wort, das Rec. nicht bloß an Hrn. K., ſondern an die Mehrheit der heutigen Deutſchen Dichter richten möchte. Wir fühlen ſehr wohl, daß dieſes Urtheil ſich nur durch das ganze Gedicht belegen laſſe; doch

wollen wir, um den Leſern dieſer Blätter wenigſtens ein Probe von der Manier dieſes neuen Epikers zu geben, d Anfangsverſe hier mittheilen.

Hedewig, Fürſtin von Meran, entſtieg unruhig dem Lager.
Noch nicht hatte der Tag die Zinnen des Schloſſes geröthet.
Bertha, die adliche Dienerin, ging mit loderndem Glanzlicht
ſchweigend voran durch das einſame Graun der gothiſchen Hall
Hedewig, in ſich gekehrt und verloren in ernſte Betrachtung,
folgte mit langſamem Schritt zur Kapelle des fürſtlichen Schloſſe
Kärglich ſchimmerte dort die ewige Lampe des Altars,
neben Maria's Bild; ringsum hing ſchauriges Dunkel.
Ahnung füllt ihr das Herz mit wehmuthsvoller Betrübniß,
niedergeſenkt zum Teppich, erhebt ſie betend die Hände:
„Himmliſcher Geiſt, du wohneſt im Glanz der ewigen Wahrhe
Oft wohl gießeſt du Licht in die Seelen begnadigter Menſchen,
daß ſie erkennen das Nahn und Kommen des ſchweren Gerichts
und den verborgenen Zweck erſpähn in den weltlichen Strafen,
oder erforſchen den Weg, wie ſolchen ſie mögen entrinnen.
Aber der weltliche Rauſch verdunkelt das geiſtige Auge.
Immer geblendet von Gold und Glanz und vergänglicher Ehre,
achtet die Seele des Himmliſchen nicht und der göttlichen Zeichen.
Darum trauert mein Geiſt im Gefühl zukünftiger Prüfung.
Ruhig ſchlummert das Volk und der Fürſt beſorgt kein Unglück,
obgleich lodernd der Brand ſchon zehrt an den heimiſchen Grenzen.
Gott, du kenneſt das fromme Gemüth des redlichen Heinrichs.
Träg' iſt die menſchliche Kraft im Spähen des nahenden Irrſals.
oft entweichet dem Geiſt die Schärfe der hellen Erkenntniß.
Dein Rath iſt es vielleicht, daß Menſchen nur ahnen und fühlen,
ſchwach nur errathend den Gang der Thränen erregenden Zukunft
und nicht heilſamen Rath erfinden und nützliche Vorkehr,
eh noch im donnernden Sturm herbrauſt das ſchwere Verhängniß.
Vater des Erdengeſchlechts, erbarme dich deiner Getreuen;
waffne die Völker mit Muth, den Fürſten mit chriſtlicher Weisheit
baden ſtärke das Herz mit dem alles beſiegenden Glauben.
Was du beſchloſſen, iſt wahr und gut und heilſam dem Ganzen.
Sey auch bitter dein Rath der in Luſt verwöhnten Empfindung
Ordnung iſt immer dein Plan, dein Will' erwählet das Beſte!"

Schließlich müſſen wir noch mit großem Mißfallen des Drucks gedenken, der, über alle Gebühr klein und eng, in Verbindung mit dem grauen Papier, ſelbſt dem geſundeſten Auge peinlich worden muß.

F n.

# Jahrbücher der Litteratur.

Histoire des Sectes religieuses, qui depuis le commencement du siècle dernier jusqu'à l'epoque actuelle sont nées, se sont modifiées, se sont éteintes dans les quatre parties du Monde. Par M. Grégoire, ancien évêque de Blois, Senateur, Membre de l'Institut etc. Paris 1810. (und 1811.) T. prem. LXXXVII. und 431. S. T. sec. 442 S. 8. Bey Potey, Libraire, rue du Bac Nro. 96.

Das Zuverlässigste, was der achtungswerthe Verf. mittheilt, besteht natürlich in dem, was er nach seinen Umgebungen und Verhältnissen am genauesten kennen lernen konnte. Dahin gehören aus dem ersten Theil die Artikel: Les Nouveaux Millenaires, Cordicoles, Convulsionaires (oder Secouriates, Discernans), Illuminés Martinistes, im zweyten Theil das, was die Société des victimes (de Jesus), die Fanatiques d'Avignon, Nouveaux Pelagiens, und besonders die Théophilanthropes betrifft. Man erwarte überhaupt nicht, wie der Titel sich ausdrückt, eine Geschichte, eine nach Zeit oder Sachinhalt geordnete Darstellung wenigstens der hauptsächlichsten Lehren, Gebräuche, Verfassungs-Veränderungen jeder berührten Religionsparthie, durch den Lauf des 18. Jahrh. hindurch. Fast kein Artikel ist ohne einige merkwürdige, charakteristische Notizen. Aber jeder ist bloß ein Fragment, eine Miscelle. Mehrere der wichtigeren sind sogar Miscellen, in denen nicht nur das Fremdartigste, aus den verschiedensten Zeiten, Ländern und selbst Welttheilen, in Eines zusammengebracht ist. Auch viel Einseitiges und Halbwahres erscheint in diesen Beyträgen zu einer speciellen Geschichte neuerer Religionsparthieen, gemischt mit dem Richtigeren; ungeachtet der Verf. offenbar mit vieler Mühe, nicht durch Schriften allein, sondern auch durch Erkundigungen und selbst durch Reisen sich Quellen zu eröffnen gesucht hat, die aber doch allzu oft bloß

aus Flugschriften, oder Schriften der Gegner bestehen; auch mehr zu Ausstellung einiger auffallender Resultate, Consequenzen oder Nebenmeynungen, als zur Entwicklung der von den Parthieen selbst anerkannten Principien und Hauptgründe oder zur historisch-psychologischen Enthüllung ihrer Entstehungsursachen benutzt werden. Einige Hauptparthieen, scheint es, konnte der Verf. schon deswegen unmöglich richtig schildern, weil ihr Geist und Wesen über den Sehepunct hinaus, an welchen er sich gewöhnt hat, allzu weit vorgerückt ist. Nur so nämlich, und gewiß nicht aus Mangel an gutem Willen, müssen wir es uns erklären, daß Hr. Gr. zum Beyspiel die Protestanten von Deutschland und von Frankreich selbst nach ihrem ächten Sinn und Streben viel öfter und wesentlicher mißversteht, und daher viel unrichtiger schildert, als die Samaritaner von Nablus, über welche er (Th. II. S. 321—335) eine authentische und, da sie vom 15. July 1808. datirt ist, wohl die neueste Notiz von ihrem jetzigen Zustand, einrücken konnte.

Für den Rec. war das Merkwürdigste gerade das, was der Verf. unabsichtlich, aber gewiß am getreuesten, geschildert hat, nämlich der Standpunct, auf welchem er selbst und folglich, da er unter den Theologen seiner Kirche in Frankreich hochgeschätzt ist, gewiß auch ein mancher anderer, dessen Geistesbildung unter die nämlichen Vorbereitungen und Zeitumstände fiel, sich in seinen Ansichten der katholischen und nichtkatholischen Theologie noch immer festhält.

„Der Protestantismus," sagt I. Th. S. 81, „reicht dem Deismus und dem Indifferentismus die Hand. Er öffnet den Himmel Menschen von allen Secten ... Der katholische Glaube ist über diesen Gegenstand unwiderruflich fixirt, und alle Anstrengungen des Irrthums werden sich immer an dem für die Ungläubigen so anstößigen dogmatischen Grundsatz brechen: Außer der Kirche ist kein Heil! wie außer der Arche Noah, die ein Bild der Kirche ist, keine Rettung war. Die Kirche verwirft das Gegentheil, und eines Tags vielleicht wird sie von neuem proclamiren, daß die Irrthümer der drey Prälaten, La Luzerne, vorm. Bischofs zu Langres, Du Voisin,

Bischofs zu Nantes, und Delia Torre, Erzbischofs zu Turin, welcher den scandalösen Sermon des Sineo gebilligt hat, seit langer Zeit mit Anathemen belegt sind.“ Consequent und offen ist nach diesem Grundgedanken die Erklärung S. 265 II. Th. in Betreff aller Kirchenvereinigungsprojecte: „Die katholische Kirche läßt sich über keinen dogmatischen Punct in eine Composition ein. Nur über Gegenstände der Disciplin kann sie eine Aufopferung machen.“ Nur der Protestantismus also würde seine Grundsätze und Ueberzeugungen aufzuopfern haben!? Unter diesen steht allerdings bekanntlich obenan, daß die Gottheit, so gewiß sie mit Allwissenheit gerecht und für alle Menschen nur Eine ist (Röm. 3, 29.), einen jeden nur nach der gewissenhaften Befolgung derjenigen Ueberzeugung, welche er haben konnte, beurtheile (Röm. 2, 12—16.), weil das Reich Gottes aus allen, welche das, was sie als göttlichen Willen anzuerkennen vermögen, mit Redlichkeit befolgen wollen, besteht, und weil daher die durch diesen Entschluß heilige, unsichtbare Kirche zu jeder Zeit enger und weiter, als jede sichtbare Kirche, seyn muß. Getreu diesem Grundsatz: daß der allein seligmachende Glaube (fides) auf der Redlichkeit (fidelitas) der möglichen Ueberzeugung beruhe, bietet aber auf der andern Seite der Protestantismus sogar nicht der Gleichgültigkeit über Religionseinsichten (dem Indifferentismus) die Hand, daß vielmehr, wie gewiß eben so bekannt ist, gerade die protestantischen Theologen sich um alle zu den gründlichsten Religions-Ueberzeugungen als dienlich denkbare Hülfsmittel, mit einer nur durch das Gegentheil von allem Indifferentismus animirten Anstrengung, ohne den Reiz großer Würden und Beneficien, von jeher bemühten, daß eben sie die Resultate ihrer Forschungen allen andern zu einer durch vorgefaßte schreckende Decrete nicht beschränkten Prüfung offen und allgemeinverständlich vorzulegen suchen, und daß sie auch überhaupt durch vorzügliche Erwerbung der zur allgemeinen Geistesbildung erforderlichen Studien und Kenntnisse für den gelehrten Unterricht sowohl, als für die Volksbildung und Erziehung sich, bey kaum nothdürftiger Unterstützung, unentbehrlich gemacht haben. In einer Kirchenconfession, von deren Lehrstand diese characteristischen Data

jetzt wie ehedem notorisch sind, kann unmöglich eine Gleichgültigkeit gegen jede Ueberzeugung, es muß vielmehr ein fortdauerndes Bestreben nach der zu jeder Zeit möglichen besten Ueberzeugung Grundsatz und Triebfeder Vieler geworden seyn. Eine Triebfeder, die, bey so wenigen Befriedigungen der Eigennützigkeit, wohl nur durch das Selbstbelohnende des redlich freyen Forschens rege erhalten werden kann!

Sehr schön sagt der Verfasser S. XXV der Vorrede: „Die reelle Stärke, der wahre Ruhm und das Glück einer „Nation sind Kinder des Friedens und der wissenschaftlichen „Einsichten, deren Fortgang dieser begünstigt. Alles hängt „aneinander in dem System unserer Kenntnisse. Ein Staat, „der in einigen zurückbleibt, schwächt sich nothwendig. Er „steigt im Verhältniß gegen andere Nationen zu einer politischen Inferiorität herab, und compromittirt überdies seine „innere Ruhe.“ Aber Er macht diese Reflexion unmittelbar nach einer trauernden Klage, daß gegenwärtig Werke über religiöse Gegenstände in Frankreich sehr wenig gelesen werden, und die Zahl derer, welche sie zu lesen verstehen, täglich sich vermindere. „Dauern diese Rückschritte fort,“ sagt er, „so wird „sich das kirchliche Frankreich bald auf den Gränzen „der Barbarey befinden.“ „Bey uns,“ sagt S. LXXII, „sind „die kirchlichen Studien, welche seit langer Zeit im Sinken „waren, fast ganz verfallen.“ Rec. begreift sehr wohl, daß das Aufheben auch der gelehrten Congregationen einiger Orden, das Aufhören der vielen Klosterbibliotheken, welche den Handel mit theologischen Schriften unterstützten, noch mehr aber die Verminderung in den Einnahmen und Vortheilen des ganzen bestehenden Klerus zu dieser Abnahme der kirchlichen Studien sehr stark mitwirken mußten. Sollte aber nicht eine Hauptursache davon noch viel tiefer, in dem Gegenstand selbst, liegen? Wenn, wie der Verf. sich S. 218 ausdrückt, der dogmatisch Christianismus, zu welchem Er sich bekennt, bis an das Ende der Welt durchaus der nämliche seyn muß, wenn sogar die sanftesten Modificationen solcher patristischen und kirchlichen Aussprüche, welche das innigste Zartgefühl der Menschheit und die Idee von einer nicht sultanisch, sondern väterlich, die Menschen behandelnden Gottheit wider sich auf-

regen, so seelengefährlich sind, wie sie von dem Verf. in dem Artikel: Nouveaux Pelagiens T. II. S. 25—56 behandelt werden, so dürfte man sich wohl nicht wundern, wenn sogar der Gewissenhafte seine ganze theologische Gelehrsamkeit auf das bloße Erlernen dessen, was die Kirche einmal als rechtgläubig ausgesprochen hat, aufs behutsamste einschränkte, und alles Weitere mit der Bitte: Bewahre uns vor dem Bösen! von sich abweise. Dieser charakteristische Artikel nämlich enthält, indem wir soviel möglich uns an die Worte des Verf. halten, folgendes:

„Seit einem Jahrhundert" — so beginnt (nach schweren Klagen über früheren Pelagianism, besonders der Jesuiten, denen schon das Tridenter Concilium (S. 31) ein foràs Pelagiani! zugerufen habe) S. 35 diese das Neueste betreffende Leidgeschichte — „waren stufenweise die guten Studien in der Kirche Frankreichs untergegangen. Eine erbärmliche Scholastik trat an die Stelle der Schrift und der Kirchenväter. Diese von der Unwissenheit angefallene und ihrer Glorie beraubte Kirche hatte die Hoffnung gefaßt, in der Epoche, da durch die Assemblée constituante der Klerus zu den ursprünglichen Regeln zurückgeführt wurde, diesen ihren Glanz wieder aufleben zu sehen. Diese Hoffnung würde sich realisirt haben, wenn nicht die Verfolgung alles zerstört hätte. Kaum aber sind unsere Altäre wieder hergestellt, unsere Heiligthümer gereinigt, so — versucht man, selbst unter dem Schutz der Religion, den Irrthum zu denselben einzuführen!" (Entsetzlich! Aber wie denn?) „Bischöfe erklären, vor der ganzen christlichen Welt, Maximen, welche dahin leiten, die — — Erbsünde als phantastische und — die Wohlthat der Menschwerdung Jesu als überflüssig anzusehen." (Noch einmal: Entsetzlich! Aber wie?)

„Zwey Prälaten, la Lüzerne, vorm. Bischof zu Langres, und Du Voisin, wirklicher Bischof zu Nantes, da sie nicht wagen, den Himmel den Ungläubigen und den ohne Taufe verstorbenen Unmündigen (!) zu öffnen, schaffen ihnen zur Begünstigung eine neue Ordnung der Dinge, und geben der Offenbarung förmlich Unrecht. Diese sagt uns, daß alle Menschen" (Ephes. II, 3. redet Paulus

von Erwachsenen seiner jüdischen und heidnischen Mitwelt) „Kinder des Zorns sind ... Der h. Augustin verweiset es dem Julian, daß er die alte regula fidei zerstöre, indem er die ohne Taufe verstorbene Unmündige der Verdammniß entziehen wolle ... Das Concilium von Florenz spricht: Es ist gewiß, (!) daß die Kinder, wenn sie auch nichts als die Erbsünde haben, sogleich nach ihrem Tode (während doch mancher mit Erbsünde und wirklichen Vergehungen behaftete Sünder nur erst in das Fegfeuer geht?) in die Hölle, um dort gestraft zu werden, hinabfahren, (jedoch) mit Strafen, welche denen der Erwachsenen, wenn sie mit einer Todsünde belastet sterben, ungleich sind. Dies ist die in allen Catechismen verzeichnete Lehre; und Languet, Erzbischof von Sens, welcher es sich erlaubt hat (?) den Katechism seiner Vorfahren zu verfälschen (hier wird auf le Nouveau Catechisme de Sens Lec. XI. verwiesen) hat doch diese Fundamentalwahrheit anzutasten nicht gewagt."

Dagegen nun (und dies ist dem Gelehrten, in seinen Civilgrundsätzen gegen Neger und Juden und Ketzer liberalen ancien Evêque de Blois das Unerträgliche!) läßt nach S. 40 der — „gegenwärtige Bischof von Nantes .. auf gleiche Weise selig werden alle Einfältige (les hommes simples), welche, wie sie in guter Meynung (de bonne foi) in heterodoxen oder schismatischen Secten leben, nach dem Geiste doch der wahren Kirche angehören, und Glauben, Liebe, Hoffnung bewahret haben können" ... „So," ruft Hr. Gr. S. 41 aus, „haben der heil. Irenäus, der heil. Fulgentius, der heil. Augustin, so haben alle heil. Väter nicht gedacht, welche unaufhörlich wiederholen: daß auch die Liebe nicht da ist außer der Einheit (der Kirche!), daß Noahs Arche, außer welcher alles, auch die Unmündige, auch die Erwachsene, die davon nicht einmal reden gehört hatten, verloren geht, das Bild der katholischen Kirche sey, daß diese allein, als die Braut Christi, das Vorrecht hat, Auserwählte für den Himmel zu gebähren." Daß viele Kirchenväter, Päbste und Concilien seit Augustin so lehrten, ist historisch nicht zu läugnen! Hr. Gr.

hat, wie Auguſtin ſelbſt, hiebey überdies die Ehre in ſeinen Folgerungen mit unerbittlicher Härte conſequent, und in der That conſequenter als ſeine Gegner, zu ſeyn. Aber die Logik hat auch ein wichtiges Capitel, daß, wenn conſequente Folgerungen auf zurückſtoßende Reſultate führen, man den Fehler in den Principien aufzuſuchen und ſicher auf Unrichtigkeit derſelben zurückzuſchließen habe. Und gäbe es denn unter allen möglichen Reſultaten noch irgend ein zurückſtoßenderes und revoltantes, wenn es nicht dieſes iſt, daß der weiterfahrne und religiöſe Gregoire, welchem auch Rec. mit Beziehung auf S. 265. II. das Zeugniß von talens distingués, beaucoup de loyauté et d'amenité dans le caractère zurück zu geben hat, den obigen und andern Ausſprüchen ſeiner Kirchenauctoritäten getreu, ſo oft er, im Leben ſelbſt ſeiner Grundſätze eingedenk, ſich den Millionen Nichtkatholiken gegenüber denkt, ſich im Herzen ſagen muß: Auch ihr, faſt unzählige Neugebohrne und Kinder! auch ihr Erwachſene, die ihr von meiner Kirche nicht einmal reden gehört habt! auch ihr, Gutmeinende, die ihr außer dem Unterſchied von Recht und Unrecht wenig mit Ueberzeugung zu unterſcheiden vermöget, noch mehr aber ihr, übrigens lieben gelehrten Freunde in Frankreich, Deutſchland ꝛc. die ihr nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Nichtkatholiken ſeyd, müſſet von mir nun einmal, ſo gewiß ihr bleibet, was ihr ſeyd, als unwiderruflich Verdammte betrachtet werden.

Unbedenklich hält der eifrige Verf. den oben erwähnten Prälaten ſeiner Kirche, deren angeführte Grundirrthümer nach S. 36. in der Instruction de Mr. l'Evêque de Langres sur la Revelation (Paris 1807. 12.) und in einem Essay sur la Tolerance par Mr. Duvoisin, Evêque de Nantes enthalten ſind, mit einigen Mitarbeitern der Bibliothéque pour le Catholique et l'Homme de goût (Paris. 1805. 1806. in 8.) den „beſtimmten Text des Corps de Doctrine entgegen, welches 1720. von dem größten Theil der Biſchöfe Frankreichs unterzeichnet, dieſe Entſcheidung ausſpreche: „Es iſt nur Eine Kirche. Die Ungläubigen, die Juden, die Ketzer, die Schismatiker ſind davon ausgeſchloſſen ... Gute Werke, ausgeübt außer der Kirche, ſelbſt wenn man Märtyrer würde

außer der Kircheneinheit, nützen nichts zur Seligkeit. Außer ihr ist kein Leben, keine Gerechtigkeit, kein Heil zu hoffen.“ Von diesen Grundsätzen habe zwar die Sorbonne 1762. in ihrer Censur des Emils apostasirt (S. 45), aber sie sey auch, seit „der Schurke Tourneiy“ 1729. die Hundert Mitglieder, die ihre Ehre ausgemacht, daraus ausgeschlossen habe, mehr nicht als ein Gerippe (une carcasse) S. 44.

Neben den beyden Französischen Prälaten erscheint dem Verf. noch das nämliche „Skandal Pelagianischer Irrthümer“ S. 46 an einem Priester, Gianginio Sineo, in dessen bey Wiedereröffnung der Universitätscapelle den 12. April 1807. gehaltenen Orazione (Torino. in 4.). „Sineo, so sagt S. 47, hat die Unwissenheit oder die Untreue so weit getrieben, zu behaupten, daß die Kirche nicht über das Schicksal der nichtgetauften Kinder abgeurtheilt habe, und daß die christliche Religion nur auf diejenige sich beziehe, denen sie bekannt gemacht ist.“ Auch ein Abbé Girard, welcher in seiner Théorie de bonheur behauptet, daß die Verdammniß der ohne Taufe sterbenden Kinder doch nicht so ganz Glaubensartikel sey, und daß der Ausspruch: Außer der Kirche ist keine Seligkeit möglich, doch nur von denen, welche mit Wissen und Willen außer der Kirche sind, gelte, erhält S. 48 aus Bossuets Defense de la Tradition L. IX. c. 22. die Antwort: „daß die, welche eine Art von natürlicher Glückseligkeit für die ohne Taufe verstorbene Kinder einführen wollten, die Irrthümer der Pelagianer nachgeahmt haben, daß aber die Kirche sie nicht dulde, weil sie in den ökumenischen Concilien zu Lyon und Florenz entschieden habe, daß die ungetauft sterbenden Kinder, wie die erwachsenen Sünder, in der Hölle sind, wenn gleich ihre Strafe nicht gleich ist.“ Noch einige andere der neuen katholischen Schriftsteller Frankreichs erblickt der Verf. auf den nämlichen Irrwegen. Nur Sineo aber wird den beyden Französischen Prälaten an die Seite gestellt. Seiner Rede nämlich hat] der Erzbischof von Turin die Approbation ertheilt und ihn selbst zum Generalvicar gemacht. Unter solchen Augurien, daß ein bedeutender Mann aus ihm werden möchte, war es denn wohl

tivirt genug, daß (S. 46. 47) sogleich drey, vier Kämpfer
en ihn und die erzbischöfliche Approbation auftraten. Daß
neo dagegen schweigt, nimmt ihm der Verf. eben so übel,
seine Lehre selbst. Noch mehr ist es nach S. 53 „schmerz-
, daß unter den gegenwärtig functionirenden Bischöfen,
er diesen ersten Wächtern Israels, keiner seine Stimme
en die monströse Lehren erhoben hat, mit denen man von
em unwissenden Pelagianer, welcher die ganze Kirche
ankreichs unterrichten will, und von zwey Prälaten über-
memmt wird.“ — Ueberschwemmt? Ungeachtet diese
den Prälaten und der Generalvicar den lärmmachenden
fforderern bis dahin nur Stillschweigen entgegengesetzt
ben?

Katholischen und protestantischen Denkern in Deutschland
ingen sich aus diesem simplen Auszug einer für den Zustand
r katholischen Theologie in Frankreich (im Gegensatz
gen das, was uns allen Noth wäre!) so charakteristischen
handlung ohne Zweifel der Reflexionen so viele entgegen,
ß Rec. nur noch eine einzige Reflexion des Verf. selbst
zufügt. „Sie ist diese, sagt S. 53., daß diese nämlichen
enschen, welche Ketzern und selbst Heyden so freygebig den
immel anbieten, alle von der Parthie sind, welche dies-
nige von ihren Mitbrüdern, so den 1791 ge-
rderten Eyd geleistet haben, unbarmherzig
rdammt.“ Auch mitten in jener großen Unität bleibt also
soiches Verdammen der Mitglieder gegen Mitglieder den-
h möglich!?

Auf der andern Seite nimmt es Hr. Gr. Protestanten
. 183 II.) sehr übel, wenn sie etwa noch glauben, daß
n, als Katholik, dem Pabst Infallibilität zuge-
e, daß man (S. 257) ohne Ausnahme an alle vom Pabst
kommende Entscheidungen gebunden sey. (Zum Theil muß
ilich diese Infallibilität auch in sehr wichtigen Fällen ge-
t haben, da zum Beyspiel 1459 einer der unterrichtetsten
bste, Pius II., durch die Bulla retractationis in Conventu
ntuano (Harduin. Concil. T. IX. fol. 1441.) jede Be-
ung auf ein künftiges Concilium, bey Strafe des Bannes
der Stelle, untersagt hat. Wenigstens haben aber gewiß

viele Katholiken eben dieſe Infallibilität geglaubt, und die Kirche, welche doch (ſ. oben) das Schickſal der ungetauften Unmündigen bis auf den Grad ihrer Strafe hinaus für alle Ewigkeit beſtimmt haben ſoll, hat die dem gewiſſenhaften Katholiken für ſein ganzes Leben ſo wichtigen Merkmale der Ausnahme, und das deutliche Unterſcheidungsmittel, an welche Art päbſtlicher Entſcheidungen auch der ängſtlich Gewiſſenhafte zuverläſſig nicht gebunden ſey, ſoviel wir wiſſen, bisher nicht ausgeſprochen!) Hr. Gr. tadelt es S. 184 an einem Katechismus: The Protestant Dissenters etc. London 1792., daß er verſichere, die Katholiken erkennen den Pabſt für den universellen Biſchof. (Blondel de la primauté en Eglise führt die Stellen in Menge an, wo Römiſche Päbſte von Kaiſern, Concilien und Biſchöfen Papae oecumenici und universales genannt wurden, und die Benennung in Wort und That annahmen.) Hr. Gr. nennt es S. 257 ein Vereinigen der Gegenfüßler, wie man den heiligen Stuhl mit der Cour de Rome vermengen würde. (Wir wiſſen nicht, wie weit dieſer Ausdruck hier die Römiſche Curie als geiſtliche Jurisdictionsinſtanz zugleich mit dem Hof von Rom umfaſſe. Aber auf jeden Fall können wir uns der Fragen nicht enthalten: ob nicht die Cour de Rome durch den heil. Stuhl ſelbſt entſtanden und fortgeſetzt worden ſey? ob je die auf dem heil. Stuhl Sitzenden ſich freywillig von der Cour de Rome getrennt und losgeſagt haben? ob nicht auch ſogleich nach dem Concil von Coſtanz, auf deſſen Scheidung zwiſchen le Saint-Siège und la Cour de Rome ſich der Verf. S. 258 vornehmlich beruft, der von dem Concil ſelbſt auf den heiligen Stuhl geſetzte Martin V. ſich wieder, ſoviel möglich, mit dem, was irgend la Cour de Rome genannt werden kann, umgeben habe? Nicht zu gedenken des mitleidswürdigen Gedrängs, in welches die öcumeniſche Gültigkeit des Baſeler Conciliums gegen die Cour de Rome kam, und worin am Ende der von dem Concil abgeſetzte Pabſt ſich infallibler, als das Concil ſelbſt erhielt.)

Die Unterſuchungspflicht; Prüfet alles, aber das Gute haltet feſt! bezieht S. 181 II. nur auf die Beweiſe, auf welche die Kirche ihre Infallibilität gründe. Das Uebrige ſcheint

ann freylich alles bloß auf die historische Frage anzukom-
n: Was einmal diese infallible Kirche als wahr ausgesprochen
be? Wenn nur, selbst für Männer von seiner Gelehrsam-
t und Welterfahrung, die Gewißheit hierüber nicht oft so
wer wäre! Untersuchte doch (nach S. 31) da Molina und
dere Jesuiten über das Schicksal der ungetauften Kinder
lagianische Ideen erneuerten, die so nahe an dem Apostoli-
en Stuhl errichtete Congregatio de Auxiliis dreyßig
ahre lang daran, und blieb dann erst ohne Effect authen-
cher Belehrung der Kirche für die Kirche. Die Verdammung
olina's war sodann endlich „auf dem Punct, durch Clemens
III. ausgesprochen zu werden, da dieser plötzlich starb. Unter
ani V. seinem Nachfolger, war die Verdammungsbulle schon
digirt. Aber — die Jesuiten hatten ihm unter bedenklichen
nständen einen großen Dienst gethan. Ihr Credit verhin-
rte die Publication.“ Wörtlich so erzählt Hr. Gr., was
ch nicht geläugnet werden kann. Und die Kirche — —?
as hatte sie nun, oder was wurde für sie als wahr ausge-
rochen? „Die Jesuiten, fährt Hr. Gr. fort, erfanden
nter diesem Schutz nun allmählich das peccatum phi-
osophicum und den Probabilismus. . . Sie mittelten den
ngetauften Kindern eine poena damni, den Mangel des An-
hauens Gottes, aber keine poena sensus aus, und versprachen
nen in den Limbis sogar eine Art von Glück. . . Welches
– sagt Hr. Gr. — die Religion (!) verwirft.“ Und doch
ren eben diese hochbeschützten Dogmenerfinder und der Be-
ützer selbst immerfort in der Unität der Kirche!? Dem Verf.
er sind Religion, Christenthum und Katholicism durchaus
ntisch. S. 421. I. Wer nicht gerade diese Ansicht des Chri-
nthums und der Religion hat, wie die einzige Kirche, der
t weder Christenthum noch Religion.

Diese Ueberzeugung vorausgesetzt, ist es denn wohl rührend
ön, wenn Gr. S. LXXXI auch diese seine Schrift dem Urtheil
r Kirche unterwirft, indem er „mit Freude für die Ver-
eidigung ihrer geistlichen Autorität und der ihres
chtbaren Oberhaupts ein Leben aufopfern zu wollen
kennt, das er aus den nämlichen Grundsätzen 1793 dem
ahi der Henker ausgesetzt habe.“ Sein fester Grundsatz

zugleich ist (S. 79. 182): Die katholische Kirche verwirft die Religionstoleranz. Denn — „die Wahrheit ist nur Eine!“ Auf die Instanz: Ob auch die mögliche Erkenntniß der Wahrheit unter Menschen nur Eine sey? wird nicht Rücksicht genommen. Seinem Herzen sowohl, als seinem Bürgergehorsam hingegen macht es Ehre, daß er neben der offen behaupteten Intoleranz gegen alle andere Religionsansichten, die bürgerliche Toleranz, oder vielmehr: die Freyheit nicht nur des Gewissens, sondern auch des Cultus, das Recht eines jeden, offen seinen Cult auszuüben, als ein in jeder politischen Societät unveräußerliches Recht, droit inaliénable, erkennt und „die Pflichtschuldigkeit der Regierenden zu verhindern, daß kein Cult den andern störe,“ mit aller Stärke ausspricht. Wir wollten hiebey gerne nicht fragen: ob wohl jenes für den Occident wichtigste ökumenische Concil, da es den Menschen Huß, um ihm seinen Cultus unmöglich zu machen, zum ewigen Kerker verdammte und dem Feuer wenigstens vor seinen Augen überließ, factisch und wörtlich nicht ganz anders über die Cultusfreyheit dogmatisirt habe? nicht fragen, worin denn nun das sichere Unterscheidungsmerkmal liege, daß gerade in diesem auch von dem Pabst bestätigten Punct eben diese sonst infallible Repräsentation der Kirche doch nicht infallibel gewesen sey? Wir wollten gerne, da Hr. Gr. S. 183 II. von den Protestanten sagt: Man affectirt noch zu glauben, daß den Ketzern nicht Treue zu halten ein Princip der Römischen Kirche sey, nicht daran erinnern, daß eben jenes allgemeine Concil Sess. XIX. d. 23. Sept. 1415 gegen forsan solentes plus sapere, quam oportet, und unter der Bedrohung als fautor haereticae pravitatis unerläßlich gestraft zu werden, decretirte, daß dem Huß als einem beharrlichen Bestreiter des orthodoxen Glaubens einige Treue und Zusage nach natürlichem, göttlichem und menschlichem Rechte zum Nachtheil des katholischen Glaubens nicht zu halten gewesen sey. („Nec aliqua ei fides aut promissio de jure naturali, divino vel humano fuerat in praejudicium catholicae fidei observanda.“ s. Acta Conc. Constant. von Vanderhardt T. IV. fol. 522. Mansi Concil. T. XXVII. p. 791.) Wir

würden, sage ich, dieses alles nicht berühren, wenn wir nicht gerade in eines eben so loyalen als orthodoxen Verf. nunmehriger dogmatischer Unterscheidung der religiösen oder vielmehr kirchlichen Intoleranz von der bürgerlichen Duldungs- und Beschützungspflicht aller (dem Staat nicht an sich gefährlichen) Culte, und in seiner Anerkennung, daß der Glaube (praejudicium catholicae fidei) nie der Treue (fides aut promissio) entgegen zu setzen sey, zugleich eine Spur von wichtiger Perfectibilität der katholischen dogmatisch-moralischen Kirchenbestimmungen mit Freude bemerken zu dürfen glaubten, ungeachtet im Gegensatz gegen den Protestantismus der Verf. S. 237 den Grundsatz von Perfectibilität des Offenbarungsglaubens als ein sehr bedenkliches Zeichen von Fluctuation ansieht.

Wir haben überhaupt alle diese Data von gelehrten und eifrigen Ansichten des Katholicismus nicht, in sofern sie eine einzelne Person betreffen, sondern deswegen mit Sorgfalt aufgefaßt, weil wir einen Mann von diesen Vorzügen als den Repräsentanten und Sprecher einer ganzen Classe achtungswerther Theologen des katholischen Frankreichs betrachten, und weil die Data zu einer authentischen Kenntniß des jetzigen Standpuncts der Theologie in diesem so wichtigen Theil von Europa sonst so selten sind. Manches wird psychologisch erklärbarer, wenn man zugleich auf des Verf. Klage S. 50. II. aufmerksam ist, daß der Verf. einer Explication du Catechisme à l'usage de toutes les eglises de l'empire français (Paris 1808. in 12.) die lehrende Kirche nur aus den Bischöfen bestehen lasse, „deren doch eine große Anzahl nicht predigen, nicht lehren. Denn seit zehn Jahren sahen wir, sagt Gr., diesen Mißbrauch wieder emporkommen, welcher vor der Revolution gewesen war. Auch die Priester, für welche das Unterrichten eine eigenthümliche Function ist, sind dem Lehren fremd.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Das Verfahren der Gerichts- und Hülfs-Polizey-Beamten, nach den Verfügungen des Gesetzbuchs der Criminal-Untersuchung

dargestellt und erläutert. Ein Handbuch besonders für die Friedensrichter, Maire's und ihre Adjuncten. Nebst den nöthigen Formularen in deutscher und französischer Sprache. Von F. J. Deville, Untersuchungs-Richter des Straßburger Bezirks. Straßburg bey G. F. Levrault. (ohne Jahrzahl) 276 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 ggr.)

Der neue Französische Code d'instruction criminelle — denn dies ist das Gesetzbuch, wovon der Titel des anzuzeigenden Werks redet, wiewohl er selbst den Leser ungewiß darüber läßt — theilt den Mairen und ihren Adjuncten und den Polizeycommissarien, sowohl bey der Ausübung der gerichtlichen Polizey, als bey der Ausübung der Municipalpolizey Gerichtsbeamten sehr bedeutende Rollen zu. Diese gehörig einzustudieren und mit Beyfall der obern Behörden zu spielen, mag allerdings manchen dieser Beamten nicht leicht fallen, und der Gedanke, ihnen solches durch einen erläuternden Commentar über die Stellen des Gesetzbuchs, welche sie angehen, zu erleichtern, ist daher sehr zu billigen. Hr. D. hat, laut der Vorrede, sein Werk vorzüglich für die genannten Beamten in den Landgemeinden der Niederrheinischen Departements, insonderheit des Straßburger Bezirks, bestimmt, und es, wie er am Schlusse der Vorrede sagt, in die Deutsche Sprache übersetzt, weil dieselben der Französischen oft nicht hinlänglich mächtig seyen. Dieses wird nun auch ohne Zweifel in den neuerlich dem Französischen Kaiserreich einverleibten Deutschen Provinzen der Fall seyn, und es ist daher nicht zu zweifeln, daß auch hier die gegenwärtige Schrift sehr willkommen seyn werde.

Der Verf. hat sich, wie er selbst sagt, das Manuel d'instruction criminelle par Bourguignon (1810) als eines Leitfadens bedient. Da wir dieses Werk nicht zur Hand haben, so können wir auch nicht beurtheilen, in wie fern das, was Hr. D. vorträgt, sein Eigenthum, oder aus jenem Werke geschöpft sey.

In der Vorrede, welche zugleich die Stelle einer Einleitung vertritt, bemühet sich der Verf. mit Hülfe eines Auszugs aus den Vorträgen des Staatsraths Treilhard u. a. Redner, den Begriff der gerichtlichen Polizey zu bestimmen und die

genannten Beamten auf die Wichtigkeit ihrer Functionen aufmerksam zu machen.

Hierauf folgt der Text des gröſten Theils des ersten, von der gerichtlichen Polizey handelnden, Buchs des Code d'instruction criminelle, dann der Text des ersten Titels des zweyten Buchs, welcher von den Municipal-Polizeygerichten redet, und hierauf folgen noch verschiedene andere Artikel, welche mit den Functionen der Polizey-Beamten in einiger Verbindung stehen. Nächstdem sind noch die Artikel des Code pénal, welche die Classification der Vergehen und Verbrechen überhaupt, und die Polizey- und correctionnellen Vergehen insonderheit betreffen, abgedruckt.

Den einzelnen Artikeln sind, bald kürzere, bald weitläuftigere, Erläuterungen beygefügt. Diese Erläuterungen enthalten sehr viel Gutes und Nützliches, wiewohl auch manches mit einer unnöthigen Weitschweifigkeit gesagt, manches mehrmals wiederholt, und manches nicht mit der nöthigen Deutlichkeit vorgetragen ist. Im Ganzen genommen, sind aber diese Erläuterungen sehr brauchbar.

Die angehängten Formulare sind, wie man dies bey vielen Französischen Prozessualisten findet, zuweilen unnöthig weitläuftig, sonst aber ganz zweckmäßig. In einer Anmerkung sagt der Verf., „es seyen diese Formulare genau nach der Vorschrift des Gesetzes verfasset, es dürfe nicht das Mindeste daran verändert oder ausgelassen werden, da jeder Theil derselben einem Artikel des Gesetzes entspreche.“ (Wir glauben, daß demungeachtet manches ohne Nachtheil kürzer gefaßt werden könne.) „Es sey nicht möglich, jeden Fall, der vorkommen, jeden Umstand, der ein Vergehen bestimmen könne, vorauszusetzen: den Polizey- und andern öffentlichen Beamten liege es ob, in den Sinn des Gesetzes dergestalt einzudringen, daß sie, in den schwersten, geringfügigsten und ungewöhnlichsten Fällen, ihre Amtshandlungen darnach einrichten können.“ (Wenn die Beamten dergestalt in den Sinn des Gesetzes eindringen, wie der Verf. will und wie sie allerdings sollen, so dürften sie der Formulare wohl füglich ganz entbehren können.)

Die Ueberſetzung des Texts der Artikel und der Erläute-
rungen iſt erbärmlich ſchlecht. Sie wimmelt von Fehlern,
und dieſe ſind oft ſo beſchaffen, daß man den eigentlichen
Sinn kaum errathen kann. Wir wollen einige Beyſpiele ge-
ben. Gleich die beyden erſten Artikel enthalten einige ſehr
auffallende. Art. 1. „Das perſönliche Beywirken (l'action)
für die Auferlegung der Strafen ſtehet nur den Beamten zu,
welchen ſolches anvertraut iſt (confiée par la loi). Die
Klage auf Vergütung des Schadens, den ein Verbrechen,
Vergehen oder eine Zuwiderhandlung (contravention) verur-
ſacht, kann von allen denen ausgeübt werden, die durch dieſen
Schaden gelitten haben (qui ont souffert de ce dommage).
Art. 2. Die Amtswirkung (l'action publique) für die Auf-
erlegung der Strafe erlöſcht durch den Tod des Beſchuldigten.
Die Klage wegen Schadenvergütung kann wider den Beſchul-
digten, oder ſeine Stellvertreter anhängig gemacht werden
(peut être exercée — et contre ses représentans). Beyde
Gerichtshandlungen (l'une et l'autre action) erlöſchen durch
Verjährung.“ Exception, wo von einer Einrede die Rede
iſt, überſetzt der Verf. durch: Ausnahme, officiers de police
judiciaire durch: Polizey-Gerichtsbeamte anſtatt Beamte der
gerichtlichen Polizey, attributions durch: Zueignungen, con-
stater durch: erhärten, contrainte par corps durch: körper-
lichen Gerichtszwanz, chambre du conseil durch: Rath-
kammer, affecté par privilége durch: mit Vorrecht gewidmet,
publicité durch: Kundbarkeit, partie publique durch: öffent-
liche Beamtung. — Es würde ein Leichtes ſey, ganze Bogen
mit dergleichen Fehlern anzufüllen, wenn es deſſen bedürfte,
um unſer Urtheil über den Werth der Ueberſetzung noch wei-
ter zu rechtfertigen, als es ſchon durch die gegebenen Beyſpiele
geſchiehet.

X.

# Jahrbücher der Litteratur.

Kurze Darſtellung des theologiſchen Studiums zum Behuf einleitender Vorleſungen entworfen von F. Schleiermacher, d. G. Doct. und öff. ord. Lehrer an der Univ. zu Berlin, ev. ref. Pred. daſ. ord. Mitgl. d. K. Preuß. u. correſp. d. K. Bair. Akad. d. Wiſſ. Berlin in der Realſchulbuchh. 1811. 92 S. 8.

Theologiſche Encyklopädie. Für ſeine Vorleſungen von D. J. E. Chr. Schmidt. Gießen bey G. F. Heyer 1811. VIII und 150 S. 8.

Zwey der angeſehenſten Theologen treten zugleich auf, um ihre Begriffe von der Theologie vorzulegen. Nichts kann mehr an der Zeit ſeyn. Wir wollen ihre Belehrungen aufmerkſam vernehmen.

1. Hr. Schl. gibt in den wenigen Bogen „ſeine ganze dermalige Anſicht des theol. Studiums," in der Meynung, daß „ſie doch vielleicht ſchon durch ihre Abweichung aufregend wirken und beſſeres erzeugen kann;" er will dabey mehr das Formale und den Zuſammenhang lehren. Obgleich das Buch von kleinem Umfang iſt, ſo erfodert doch die Originalität des Verf. und die Größe des Inhalts (denn in einer Encyclopädie muß das Weſen der Theologie ſelbſt erſcheinen), daß es ſorgfältig betrachtet werde. Vorerſt alſo hier ein Auszug.

Die Theologie iſt eine poſitive Wiſſenſchaft, deren verſchiedne Theile nur durch die gemeinſame Beziehung auf eine beſtimmte Religion, hier die chriſtliche, verbunden ſind. So wie ſich eine ſolche Religion zur Kirche geſtaltet, bildet ſie ſich auch eine Theologie an, genau nach ihrer Eigenthümlichkeit, alſo jede Religion eine andere. Die Theologie gehört nur für die, welche die Kirche leiten, ſie bildet ſich mit der Entwicklung und Ausbreitung der Kirche, weßhalb die chriſtliche die gebildeteſte iſt, und ſie beſteht nur mit dem Kirchenregiment in Wechſelbedingung, ſo daß ohne dieſe Beziehung alle ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Kunſtregeln keine theolo-

gischen sind. Das Wissenschaftliche ist der Leib, der Trieb aber, die Kirche zu regieren, der Geist, wobey das Interesse am Christenthum zum Grunde liegen muß; alles dieses vereinigt sich in der Idee eines Kirchenfürsten. Mehr Ausbildung für das Wissen macht den Theologen, mehr für das Kirchenregiment den Kleriker; beydes muß aber doch in jedem vereinigt seyn, und der Beruf eines jeden sey nicht abhängig von dem bürgerlichen Stande, sondern richtiger von der Verschiedenheit des Talents. Je mehr practisch der Kleriker, desto universeller muß seine Theologie seyn, je mehr er als Gelehrter leisten will, desto mehr muß er sich nur mit Einem Theile beschäftigen. Keine Kirche kann ihrem Wesen nach bloß empirisch aufgefaßt werden; so kann auch das Christenthum und seine Theologie anders nicht verstanden werden, als aus der Ethik, welche „die Stiftung und das Bestehen solcher Vereine als nothwendiges Element in der Entwicklung des Menschen nachweisen muß.“ In dieser Idee sind die Keime alles Individuellen enthalten, das für die christliche Kirche die philosophische Theologie verstehen lehrt. Diese ist die Wurzel der gesammten Theologie, und doch fehlt ihr wegen ihrer noch geringen Bearbeitung auch noch der bestimmte Name. Die practische Theologie ist die Krone, denn ihr Zweck ist das Kirchenregiment, und sie lehrt die Technik, um die Idee des Christenthums immer reiner darzustellen. Weil nun die christl. Kirche ein Werdendes, und das was werden soll, nur immer aus dem Gewordnen zu verstehen ist, so bedürfen wir auch der Geschichte des Christenthums in ihrem ganzen Umfang, also der historischen Theologie. Sie bewährt, auf das Prinzip sich beziehend, die philosophische, und durch die Betrachtung des Vorhergegangenen begründet sie die practische Theologie; sie vereinigt also beyde, sie ist der Körper des gesammten theologischen Studiums. Aber dieses gründet sich auf die Ethik auch im historischen Zweige, denn die Ethik ist die Wissenschaft der Prinzipien der Geschichte. Der philosophische Zweig wäre zwar im Studium der erste, so wie der practische der letzte ist, hätte er nur schon seine Ausbildung zur Disciplin erhalten; so aber, so lange ihn jeder sich selbst

bilden muß, kann er nur neben dem hiſtoriſchen gewonnen werden. So weit die Ueberſicht in dieſer Encyclopädie.

Die philoſophiſche Theologie. Das Chriſtenthum kann weder bloß empiriſch, noch bloß rein wiſſenſchaftlich aufgefaßt werden. Indem man nun das Geſchichtliche darin, und das, was in der Idee der Religion und der Kirche als veränderliche Größe geſetzt iſt, gegen einander hält, nimmt die philoſophiſche Theologie ihren Standpunct über dem Chriſtenthum, ſucht im Geſchichtlichen den reinen Ausdruck der Idee, deren Art des Werdens in der Ethik im Allgemeinen gezeigt wird, bemerkt die Abweichungen von derſelben als Krankheitszuſtand, beurtheilt auch hiernach die Parteyen, welche doch in jeder Kirche ſtatt finden, und zwar zunächſt im Verhältniß zur Idee der chriſtlichen Kirche, ſo wie dieſe (und jede andre) zur abſoluten Idee der Kirche. Dieſer Theil iſt ſeinem innern Weſen nach kritiſch. Seine Form als Disciplin nimmt er von dem Intereſſe an dem Wohlbefinden und der Fortbildung der Kirche, iſt folglich weſentlich in einer Kirchenpartey befangen, es gibt alſo für jede eine beſondre philoſophiſche Theologie. Auf dieſe Art enthält ſie die Prinzipien der Apologetik und der Polemik. Die Apologetik, als die poſitive Seite der philoſophiſchen Theologie, vertheidigt die Kirche und die beſondre Partey; ſie zeigt die ideale Seite derſelben in den Dogmen und die reale in der Verfaſſung, welches beydes congruiren muß, wenn das Weſen des Chriſtenthums darin richtig erſcheinen ſoll. Dabey unterſucht ſie die Begriffe, Offenbarung, Wunder, Eingebung, indem ſie das Chriſtenthum als neue und urſprüngliche Thatſache anzeigt, und die Begriffe von Weiſſagung und Vorbild, indem ſie ſein Hervorgehen aus dem Judenthum und Heidenthum betrachtet; ferner unterſucht ſie das, was die Einheit des Weſens permanent macht, Kanon und Sacrament; auch das Zuſammenbeſtehen mit andern kirchlichen Organiſationen, die ſich weſentlich aus der Entwicklung der Menſchheit ergeben, Hierarchie und Kirchengewalt; eben ſo das Verhältniß der beſondern Kirchenpartey, Confeſſion und Ritus; alles aus der beſondern Anſicht der Partey, und ſie als ſolche gegen den Vorwurf der Anarchie und Corruption

vertheidigend, soweit sie sich nämlich als eigenthümliche Darstellung des Christenthums erhalten hat; doch muß sich die Apologetik zugleich über die Gegensätze der Parteyen erheben. Die Polemik, als die negative Seite der philosophischen Theologie, die sich nur mit dem beschäftigt, was innerhalb des Christenthums liegt, zeigt den Krankheitszustand des Christenthums auf, dessen allgemeinste Form der Indifferentismus ist, wie auch das, was sich zum Widerspruch gegen die Idee entwickelt hat, des Separatismus; sie bemerkt, was sich gegen das Wesen des Christenthums selbstständig organisirt, in der Lehre als Ketzerey, in der Gemeinschaft als Spaltung, indem sie Kanon und Sacrament, Confession und Ritus in Anspruch nimmt, und dabey die Entstehungsart in ihren ersten Elementen darlegt. So bedingen und begränzen sich gegenseitig Apologetik und Polemik. Beyde nun zusammen, die philosophische Theologie erschöpfend, setzen zwar die historische voraus, begründen aber auch wieder die Urtheile in derselben; und so ergibt sich, wie die philosophische Theologie die Prinzipien der theologischen Denkungsart eines jeden enthält, aber eben darum nicht zu einer förmlichen theologischen Disciplin ausgebildet werden kann.

Die historische Theologie hat einen Theil der neueren Geschichte, besonders der Bildungsgeschichte zum Inhalt. Ihre Epochen beginnen mit dem, was mehr als plötzliches Entstehen erscheint, und ihre Perioden dehnen sich durch das aus, worin mehr die allmählige Entwicklung zu sehen ist. Das Christenthum kann selbst so als eine einzelne Periode in der Religionsgeschichte überhaupt gelten, und so wieder als ein geschichtliches Ganzes, und zwar sowohl chronologisch, als nach dem Inhalt. Anfang, Verlauf und gegenwärtiger Zustand des Christenthums sind die drey Momente dieses historischen Studiums. Bey dem Anfang, dem Urchristenthum, war Lehrbegriff und Kirchenverfassung noch nicht gesondert. Hierzu sind die Document-Schriften zu studieren, — die exegetische Theologie; sie reiht sich zunächst an die philosophische an. Bey dem Verlaufe gibt es die Menge der Einzelnheiten und Gegensätze des Besondern und Allgemeinen als Geschichte des Lehrbegriffs sowohl, wie der Verfassung, d. i. als Kirchen-

schichte. Der gegenwärtige Zustand enthält die Sonderung Lehrbegriffs und der Verfassung; die Darstellung des er- n ist die Dogmatik, die der letzteren die kirchliche Statistik. diesem ganzen Studium ist für die Selbstständigkeit der ologischen Ansicht historische Kritik nöthig. Die exegetische ologie bestimmt zuerst die Idee des Kanon. Die Zeit der mmlung und die Aechtheit desselben hat der Natur nach vankende Gränzen. Der jüdische Codex gehört nicht dazu; dazu nehmen, streitet gegen die Idee des Kanon (?), und ßt so viel wie das Christenthum als eine Fortsetzung des denthums ansehn. Der Theolog muß die Grundsprachen stehen, weil jede Uebersetzung sich nur irrational zur Ur- che verhält. Die Auslegungskunst ist der Mittelpunct der zetischen Theologie, und sie eignet jedem Theologen; durch muß er jeden einzelnen Gedanken der Schrift in seinem hältniß zur Idee des Ganzen richtig auffassen und so den des Schreibens nachconstruiren, wozu ein richtiges Bild neutestamentischen Zeit entworfen werden muß; hierzu rt die Einleitung ins N. Testament. Wegen Berichtigung Quellen ist niedere und höhere Kritik nöthig, deren ßen schwer zu bestimmen sind. In wiefern man den ten als historisch gegeben ansieht, muß er bleiben wie er da „der Gedanke nicht statthaft ist, daß die erste Kirche ch darüber sollte entschieden haben; und so wäre, selbst n es ausgemacht werden könnte, daß einzelne Schriften re Verfasser haben, als denen sie beygelegt werden, dies Grund, sie zu entkanonisiren.“ Zu diesem ganzen Stu- n ist aber auch religiöses Interesse erfoderlich. — Die hengeschichte betrachtet bey den räumlichen Veränderungen die innere Kraftthätigkeit, durch welche sie eigentlich ihr logisches Interesse erhält, wozu sie aber ein im Leben zu ckelndes Talent verlangt. Jene Kraft zeigt sich thätig, n sie die gemeinsame Lehre und das gemeinsame Leben, . so Sitte wie Cultus in der Kirche bildet. Die historische struction muß beydes zu lebendiger Anschauung vereinigen. politischen Verhältnisse sowohl, als die herrschenden Phi- sheme sind wegen ihres Einflusses auf das Christenthum falls zu dieser Geschichte zusammen zu führen. Die Ge-

ſchichte des Lehrbegriffs betrifft mehr die theoretiſchen, als die practiſchen Dogmen, dabey aber muß nachgeſehen werden, was das chriſtliche Princip in der allmähligen Bildung des Lehrbegriffs gewirkt hat, und was in dem geltenden philoſophiſchen Syſteme das chriſtliche Gefühl dazu ſagte, welcher Geſichtspunct das Uebergewicht hatte (da nämlich nirgends ein Gleichgewicht zu erwarten iſt), und wie Schriftauslegung und philoſophiſche Syſteme im Gegenſatz ſtanden. Aber auf jeder Seite zeigt ſich das Studium der Kirchengeſchichte ſchwer. Das religiöſe Intereſſe und das wiſſenſchaftliche können dabey nie einander in den Weg treten; auch kann den Betrachtenden die Liebe rechter Art zu ſeiner Kirchenparthey nie blenden oder verfälſchen, und er muß in ſeiner ſtrengen Unpartheylichkeit weder indifferentiſtiſch ſeyn, noch ſeiner Parthey ſchaden (!). Die dogmatiſche Theologie, als die Darſtellung des letzten Moments in der geſchichtlichen Kirche, ſowohl die Verfaſſung als den Lehrbegriff betreffend, darf weder in der abweichenden bloß ſubjectiven Ueberzeugung, noch in einer ſogenannten bibliſchen Theologie, noch auch in gefliſſentlich friedlicher Beſeitigung beſtehen, ſondern einestheils rückwärts auf das in der letzten Epoche kirchlich fixirte ſich beziehend, darf ſie anderntheils das nicht verwerfen, was zu einer künftigen Epoche hinführt und alſo vom Einzelnen ausgeht. Sie iſt ſomit in ihrem Fundament orthodox, aber in einzelnen Theilen zugleich heterodox; ſie muß daher immer auch divinatoriſch ſeyn. Die falſche Orthodoxie will das Antiquirte feſthalten, und die falſche Heterodoxie ſucht das Weſentliche zu zerſtören. Die laufende Periode hat an dem Symbol ihren Kanon, wobey die verſchiednen philoſophiſchen Syſteme (und jedes wahrhaft Philoſophiſche kann das) nur den Ausdruck ändern, ohne die Identität der urſprünglichen religiöſen Affection, welche durch die Lehre repräſentirt werden ſoll, aufzuheben. Die chriſtliche Dogmatik verhält ſich zur rationalen Theologie eben ſo, wie die practiſche Seite des Lehrbegriffs zur Pflichtenlehre der rationalen Ethik; man trennt am beſten dieſe zwey Seiten, ob ſie gleich nicht auf zwey verſchiedenartige philoſophiſche Syſteme dürfen bezogen werden. Die practiſche Seite hat ſich im jetzigen kirchlichen Gegenſatz noch nicht ſo ſtark ausgeprägt, als die

theoretiſche. Es wird ein philoſophiſcher und kritiſcher Geiſt erfodert, um ſeine Kirchenpartey mit den andern gehörig zu kennen, und ſo muß man auch die Zeit, worin das Symbol entſtand, in einem lebendigen Bilde anſchauen; im hiſtoriſch-theologiſchen Gebiete iſt alles weit mehr biographiſch, als in einem andern hiſtoriſchen Gebiete. — Die ganze Organiſation der hiſtoriſchen Theologie gründet ſich auf die Reſultate der philoſophiſchen, die als Vorbereitung nur eine exoteriſche zu ſeyn braucht; ſie ſelbſt nimmt ihren Standpunct über dem Chriſtenthum, ſo wie die hiſtoriſche innerhalb deſſelben: beyde begleiten einander, woraus denn freylich Vermengungen und zwiſchen den einſeitigen Bearbeitern gegenſeitige Beſchnidigungen entſtehen, aber nur mit und durch einander können ſie zur Vollkommenheit gedeihen.

Die practiſche Theologie. So wie die philoſophiſche die Gefühle bey den Ereigniſſen der Kirche zur klaren Erkenntniß bringt, ſo bringt die practiſche die Gemüthsbewegungen des chriſtlichen Gefühls zur beſonnenen Thätigkeit; ſie iſt alſo nur demjenigen Bedürfniß, bey welchem das religiöſe Intereſſe ſich mit wiſſenſchaftlichem Geiſt einigt (?), weil man ohne jenes nur zufällig, ohne dieſe aber unbewußt wirkt. Die hiſtoriſche Theologie begründet die Einwirkung zum practiſchen Zwecke. Dieſe beſteht in dem Kirchenverein, welchem eben ſowohl, wie der theol. Geſinnung, alle techniſche Mittel untergeordnet ſeyn müſſen. Alle Regeln beziehen ſich material und formal auf Seelenleitung, ſind nur relativ und individuell ganz zu beſtimmen, und dienen nicht zur Bildung (?), ſondern zur Leitung des Künſtlers. Mit dem Gegenſatze zwiſchen Kleriker und Laien tritt erſt die practiſche Theologie hervor; ſie gibt theils die allgemeine, theils die locale Einwirkung an (und der kleinſte organiſche Theil, worauf ſie ſich bezieht, iſt die Gemeine); ſie wird von dem Parteygeiſt in dem Grade eingenommen, als die Kirchenparteyen geſpannt ſind; und je nachdem die rein theologiſche (d. h. die des Einzelnen aufs Ganze) oder die klerikaliſche (die Namens des Ganzen auf das Einzelne gerichtete) Thätigkeit vorherrſcht, wird ſie Kirchenregiment oder Kirchendienſt. Das Kirchenregiment, bey Proteſtanten und Katholiken verſchieden, muß nur von jeder

Partey nach dem Wesentlichen in seinen Gegensätzen verstanden werden. Die Kirchengewalt geht auf Erhaltung und Ausbildung des Fixirten, sie soll aber die Thätigkeit der Einzelnen nicht ausschließen, denn diese fördert das Fortschreiten, und beydes, jenes Religiöse und dieses Wissenschaftliche, muß in einander greifen, wenn das Kirchenregiment vollkommen seyn soll. Die Kirchengewalt wirkt als Kirchenzucht, um das Krankhafte als fremdartig auszuscheiden, und zwar, damit sie nicht fremde Gewalt zu Hülfe nehme, auch als Kirchenbann. Sie wirkt ferner, und vornehmlich als Gesetzgebung für den Cultus, in demselben die Freyheit zugleich und die Beweglichkeit statutarisch begründend, damit er mehr und mehr der adäquate Ausdruck des religiösen Sinnes werde; eben so die Einheit und Gleichförmigkeit der Partey gegen Willkührlichkeit erhalten, und doch die Ausartung in todte Form verhindernd, also vereinigend in dem Symbol Festhalten und freyes Fortbewegen. Da die Kirchengewalt mit dem Staate nie im ruhigen Gleichgewicht steht, und doch das rechte Verhältniß der Kirche zu wahren hat, so ist darauf zu denken, daß die Kirche nicht auf eine kraftlose Art unabhängig vom Staate bestehe, noch sich in eine glänzende Dienstbarkeit begebe. Der academische Lehrer und der Schriftsteller (beyde enthalten dermalen die auf das Ganze gerichtete Thätigkeit des Einzelnen) müssen so bestimmt werden, daß der wissenschaftliche Geist belebt, und der Kampf gegen Irrthum begünstigt wird, ohne die Anhänglichkeit an das Bestehende der Kirche zu schwächen, und ohne das Wahre, woraus der Irrthum ausgegangen ist, anzutasten; auch darf sich „die Darstellung des Schriftstellers nicht weiter verbreiten, als sie nützen kann, und nicht anders ausgelegt weeden, als sie gemeint war.“ Die Kirchengewalt muß sich dabey beweglich erhalten, um der fortschreitenden Einsicht zu entsprechen, und immer der volle Ausdruck der jedesmaligen religiösen Kraft zu seyn. Der Kirchendienst geht auf die Gemeine, in dem Maaße, wie Klerus und Laien wenigstens der Verrichtung nach einander gegenüber stehen; und zwar im Cultus, wo der Klerker auf die Gemeine im Ganzen wirkt, und in der Seelsorge, wo er sich mit dem Einzelnen im religiösen Zusammenleben befindet. Da der Cultus in das Gebiet

der Kunst fällt, so gibt es eine religiöse Kunstlehre, welche zu bestimmen hat theils den religiösen Styl in jeder Kunst, theils das ganze religiöse Kunstwerk im Cultus; der Kleriker ist hier theils Liturg, d. h. Repräsentant der kirchlichen Auctorität, theils Prediger, d. h. in seiner Selbstthätigkeit auftretend, beydes darf indessen nie ganz gesondert seyn; im Liturgischen herrscht die Vergangenheit, im Predigen die Fortbildung vor, und beydes zu vereinigen ist die Aufgabe. Die religiöse Rede wird der Form nach durch die religiöse Kunstlehre, der Materie nach durch das Verhältniß des Cultus zum Lehrbegriff bestimmt. Die Seelsorge sucht Identität unter den Gemeindsgliedern zu erhalten, und somit erweckt sie theils das religiöse Prinzip in der Kirchenpartey, und zugleich individuell (im Bleibenden das Veränderliche), d. h. katechetisch, wobey sie sich auf die Methodik des vollständigen Zusammenlebens bezieht, auch nimmt sie die Convertenten in die Gemeine auf, die aber schon etwas von der Identität der Gemeine in sich tragen müssen; theils behandelt sie die krankhaften Gemeindsglieder, die es entweder im Theoretischen oder im Practischen sind, so daß sich die innere Identität offenbaren möge. Eine Theorie der klerikalischen Amtsklugheit kommt hinzu, um mit dem Staate, mit dem geselligen Leben und mit dem wissenschaftlichen Verein die klerikalischen Verhältnisse in das beste Vernehmen zu setzen. Jeder Theolog muß von der practischen Theologie so viel wissen, daß er daraus das Verhältniß eines jeden Theils der Ausübung zum Ganzen erkennen kann; das Allgemeine erkennt der philosophische Theolog am klärsten, das Besondere der historische. Die practische ist das Letzte wie im Studium so in der Ausbildung der Theologie. Zu ihrer Vollkommenheit würde gehören, daß die Kirchenpartey weder erschlafft, noch sich überlebt, wodurch sie sich an die höchste und erste theologische Disciplin anschließt, nämlich an die Apologetik. Aber der practischen Theologie fehlt auch noch viel an ihrer Ausbildung, am meisten der Lehre von dem Kirchenregiment.

Wir glauben dieses in folgender Uebersicht zusammenstellen zu müssen:

1. Die philosophische Theologie:
   a. Apologetik,
   b. Polemik.
2. Die historische Theologie:
   a. exegetische:
      α. Kritik des Kanon,
      β. Hermeneutik,
      γ. Einleitung ins N. Testament.
   b. Kirchengeschichte:
      α. Dogmengeschichte,
      β. Geschichte des gemeinsamen Kirchenlebens.
   c. Darstellung des gegenwärtigen Zustandes:
      α. Dogmatik,
      β. kirchliche Statistik,
      γ. christliche Ethik.
3. Die practische Theologie:
   a. für das Kirchenregiment:
      (Kirchengewalt) (Kirchenrecht?)
      α. Kirchenzucht,
      β. Cultus { Liturgik. / Homiletik.
   b. Kirchendienst:
      α. Katechetik,
      β. Seelsorge,
      γ. Pastoralklugheit.

Die Architektonik fällt in die Augen; eben so der Zielpunct des Ganzen; man muß nur nach oben als die Krone denken die practische Theologie, die philosophische möge als die Wurzel erscheinen, und die historische als die Vermittlerin. Auf die Ethik weiset jeder Theil hin. Diese wäre also das tiefste Prinzip, worin unsere ganze Theologie wurzelt, und wodurch sie hervorgetrieben wird. Wir bedauern aber, daß dieses Buch nichts von diesem über Allem liegenden Grunde eröffnet. Wir sehen nur so viel, daß von demselben aus die Gegensätze verschwinden sollen, die uns sohin unauflöslich scheinen, und deren Auflösung doch in allen Zweigen gefodert wird. Der Theolog soll über dem Christenthume stehen, und zugleich mitten in demselben; er soll es als Exoteriker und

er Skepsis nnd Kälte des Kritikers betrachten, und zugleich
s Esoteriker zur höchsten Wärme durch dasselbe begeistert seyn;
soll in dem Allgemeinen des Christenthums die Verschieden-
iten, nothwendige oder zufällige, in ihrer Entfernung von
r Idee hell und klar durchschauen, und soll doch mit ganzer
eele seiner besondern Kirchenpartey angehören; er soll alles,
s Parteygeist betrifft, ja das ganze Christenthum selbst
s eine einzelne Form unter mehreren Religionsformen, die
r irgend in der Geschichte der Menschheit aufgerollt werden,
f unter seiner lichten Höhe erblicken, und zugleich soll der-
be Theolog die Fülle des christlichen Gefühls in seinem Ge-
üthe tragen, und vielleicht als Kleriker in dem untersten
rchendienste mit Enthusiasmus, erfoderlichen Falls in poe-
schem Feuer arbeiten. Die ganze Theologie soll droben aus
n höchsten Regionen der Vernunft erwachsen, um hier unten
dem Gange der Dinge aus dem bisherigen Unvollkommnen
s Vollkommnere herbeyzuführen, und endlich in der Idee
es Kirchenfürsten alles zu vollenden. Sie soll auf das Po-
ve der Offenbarung sich stützend, im Zeitenverlauf — Chris
m (wenn uns dieser Ausdruck des Apostel Paulus hier
laubt ist) vom Himmel herabholen. — So liegen uns wes
gstens die Gegensätze in diesem theologischen System vor,
d so müssen wir bekennen, daß uns jener erste Punct, der
der Ethik liegt, der erste Lebenspunct, woraus sowohl das
müth, als das Wissen des Theologen erwachsen soll, ganz
im Dunkel bleibt. Auch vermögen wir nur nach zweyen
iten hin den Versuch zur Lösung dieser schwersten aller Aufi
en zu vermuthen. Entweder wenn man ein christliches
rz voll Demuth mit der höchsten Bildung des Geistes
aussetzt, das wie der fromme und weise Sohn ewig seiner
ütter ergeben bleibt, auch nachdem er sie weit übersieht:
r dann begreifen wir nicht, wie sich solches Verhältniß
es Kirchendieners zum Cultus und zum Symbol seiner Par-
anders als in seiner Individualität, wie es sich als ein
gemeiner Grundsatz aufstellen läßt; es sey denn, daß die
hik überall, auch für die Kirche, nur Individualitäten ver-
gte. Oder man müßte einen mächtigen Kopf annehs
n, der durch den Begriff die Sache zu erschaffen vermöchte,

der auf der Höhe stehend, und alles in reinstem Lichte betrachtend, sich nun den Boden erschaute, aus welchem er seine Religion, d. i. nunmehr sich selbst als Mensch geboren werden ließe, der sich das Herz des Christenthums, mit einem Worte, den Glauben selbst mache. Da ihm nun diese Selbstmacht immer bliebe, so steht er immer oben, und kann sich augenblicklich herablassen, oder auch nur sich selbst sagen, weil nämlich doch sein Blick unten ist: ich stehe jetzt dort in dem allein seligmachenden Glauben. Wir fürchten nur, er möchte dann alle Länder unten in gleicher Unbedeutendheit erblicken, so wie man sie von dem Schneegipfel der höchsten Berge erblickt; und wie in dieser kalten Region, wo das Leben sich nur wenige Minuten erhalten kann, das Wärmste und Lebendigste, was die Erde hat, wie der Glaube da erwachsen soll, bleibt uns unbegreiflich. Auf ein helleres Prinzip finden wir wenigstens nicht diese Theorie gegründet, als das grad entgegen gesetzte strenge und noch consequentere System jener großen Kirchenlehrer ist, die alles Heil und die ganze Theologie von der göttlichen Gnade abhängig machen, die den Glauben nicht für des Menschen Machwerk halten (oder wie Luther es ausdrückt, nicht für Jedermanns Ding), und die das Dunkel des Grundes, als in dem unausforschlichen Rathschluß der Gottheit liegend, fromm bekennen. Hier wird doch die Lebenskraft vorausgesetzt, wo sie aber erst durch Reflexion gemacht werden soll, da kommt man nicht aus dem Kränkeln heraus.

Soll uns nun noch weiter ein kritisches Urtheil über das vorliegende theologische System gestattet werden, so gilt es zuvörderst die Consequenz in der Denkart, welche in dieser Lehre spricht. Sie gibt zu solchem Urtheil selbst die Norm (S. 82 sqq. §. 25—32. und S. 92 §. 5. vergl. mit §. 18. S. 14), daß nämlich der Schriftsteller, indem er die Wissenschaft vordringen macht, als Theolog doch seiner Kirchenpartey mit ganzer Seele angehören müsse. Ist dieses wirklich bey diesem Buche der Fall? Daß es Originalität, Geist, erregende Kraft, Eröffnung neuer und größerer Ansichten in sich schließt, also im Dienste der Wissenschaften sich als trefflich auszeichnet, zeigt schon obiger Auszug; weniger aber können wir die kirchliche Seite der reformirten oder vielmehr protestantischen Partey

erkennen. Nach dieser wäre eigentlich nichts entfernter, die Begründung der christlichen Theologie durch irgend Philosophie, wir wollen nicht bloß sagen, durch irgend philosophisches System, sondern durch das Philosophiren ; namentlich ist am weitesten von unserm Kanon entfernt Begründung durch eine Vernunftwissenschaft, durch eine e Ethik. Denn höher als alle Vernunft ist der heilige , welcher den Glauben gibt und wirkt, in wem er will, das Evangelium; und wer nun diesen Glauben hat, nag nichts von Philosophie, er bedauert vielmehr selbst Platon, denn er hat nun als Christ eine der Art nach verschiedne, dem Grunde nach unendlich höhere, der nach über allen Zweifel erhabne und ewig beseligende ıtniß Gottes, durch welche allein auch eine Theologie ich ist; denn nur der Wiedergebohrne kann Theolog seyn. haut nun in der Thatsache des Christenthums den Finger s, er glaubt fest, und ohne Beweis, daß Gott in Chris Mensch geworden, seine Kirche gestiftet, Lehrer verordnet c.; alle diese Einsichten verdankt er der Erleuchtung des en Geistes durch das geoffenbarte Wort. Da ist so wes u denken, daß man von oben herab durch eine höhere ht in das Christenthum kommen könne, daß sogar jeder ich eines solchen Gedankens als in der Wurzel unchristlich, as Werk der Erbsünde, in deren Dünkel sich der Mensch eine eigne Vernunftkraft vorzaubert, verworfen und ver ut werden muß: da ist vielmehr der Mittelpunct, der be an die positive Offenbarung, der höchste Punct, von em aus erst man auch die unteren Regionen, wo etwa die Menschen-Vernunft ihr Gebiet hat, in ihrem wahren erkennt. So lehren die Symbole der Protestanten, so auch in den Hauptpuncten die katholische Kirche, und so besonders seit Augustinus allgemeine Kirchenlehre gewor wie sie in der oben angedeuteten Bestimmtheit Calvinus lte, und wie sie Luther und Melanchthon (so lange dies ein milderer Sinn nicht von der Consequenz abführte), sie überhaupt die Theologen der kräftigern Zeit geradezu agen. Es würde überflüssig seyn, dieses mit Stellen aus Schriften zu belegen, die doch, als die Grundlage der

symbolischen Bücher, den Kanon der protestantischen Epoche enthalten müßten; wir verweisen nur auf einige: Calvini Instit. chr. Lib. I. c. 1, (1.) 5, (11. 12.) 6. 7, (5.) II. c. 2, (10. 18. 19.) 3, (4.) III. c. 1, (1.) c. 2, (1. 7. 8. 33. *) 14, (11.) IV. c. 1, (4—12.) 2. 3. 8. 9. 10. 11. 12. Melanchth. locc. comm. L. de Deo; de causa peccati etc. de humanis viribus u. a. m. Hyperius befolgt in seiner Methodus Theologiae dieselben Grundsätze so sehr, daß seine Encyclopädie fast nichts anders, als ein (dogmatisches) System der Theologie selbst ist; und man möchte wohl fragen, ob nicht solcher Behandlung eine größere Consequenz zum Grunde lag?

Um etwas Einzelnes aus der Ansicht dieser Encyclopädie in dieser Beziehung anzuführen, so widerspricht es auch der Grundidee unsers Lehrbegriffs, daß wir das A. Testament nach S. 33. §. 3. nicht mit in den Kanon ziehen dürfen, weil man dadurch das Christenthum als Fortsetzung des Judenthums ansehe ꝛc. Grade so will es ja die Kirche angesehen wissen, welche bekanntlich ihre Entstehung aus dem Paradiese datirt, nur daß sich alles vor Christus auf ihn als den Mittelpunct und als die höchste, obgleich nicht wesentlich von der Vorzeit verschiedne, Offenbarung bezieht **). Es ist Grundidee, daß das Vollkommenste der Kirche mit Christus da war, und auf Erden nicht erst noch da seyn wird (daher auch immer der Chiliasmus

*) Ergo singulare Dei donum utroque modo est *fides* et quod mens hominis ad degustandam Dei veritatem purgatur, et quod animus in ea stabilitur. Und weiter oben (n. 8.) sagt Calv. — valere deberet ad litem finiendam: assensionem scilicet ipsam (fidei) — cordis esse magis quam cerebri, et affectus magis quam intelligentiae.

**) Melanchth. Locc. de lege divina; de discrimine Vet. et N. Test. De spiritu et litera; de Ecclesia. Calv. Inst. Lib. II. c. 10. 11. u. a. m. Letzterer sagt ausdrücklich (c. 10, 2.): Patrum omnium foedus adeo substantia et re nihil a nostro differt, ut unum prorsus idemque sit, administratio tamen variat. Und Melanchth. (de discr. V. et. N. T.) Una est perpetua Ecclesia Dei inde usque a creatione hominis, et edita promissione post lapsum Adae.

häretisch verworfen worden); und eine Fortbildung der he zu einem noch nicht erschienenen Ideale der Vollkom- heit ist weder römisch-katholischer, noch evangelisch-protes- tischer Kirchenglaube, da jener in einem Petrus das Ideal Kirchenfürsten schaut, so wie dieser in dem Vereine, wo Gläubigen Ein Herz und Eine Seele waren, und da e nur die Wiederherstellung dieses Ideals in dem endlichen je der immer streitenden Kirche erwarten.

Indessen wollen wir darum keinen üblen Blick auf dieses ) werfen, vielmehr grade darum einen freundlichen, weil ier inconsequent wird (wie noch immer die Besseren, welche ge Systeme aufstellen wollten, es in irgend einem Puncte ben), und weil es so aus der Befangenheit in der kirch- n Partey-gängerey herausführt, denn wir denken hierbey . Kor. 1, 12.

Die einfache und bündige Anordnung dieser Encyclopädie in neuer Beweis von der bekannten dialectischen Kunst Verf. Darum können wir aber noch nicht alles für rein ch begründet halten. Gleich der erste Satz nimmt die logie als eine positive Wissenschaft an, und bald nachher sie doch als so abhängig von der Philosophie angesehen, die Ethik sie durch und durch bestimmen soll, und daß ganze historische Studium nur einestheils um der philo- ischen Wurzel willen und nur als Auslegerin der reinen enschaft da sey, anderntheils freylich auch um des Practi- willen, welches der Zweck des Ganzen seyn soll, aber kein andrer seyn kann, als wiederum eine Idee der phi- hischen Ethik zu realisiren. Somit wird also, genau chtet, alles Positive unter der Hand abgestreift: dann rt aber das Ganze nicht mehr zu einer positiven Theologie d einer bestimmten Religion, nämlich des Christenthums, doch jener erste §. verheißt, sondern es steht alles außer- der historisch-positiven Religion und unsrer Kirche. Oder durch irgend ein Machtwort der Kirchendienst, so wie er ist, zum Zweck sanctionirt werden, so daß die Philosophie er seine Magd sey, und alles Studium sich ihm (wie an einem Galiläi zu sehen war!) auf Tod und Leben flichte? Das will die Idee dieser Encyclopädie doch nicht.

Wollten wir zum Versuche jene ersten Grundsätze auf das Kirchensystem des Daiai-Lama anwenden, so läßt sich das allerdings so ziemlich durchführen. Der lamische Theolog erkennt die Idee eines Kirchenfürsten an, er sieht sie in seinem Daiai aufs vollkommenste erreicht, welches durch das lange und ruhige Bestehen dieser Hierarchie bestätigt wird. Sein Kirchendienst ist so wohl organisirt, daß sich der Organismus desselben immer noch in seiner vollen Jugend erhält, und daß keine Häresen oder andre Krankheiten ihm auch nur einmal zustoßen können. Auch ist seine practische Theologie so völlig ausgebildet, daß hier nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, und daß man nur durch die verschiedenen Weihen eines Mandschi, Gäzzullen, Gällung — hinaufsteigen muß, um der vollkommenste Kleriker zu werden, der alsdann zugleich Organ seiner Kirche und seiner selbst ist. Dieser weiß dann auf die rechte Art die heiligen Bücher zu deuten, die Gebete und andre kirchliche Gebräuche zu verrichten, das Wasser mit Salz bey ihrer Taufe symbolisch zu erklären ꝛc., er weiß dann, in allem die Gemüther an den Kirchenfürsten befestigend, zugleich auch in allem ethische Ideen auszusprechen u. s. w. Kurz, wir sehen nicht ein, warum nicht auch der Lamismus, Islamismus ꝛc. und innerhalb des Christianismus jede Kirchenpartey (auch etwa die Quäker) diese Meynung haben könnten. Derselbe Grund, welcher einer Partey das Wort redet (wie es diese Encyclopädie will), so daß die andre Partey nicht ausgeschlossen wird, redet eben so auch der andern Partey das Wort. Und wo ist hier die Gränzabscheidung? Wo fängt das Christenthum an? Wo beginnt das höhere Kirchenthum, das die Ethik etwa als Typus in ihren eleusinischen Mysterien verwahrt? Darüber erhalten wir hier wenigstens keine Belehrung.

Dem Christenthum wird die gebildetste Theologie zugesprochen, und mit Recht, wie vereinigt sich aber damit die Behauptung des §. 27. S. 7 von dem noch so sehr rohen Zustand der philosophischen Theologie, welcher sogar noch der Name fehle?

Bey der Unterscheidung zwischen Orthodoxie und Heterodoxie (S. 19. 2ter Abschn. u. S. 58. 3ter Abschn. §. 10 fgg.) finden wir die Schwierigkeit nicht beantwortet, worin denn eigentlich das Wesentliche des Christenthums und insbesondre der Kirchenpartey bestehe, und wer über dasselbe zu urtheilen habe. Daß (§. 33.) der Trennung der Ethik von der Dogmatik das Wort geredet wird, befremdete uns um so mehr, da nach der Theorie des Verf. sich weder der einen, noch der andern seitdem dürften Fortschritte beylegen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Intelligenzblatt 1812.

## Nro. V.

### Preisvertheilungen und Preisaufgaben.

Die mathematische und physische Classe des kais. französischen Instituts hat in ihrer öffentlichen Sitzung am 6. Jan. 1812. den mathematischen Preis von 3000 Fr. für die Beantwortung der im Jahr 1810 verkündigten Preisfrage: „Donner la théorie mathématique des lois de la propagation de la chaleur, et comparer le resultat de cette théorie à des expériences exactes," der Schrift des Herrn Furier, Baron des Reichs, und Mitgliedes der Ehrenlegion zuerkannt, doch mit der Bemerkung: „que la manière dont l'auteur parvient à ses équations, n'est pas exempte de difficultés, et que son analyse, pour les intégrer, laisse encore quelque chose à désirer, soit relativement à la généralité, soit même du côté de la rigueur."

Der von dem Kaiser gegründete galvanische Preis wurde nicht vertheilt, weil keine Schrift des verflossenen Jahrs, welche diesen Preis verdienen könnte, zur Kenntniß der Classe gekommen ist.

Dagegen wurde der von Lalande fundirte astronomische Preis, welcher dieses Jahr doppelt vertheilt werden konnte, zwey deutschen Astronomen, den Herrn Oltmanns und Bessel zuerkannt.

Für die außerordentliche durch Chladni's akustische Versuche veranlaßte mathem. Preisfrage: „Eine mathematische Theorie der Schwingungen elastischer Oberflächen, und Vergleichung dieser Theorie mit der Erfahrung" war nur Eine Schrift eingelaufen, wodurch sich die Classe veranlaßt sah, diese Preisfrage zu wiederholen. Der Preis soll erst in der öffentlichen Sitzung am ersten Montage des Januar 1814 zuerkannt werden, die Preisschriften werden aber nur bis zum 1. Okt. 1813 angenommen.

Se. kais. Hoheit, der Erzherzog Johann, hat, um das Studium der österreichischen Particulargeschichte zu beleben, eine Preisfrage auf-

gestellt, welche aber auch das Interesse aller deutschen Historiker, welchen die Geschichte ihres eignen Volkes nicht fremd ist, erwecken wird. Wir hoffen unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir die eignen Worte des gelehrten Fürsten ihnen mittheilen:

„Um das für die pragmatische Bearbeitung der Geschichte Inner-Oesterreichs schon bey der Gründung des Johanneums öffentlich ausgesprochene Gelübde um so befriedigender zu lösen, finde Ich Mich bewogen, den Gelehrten des In- und Auslandes hiermit eine Preisfrage darzulegen, welche die Geographie jener Provinz im Mittelalter zum Gegenstande hat. Die chronologische Gränze dieser Preisfrage gehörig zu fixiren, wird bestimmt, daß sie mit Carls des Großen Kaisermacht im Jahre 800 beginne, und nach der Aechtung Heinrichs des Löwen, mit der Uebergabe der Steyermark durch den letzten Ottokar an Leopold den Tugendhaften, Herzog zu Oesterreich endige.

Welchem Reiche haben unter den Carlowingen, Kärnthen und die Steyermark angehört? unter welcher Benennung und Umgränzung? Welchen Umfang hatte das erst von sächsischen, dann von einem welfischen und zäringischen Prinzen, denen sohin die beyden Dynastien von Eppenstein aus dem Mürz- und von Sponheim-Ortenburg aus dem Lavantthale folgten, administrirte Herzogthum Carentanien? — Welche Gauen (pagi) und Grafschaften (Comitatus), welche Grafen, Praesides, Marchiones, welche Ortschaften kommen in Urkunden und Chroniken, als in diesem Herzogthum gelegen vor, mit welchen Nahmen, und wie heißen solche jetzt? — Erklärung der in Urkunden vorkommenden metae bavaricae und der, den Scheidepunct der Sprachen so deutlich bezeichnenden Nahmen: Bayerisch-Graz und Windisch-Gratz.

(Die betreffenden Stellen der Documente oder Historiker sind bey dieser und bey den folgenden Aufgaben wörtlich anzuführen, chronologisch aneinander zu reihen, und mit kurzen Noten zu beleuchten. Als Muster sollen dießfalls dienen die Preisfragen von Beda Appel (1771) und Roman Zirngibl (1777) über die Marken, Grafschaften und Gauen des Agilolfingischen und des Karolingischen Baierns in den Abhandlungen der Münchner Akademie, dann des Freyherrn von Hormayr Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter I. B.)

In welcher Berührung zu dem nach den Ottonen immer schmälern und engern Herzogthum Kärnthen stand die Mark der thüringischen Ulriche, Popponen und Starkhande, der Günther und Pilgrine von Hohenwart — dann die Mark Styre und der Traungau der Ottokare, die sich im Lande ob der Enns sogar, bis jenseits der Donau ausbreiteten? und in welch staatsrecht-

lichem Verhältniſſe dieſer Traungau hinwieder zum Herzogthume Bayern und zu der bis 1156 bayerſchen Markgrafſchaft ob der Enns? — Iſtriens Wechſelſchickſale, die daſelbſt gewaltigen Engelberte und Mainharde, nachhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen, Vögte von Aquileja. — Großer extenſiver und geographiſcher Unterſchied jener Mark Steyer und der heutigen Steyermark. — Chronologiſche, mit urkundlichen oder doch hiſtoriſchen Stellen belegte Reihe dieſer Markgrafen, Orte und Gränzen ihrer Mark. Von der ſucceſſiven Vergrößerung und von der Genealogie der Ottokare iſt übrigens ein möglichſt vollſtändiges Skelett beyzubringen. Iſt vielleicht das Geſchlecht der Stifter von Seon (des Grafen Dubuat. origines boicae und die Mon. Seonensia im II. B. der Mon. boica) Eines mit jenem der Ottokare und Aribo der Stifter von Göß, und Graf Aribo in einem Diplom Ludwigs des Kindes vom 26. Sept. 903 unmittelbare Altvordern der in der Vorauer-Chronik genetiſch aufgezeichneten Otacher marchio Styrensis, filius Otachyr marchionis, genuit Ozy Marchionem? — Sippſchaft der Ottokare mit den Grafen von Lambach und Wels, dann mit jenen von Neuburg und Pütten.

Wer ſich immer zur Löſung dieſer höchſt intereſſanten Fragen berufen fühlt, und ein oder andere, einzelne diplomatiſche Zweifel und Lücken im Wege findet, mag ſich zur Behebung derſelben an das geheime Staatsarchiv in Wien, oder an das Johanneum in Gratz wenden, von wo man ſeinem Begehren nach Möglichkeit entſprechen wird. — Fröhlichs, Hanſitzens, Rubeis, Coroninis, Petzens, Reſchs, Meichelbecks, des Archivs für Süddeutſchland, des Florianer Chorherrn Franz Kurz, der Juvavia, der Acta S. Hemmae, Julius Cäſars, Megiſers, Valvaſors, Puſchs, Preuenhubers urkundliche Beyträge zur Erhellung dieſes ſchwierigen Gegenſtandes, ſind übrigens bekannt genug.

Die Einſendung der Preisfragen hat ſpäteſtens bis 1. Nov. 1813 an Mich nach Wien zu geſchehen. Jede Abhandlung muß ein Motto oder Deviſe an ihrer Stirne tragen, um ſie bey ihrer Würdigung gehörig zu bezeichnen. Die Nahmen der Herren Verfaſſer liegen verſiegelt bey ihren Diſſertationen, und dürfen erſt nach bereits geſchehener Zuerkennung der Preiſe und öffentlich verleſener Recenſion und Claſſifizirung ſämmtlicher eingelangten Arbeiten, in Meiner und der Curatoren des Johanneums Gegenwart erbrochen, das ausführliche Referat über ſämmtliche eingelaufene Beantwortungen, und ſomit die Claſſification öffentlich abgeleſen, und die Preiſe zuerkannt werden. Jenes raiſonnirte Referat wird ſofort in Druck gelegt, damit die volle Partheyloſigkeit und die Gründlichkeit deſſelben allgemein beurtheilt werden möge.

Der auf die Lösung dieser Fragen gesetzte Preis besteht aus sechzig Dukaten in Golde für die vorzüglichste, allen Anforderungen, so weit es die Quellen erlauben, genugthuende und aus einem Aeeessit von zehn Dukaten in Gold für die der gekrönten nächst kommende Beantwortung. Beyde werden sohin unverzüglich zum Besten der Verfasser gedruckt.

Könnte wider alles Vermuthen keine der einlaufenden Abhandlungen gekrönt werden, so wird den zwey besten derselben jeder ein Accessit von dreyßig Dukaten in Golde zuerkannt, und die Prase neuerdings ausgesetzt werden.

Von dem bewährten Patriotism der Inneröesterreicher hoffe Ich die thätigste Mitwirkung, den größten Stein des Anstoßes von den altergrauen Pforten der Historie des Mittelalters wegzuwälzen. Beruf und Subsidien fordern nahmentlich die Stifter hierzu auf, und welche Schätze zur Beleuchtung jener dunkeln Periode besitzen nicht insbesondere Gurk, Seccau, Admont und Vorau? — Die Gelehrten anderer Provinzen können unmöglich bey der Lösung eines Problems gleichgültig bleiben, das die Geschichte Ungarns und Oesterreichs ob und unter der Enns so nahe berührt. So lange Nahmen, wie: Heeren, Pfister, Zirngibl, Pallhausen, Mannert, Westenrieder, durch Zertrennung ähnlicher gordischer Knoten glänzen, werden auch die Nachbarn gegen eine so vielseitig eingreifende, historische Arbeit nicht gleichgültig seyn!

Wien am 12. Hornung 1812.

Erzherzog Johann.

---

## Ehrenbezeugungen.

Professor Kastner ist von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, in der Novembersitzung des vorigen Jahrs, zum correspondirenden Mitgliede, und von der botanischen Gesellschaft in Regensburg so wie von der naturforschenden Gesellschaft in Zürch zum Ehrenmitgliede aufgenommen worden.

---

## Todesfälle.

Am 28. Febr. starb zu Oyendorf im Holsteinischen J. W. von Archenholz, ein politischer Schriftsteller, der wenigstens in seinen frühern Jahren sein Publikum sich zu bereiten verstand.

Am 25. Febr. starb zu Meinungen eines schmerzhaften Todes der geniale Ernst Wagner, fürstl. Sachs. Mein. Cabinetssecretair,

45 Jahr alt. Unsere Jahrbücher verdanken ihm im Fache der schönen Künste einige, zum Theil mit D. A. E. (nicht D. A. E.) bezeichnete Beyträge.

Am 13. März starb zu Paris Pierre Charles Levesque, berühmter durch seine frühern historischen Werke über Rußland, als durch seine neuesten Bearbeitungen der Römischen und Griechischen Geschichten.

---

## Buchhändler-Anzeigen.

So eben ist erschienen:

Von deutscher Philosophie, Art und Kunst. Ein Votum für Fr. H. Jacobi gegen F. W. J. Schelling, gegeben von J. Fr. Fries. Heidelberg, Mohr und Zimmer. 8. 12 ggr. sächs. oder 45 kr. rheinisch.

---

### Civil- und Criminal-Gesetzgebung Frankreichs.

Da nicht nur in den Hanseatischen und angrenzenden Departementen, sondern auch in dem Großherzogthume Berg die Civil- und Criminal-Gesetzgebung Frankreichs nun eingeführt ist, so mag es nicht undienlich seyn, das Publikum auf jene Werke aufmerksam zu machen, — welchen diese Gesetzgebung in die deutsche Sprache übertragen ist.

#### Civil-Gesetzgebung.

1. Code Napoléon, nach dem officiellen Texte von Herrn Daniels, Generaladvocaten bey dem Cassationshofe in Paris, übersetzt, dritte Auflage, welcher 1) alle Gesetze, kaiserl. Decrete, Gutachten des Staats-Raths und Instructionen des Groß-Richters, Justiz-Ministers, wodurch mehrere Verfügungen dieses Gesetzbuches näher bestimmt, oder erläutert werden, 2) alle Statuten und Verordnungen in Betreff der Titel und Majorate, und 3) das kaiserl. Decret in Betreff der Juden beygefügt sind; franz. und deutsch. Text, gr. 8. Schreibpapier à 15 Franken.

Dasselbe Werk bloß Deutsch 3te Auflage à 7 Fr. 50 Ct.

Dasselbe Werk bloß Französisch — à 7 Fr. 50 Ct.

2. Commentare über das Gesetzbuch Napoleons, oder: Gründliche Entwickelung der Discussion über dieses Gesetzbuch im Staats-Rathe, welche die über jeden Artikel gemachten Bemerkungen und die Entscheidungs-Gründe des Staats-Raths, die Bezeichnung der Abweichung vom römischen Rechte, die von dem Cassationshofe erlassenen Urtheile, um den Sinn verschiedener Artikel zu bestimmen, und die besondern Bemerkungen des Verfassers enthält, um mehrere Artikel mit einander zu vereinigen und zu berichtigen, und andern verständlich zu machen, von Jacob v. Malleville, einem der Verfasser des

Gesetzbuchs Napoleons, aus dem Französischen übersetzt, und mit vi
len Erläuterungen, so wie mit allen Urtheilen vermehrt, die üb
wichtige Prozesse in Frankreich erlassen worden sind; von W. B la
chard. 4 Bände, gr. 8. à 32 Fr.

Der Titel dieses wichtigen Werkes zeigt hinlänglich, was man
darin findet. Se. Maj. der König von Westphalen haben die Zu
eignung desselben huldreichst angenommen, und der Justiz-Minist
hat es allen Gerichts-Behörden und Rechtsgelehrten dieses Kön
reichs anempfohen.

3. Code de procedure Civile, aus dem officiellen Texte übersetz
von Herrn Daniels, zweite Auflage, (welcher mehrere kaiserlich
Decrete und Gutachten des Staats-Raths als Erläuterung, so wi
auch die Verordnuugen über die Kostentaxe und die Disciplin de
Tribunäle beygefügt sind.) gr. 8. Franz. und Deutsch à 10 Fr. 54 Ct

Dasselbe Werk bloß Deutsch à 5 Fr. 27 Ct.

Dasselbe Werk bloß Französisch à 5 Fr. 27 Ct.

4. Code de Commerce, nach dem officiellen Texte übersetzt von
Herrn Daniels, dritte Auflage, (welcher die Gesetze, kaiserl. De
crete, Gutachten des Staats-Rathes und Instructionen des Groß
Richters, Justiz-Ministers, wodurch mehrere Verfügungen des
Handlungs-Gesetzbuches näher bestimmt oder erläutert werden, beyge
fügt sind.) gr. 8. Franz. und Deutsch à 7 Fr. 50 Ct.

Dasselbe Werk bloß Deutsch à 3 Fr. 75 Ct.

Dasselbe Werk bloß Franz. à 3 Fr. 75 Ct.

## Criminal-Gesetzgebung.

1. Code criminel de la France, enthaltend 1) le Code d'instruction criminelle, aus dem Französischen übersetzt von Herrn Daniels, nebst den Gesetzen und organischen kaiserl. Decreten über die neue Gerichts-Verfassung und mit angehängten Formularen für Friedensrichter, Polizey-Commissare, Gerichtsschreiber, kaiserl. Procuratoren, Untersuchungsrichter, Maire, Adjuncten, Hussiers, Feld- und Forstwächter und Gendarmen; 2) le Code, penal, übersetzt von H. W. Blanchard, Präsidenten des Cöllnischen Bezirks-Gerichts. 2 B. gr. 8. Franz. und Deutsch à 14 Fr.

Dasselbe Werk bloß Deutsch gr. 8. à 7 Fr.

Dasselbe Werk bloß Franz. à 7 Fr.

2. Commentar über das Criminal-Gesetzbuch von Bourguignon, übersetzt von Carl Zum Bach, Richter des Cöllnischen Bezirks-Gerichts. 2 Thle. à 18 Fr.

Bourguignons Werk ist unstreitig der beste Commentar über die franz. Criminal-Gesetzgebung; es hat in der Originalsprache schon drey Auflagen erlebt.

3. Handbuch für Maire und Adjuncten, Polizey-Commissaire, Municipal-Räthe; von A. Keil, kaiserl. Procurator bey dem Cölln. Bezirks-Gerichte. 2 Bde. Zweite ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. à 15 Fr.

Durch das neue Criminal-Gesetzbuch sind den Mairen und in rer Ermanglung den Adjuncten verschiedene Functionen in Criminal- nd Polizey-Sachen beygelegt; sie sind Hülfsbeamten des kaiserl. rocurators in Ansehung der gerichtlichen Polizey, und Richter in ewissen Fällen der einfachen Polizey; was sie in dieser Hinsicht zu un haben, ist im obigen Werke umständlich auseinander gesetzt, und ie nöthigen Formulare für die in dergleichen Sachen zu machenden rotokolle, Urtheile ꝛc. sind beygefügt. Es ist unnöthig, der Vorzüge i erwähnen, wodurch die Uebersetzungen der französischen Gesetzbücher on Hrn. Daniels sich auszeichnen; die vielen Auflagen derselben eweisen, daß das Publikum den Kenntnissen dieses großen Rechtslehrten hat Gerechtigkeit wiederfahren lassen; es ist bekannt, daß eine Uebersetzungen des Gesetzbuchs Napoleons, des Handlungsgesetzuchs, des Gesetzbuchs über das Criminal-Verfahren, so wie jene es Staatsgesetzbuchs von Hrn. Blanchard durch einen Beschluß er Regierungs-Commission in den Hanseatischen Departementen als fficiel eingeführt worden sind, und daß dieser Beschluß durch den 145. Artikel des kais. Decretes vom 4. Jul. 1811 bestätiget worden ist.

Obige Werke finden sich bey allen soliden Buchhändler und Buchbindern der Hanseatischen Departemente und des Großherzogthums Berg.

---

In der nächsten Leipziger Ostermesse wird von mir im Verlage der Buchhändler Hemmerde und Schwetschke zu Halle erscheinen:

**Ganz neue theoretische und praktische Grammatik der englischen Sprache für die Deutschen.**

Die allgemein anerkannte Brauchbarkeit meiner englischen Sprachlehre, wovon drey Auflagen zu Berlin seit 1794 gedruckt und verkauft worden sind, war für mich eine Aufforderung, diese vierte durch eine gänzliche Umarbeitung zu einer noch größern Vollkommenheit zu bringen. Die ächte, reine und richtige Aussprache, so wie sie nach dem Vorgang des englischen Kanzel- und Parlamentsredners, des Gelehrten und Geschäftsmannes auch der Deutsche haben muß, die genaueste Accentuation der Lautsylbe, vorzüglich des hervorlautenden Buchstabens, die Regeln zur richtigen Wortfügung, Beispiele zur genauen Bezeichnung der Verschiedenheit und Eigenheiten beider Sprachen, kleine Aufsätze zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, um sich mit jenen Eigenheiten noch vertrauter zu machen u. s. w. sind die

Hauptgegenstände meiner neuen Bearbeitung gewesen, und die Kunstrichter mögen einst darüber entscheiden, ob und in wie weit ich mein Ziel erreicht habe. Auch auf die Correktur verwende ich den möglichsten Fleiß, so daß man in dieser Sprachlehre nicht leicht etwas vermissen wird, was das Wesentliche eines englischen Lehrbuchs ausmacht. Jetzt liegt mir nur noch ob, da das Buch einige Jahre gefehlet hat, den Lehrern, welche bisher dasselbe als Compendium gebraucht haben, so wie denen, die es künftig zu ihrem Leitfaden machen wollen, in Namen der neuen Verlagshandlung öffentlich anzuzeigen, daß, da dieselbe ihnen nicht zumuthen kann, für diese vierte veränderte Auflage eine neue Geldausgabe zu machen, solche erbötig ist, sie mit dem Exemplar unentgeldlich zu versehen, welches sie sich unmittelbar oder durch ihren Buchhändler von derselben abfordern lassen können. Uebrigens wird sie für den möglichst wohlfeilen Preis sorgen, und solche zu seiner Zeit öffentlich anzeigen.

Ebers,
Professor zu Halle.

---

Unterzeichneter macht hierdurch, um etwaige Concurrenz zu vermeiden, bekannt, daß Ostern 1812 bei ihm erscheint:

Dr. Fr. V. Reinhards Ansichten und Benutzungen der Sonn- und Festtagsevangelien, aus dessen sämmtlichen über diese Lehrtexte vorhandenen Predigten zusammengedrängt, und mit dessen Genehmigung herausgegeben von E. Zimmermann. 3 Theile. 8.

deren Erscheinung Herr Inspector Petri in der N. Leipziger Literaturzeitung 1811 April, Intelligenzblatt No. 17. Seite 267 ꝛc. gewünscht hat. Auch durch mehrere andere gelehrte Männer, die mir zu diesem Unternehmen ihren Beifall nicht versagten, aufgemuntert, hoffe ich durch Anzeige der Herausgabe dieses Werks diesen Wünschen zweckmäßig und genügend zu entsprechen.

Frankfurt a. M. im Oct. 1811.

H. L. Brönner, Buchhändler.

---

Folgende wichtige Schrift wird nächstens die Presse verlassen:

Kritik des natürlichen Kirchenrechts und der neuesten Verdrehungen desselben für das Interesse der Hierarchie. gr. 8. Germanien.

Man kann vorläufige Bestellung darauf in allen guten Buchhandlungen und bei Tobias Loefler in Mannheim machen.

# Intelligenzblatt 1812.

## Nro. VI.

### Antikritik.

ur Anzeige der Hechtischen Registraturlehre, in den allgemeinen Justiz- und Polizeyblättern v. J. 1810, Nr. 88 und 89.

Nota. Diese Antikritik, obwohl kaum zur Hälfte so lang, als die Recension, welche dazu Anlaß gab, fand in den Justiz- und Polizey-Blättern keine Aufnahme. Nachdem ich aber während einer geraumen Zeit in der Erwartung dieser Aufnahme gestanden war, und nachdem hierauf einer meiner Freunde um Zurückgabe des eingeschickten Manuscripts eben so vergebens, als ich vorher um die Einrückung, bey der Redaktion der genannten Blätter für mich gebeten hatte, sah ich mich genöthigt, den Aufsatz, wenn ich ihn wollte in ein anderes Journal einrücken lassen, nochmals zu fertigen. Eine gewisse innere Abneigung gegen dieß Geschäft, vereinigte sich jetzt bey mir mit einer unglaublichen Menge zufälliger Verhinderungen und Zerstreuungen, um mich von einer Zeit zur andern davon abzuhalten, und so geschah es denn, daß die gegenwärtige Beantwortung nicht früher erschienen ist.

Hr. Brodhag kündigt hierin zugleich eine von ihm selbst entworfene egistraturlehre an, und sucht seiner Ankündigung Eingang zu verschaffen, durch Herabsetzung der meinigen. Seines Verdienstes werde ch mich freuen, und sehr bereit seyn, es öffentlich anzuerkennen. Unterdessen wird mir erlaubt seyn, daß ich mich des von ihm ertheilten ehres bediene, hier vorläufig zu zeigen, wie wenig seine Recension eschickt ist, die Erwartung zu spannen.

Unter den erheblichern Mißgriffen der Recension fiel mir zuerst ie Stelle auf, wo Hr. Brodhag eine gelegentliche, cursori-

sche Einsicht einer Registratur im Allgemeinen für ein zuverlässiges Mittel erklärt, alle Registraturgebrechen an den Tag zu bringen; und sicher hätte dieß Urtheil nicht einem Manne entfallen müssen, der seine Einsichten im Fache des Registraturwesens mit solchem Anspruch angekündigt hat, wie Hr. Br. — Eigentlich kam jene Stelle bloß darum in die Recension, weil Hr. Br. sich herausnahm, bey dieser Gelegenheit der Badischen Gesetzgebung einen Lobspruch beylegen zu wollen; und er hat sich also in Betreff des Registraturwesens zuvörderst als einen sehr unglücklichen Lobredner gezeigt. Von dem Gehalt seines Tadels aber wird man aus Folgendem urtheilen können.

In Ansehung der §. 21. des Versuchs vorgetragenen Geschichte des Registraturwesens bemüht sich Hr. Rec. zu beweisen, daß sie „eine ungleich bessere Stelle als Einleitung zur Theorie würde eingenommen haben“ da sie doch wirklich in der Einleitung und unmittelbar vor dem ersten Abschnitt der Theorie steht.

Bey der §. 1. gegebenen Definition des Worts Registratur ruft Hr. Rec. aus: „Wesentliche Erfordernisse einer Registratur: Menge von Schriften und Register!“ Doch heißt es nirgends von dem Register in dem Versuch, daß es zu einer Registratur wesentlich erforderlich sey; sondern ich sagte §. 1. bloß, daß ohne das Register, die wesentlich nöthige Ordnung nicht füglich zu erhalten sey. Bey einer Sammlung von Papieren halte ich aber eine gewisse Menge derselben um deswillen für einen Umstand, ohne welchen ihnen der Name einer Registratur nicht zukommen kann, weil ohne diese Menge diejenige ordnungsmäßige oder registermäßige Absonderung und Eintheilung der Papiere ungeeignet und zweckwidrig seyn würde, ohne welche meines Erachtens der Begriff einer Registratur gar nicht statt findet. Und hieraus ergiebt sich denn auf die von Hrn. Rec. aufgeworfene Frage: „mit welchem Namen eine angehende Registratur zu belegen sey, bis die Anzahl der Akten sich so vermehrt habe, daß sie dieß Prädikat wirklich verdiene“ die Antwort: Wenn man eine Anzahl von Papieren in so geringer Anzahl, daß eine innere Absonderung oder registermäßige Eintheilung derselben nicht angemessen, sondern für die Absicht der alsbaldigen Vorfindlichkeit eines jeden vielmehr hinderlich seyn würde, eine angehende Registratur nennen wollte, so wäre hier das Wort Registratur im uneigentlichen Sinne und in Beziehung auf das zu nehmen, was die Sammlung eigentlich noch erst werden sollte, und das Beywort angehend müßte dann, als jene Beziehung andeutend, verstanden werden.

Ordnung nennt Hr. Rec., in Ansehung einer Registratur, einen Nebenbegriff; indessen giebt er gleich nachher zu, „daß ein Haufen zerstreut liegender Papiere“ nicht eine Registratur genannt werden kann. Aber gerade deswegen weil eine, ohne irgend einige Ordnung, verwirrt durcheinander liegende Masse von Papieren niemal eine Registratur genannt werden kann, glaube ich, daß Ordnung eine wesent-

liche und charakteristische Erforderniß einer Registratur ist, daß ohne Ordnung eine eigentliche Registratur gar nicht gedacht werden kann, daß also der Begriff der Ordnung sich analytisch aus dem einer Registratur ergiebt und folglich hier kein Nebenbegriff ist.

„Sicherheit der Akten, im ausgedehntesten Sinne (?) und leichte Auffindung im Falle des Gebrauchs" sind nach Hrn. Br. die Haupteriterien einer Registratur. — Allein wem könnte es wohl einfallen, einer Registratur darum ihren Namen absprechen zu wollen, wenn die darin aufbewahrten Papiere in Gefahr geriethen, zu Grunde zu gehen! Auch ist eine Sammlung von Papieren, die man in einen oder zwey Aktenfascikul zusammen getragen hat, wie zweckmäßig auch immer für ihre „leichte Auffindung im Falle des Gebrauchs" gesorgt worden seyn mag, doch allemal noch sehr weit entfernt, im eigentlichen Sinn eine Registratur genannt werden zu können.

Bey dem Ausdruck Gemeine Registraturen zeigt sich Hr. Ree. zweifelhaft, was ich darunter verstanden habe. Dieß hindert ihn aber nicht, bald in der Folge, wiewohl etwas entstellt, den Inhalt der §§. 9. und 11. mitzutheilen, wodurch jene Frage sehr bestimmt beantwortet wird. Bey dieser Gelegenheit urtheilt Hr. Ree. so: Der Ausdruck gemein hat den Ausdruck ungemein zum unmittelbaren Gegensatz; es giebt aber weder Archive noch Registraturen, welche mit diesem Prädikat zu belegen wären: folglich ist der Ausdruck gemeine Registraturen unzulässig. — Schon lange vor Erscheinung meines Versuchs ist der Ausdruck, welcher Hrn. Br. hier so sehr befremdet hat, in den besten Schriften über Archive und Registraturwesen, und namentlich in der, im obengedachten §. 9. eigens allegirten, Oeggs Theorie der Archivswissenschaft, unterscheidungsweise von Archiv- und Archivalregistratur, gebraucht worden. Zu welcher wunderlichen Art sich auszudrücken würde es aber führen, wenn man des Hrn. Ree. Art zu schließen (wobey überdieß hier schon der Obersatz nicht völlig Sprachrichtig ist) auf alle Fälle anwenden wollte, wo das Wort gemein im Sprachgebrauch eingeführt ist; wie z. B., wenn man, nach dieser Consequenz, die Ausdrücke: im gemeinen Leben, das gemeine Volk, der gemeine Soldat u. s. w. durch Gegensätze rechtfertigen wollte. — Von dieser Logik des Hrn. Ree. finden sich aber in seinem Produkt vielfältige Beyspiele, unter welchen die Beweisführung für seinen Beruf, den hin und wieder durchblätterten Versuch zu tadeln, eines der auffallendsten ist.

Aus einer Stelle des Versuchs, worin es heißt: daß die Römischen Classiker nicht leicht von Registratureinrichtung sprechen, scheint Hr. Rec. den Schluß gezogen zu haben, daß ich die Nachrichten über das Registraturwesen der Alten unter dem Wort Registratura aufgesucht habe; wenigstens findet sich in dem Versuch sonst keine Stelle, aus welcher man sich seine sonderbare Belehrung über dieses Wort erklären könnte.

Ganz besonders hält sich Hr. Rec. bey dem in der Ueberschrift des §. 18. befindlichen Worts Classensectionen auf. Wenn er aber von dem ganz kurzen und überdieß in der Einleitung (mit welcher sich doch die Recension einzig beschäftigt, während sie dem Uebrigen nur hin und wieder, durch einzelne Machtsprüche, den Sub bricht) stehenden §. 18. mehr als die bloße Ueberschrift gelesen hätte, so müßte er nothwendig wahrgenommen haben, daß das Wort Classensectionen keinesweges, wie es ihm schien, eine neue Idee in sich schließen sollte, sondern bloß durch einen Druckfehler entstanden ist, und eigentlich, in zwey Worte abgesondert, Classen Sectionen hätte heißen sollen. In dem ganzen Versuch kommt es in jener Zusammenziehung nicht wieder vor; in der voranstehenden Uebersicht oder Wiederholung der Ueberschriften der §§. findet es sich aber §. 18. deutlich, in zwey verschiedene Worte getheilt, abgedruckt.

Von der Entstehung des Versuchs erzählt Hr. Rec. eine Geschichte, die ganz von dem abweicht, was in der Vorrede darüber gesagt wird. An sich selbst ist dieser Umstand sehr unerheblich; aber er hilft doch beweisen, wie wenig Hr. Rec. darauf achtet, ob seine Anführungen richtig oder falsch sind. Oder man müßte denn annehmen, daß dieser Mann nicht im Stande sey, irgend eine Zeile, wie klar auch ihr Inhalt wäre, richtig zu verstehen.

Manches aus dem Versuch theilt Hr. Rec. außer dem Zusammenhange, und so in unrichtiger Beziehung mit; Manches erklärt er für willkührliche Angabe, während ich an keiner der betreffenden Stellen unterließ, mich sehr bestimmt auf das Zeugniß eines oder des andern bewährten Schriftstellers zu berufen. Häufig aber baut er, mit unverkennbarer Unredlichkeit auf die Voraussetzung, daß seine Leser die Recension nicht so genau mit dem recensirten Versuch vergleichen würden. Wenn inzwischen Hr. Rec. bey einer jener Gelegenheiten lehrt, „das Tabularium sey der Ort gewesen, wo die Römer ihre tabulas aufbewahrt hätten" so ist damit noch nicht einmal so viel gesagt, als ob es geheissen hätte, in dem tabulario seyen Schriften aufbewahrt worden; denn bekanntlich wurden unter den tabulis nicht nur geschriebene Verordnungen, Protokolle, Rechnungen, Briefe und sonstige kurze Aufsätze — sondern sogar Gemälde, Zeichnungen, Risse u. d. gl. verstanden; die in dem tabulario aufbewahrten Schriften aber wurden tabulae publicae genannt.

Ueber das Wort Briefbehälter, in der Beziehung, worin es in dem Versuch vorkommt, kann die Etymologie nach dem neuern Sprachgebrauch, woraus es Hr. Rec. erklären will, keinen Aufschluß geben, da man in früheren Zeiten unter Briefen nicht immer genau dasselbe verstand, als dermal; wie solches schon die aus jenen Zeiten auf uns gekommenen Worte: Kaufsbrief, Schuldbrief, Adelsbrief, verbriefen u. d. gl. zeigen. —

Vielleicht der Bemerkungen ſchon zu viele. — Könnte es hier rauf ankommen, Erinnerungen gegen einzelne Sätze, oder auch ge- n die ganze Einrichtung meines Verſuchs zu machen, ſo würde es r leicht fallen, darzuthun, daß ich mir deren bey der Abfaſſung weit dere gemacht habe, als Hr. Br. In das Buch nahm ich auf, was Kampf der Erwägung den Sieg bey mir davon trug. Ich gab ine Anſicht, ein Anderer gebe die ſeinige, das Publikum wähle.

K. Hecht.

---

n Herrn H. L. Sinzheimer, Lehrer der Handlungs- wiſſenſchaft und der höhern Rechenkunde zu Mann- heim.

## Bitte.

In einer Anzeige von der Schwan und Götziſchen Buchhand- ng zu Mannheim hatten wir das Vergnügen, ein Werk über den zimal-Kalkul, abgefaſſet von obgedachtem Herrn Verfaſſer, einem anne, der durch mehrere ſeiner ausgebildeten Subjekte dem kamera- hen und merkantiliſchen Publikum Beweiſe der Trefflichkeit und der wunderungswürdigen Kürze ſeiner Methode darlegte, angekündigt zu en. Da bis jetzt noch zu wenige Bücher erſchienen ſind, woraus der aktiſche Rechner ſolche bedeutende Vortheile ziehen kann; ſo erſuchen r den Herrn Verfaſſer, dieſes angekündigte Werk ſo bald als mög- h erſcheinen zu laſſen.

π . . . .

---

## Buchhändler-Anzeigen.

Die unterzeichnete Buchhandlung benachrichtigt das Publikum, ß der Druck der vor 2 Jahren angekündigten Sammlung von Re- lions-Vorträgen des Hofdiaconus Bommer zu Bruchſal, nun un- züglich anfangen werde. Die Subſcription bleibt noch bis zum Er- einen des Werkes um Johanni offen, und zwar zu 2 fl. 42 kr.; da nachherige Ladenpreis des Werkes 3 fl. 36 kr. ſeyn wird. Die ubſcribenten werden vorgedruckt.

Heidelberg im Mai 1812.

Academiſche Buchhandlung
Mohr und Zimmer.

---

Des zweiten Bandes, 2tes Heft der Annalen der Forſt- und Jagd-Wiſſenſchaft, herausgege- ben von C. P. Laurop, Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. ſo eben erſchienen und enthält:

1) Ueber die zweckmäßige Anlegung, innere Einrichtung und Er- haltung eines Thiergartens ꝛc., von Sr. Durchl. dem regier. Hrn. Fürſten von Leiningen. (Fortſetz.)

2) Ueber den wahrscheinl. Erwartungswerth der Ahornzuckererzeugung ꝛc. von Hrn. Prof. Märten.
3) Forststatist. Nachrichten über die Pyrenäischen Wälder, aus dem franz. von Egerer. (Fortsetz.)
4) Forststatist. Bemerkungen auf einer Reise nach Paris und einem Theil von Frankreich, von Hrn. Oberforstmstr. von Bibra.
5) Ueber die älteste Forstordnung vom Jahr 1144.
6) Auszug aus den Königl. Westphäl. Verordnungen v. 26. Jul. 1811. in Bezug auf die Bildung der beym Forstwesen anzustellenden Subjecte.
7) Recensionnn neu erschienener Forst- und Jagdschriften.
8) Vermischte Gegenstände.

Darmstadt, den 20. Febr. 1812.

Heyer und Leske.

---

In kurzem erscheint bey uns:

Asträä,

eine Zeitschrift für Erweiterung und tiefere Begründung der Rechtsphilosophie, Gesetzpolitik und Politzeywissenschaft, in zwanglosen Heften herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, Rechtsconsulenten in Leipzig. gr. 8.

Es kommt uns weder zu, noch glauben wir es nöthig zu haben, diese, die wichtigsten Gegenstände der Menschheit befassende Zeitschrift mit Lobpreisungen zu begleiten. Der Herausgeber hat sich seit länger als einem Jahrzehend durch seine Deduction des Rechts aus den höchsten Gründen des Wissens (1801.), durch seine Metaphysik des Rechts (1802), und durch seine den Beweis der Nothwendigkeit allgemeiner Landesarmenanstalten zum Gegenstand habende Schrift (1805), wie wir aus den ihr ehrenvollen Beurtheilungen dieser Schriften in der allgemeinen deutschen Bibliothek (Band XCI. St. 1. erstes bis viertes Heft S. 41 ff.), in der Hallischen Literaturzeitung (J. 1803. No. 1.), in den Erfurter gelehrten Nachrichten (1802. No. 4.), in der Gothaischen gelehrten Zeitung (J. 1805. No. 12.), in den Ergänzungsblättern der Hallischen Liter. Zeitung (1810. No. 131.) ersehen haben, die Achtung der gelehrten Welt als tiefer und origineller Denker zu sehr erworben, als daß wir die günstige Aufnahme dieser Zeitschrift bezweifeln könnten. In der allgemeinen deutschen Bibliothek werden z. B. die ersten beyden Werke, „zwey wichtige von philosophischem Scharfsinn sowohl, als einer sehr faßlichen, einfachen und anziehenden Darstellungsgabe ihres Verfassers, die dargestellten Resultate auf eigenthümlichen Wegen findenzeugende Schriften“ genannt, und in den Ergänzungsblättern

lischen Liter. Zeitung wird von der dritten Schrift geurtheilt: „der n, den ihr Verfasser zu einer allgemeinen Landesarmenanstalt ent- fen habe, sey zweckmäßig und jede Schrift wie die nige über einen noch so ganz dunkeln Gegenstand, als die wahre orie des Armenwesens wäre, verdiene die allgemeine fmerksamkeit und den Dank des Publikums.“ Der führliche Plan dieser Zeitschrift, zu deren Beförderung wir vor- ich denkende Rechtsgelehrte auffordern zu müssen glauben, ist in n Buchhandlungen zu haben.

Joachim'sche Buchhandlung in Leipzig.

---

## Pränumerations-Anzeige.

ise in den Kaukasus und nach Georgien, unter- nommen auf Veranstaltung der Kaiserlichen, Aka- demie der Wissenschaften zu St. Petersburg, ent- haltend eine vollständige Beschreibung der Kau- kasischen Länder und ihrer Bewohner. von Julius von Klaproth, Kaiserl. Russischem Hofrathe und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Der Verfasser dieser interessanten Reise, welcher sich in den ren 1807 und 1808 im und am Kaukasus und in Georgien aufge- n, hat uns den Verlag derselben übertragen. Sie erscheint in y Bänden mit drey Charten, und um das Publikum vorläufig iel als möglich mit derselben bekannt zu machen, haben wir einen führlichen Prospectus drucken lassen, welcher zugleich den Inhalt 22 ersten Kapitel angiebt, und der bey uns gratis ausgegeben . Der Pränumerationspreis ist 5 Thlr., und für Exemplare auf m Schreibpapier 6 Thlr. 12 Gr. Der nachherige Ladenpreis der nairen Ausgabe dürfte 8 Thlr. und der auf Schreibpapier 10 Thlr. . Wer auf fünf Exemplare pränumerirt und sich direkt an uns det, erhält das sechste Exemplar frey. Der Pränumerations- in bleibt bis Ende May offen.

Halle und Berlin, im Februar 1812.

Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses.

---

## Auktions-Anzeige.

Den 8ten Juni und folgende Tage soll in Heidelberg eine zum hlaß der sel. Caroline Rudolphi gehörige Bücher-Samm- öffentlich versteigert werden; Cataloge sind zu haben
in Heidelberg, bey Mohr und Zimmer;
in Elberfeld, bey Hrn. H. Büschler;
in Frankfurt a. M., in der Andreaischen Buchhandl. und bey Hrn. J. D. Simon;

in Gotha, in der Expedition des allgem. Anzeigers der Deutschen;
in Nürnberg, bey Hrn. Lechner;
in Leipzig, bey Hrn. Proclamator Weigel;
woselbst auch Aufträge angenommen werden. In Heidelberg hat sich außerdem erboten Commissionen anzunehmen: Hr. Kirchen-Rath Schwarz und Hr. Buchdrucker Engelmann.

---

In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt am Main sind folgende neue Bücher erschienen:

Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen, vorzüglich in den rheinischen Bundesstaaten, herausgegeben von einer Gesellschaft Gelehrten, 2n Bandes, 3s Stück, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Benders (J. Ph.) Materialien zum katechet. Unterricht über die ganze Glaubens- und Sittenlehre, 2 Theile, 8. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Bernstein (J. Theod. Chr.), neue Beiträge zur Wundarzneykunst und gerichtlichen Arzneikunde, 2s Bändchen, 8. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Brands (Jakob) allgem. Weltgeschichte zum Gebrauch öffentlicher Vorlesungen, 6s Heft: Geschichte der zweiten Hälfte des Mittelalters; von den Kreuzzügen bis zu der Entdeckung des vierten Erdtheiles, gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

— — 7tes Heft, der neuern Geschichte 1ste Hälfte, von der Entdeckung des vierten Erdtheiles bis zu dem westphäl. Frieden, gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

— — 8tes Heft, der neuern Geschichte, 2te Hälfte, von dem westphälischen Frieden bis zur Errichtung des franz. Kaiserthumes und den darauf erfolgten Staatenveränderungen, gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Diel (A. F. A.), Versuch einer systematischen Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten, 7s Birnenheft, 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Gleichnisse für Kinder, von einem Kinderfreunde, 1s Hundert, 36 3 gr. oder 12 kr.

Gmelin (Fr. Ludw.), Ueber die Appellation in Concurssachen, nach gemeinen deutschen und würtembergischen Rechte, gr. 8. 6 gr. oder 24 kr.

Jahrbuch für die Geistlichkeit im Großherzogthum Frankfurt, 1r Jahrg. 1812. 8. 10 gr. oder 48 kr.

Klenschrod (G. A.), Abhandlung über die Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsstande, mit Rücksicht auf die rhein. Bundesakte, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Uihlein (Joseph), latein. deutsch und deutsch latein. Wörterbuch, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet, 2 Theile, gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Vorschriften, französische, 24 Blatt, 4. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

# Intelligenzblatt 1812.
# Nro. VII.

## Nekrolog.

### Johann Jakob Griesbach,
gestorben zu Jena am 24. März 1812.

Non omnis mortuus est.

uch in unserm Heidelberg fürchtete man seit einigen Mo- n von Jena her die entscheidende Nachricht, daß ein ehrwürdiges ipt dahin sinke; der gereiftesten Männer aus der vordersten Gene- on und der wenigen Einer, die auch der Jüngere so gerne als sterbild vor sich behalten möchte. Seit dem 24. März schreiben hier mehrere Verehrer und nähere Freunde mit tiefbewegtem Her- um die

Urne
Johann Jakob Griesbachs
Multis ille bonis flebilis occidit!

Je speecieller noch sein Wesen und Wirken Jedem derselben vor Seele steht, desto vollkommener ist des Unvergeßlichen Denkmal. chreiben kann man nur mit allgemeinen Worten. Ihn machte seine ägliche Handlungsweise venerabel und geliebt.

Soviel Solidität in vielseitigen Kenntnissen, in der Urtheils- t, im Charakter, vereinigen sich selten. Noch seltener ist so viel tischer Sinn und Geschäftskenntniß neben dieser Art und dieser e theologischer Gelehrsamkeit. In Griesbach wurde alles dieses durch heitere Amtstreue, durch seinen aus Menschenliebe mitfüh- en Patriotismus und durch einen hausväterlichen Geist der Ord- g in allem, was er unternahm, zur unermüdeten und doch ge- chlosen Thätigkeit so belebt, daß er nicht Pflichten, sondern in der cht nur seinen festen Willen zu befolgen schien.

Treffliche Anlagen, edle Eindrücke auf Geist und Herz, vielsei- wohleingeübte Studienvorbereitungen müssen vorangegangen seyn,

daß wir, Jüngere, in dieser Ausbildung Ihn vor uns sehen konnten. Von dem zu Tübingen gewöhnlich nicht voraneilenden, aber gründlichen Universitäts-Unterricht war Er, ohne Zweifel aus eigner Wahl, nach Halle gegangen; von Reuß zu Semler. Unläugbar war Er in der Kritik, nicht nur des neutestamentlichen Textes, sondern auch des Kanons, in der Dogmengeschichte, in der ganzen Benutzung des kirchenhistorischen Quellenstudiums zur Beförderung der Unpartheylichkeit und Prüfungsfreyheit, selbst auch in der Sonderung des gelehrten Forschens von der Anwendbarkeit auf die Volksreligion, Semlers Lieblingsvertrauter. Und wie verschieden erschienen doch die Wirkungen! Semler war durch rastlose Lebhaftigkeit, durch ein nie gesättigtes Zueilen von Materialien zu Materialien, durch einen fast abergläubigen Haß des Aberglaubens, wohl auch durch Unkenntniß über die Menschen außer der Studierstube, prädestinirt, in allen Fächern der gelehrten Theologie vieles der Verbesserung bedürftiges hart anzuregen, weil nicht fest stand, aus den Fugen zu stoßen, auch glücklich zu ahnen, wo nach der Geschichte und nach dem religiösen Sinn das Wahre liege, aber die Ausfüllungen mehr anzudeuten als einzupassen. Er mußte nicht nur, wie jeder, den das Schicksal so gestellt hat, daß er erst durch Wegräumen hierarchisch geschützter Meinungen für Verbesserung Platz gewinnen muß, in großem Grade heterodox scheinen. Auch die, welche wußten, wo kein Aergerniß zu nehmen sey, gaben doch meist zu, Semler habe mehr eingerissen, als zum Aufbauen beygetragen. Wo viel Schutt abzuräumen ist, werden die Baumaterialien selbst verdeckt.

Von Griesbach darf man sagen, daß er der ganzen Bahn, welche Semler gebrochen hatte, nach all ihren Richtungen aufs neue nachgieng, mit unermeßlicher Belesenheit; und daß er meist, was jene geahnet und angedeutet hatte, richtig fand oder vollends berichtigte. Aber diese Griesbachische Revision war so sehr das Werk einer bis ins vollständigste Detail penetrierenden Urtheilskraft und Umschauung, sie gab, wo sie zum Geben Zeit gewann, die sonst rohe Massen so fein gelegt und gefügt, daß von den für Gründe empfänglichen Ihn wohl keiner je unter die Heterodoxen zählte. Vielleicht hätte man ihn auch allzu ungerne unter die, welche man widerlegen müßte, sich gegenüber gestellt. Ohnehin fühlte man sich, wenn Er auch einen der schwürigsten Hauptpunkte zur öffentlichen Darstellung ausgewählt hatte, mehr überwiesen, als zum Widerspruch gereizt. Denn Wahrheitsforschung behandelte er weder als Apologetik eines stehenden Besitzes, noch als Polemik, oder wie ein Prozeßführen. Schade, daß von dogmatischen Materien hierüber seine Stricturae in locum de Theopneustia die einzige Hauptprobe gaben. Dafür betreffen sie aber schon 1784 — die Prämisse der Prämissen. Auch war es ihm gegeben, ruhig getrost nur so viel auszusprnden, als nach den Fortschritten der Zeit bis zur Unläugbarkeit durchgeführt werden konnte, weitere Aussichten denen vorbehaltend, die erst so weit hinangestiegen seyn würden; wovon einige

gramme über das πνεῦμα 1776, 1777, 1784, dann de Mundo Deo patre condito per Filium 1781. de fontibus, unde Evangelistae suas de resurr. narrationes hauserint 1784. de imagibus Judaicis in epa ad Hebr. 1791. 1792. für die Sachkundigen gen sind. Aber ehe Er auch nur Winke dieser Art gab, hatte Er reits 1779) durch die Anleitung zur gelehrten Kenntniß der popun Dogmatik für die Abscheidung des wichtigeren und bleibenden rgt. Sehr freute Er sich in der Folge von einem andern Freunde nlers durch das Handbuch für christl. Religionslehrer dieselbe noch größerer Wirksamkeit ausgeführt zu sehen.

Späterhin, da mehr von der philosophischen Seite auf die Reonswissenschaft gewirkt wurde, beobachtete Griesbach von dem hellen ndpunkt aus, wohin ein kräftiger Verstand, oder der zum Führer Einzelnen im Gegensatz gegen Aberglauben gar wohl hinreichende sens, auch ohne Systemsphilosophie ihn geleitet hatte. In nt entsprach ihm die Reife und Fülle des Nachdenkens, und das gehen von dem Besten, was bis dahin gedacht worden war; aber Methode, unter alten Formeln einen andern Sinn einzuführen, er für eine zum wenigsten sehr entbehrliche Methodie. In Fichte ete er den rechtlichen Mann so, wie den scharfen Denker hoch. manchem andern Versuch behielt er sich lächelnd vor, was mögsey, zu lernen, wenn erst die kühnen Anfänger sich selbst noch eimal durchgearbeitet haben würden. Untersuchungsfreyheit aber heidigte Er für alle, selbst die akademische Lehrfreyheit, nur mit Wunsch, daß akademische Jünglinge nicht über das allein, wo anstrebende neue Lehrer etwas neues beginnen wollte, sondern vorauch in dem, was bis dahin noch den meisten galt, gründlich bet werden sollten.

Einer eigenthümlichen Reformatorsarbeit anderer Art, welche zum Werk seines Lebens hatte machen wollen und wofür Er in sein auserlesenen Bibliothek lange schon die Quellen-Sammlungen ammen hatte, einer pragmatisch-historischen Beleuchtung des lutischen, aber auch der reformirten, der remonstrantischen, vielleicht der socinianischen Lehrbegriffe, hatte er bereits entsagen müssenchesmal sprach Er davon, wie von einer Lieblingserinnerung, und u sich gleichsam einen Trost daraus, daß wenigstens ein großer il des Plans von einem Glücklicheren würdig ausgeführt sey.

Schon seit 1782 nämlich wurde von Gr. auch das große praktische Talent, welches er für Oekonomie und alles, was zur öffentlichen Erhaltung diente, in sich hatte, immer mehr in Anspruch genom. Er ists, der die eigene Verwaltung der Universität wieder in Ordnung brachte, durch Errichtung des sogenannten Rosengebäudie Revenüen mehrte, und, was noch wesentlicher war, die Möglichkeit anständiger akademischer Unterhaltungen begründete, auch durch nungsinspektion und jährliche Lokalvisitationen der Güter den Be-

ſtand des Ganzen und die ſonſt zerrüttete Zahlung der ordinären Beſoldungen ſicherte. Das Gedeyhen einer Anſtalt, wo ſo viele Jahre hindurch mit ſparſamen Mitteln unter wohlberathener Auswahl und liberaler Behandlung der Lehrer für alle Wiſſenſchaften viel geleiſtet wurde, wie ihr nächſter Hausvater, ohne Privatgewinn, pflegen und helfen, achtete Er, auf die Blüthe der Nachgebildeten hoffend, für nicht wichtiger, als die Luſt, ſeine Wiſſenſchaft ſelbſt zu pflegen. In ein geſchäftsvolleren Wirkungskreis aber ſtellte ihn die Landsſtandſchaft der Univerſität. In kurzer Zeit war das Weimariſche ſein Vaterland, ſeine Kräfte, zum Erwerben und zum Geben, er ſo genau, wie die Familien der Manuſcripte überſchaute, aus denen er eine ſichere Terrainbilance zu ziehen wußte. Lange Jahre hindurch ſah es ein Regent, der Verdienſte zu wägen weiß, mit achtendem Beifall, wenn Griesbach, welcher hiezu meiſt die Ferientage aufopferte, von dem Vertrauen biedrer Mitſtände unterſtützt, vor den Thron trat, und die Frucht mancher Nachtwachen, wohl kalkulirte Vorſchläge, wie das, was die Noth der Zeit gebot, auf die gelindeſte, dem Landeskredit förderlichſte Weiſe herbeyzuſchaffen ſey, mit ehrfurchtsvollem Anſtand rechtfertigte.

So hat der Zeitenſtrom unzählige Stunden hingenommen, in denen Griesbach durch alle Theile der hiſtoriſchen und dogmatiſchen Theologie hindurch ſich verdienſtvoll hätte auszeichnen mögen. Um ſo mehr koncentrirte er mit haushälteriſchem Sinn alles, was er noch erübrigen konnte, auf Vollendung des Fachs, das wahrſcheinlich niemals wieder einen ſolchen Ordner gefunden hätte. Schon die Eine Mühe, welche er zweimal durchmachte, das Chaos von Hülfsmitteln in eine für jeden einzelnen Fall belehrende Ueberſicht zu bringen, hätte den Scharfſinnigſten abſtumpfen mögen. Seine Urtheilskraft fand aus dieſem Detail ſelbſt immer klarer die leitenden Grundſätze für das Ganze. Eben deswegen beruhen ſie nicht auf leicht beweglichen Muthmaßungen aus dem, was etwa wohl unter andern Umſtänden *factiſch hätte* werden können. Sie ſind aus der vollkommenſten Erwägung deſſen, was in dieſer Sache vorliegt, hervorgegangen, *und* man darf die Grundlagen für immer vollendet nennen. Leicht mag man es jetzt vergeſſen, welches Schwanken, welches Jagen und Treiben ſonſt ſogar über klaſſiſche Stellen des Neuen Teſtaments, wenn ſie kritiſch zweifelhaft waren, alle Augenblicke ſich erneuerte. Das wahre Verdienſt bringt gerade ſich ſelbſt in Vergeſſenheit. Die Griesbachiſche Behandlung hat ſelbſt über 1. Joh. 5, 7. und alle ähnliche ſonſtige Schibboleths auch bey denen, die ein anderes Reſultat wünſchten, nicht nur die beruhigendſte Evidenz bewirkt. Das wichtigſte iſt, daß ſie dieſe Knoten ganz nach eben den Geſetzen löſete, welche in dem ganzen kritiſchen Gebiet immer mehr ſich bewährt haben. Sprach man ſonſt von *theologiſcher* Kritik, ſo ſchien dies Beywort wie ein augur augurem videns zu wirken. Durch Griesbach iſt die theologiſche Kritik im ganzen Umfang ähnlicher Arbeiten über das Alterthum die

begründetste geworden; wie zu gleicher Zeit durch und seit Eichhorn über die höhere Kritik des Alten Testaments vorurtheilsfreye Einsichten verbreitet wurden, die an Bündigkeit und Evidenz keiner andern Forschung der philologischen Kritik nachstehen. Hätte doch Griesbach auch noch das, was er zur höheren Kritik des Neuen Testaments — ebenfalls nicht wie einen Fund, sondern als einen aus dem detaillirtesten Erwägen aller Daten erhobenen Schatz — aufgespürt hatte, eben so klar, wie seine durch Bearbeitung der Synopsis über die Evangelien entstandene Entdeckung von dem Ursprung des Markusevangelium, darlegen können!

Und diese durchdringende, vorherrschende Urtheilskraft, welche aus einem sonst so erschöpfenden Studium sich selbst vielmehr schärfte, war in jedem Verhältniß für Andere nur belehrend, nie drückend. Wie Er öffentlichen Widerspruch nur zur Aufklärung der Sache benutzte, ist bekannt. Durch den scharfsinnigen Hug zu wiederholten Untersuchungen veranlaßt zu seyn, gab ihm eine seiner letzten literarischen Freuden und Entdeckungen. Commentar. critic. Partic. II.

Aber auch, da seinen kritischen Arbeiten das Schicksal einen Gegner gegeben hatte, welcher die Geduld selbst hätte ungeduldig machen mögen, erwiederte Griesbach die ganze Plage durch die unsäglich mühsame Wohlthat, die rudis indigestaque moles desselben, zum Gewinn für die Sache, brauchbar zu machen. So oft Er hingegen glaubte, daß dem Wißbegierigen bereits der Akten genug zum Urtheil vorliege, schwieg er ganz.

Oeffentlich aber handelte Er so, nur weil es immer seine Handlungsweise war. Im Wissenschaftlichen ohnehin konnte man nicht nur des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, sondern auch davon gewiß seyn, daß man von ihm auch über die schwierigsten Punkte, wie dies im theologischen Umgang mit Storr ebenso der Fall war, ganz gehört, ganz verstanden wurde. So aber auch sonst. Er war ein College, von welchem man in den delikatesten Angelegenheiten mit Offenheit dissentiren konnte. Seine Ueberzeugung war so stark, wie sein Scharfsinn. Auch machte Er sie geltend, so lange eine Sache nicht entschieden war. Wurde aber auch anders entschieden als er wünschte, so war nicht nur keine Spur von Unwille gegen den Andersdenkenden zu entdecken Er selbst beförderte, was durch die Entscheidung rechtlich geworden war, wenn er es irgend für nützlich halten oder zum Besten wenden konnte, eben so, wie wenn er davon der Urheber gewesen wäre. Und nicht einmal Resignation schien dies ihn zu kosten. Es ging in dem großmüthigen Mann aus der Achtung hervor, die er für redliche Ueberzeugung gegen Alle, zuerst von sich selbst, verlangte.

Ueber Fälle dieser Art mag er nicht selten auch verkannt worden seyn, besonders weil sein Urtheil über Personen weit nachgiebiger,

als über Sachen war. Und wie selten ists, daß Männer durch offene Erklärungen gegeneinander sich selbst, wie man sollte, ihrer Mißverständnisse unpartheyisch entledigen! Aber wer Ihn unter dergleichen seltenen Charakterproben kennen lernte, ruft, auch nach langer Entfernung, über seinem Grabe gerne aus:

Hier haben
Sie einen biedern Mann begraben;
Und Mir — war Er mehr!

Ehrwürdig mußte nach allem diesem Griesbach viel mehrern seyn, als Er wußte. Auch konnte man es in seiner Nähe wohl für einen Probierstein ansehen, wenn je einige, die Ihn kennen konnten, dieser Hochachtung gegen Ihn entgegen arbeiteten. Leichter aber hätte dieser ernste, selbstständige Verstand scheinen mögen, der Liebe, der Freundschaft wenig zu bedürfen.

Und doch lebte Er, wie verdoppelt, in der Zärtlichkeit und Theilnahme seiner, für Ihn geschaffenen Gattin, in vertrauterer Annäherung gegen die, welche Ihm vertrauten, in erheiternder Aufnahme so vieler Fremden, und im regelmäßigen Besuchen öffentlicher, geselliger Vereinigungen, welche die Lehrer der Universität collegialischer, und die Studierende mit Frohsinn der akademischen Anstalt ergebener machen konnten. Zwey einzige Züge könnten schon über ihn entscheiden: In jeder erübrigten Minute war er Freund der offenen Natur! und: Noch als Greis war Er Jugendfreund! Wie mancher Jüngling erinnert sich gewiß, so lange er lebt, wie sein freundlicher Blick in jeder Erholungsstunde die um Ihn versammelten erheiterte, während die wenigsten wußten, daß er oft selbst bedeutende körperliche Schmerzen kaum verbeißen konnte.

Noch vor zwey Jahren hatte die Sehnsucht, mit vielen Lieben der Reihe nach noch einmal der frühern Zeiten sich zu erinnern, großen Einfluß auf eine bis an die Ufer des Zürchersees gewagte Gesundheitsreise. Er sah noch einmal die indeß fast neu gewordene Musenstadt, die vor beynahe fünf Decennien ihn aufgenommen hatte und wo er jetzt einen Ihm in vielen Rücksichten gleichen Jugendfreund nach Verdienst ausgezeichnet, und zugleich einen als Sohn geschätzten Zögling Seines Hauses als akademischen Collegen, umarmen konnte.

Auch hier in Heidelberg drückten Ihm, nebst andern Verehrern, die von Jena aus verbundenen, Voß, Thibaut, Heise, Creuzer — ich damals noch zu Nürnberg — die Hand; ach! zum letztenmal. Nur Er selbst wußte das Trübe zu erheitern, das sich in die scheidenden Blicke mischte. Er erstieg die herrlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses und faßte die Freude der mahlerischen Aussicht mit dem offenen Sinn, mit dem er einst England und Frankreich besucht hatte. Auch auf die alte Burg von Nürnberg ließ er sich noch gerne hinaufführen. Sein Blick verweilte auf Dürers Karl dem Großen,

einem Bild, das diesen herrischen Hausvater unter den Monarchen stattlich darstellt; noch mehr aber ruhte er mit sichtbarer Theilnahme auf der hohen weiten Uebersicht der alten, wohlthätigen, selbstständigen Bürgerstadt, die, wenn man ein Jahrtausend zusammenfaßt, wohl ein Griesbach unter den deutschen Städten zu nennen seyn möchte.

Neugestärkt kehrte der Greis zu seinem Tagewerk zurück; und erfüllt hat Er noch einmal im ganzen Umfang seines Geschäftskreises, was man Ihm fast zum Emblem geben mußte: Imperatorem oportet stantem mori! Langsam und nur unter schmerzlichen Kämpfen konnte die starke Natur unterliegen. — Sein Andenken bleibe, wie sein eigener Denkspruch: Ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ.

H. E. G. Paulus.

---

## Auktions-Anzeige.

Den 8ten Juni d. J. und folgende Tage soll in Heidelberg eine zum Nachlaß der sel. Caroline Rudolphi gehörige Bücher-Sammlung öffentlich versteigert werden; Cataloge sind zu haben

in Heidelberg, bey Mohr und Zimmer;
in Elberfeld, bey Hrn. H. Büschler;
in Frankfurt a. M., in der Andreaischen Buchhandl. und bey Hrn. J. D. Simon;
in Gotha, in der Expedition des allgem. Anzeigers der Deutschen;
in Nürnberg, bey Hrn. Lechner;
in Leipzig, bey Hrn. Proclamator Weigel;

woselbst auch Aufträge angenommen werden. In Heidelberg haben sich außerdem erboten Commissionen anzunehmen: Hr. Kirchen-Rath Schwarz und Hr. Buchdrucker Engelmann.

---

Folgende aufs beste conditionirte Pracht- oder sonst kostbare Werke sind bey Buchhändler Braun zu Heidelberg gegen großen Rabat des beygesetzten Ladenpreises an den Bestbietenden auß freyer Hand zu verkaufen.

Bayle dictionaire historique et critique. 4 Bände. gr. Fol. ganz Frzb. Basle 1741. 33 fl.
Brucker historia philosophiae critica. 5 Tomi. (sine Supplemento) in neuen Halbfranzbd. 33 fl.
Adelungs Geschichte der Philosophie. 2 Thle. 6 fl. 12 kr.
Tiedemanns Geschichte der Philosophie, 7 Thle. 19 fl.
Buhle Geschichte der neuesten Philosophie. 5 Bände. 22 fl.

Leſſings ſämmtliche Schriften, Berlin bey Voß. 32 Halb-Franzbände. 82 fl.

Markards Beſchreibung von Pyrmont; auf Velinpapier, prächtig gebunden. 16 fl.

Die große Charte vom Rheinſtrome, von 11 Folioblättern, auf grüne Leinwand zum Zuſammenlegen gezogen. 49 fl.

Kleins Leben und Bildniſſe großer Deutſchen; 3 Thle, in Royalfolio mit prächtigen Kupfern. 45 fl.

Unterhaltungen über die Naturgeſchichte, mit 500 ausgemahlten Kupfern. 13 Bde. 66 fl.

Schröckhs Lebensbeſchreibungen, 8 Thle komplet. 24 fl.

Forſters Reiſe um die Welt, von 1772 bis 1775, 2 Bände, gr. 4. mit prächtigen Kupfern. Berlin 1770. 12 fl.

Heinrichs teutſche Reichsgeſchichte, 7 Halbfrzbde. 33 fl.

Ciceronis Opera edit. Cliveti tertia emendatissima; die beſte prächtige Ausgabe in 9 groß Quartbänden. 44 fl.

Struv Bibliotheca historja litteraria ed. Jugleri, 3 Vol. 8. Jena 1763. 12 fl.

Sachs Geſchichte von Baden. 4 Thle. 11 fl.

Krug, Syſtematiſche Encyklopädie aller Wiſſenſchaften. 2 Theil. 3 fl. 45 kr.

Les lois civiles dans leur ordre naturel, par Domat. gr. Folio. Franzbd. 12 fl.

Gesneri thesaurus eruditionis Scholasticae. Lips. 1740. Grosfolio. 4 Bnde. 33 fl.

Bouginé, Handbuch der Literargeſchichte. 5 Hlbfrzbde. gr. 8. 15 fl.

---

In der Andreäiſchen Buchhandlung zu Frankfurt am Main

iſt erſchienen:

Archiv für das katholiſche Kirchen- und Schulweſen, vorzüglich in den rheiniſchen Bundesſtaaten. Zweiten Bandes, drittes Stück, gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Inhalt:

I. Ueber das Verwaltungsrecht der Kirchengüter.
II. Geſchichtliche Darſtellung des Zehendweſens in Teutſchland.
III. Skizze einer Geſchichte über die Entſtehung der geiſtlichen Kleidung.
IV. Feier der erſten heil. Kommunion der Kinder in O.
V. Ueber die Vereinigung katholiſchen und proteſtantiſcher Gymnaſien. Mit einem Anhange.
VI. Ueber das Herzoglich-Naſſauiſche Schullehrerſeminarium zu Idſtein.
VII. Verordnungen, Rezenſionen und Miszellen.

Von den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur erscheinen nach der nunmehrigen Einrichtung wöchentlich 1 ½ Bogen, oder eine Woche zwey und die andere Ein Bogen, die Intelligenzblätter ungerechnet, und werden regelmäßig durch die hiesige löbl. Zeitungsexpedition an alle löbl Postämter versendet. Monatlich wird das Journal durch die Buchhandlungen geheftet ausgegeben. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist in Sachsen und Norddeutschland 5 Reichsthaler und in den Rheinischen und Süddeutschen Ländern 5 fl. Vorausbezahlung.

Das Intelligenzblatt nimmt litterärische Bekanntmachungen und Buchhändler-Anzeigen auf gegen die Insertionsgebühren von 1½ Gr. oder 6¾ Kreuzer für die aus kleiner Schrift gedruckte Zeile.

## Inhalt.

S.

1) J. G. v. Herder's sämmtliche Werke. Von C. J. W—n. (Fortsetzung und Beschluß.) ..... 417
2) Archiv für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums von B. T. Gönner. B. IV. H. 1. ..... 449
3) Leben des C. Julius Cäsar von A. G. Meißner. Th. 3. bearbeitet von J. C. L. Haken. Von Fn. .. 461
4) Astronomie von J. G. F. Bohnenberger. ..... 465
5) Epitome Elementorum Astronomiae sphaerico-calculatoriae. Auctore Joanne Pasquich. ..... ib.
6) Grundriß der gesammten Astronomie, von J. Schön. .. ib.
7) Kosmographische Entwickelung der vornehmsten Begriffe und Kenntnisse zur Benutzung der künstl. Himmels- und Erdkugel. Von H. H. Voigt. ..... ib.
8) Die vornehmsten Lehren der Astronomie. Von H. W. Brandes. ..... ib.
Fortsetzung der Recens. dieser astronom. Schriften. 481
9) Die Elegieen des Jeremias in Griech. Versmaaß. Von —e. 479
10) Chrestomathia patristica adorn. a J. C. G. Augusti. Von H. E. G. P. ..... 487
11) Tataris oder das befreiete Schlesien von P. J. Kannegießer. Von Fn. ..... 493
12) Histoire des sectes religieuses par M. Grégoire. T. I. II. Von H. E. G. P. ..... 497
13) Das Verfahren der Gerichts- und Hülfs-Polizeybeamten u. s. w. Von F. J. Deville. Von X. ..... 509
14) Kurze Darstellung des theol. Studiums v. F. Schleiermacher. Von S. ..... 513
15) Theologische Encyclopädie. Von D. J. E. C. Schmidt. Von dems. ..... ib.

Princeton University Library
32101 064061490